This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

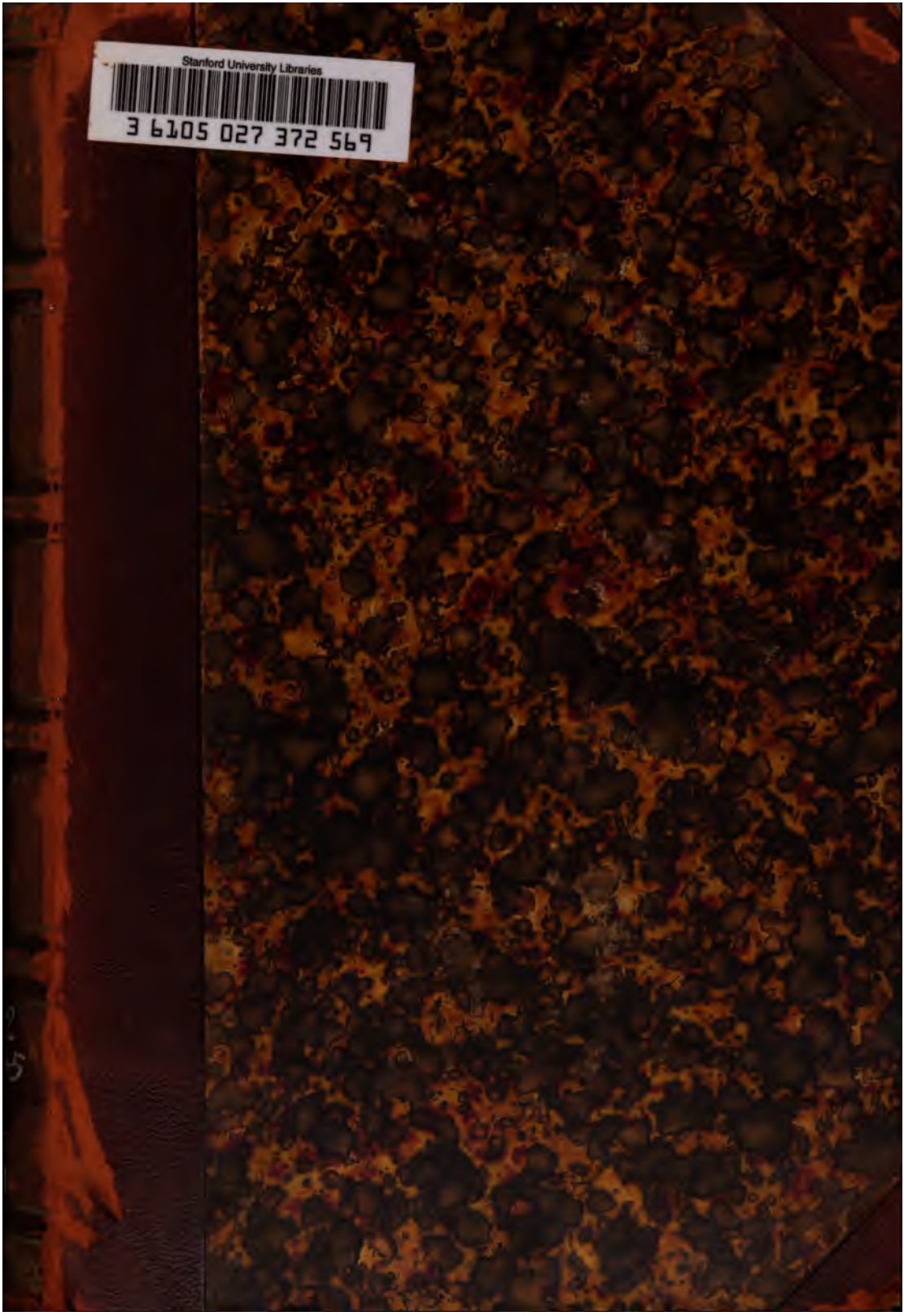
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

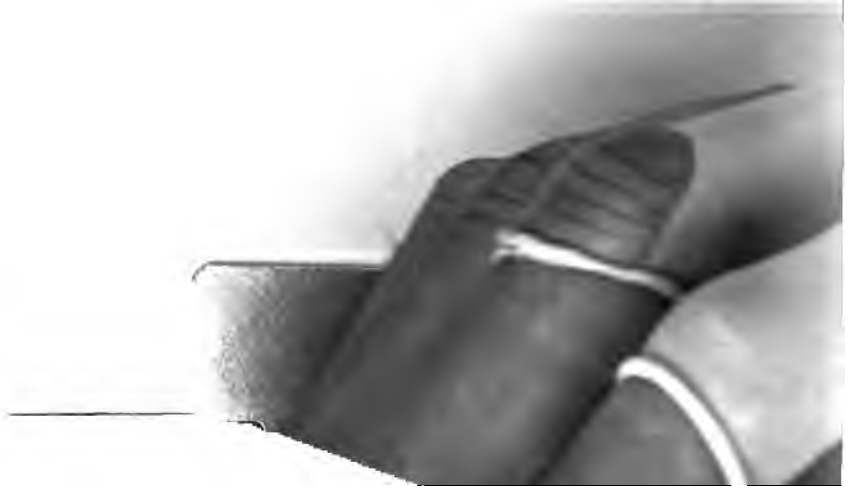
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Stanford University Libraries
3 6105 027 372 569

THE
WEBSTER COLLECTION
OF
SOCIAL
ANTHROPOLOGY
–
Homo sum, humani nihil a me alienum puto
–
ESTABLISHED BY
HUTTON WEBSTER
CLASS OF 1896
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
WINIFRED FRY WEBSTER
CLASS OF 1898



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Die

Völker der Südsee.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Theodor Waitz

Profeſſor der Philoſophie zu Marburg.

Erſtes Heft.

Die Malaien.

Mit einer Karte.

Leipzig, 1865.

Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Fünfter Theil.

Mit drei Karten.

Leipzig, 1865.

Friedrich Fleischer.

572
W145
cop. 3
702283

STANFORD LIBRARY

Vorrede.

Der fünfte Band der Anthropologie von Waitz soll in einzelnen Heften ausgegeben werden, deren erstes die Schilderung der Malaien enthält, wie sie der Verfasser noch kurz vor seinem Tode vollendete. Die Polynesier und Melanesier werden in den folgenden Heften abgehandelt werden. Waitz hatte für beide Völkerstämme die Vorarbeiten schon abgeschlossen; eine genauere Einsicht aber in die Manuscripte zeigte mir als durchaus nothwendig, die Hauptwerke, welche er als Quellen benutzt hat, selbständig durchzuarbeiten, um jene meist nur kurzen Notizen richtig gebrauchen zu können; auch mußten die seit dem Tode des Verfassers neu erschienenen einschlagenden Werke noch eingearbeitet werden. Dadurch und weil meine Zeit durch Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommen ist, würde sich, wenn ich erst den ganzen Band hätte vollenden wollen, die Herausgabe sehr verzögert haben, und so erscheint zum Zeichen daß das ganze Werk weitergeführt wird, was schon fertig dalag vorläufig als Einzelheft.

Dem Reſt des Bandes wird gleichfalls eine Karte beigegeben werden, welche Oceanien umfaßt, ſowie man auch daſelbſt das Verzeichniß des Inhalts und der Literatur finden wird. Ich hoffe bis zum nächſten Sommer die Arbeit vollenden zu können.

Magdeburg, den 3. Aug. 1865.

Dr. Georg Gerland,
Lehrer am Kloſter U. l. Fr. zu Magdeburg.

Das weite Gebiet welches ſich von Malakka und den Andamanen im Weſten bis zur Oſterinſel und von den Sandwichinſeln im Norden bis nach Neu Zealand und Tasmanien erſtreckt, zerfällt in Rückſicht ſeiner Bevölkerung in zwei Hauptgruppen. Die eine derſelben, von ſchwärzlichen oder wenigſtens dunkelfarbigen Menſchen mit krauſem oder wolligem Haar bewohnt und daher häufig Melaneſien genannt, umfaßt das Feſtland Auſtralien nebſt Tasmanien und die lange Reihe von Inſeln welche ſich im Nordoſten dieſes Continentes in der Form eines nach Süden gekrümmten Bogens von Neu Guinea bis nach Caledonien hinziehen; die andere, deren Bevölkerung meiſt von hellerer Farbe und ſchlichthaarig iſt, wird einerſeits durch die Inſeln des oſtindiſchen Archipels oder die eigentlichen Malaienländer, anderſeits durch Polyneſien gebildet, deſſen äußerſte Glieder die Marianen, die Sandwichinſeln, die Oſterinſel und Neu Zealand ſind.

Die Völker der beiden zuletzt genannten Abtheilungen, des oſtindiſchen Archipels und Polyneſiens, nennt man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die malaiiſche Raçe, obgleich der Name „Malaien“ genau genommen und urſprünglich nur dem Volke zukommt das die Europäer auf der Halbinſel von Malakka und in einem großen Theile von Sumatra als einheimiſch vorfanden als ſie zum erſten Male dieſe Gegenden beſuchten, das auf den meiſten der größeren oſtindiſchen Inſeln Kolonien gegründet, ſeine Sprache durch Betriebſamkeit im Handel zur allgemeinen Verkehrsſprache in dieſen Meeren zu machen gewußt hatte und ſeit noch nicht langer Zeit zum Islam bekehrt, alle heidniſchen Stämme mit denen es in Berührung gekommen war, damals beherrſchte oder doch einen überlegenen Einfluß auf ſie geltend machte. Eine genauere Kenntniß hat ſpäter ergeben daß dieſes Volk, obgleich weit höher civiliſirt als die meiſten ſeiner Nachbarn und auch äußerlich von vielen

derſelben ſehr verſchieden, nur ein einzelnes Reis eines großen Stammes iſt, deſſen Zweige ſich über den ganzen oſtindiſchen Archipel verbreiten; man war von da an berechtigt dieſen Archipel als das Land der Malaien zu bezeichnen, wenn auch die letzteren nicht deſſen ausſchließliche Bevölkerung ausmachen, und nachdem W. v. Humboldt u. Buſchmann den Beweis geliefert hatten, daß die Hauptſprachen Polyneſiens mit denen der Malaien ſtammverwandt ſeien, durfte man auch die Südſeeinſulaner zur malaiiſchen Raçe zählen. Verdankte dieſer Name die Ausbreitung die man ihm gab, urſprünglich der zufälligen Veranlaſſung daß die Europäer das gebildetſte Volk der ganzen Familie zuerſt kennen lernten, ſo war es nur zu natürlich daß man zugleich in den Irrthum verfiel, jenes Volk der Malaien ſei als der wahre Typus und wohl ſogar als der urſprüngliche Stamm zu betrachten aus welchem die verwandten Völker erſt hervorgegangen ſeien. Sprachliche Unterſuchungen widerlegten dieſe Meinung: die Sprachen der Südſeeinſeln beſitzen den urſprünglicheren Typus und haben den mehr alterthümlichen Bau bewahrt, ſie ſind in keinem Falle aus den cultivirteren, phonetiſch und grammatiſch reicheren Malaien-Sprachen entſprungen (Humboldt I p. III, 217, 308), nur darf man aus dieſem Umſtande nicht etwa die Folgerung ziehen daß der indiſche Archipel ſeine Bewohner aus der Südſee erhalten haben möge, vielmehr iſt das Gegentheil allein wahrſcheinlich: die Polyneſier ſind auf einer Bildungsſtufe in Folge ihrer Iſolirung lange Zeit ſtehen geblieben, über welche ſich ihre weſtlichen Stammverwandten zum großen Theil erhoben haben.*

Der einzige namhafte Gegner dieſer Anſichten iſt Crawfurd. Er hatte früher die Behauptung vertreten daß ſich in alter Zeit die Sprache eines civiliſirten Volkes das wahrſcheinlich auf Java zu Hauſe geweſen wäre über die rohen Urbewohner der Südſee verbreitet habe; dieſe angeblich ſpäter ausgeſtorbene Sprache nannte er die polyneſiſche und glaubte die gemeinſamen Elemente in den Sprachen der Südſee als Reſte derſelben anſehen zu dürfen, während er ihre Verſchiedenheiten auf den ur-

* Wir dürfen hier nicht verſchweigen daß Buſchmann (36 ff.) indeſſen die phonetiſche und grammatiſche Armuth der polyneſiſchen Sprachen geneigt iſt einer Depravation, einer Abnahme ihrer früheren Lebenskraft zuzuſchreiben, da ſie nur noch hier und da Spuren einer älteren vollkommneren Bildung darböten, die ſich im Malaiiſchen noch zeige, doch hält er dieſe Erſcheinungen für zu vereinzelt als daß ſich mit Sicherheit aus ihnen ſchließen ließe ob die vollkommneren Formen wirklich älter als die unvollkommneren ſeien oder umgekehrt.

sprünglichen eigenen Sprachantheil der Urbevölkerung zurückführen wollte. Dieser künstlichen Hypothese hat Marsden (Misc. 15) die weit einfachere und natürlichere entgegengehalten, daß jene gemeinsamen Elemente vielmehr der gemeinsamen Ursprache der Polynesier selbst angehörten, die nicht ausgestorben sei, sondern sich nur mit Zeit und Ort vielfach verändert habe, denn daß die Polynesier in ältester Zeit eine größere Anzahl unter sich verschiedener Sprachen geredet hätten als späterhin, läßt sich durch nichts wahrscheinlich machen. Crawfurd's neuere Ansicht (Journal II, 191, 212 ff.) steht mit seiner früheren in auffallendem Gegensatz — ein Umstand der an und für sich schon kein großes Zutrauen zu ihr einflößen kann: er glaubt die bisher angenommene Stammverwandtschaft sowohl der Hauptvölker des ostindischen Archipels unter sich als auch mit den Polynesiern ganz verwerfen und die malaiischen Wörter die sich in ihren Sprachen finden für fremdes, nur von außen in sie aufgenommenes Gut erklären zu müssen. Es gelte dieß, meint er, von den Sprachen der Bugis und Celebes und der Tagalen auf Luzon; die von Madagascar welche man für eine malaiische ausgegeben habe, sei eine Negersprache, und es lasse sich zeigen daß die Anzahl der malaiischen Wörter welche in andere Sprachen übergegangen seien, immer in demselben Verhältniß abnehme in welchem man sich von dem Mittelpunkte des malaiischen Lebens selbst, von Malakka und Java entferne; auch lasse sich nicht behaupten daß diese Sprachen für die einfachsten und nothwendigsten Gegenstände gemeinsame Wörter besäßen, sondern vielmehr für Begriffe die auf eine gewisse Civilisation schließen ließen.

Der letzte Punkt würde vom größten Gewicht sein, wenn Crawfurd sich nicht genöthigt gesehen hätte unter „Begriffen die eine gewisse Civilisation verrathen" solche zu verstehen die sich mit Ausnahme einiger äußerst rohen Horden bei allen Völkern der Erde finden. In den polynesischen Sprachen sind z. B. (nach Crawfurd a, 358) mit malaiischen Wörtern benannt, zwar nicht die wenigen Hausthiere welche die Südseeinsulaner besaßen, aber Yams, Cocospalme, Zuckerrohr, ferner die Zahlwörter, dann die Ausdrücke für Bret, Dachung, Kamm, Axt, Netzmasche, Leiter, Bogen, Jahr, Häuptling. Und daraus schließt Crawfurd sonderbar genug daß die Polynesier einige Bildung erst von den Malaien erhalten hätten! Daß diese letzteren, welche gegenwärtig von der Existenz der Südseevölker gar keine Kunde haben, in vorhistorischer Zeit dort ausgedehnte Eroberungen gemacht, Kolonien gegründet und leb-

haften Handel getrieben hätten, was Crawfurd freilich annehmen muß, dafür giebt es auch nicht den Schatten eines Beweises. Man würde kaum begreifen was die Malaien hätte bewegen sollen ihre gesegneten Länder zu verlassen um eine Menge armer kleiner Inseln zu erobern oder ihnen Handelswaaren zuzuführen, und fast noch wunderbarer wäre es daß ihr Einfluß sich bis zu den Sandwichinseln auf der einen und bis nach Neu Zealand auf der anderen Seite, ja bis zur Osterinsel ziemlich gleichmäßig verbreitet hätte.

Daß die Menge gemeinsamer Wörter bei Völkern die einander näher wohnen größer ist als bei entfernteren, ist eine Erscheinung die man überall zu finden erwarten wird, mögen diese Völker einander stammverwandt sein oder nur in vielfachem Verkehr miteinander gestanden haben: jedenfalls läßt sich davon kein Grund gegen Stammverwandtschaft hernehmen. Was aber gegen Crawfurd's Ansicht vor Allem Bedenken erregt, besteht darin daß er sich fast ausschließlich auf sprachliche Gründe stützt, ohne jedoch selbst Linguist zu sein. Daß eine bloße Zählung von gleich oder ähnlich lautenden Wörtern neben einiger Kenntniß des grammatischen Baues der Sprachen nicht hinreicht um ein Urtheil über die Verwandtschaft derselben zu begründen, ist eine wenigstens in Deutschland von den Sprachforschern allgemein anerkannte und häufig ausgesprochene Wahrheit; es wird dazu vielmehr die genaue Untersuchung der Lautgesetze und des gesammten Sprachstoffes in grammatischer und etymologischer Hinsicht erfordert. Einer solchen Aufgabe ist nur gewachsen wer eine besondere Schule dafür durchgemacht und sich durch eigenthümliche Vorstudien die Fähigkeit dazu erworben hat; Sprachenkenntniß für sich allein genügt dazu keineswegs; daher scheinen uns die von W. v. Humboldt und Buschmann gewonnenen Resultate auf diesem Gebiete ungleich größeres Vertrauen zu verdienen als die allerdings in ihrer Art sorgfältigen und verdienstlichen Untersuchungen Crawfurd's.

Aus demselben Grunde vermögen wir auch den von Logan (Journal V, 226 ff.) aufgestellten Sprachklassen und dem von ihm mit sprachlichen Gründen unterstützten Satze (ebend. VI, 654) kein Gewicht beizulegen daß seit der ältesten Zeit das Becken des Ganges und ein großer Theil von Hinterindien von Völkern bewohnt sei die den Malaio-Polynesiern verwandt wären, obgleich man gebildete Bugis gefunden hat die behaupteten daß viele der ostindischen Inseln ihre Bevölkerung

urſprünglich von Siam und Cambodja erhalten hätten und daß die Sprache von Cochinchina nur ein Dialekt ihrer eigenen Sprache ſei (Dalton bei Moor 46). Die linguiſtiſche Unterſuchung iſt bis jetzt mit Entſchiedenheit bei dem Satze ſtehen geblieben daß die Malaien-Sprachen keine Verwandtſchaft zu den einſilbigen Sprachen Hinterindiens beſitzen und daß ſie denen des aſiatiſchen Feſtlandes fremd ſind. Häufig zwar und mit unzweifelhaftem Rechte hat man die phyſiſche Aehnlichkeit der Malaien mit den Indochineſen in Siam Birma und Cochinchina hervorgehoben; will man aber nicht ſo weit gehen etwa mit Pickering (The races of man 105 ff. 134) außer den Bewohnern der Maldiven* die ethnographiſch zu Vorderindien gehören (Linſchotten bei de Bry II, 39, Owen im J. R. G. S. II, 88, Journal R. As. Soc. VI, 42), auch die Japaneſen Californier Mexikaner und andere amerikaniſche Völker zu den Malaien zu zählen um ſolcher Aehnlichkeiten willen, ſo ſieht man ſich genöthigt die Sprachgrenze welche den indiſchen Archipel vom Feſtlande ſcheidet zugleich als Grenze der Raçe anzuerkennen. Auch die Sage der Javaner, daß die erſten Bewohner ihrer Inſel Siameſen geweſen ſeien (de Barros bei Raffles I, p. XXI), wird unſer Urtheil über dieſen Punkt nicht ändern können. Es ſpricht ſich in ihr nur die Neigung aus die eigene Abſtammung auf ein bedeutendes mächtiges Volk zurückzuführen, wie wir dieß hier ſo häufig finden. Wollen doch die Javaner nach einer andern Tradition ſogar zu Schiffe vom Rothen Meere hergekommen ſein längs der Küſte von Vorderindien das damals noch mit den Inſeln zuſammengehangen habe (Raffles II, 65). Die letztere Vorſtellung daß Sumatra und Java und die oſtindiſchen Inſeln überhaupt einmal zuſammen einen Continent gebildet hätten und in nicht ſehr ferner Zeit — Hageman (I, 11) giebt der Sage nach das 13. Jahrhundert dafür an — erſt auseinander geriſſen worden ſeien, tritt in der javaniſchen Sage oft hervor, aber die geologiſchen Verhältniſſe jener beiden großen Inſeln und die Verſchiedenheit ihrer Fauna laſſen auch dieß als Fabel erſcheinen (Zollinger in Tydschrift 1847, I, 33). Wir ſehen daraus deutlich genug wie geringes Zutrauen die einheimiſchen Traditionen ſelbſt der gebildetſten Völker dieſes Archipels verdienen wenn ſie die ältere Zeit betreffen.

* Dasſelbe gilt von denen der Lakediven: ſie ſprechen einen verdorbenen malabariſchen Dialekt (Wood im J. R. G. S. VI 29 ff.).

Bleiben wir demnach bei dem vorhin bezeichneten Umfang der malaiischen Raçe stehen, welcher die ostindischen Inseln und Polynesien umfaßt, sich aber auch über dieses Gebiet nicht hinauserstreckt, so sind damit zugleich die beiden Hauptabtheilungen der Raçe richtig angegeben die zwar manche nicht unbedeutende Unterschiede in ihren physischen Eigenthümlichkeiten zeigen (Näheres bei Latham, Nat. hist. of the var. of man 1850 p. 183, 191), doch aber im Wesentlichen eine große Aehnlichkeit des Typus zeigen (vgl. Hombron bei d'Urville b, V, 408 ff.). Wirft man nun die Frage auf, wie und wann die malaiischen Völker in den Besitz dieser Länder gelangt seien, so muß man zunächst gestehen, daß es keine bekannte Thatsache giebt aus welcher sich schließen ließe, daß sie eingewandert seien vom Festlande her. Man kennt bis jetzt kein ihnen stammverwandtes Volk in Asien selbst. Da der Continent von Australien und dessen nächste Umgebung von einer andern Raçe seit unvordenklicher Zeit besetzt ist, lassen sich die Malaio-Polynesier unmöglich von dort herleiten: es bleibt daher nur übrig Asien als ihre Urheimath zu betrachten, wenn man der Annahme geneigt ist daß sie aus der Fremde gekommen seien. Man würde ihre Einwanderung in den ostindischen Archipel alsdann in eine Zeit verlegen müssen, in welcher die Küstenländer des südöstlichen Asiens sich noch nicht in der Gewalt ihrer jetzigen Bewohner befanden, in eine Zeit welche für uns gänzlich dunkel ist. Man kann sich vorstellen daß sie von dort vertrieben wurden durch Völker die aus dem tieferen Inneren nach den Küsten vordrangen, aber keine Spur eines historischen Zeugnisses kommt dieser Ansicht zu Hülfe. Das Einzige wodurch sie einige Wahrscheinlichkeit erhält ist die physische Aehnlichkeit der malaiischen Raçe mit den Bewohnern von Südost-Asien; gewiß ist nur daß die Bevölkerung der Inseln häufig und zu verschiedenen Zeiten einen kleinen Zuschuß aus jenen Ländern erhielt. Wer diese Gründe für stark genug hält um den Ursprung der Malaien vom Festlande her zu verbürgen, wird geneigt sein den ostindischen Archipel wegen der größeren Nähe zu Asien als den zuerst bevölkerten Theil der Inselwelt anzusehen und sich zu denken daß von hieraus ein allmähliches Vordringen nach Polynesien über die Carolinen stattgefunden habe, da ja ohnehin die Verbreitung einer Raçe über die ganze Inselwelt zu der Voraussetzung nöthigt, daß schon in ältester Zeit die Schifffahrt dieser Völker zu einer verhältnißmäßig hohen Entwickelung gelangt sei; er wird sich die Unterschiede zwischen

Malaien und Polyneſiern nächſt der Verſchiedenheit der Naturumgebung theils aus einem größeren Zuwachs erklären mögen welche die Südſeeinſeln aus nördlicher gelegenen aſiatiſchen Ländern (China, Japan) erhielten, theils aus der andauernden Wechſelwirkung in welcher die oſtindiſchen Inſeln mit Vorder- und Hinterindien geſtanden haben; vor Allem aber wird ſich an dieſe Anſicht die weitere Folgerung knüpfen daß die Melaneſier als die muthmaßlichen Urbewohner, wenn nicht der Malaienländer, doch des Feſtlandes von Auſtralien und der umliegenden Inſeln zu betrachten ſeien, nicht allein weil ihr Ländergebiet noch jetzt ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet und ſie zu größeren Wanderungen über das Meer zu keiner Zeit in ähnlichem Grade befähigt geweſen zu ſein ſcheinen wie die Völker von malaiiſcher Raçe, ſondern auch weil die Wege welche dieſe letzteren genommen haben, nirgends das melaneſiſche Gebiet von einem Ende deſſelben durchbrochen, ſondern nur im Norden an ihm vorübergeführt zu haben ſcheinen. Es iſt unleugbar daß die Malaio-Polyneſier vielfache Wanderungen ausgeführt haben, von den melaneſiſchen Völkern läßt ſich dieß nicht nur nicht nachweiſen, ſondern es iſt vielmehr höchſt unwahrſcheinlich. Auch die letzteren von Aſien herleiten zu wollen iſt daher nicht wohl anzunehmen; daß ſie vollends das Gebiet der Malaien durchbrochen haben ſollten, die ihnen in jeder Hinſicht, vorzüglich aber zur See überlegen ſind, läßt ſich auf keine Weiſe wahrſcheinlich machen: es bleibt daher nur übrig ſie im Vergleich mit dieſen entweder für die ältere Bevölkerung zu halten oder jedenfalls nicht für ſpäter gekommene Einwanderer.

Dumont d'Urville (a, Philol. 301) und Moerenhout (II, 250) haben die Anſicht ausgeſprochen daß wahrſcheinlich nicht Polyneſier von Weſten her aus den Malaienländern, ſondern umgekehrt die letzteren aus Polyneſien ihre Bevölkerung erhalten hätten. Sie ſtützen dieſe Behauptung, trotz W. v. Humboldt's Mißbilligung einer ſolchen Folgerung, auf deſſen Angabe daß die polyneſiſchen Sprachen im Vergleich mit den malaiiſchen den urſprünglicheren Typus bewahrt haben und auf den Umſtand daß dem entſprechend die Polyneſier auch in ihrer phyſiſchen Bildung die kräftigeren ſchöneren und urſprünglicheren Formen zeigten. Abgeſehen aber auch von dem ſchon erwähnten Zweifel in Rückſicht jenes ſprachlichen Verhältniſſes, würden ſich die beiden angeführten Thatſachen wohl auch aus der lang anhaltenden großen Abgeſchloſſenheit der Polyneſier auf ihren weit zerſtreuten

Inſeln erklären laſſen, durch welche ihnen die primitive Eigenthümlichkeit länger erhalten bleiben konnte als den Malaien die offenbar ſeit alter Zeit in vielfache Berührungen ſowohl untereinander als auch mit fremden Völkern getreten ſind und fremde Elemente in größerer Zahl in ſich aufgenommen haben.

Ein zweiter Grund für die Wanderung von Oſten nach Weſten liegt in den Meeresſtrömungen die zwiſchen 10° nördlich und ſüdlich vom Aequator in dieſen Gegenden jene Richtung haben und in den 10 Monate lang wehenden Paſſatwinden. Indeſſen hat ſchon La Pérouse bemerkt daß in der Zone der Südſee welche 6—7° nördlich und ebenſo weit ſüdlich vom Aequator liegt, Weſtwinde „wenigſtens ebenſo häufig" ſind als Oſtwinde. Capt. Fitzroy hat ſpäter dieſe Bemerkung beſtätigt gefunden, und Beechey ihr die andern hinzufügt daß der Weſt-Paſſat ſich bisweilen über die ſämmtlichen Inſeln von Oſt-Polyneſien erſtrecke. Wir werden ſpäter eine Reihe von Beiſpielen unwillkürlicher Seereiſen in Polyneſien anzuführen haben, welche zeigen werden daß (wie auch ſonſt ſchon von Sachverſtändigen feſtgeſtellt worden iſt) die Winde in dieſen Gegenden ſo veränderlich ſind daß ſie die Reiſe nach der einen Richtung hin kaum ſtärker erſchweren als nach der entgegengeſetzten. Nimmt man noch hinzu daß der Südweſt-Paſſat nördlich vom Aequator bis zu 145° ö. L. Gr. und bis zu den Marianen hinaufreicht, der Nordweſt-Paſſat aber im Süden des Aequators ſich bis nach Neu Guinea erſtreckt, in deſſen Weſten weſtliche Winde häufig ſind (Horsburgh East India Directory), ſo wird man zugeben daß zumal für ſeefahrende Völker Wanderungen aus dem oſtindiſchen Archipel nach Polyneſien keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten (vgl. Hombron, Zool. I, 326 zu d'Urville b.). Aehnliche Anſichten hat auch Bennett (a, II. 106) ausgeſprochen, der überdieß auf die für die vorliegende Frage nicht minder wichtige Thatſache aufmerkſam macht daß ſich auch die Flora und Fauna Polyneſiens der von Aſien zunächſt anſchließe und auf dieſe als ihre vermuthliche Quelle hinweiſe. Namentlich ſcheint ziemlich ſicher erwieſen zu ſein daß die geographiſche Verbreitung der Pflanzen von Aſien nach Polyneſien, nicht in entgegengeſetzter Richtung vor ſich gegangen iſt.

Endlich hat man eine Einwanderung der Polyneſier nach den oſtindiſchen Inſeln auch noch dadurch wahrſcheinlich machen wollen, daß im Oſten von Melaneſien, namentlich auf Nitendi, den Neuen Hebriden

und den Salomons Inſeln, Miſchungen der ſchwarzen Raçe mit Polyneſiern ſich beſtimmter nachweiſen laſſen als weiter weſtlich, wo ſie indeſſen, wenn auch in geringerem Grade, auf Neu Irland und Neu Guinea ebenfalls ſtattgefunden haben ſollen. Da jedoch die Herkunft der Polyneſier aus Weſten in alter Zeit eine ſpäter innige Berührung derſelben mit den öſtlichen Melaneſiern nicht ausſchließt, ſo läßt ſich jener Thatſache keine große Bedeutung in dem angegebenen Sinne beilegen. Die Angabe d'Urville's (a, II, 626) aber daß die Sprachen der Alfuren auf Celebes, der Dajak, Batta und Lampongs größere Aehnlichkeit mit den polyneſiſchen als mit den malaiiſchen beſäßen iſt bis jetzt eine bloße Vermuthung, die, ſelbſt wenn ſie ſich beſtätigen ſollte, verſchiedene Deutungen zulaſſen würde.

Laſſen ſich die Malaienländer als die wahrſcheinliche Heimath der Polyneſier betrachten, ſo fehlt es dagegen faſt an jeder Hindeutung auf die Zeit zu welcher ſie dieſelben verlaſſen haben mögen. Auch hierüber können die ſprachlichen Verhältniſſe allein Aufſchluß geben. W. v. Humboldt (II, 228) hatte darauf hingewieſen daß noch nicht hinreichend unterſucht ſei in welchem Maaße ſich Wörter des Sanſkrit den malaiiſchen Sprachen beigemiſcht finden, daß aber dieſe letzteren allerdings ſolche Wörter beſäßen und daß einige Sanſkritwörter ein gemeinſamer Beſitz mehrerer Sprachen, andere dagegen dem Malaiiſchen (im engeren Sinne) allein eigen ſeien und alſo in verhältnißmäßig ſpäter Zeit, erſt nach der Verzweigung des Stammes, hineingekommen ſeien. Später iſt Bopp (Abhh. der preuß. Akad. 1840) ſo weit gegangen die polyneſiſchen Sprachen ſelbſt für Zweige des Sanſkritſtammes zu erklären, dieſe Behauptung aber ſcheint ſich den Beifall anderer Sprachforſcher ſo wenig erwerben zu können, daß vielmehr ein Hauptunterſchied der Malaienſprachen von den polyneſiſchen von Buſchmann (36 ff.) in dem gänzlichen Mangel von Sanſkritelementen gefunden wird der bei den letzteren ſtattfindet, während ſolche ſich noch in der Sprache der Tagalen und der Madekaſſen nachweiſen laſſen, wenn auch nur in ziemlich geringer Anzahl. Die Richtigkeit dieſes Ergebniſſes vorausgeſetzt, ergiebt ſich von ſelbſt die Folgerung daß der polyneſiſche Zweig ſich von dem gemeinſamen Stamme zu einer Zeit abgelöſt habe, da noch keine Einwirkung des Sanſkrit auf dieſen ſtattgefunden hatte, das heißt — wie ſich ſpäter zeigen wird — vor dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung. Indeſſen darf nicht unbemerkt bleiben daß auch

dieſe Beſtimmung noch dem Einwurfe ausgeſetzt bleibt, es könne gleichwohl die Ablöſung erſt in ſpäterer Zeit erfolgt ſein, wenn nämlich der Einfluß des Sanſkrit ſich vielleicht nur über einen Theil der Malaienländer ausgebreitet hatte und die Auswanderung der ſpäteren Polyneſier gerade von den oſtindiſchen Inſeln her geſchah welche eine nur geringe oder gar keine Einwirkung des Sanſkrit erfahren hatten.

I. Die Völker der oſtindiſchen Inſeln.

1. Eine **ethnographiſche Ueberſicht** der malaiiſchen Völker zu geben iſt aus mehr als einem Grunde ſchwierig. Die Sprachen des oſtindiſchen Archipels ſind bis jetzt nur zu einem kleinen Theile auf ihre Verwandtſchaft untereinander genauer unterſucht; von den Völkern die ſie reden kennen wir viele, namentlich im Innern der größeren Inſeln und auf den wenig von Europäern beſuchten kleineren, kaum dem Namen nach; endlich hat der ältere und neuere Verkehr der Küſtenvölker untereinander zu vielfachen Miſchungen geführt, welche in phyſiſcher wie in ſprachlicher Beziehung das Urtheil über die ethnographiſchen Verhältniſſe leicht irre führen, beſonders wenn zugleich noch große Unterſchiede des Culturzuſtandes innerhalb desſelben Stammes vorkommen, und die Berührung mit zahlreichen ausländiſchen Elementen hat an vielen Punkten die Völker äußerlich und innerlich ſo ſtark umgebildet, daß es erſt in der neueſten Zeit gelungen iſt das primitive Malaienthum mit einiger Sicherheit zu erkennen und die fremden Zuſätze beſtimmt nachzuweiſen. Um die Darſtellung zu vereinfachen ſehen wir vorläufig von der Einwirkung auswärtiger Einflüſſe ab, zu deren Betrachtung ſich ſpäter Gelegenheit bieten wird, und beſchränken uns darauf die malaiiſchen Völker für ſich allein in's Auge zu faſſen. Hiſtoriſche Ereigniſſe werden wir hierbei nur inſoweit berühren als ſie über die ethnographiſchen Verhältniſſe einiges Licht verbreiten.

Die Verſuche einer allgemeinen Eintheilung der malaiiſchen Völker die man bis jetzt gemacht hat, ſind als ſehr ſchwach begründet, wenn nicht als mißlungen zu betrachten. Junghuhn hat von der malaiiſchen Raçe im engeren Sinne die Batta-Raçe unterſchieden zu welcher er nächſt dem gleichnamigen Volke die Paſſumahs und muthmaßlich die Lampongs die Orang Abung und Orang Kubu auf Sumatra zählt, dann die Bewohner im Weſten von Sumatra, die von Sumba, Timor

und den umliegenden Inſeln, die Alfuren von Celebes, Banda, Ternate, den Aru- und Sangirinſeln, die Makaſſaren und Bugis, die Dajaks und die Balineſen auf Bali und Lombok. Indeſſen erſcheinen die phyſiſchen Unterſchiede dieſer Völker von den Malaien weder als bedeutend genug um aus ihnen eine beſondere Raçe zu bilden noch ſind ſie unter ihnen ſo allgemein und zugleich ſo ausſchließlich verbreitet, daß ſich dieß dadurch rechtfertigen ließe. Daß ihre Sprachen untereinander näher verwandt wären als mit dem Malaiiſchen läßt ſich von mehreren derſelben beſtimmt in Abrede ſtellen, und ziemlich dasſelbe gilt von ihren Sitten. Auch liegt es näher die phyſiſchen Unterſchiede der Malaien von den Battas hauptſächlich aus den vielfachen Miſchungen zu erklären die ſie ſeit den älteſten Zeiten mit fremden Völkern eingegangen ſind. Aehnlich ſteht es mit den „Negro-Malaien", die Crawfurd (a, 17, 296) als eine beſondere Raçe neben die Malaien ſtellen will, nur daß dieſe Anſicht noch weit weniger begründet iſt. Zu ihnen ſollen die Völker im Oſten von Celebes und Sumbawa gehören, insbeſondere die von Flores, Timor, Ombay und Wetter (ebend. 307, 447), Gilolo und Ceram; auf Sumba (Sandelholz-Inſel) und Rotti dagegen wären Malaien zu finden, auf den Molukken aber hätten mehrfache Miſchungen dieſer beiden Raçen ſtattgefunden. Das Geſicht der Bewohner von Flores zeigt die Züge der Malaien mit denen der Papuas von Neu Guinea gemiſcht (ebend. 138), die ſeit unvordenklicher Zeit als Sklaven in dieſe Gegenden verführt worden zu ſein ſcheinen, aber Crawfurd iſt gleichwohl der Anſicht daß jener Typus nicht aus wirklicher Miſchung zu erklären ſei.

Die beiden angeführten Eintheilungen heben ſich gegenſeitig auf und man wird ſicher nicht eher zu einer haltbaren Anſicht über dieſen Gegenſtand gelangen als bis die ſprachlichen Verhältniſſe der malaiiſchen Völker genauer durchforſcht ſind. W. v. Humboldt (II, 288) hatte ihre Sprachen in drei Klaſſen getheilt, deren eine die Polyneſier, die zweite die Tagalen und Madekaſſen, die dritte die Malaien im engeren Sinne umfaßten. Crawfurd (a, 208) hat ſpäter dieſe Sprachen in fünf Gruppen gebracht, deren erſte von Sumatra bis nach Borneo und Lombok reicht, die zweite ſich von Celebes bis zu den Molukken erſtreckt, während die übrigen den Philippinen, Polyneſien und Madagascar angehören, doch erkennt man leicht, daß dieſe Eintheilung mehr geographiſch als wahrhaft linguiſtiſch iſt. Auch die von Leyden gegebene

(Asiat. Researches X, 158) ſcheint allerdings demſelben Bedenken zu unterliegen, da ſie indeſſen von Laſſen (I, 465) angenommen worden iſt und es bis jetzt keine andere giebt die beſſer begründet wäre, nehmen wir keinen Anſtand ſie unſerer Darſtellung zu Grunde zu legen.

1) Die Bewohner von Malakka (richtiger Malāka) heißen Mala-yu oder Mala-yo, Orang malaju, ihr Land Tana malaju. Sie werden ſchlechtweg und ohne Angabe ihres Vaterlandes ſo genannt, „weil ſie für die ächten und urſprünglichen Malaien gelten," im Gegenſatz zu anderen Malaien, zu deren Namen man die Angabe ihres Wohnſitzes (Patani, Padang, Djohor u. ſ. f.) beſonders hinzuzufügen pflegt (Valentyn VII, 316). Der Urſprung des Wortes „Malaien" liegt (nach Friederich in Ztſch. d. d. morgenl. Geſ. IX, 259) in den Sprachen von Java und Bali unzweideutig vor: es bedeutet „weglaufen", ſubſtantiviſch „Vagabunden", iſt urſprünglich ein Spottname* deſſen verächtliche Nebenbedeutung im Innern jener beiden Inſeln noch jetzt allgemein verſtanden wird, obwohl das Wort mit Rückſicht auf den kühnen Unternehmungsgeiſt und die Tüchtigkeit jenes Volkes zur See vielleicht auch eine günſtigere Auffaſſung zuläßt. Ihre Sprache war ſchon im 15. und 16. Jahrhundert die allgemeine Verkehrsſprache des ganzen Archipels und diente als das einzige gemeinſame Verſtändigungsmittel von Malakka und Sumatra bis zu den Molukken (Crawfurd a, 213 nach de Barros). Magalhaes hatte einen Sklaven von Malakka, nicht von den Molukken, wie Oviedo irrig angiebt, bei ſich, den er ſelbſt auf den Philippinen als Dolmetſcher gebrauchen konnte (Navarrete IV, p. LXXXV u. 57). Ebenſo fand es in neuerer Zeit Forrest (168, 210); ſelbſt an den Küſten von Hinterindien und im chineſiſchen Meere iſt es wie auf den Aru-Inſeln theilweiſe möglich ſich mit den Eingeborenen durch das Malaiiſche zu verſtändigen. Im Ganzen herrſcht eine große Gleichförmigkeit der malaiiſchen Sprache auf der Halbinſel Malakka und den Inſeln des Archipels (Marsden, Malayan Dict. Préface p. VI). Am reinſten und beſten wird ſie (nach Crawfurd II, 58) in Quedah geſprochen. Valentyn (II, 244) hat zwei Dialekte derſelben unterſchieden: die Sprache des Hofes und des Cultus, das Hoch-Malaiiſche, welches er, wie de Hollander (a, 138) bemerkt, jedoch mit Unrecht bahasa Djâwie die urſprüngliche Sprache nennt,

* Eine andere Ableitung die uns annehmbarer ſcheint, werden wir ſpäter berühren.

und die gemeine Sprache die in verſchiedenen Gegenden mit verſchiedenen fremden Wörtern gemiſcht ſei; ſelbſt am Hofe aber, fügt er hinzu, bediene man ſich der erſteren nur in den Staatsſchriften. Später hat Marsden die Hofſprache, die Sprache der gebildeten Geſellſchaft, die der Kaufleute und die des Volkes unterſchieden, von denen die beiden erſten nur in wenigen Worten von einander verſchieden, häufig in der Schrift gebraucht werden, die letzte aber mit fremden Beſtandtheilen ſtark verſetzt iſt; Dulaurier ſetzt das vulgäre Malaiiſch nur dem ſchriftmäßigen entgegen, zwiſchen denen die Hofſprache ungefähr die Mitte halte: wohl mit Recht bemerkt de Hollander (a, 141) daß man ſich zu viele Mühe gegeben habe das Malaiiſche nach Analogie des Javaniſchen in verſchiedene Sprachen zu theilen, und van der Funk (in Bijdragen N. V. I, 172) ſcheint ihm beizuſtimmen wenn er mit Hinweis auf die Verwirrung in Rückſicht deſſen was man Hoch- und Nieder-Malaiiſch genannt habe, nur das Malaiiſche als lingua franca des Archipels, die Sprache der Gebildeten namentlich auf der Halbinſel Malakka, die zugleich Schriftſprache ſei, und die einzelnen Dialekte, unter denen der von Menangkabao und der von Malakka die hauptſächlichſten ſind, je nach der Oertlichkeit unterſchieden wiſſen will.

Da der Name „Malaien" neuerdings oft in ſehr unbeſtimmter Bedeutung gebraucht wird, ſo daß man damit nur die muhammedaniſche Bevölkerung des Archipels ohne Rückſicht auf ihre Sprache bezeichnet (Marsden 3d ed. p. 42), Chriſten und Heiden aber nicht „Malaien" nennt, auch wenn ſie die Sprache reden (v. d. Funk a. a. O.), und die wirklichen Malaien welche ſich an den Küſten vieler oſtindiſchen Inſeln niedergelaſſen und meiſt zur Herrſchaft über die Eingeborenen aufgeſchwungen haben, von ſehr verſchiedener Herkunft ſind, dürfen wir nicht unterlaſſen auf ihre Ausbreitung genauer einzugehen.

Die Annalen der Malaien (Sejara Malayu) erwähnen nichts davon, wie J. Low (Journal V, 524) unrichtig behauptet hat, daß jene bei ihrer Einwanderung auf der Halbinſel Malakka, von welcher wir ſpäter zu reden haben werden, die Siameſen im Beſitze des Landes bis zur Südſpitze desſelben vorgefunden hätten. Nirgends ſcheinen ſie auf Widerſtand geſtoßen zu ſein, wenn auch tiefer im Innern einige rohe Horden bereits vor ihnen anweſend geweſen ſein mögen. Das nördlichſte Land auf der Halbinſel in das ſie eingedrungen ſind, iſt Ligor, deſſen Hauptbevölkerung jedoch ſiameſiſch iſt (Crawfurd a, 217).

Das Gebiet der Siameſen ſoll ſich dort bis 7° n. B., bis nach Trang und Sangora nach Süden erſtrecken (Newbold I, 420). In den Beſitz des Mergui-Archipels, welchen das arme Fiſchervolk der Silong inne hat, deſſen Sprache dem Siameſiſchen verwandt ſcheint (O'Riley in Journal IV, 411), ſind ſie nicht gelangt, aber weiter im Weſten finden ſie ſich, obſchon nicht in großer Zahl, auf Ceylon, wo ſie nicht die Küſtenbevölkerung bilden, ſondern über die ganze Inſel zerſtreut ſind (Schmarda I, 480). Der Golf von Martaban iſt vermuthlich der nördlichſte Punkt bis zu dem ſie ihre Fahrten ausgedehnt haben (Crawfurd a, 271) die Stadt Yuthia (Siam) iſt zum Theil von ihnen bevölkert (ebend. 385) und überhaupt finden ſie ſich in bedeutender Anzahl als Sklaven in Siam (W. Earl a, 170), eigene ſelbſtſtändige Staaten aber haben ſie nur im ſüdlichen Theile von Malakka gebildet. Dieſe ſind folgende.

Quedah (Keddah) im Nordweſten iſt wahrſcheinlich ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts von Malaien aus Malakka bewohnt geweſen und bis zur Ankunft der Portugieſen (15.) in deren Gewalt geblieben (Newbold II, 6). Aus der durch J. Low (Journal III) veröffentlichten Chronik dieſes Reiches geht nicht mit Beſtimmtheit hervor, ob es ſchon in alter Zeit unter der Herrſchaft von Siam ſtand, wie Low vermuthet (ebend. 486) und ſich ſeit der Einführung des Islam (1501) unabhängig zu machen ſtrebte, oder ob es zu keiner Zeit jenem Reiche unterthänig war, was Anderson (Journal VIII, 149 ff.) zu beweiſen geſucht hat. Wahrſcheinlich iſt das Erſtere richtig, da Barbosa (1516) das Land als zu Siam gehörig bezeichnet hat und die Sprache auf eine alte Miſchung der dortigen Malaien mit Siameſen ſchließen läßt (Crawfurd a, 362). Letztere ſind in Quedah zum Theil muhammedaniſirt, ſogenannte Samſams (Moor 242). Zu dieſen Elementen der Bevölkerung kamen 1619 Atſineſen die das Land eroberten und auch das ſüdlichere Perak unterwarfen, welches ſchon ſeit 1567 zu Atjin in einem Verhältniß der Unterordnung geſtanden hatte, da ſein eigener Sultan Manſur Schah in letzterem Lande zur Herrſchaft gekommen war (Anderson a. a. O.). Später gewann zwar Quedah ſeine Unabhängigkeit wieder, in neuerer Zeit aber hat es nebſt Perak wiederholte Angriffe durch Siameſen erfahren (namentlich 1818 und 1821), die auch in das öſtlichere Patani eingedrungen ſind, und trotz der Verpflichtung welche die Engländer den letzteren auferlegten die beiden

erſten Länder als unabhängig anzuerkennen, werden ſie doch als erobertes Gebiet von ihnen betrachtet und behandelt (Newbold, Moor a. a. OO. und bei Moor Append. 72, 90).

Weiter nach Süden folgen alsdann auf der Weſtküſte der Halbinſel die Staaten Salangor und Malakka. In jenem und in Lingin haben ſich von auswärts — man ſagt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts — hauptſächlich Bugis niedergelaſſen und zur Herrſchaft emporgeſchwungen (Newbold); auch Calang, das früher zu Johor gehörte, riſſen ſie an ſich (derſ. bei Moor 259). Ihre Anweſenheit in dieſen Gegenden ſchreibt ſich aber wahrſcheinlich ſchon aus weit früherer Zeit her, denn das Sejara Malayu erwähnt einen König von Makaſſar der um 1420 mit 200 Schiffen auszog um Malakka zu erobern (Braddel in Journal V, 646, Buddingh in Tydschrift V, 1, 425). Iſt letzteres von den Siameſen auch niemals wirklich abhängig geworden (Anderson a. a. O. 156), ſo hat doch dieſer berühmteſte unter den Malaienſtaaten der Halbinſel ſchon in ſehr früher Zeit (1340 nach Valentyn VII, 319) öftere ernſthafte Angriffe von ihnen erfahren (vgl. Tydschrift VI, 3, 256). Zu ſeiner jetzigen Bevölkerung gehören auch noch eine Anzahl Telingas aus Coromandel und Miſchlinge von Europäern und Chineſen mit den Eingeborenen (Moor 244).

Nach der eigenen Angabe der Malaien iſt der erſte und vornehmſte ihrer Staaten auf der Halbinſel Sungie Ujong, der zweite Rumbowe, dann folgen Johole (Djohor) und Soimenanti (Newbold bei Moor Append. 77). Dieſe vier nämlich erhielten, wie auch Raning, der Sage nach ihre Bevölkerung unmittelbar von Menangkabao, dem Hauptlande der Malaien auf Sumatra, und zwar im 13. Jahrh. d. h. etwa hundert Jahre ſpäter als die erſte Ankunft der malaiiſchen Einwanderer auf der Halbinſel erfolgt war (Newbold II, 74, 77 und bei Moor 255). Eine wichtige Beſtätigung jener Sage gewährt die Thatſache daß einige Stämme von Rumbowe Ortsnamen von Menangkabao führen (Newbold bei Moor Append. 64) und daß die dortige Bevölkerung in Sprache, Sitte und Regierungsform mit den Malaien von Sumatra genau übereinkommt (Logan in Journal III, 40): hier alſo findet ſich auf Malakka das Malaienthum am reinſten. Johor, einer der mächtigſten Staaten und im J. 1512 gegründet (erſt 1526 nach Braddel in Journal IX, 68), wurde nach ſeiner Zerſtörung durch die Portugieſen (1608) von den Atjineſen er-

obert (1613, Anderson a. a. O. 154); im J. 1719 kam es in die Gefahr einem Anfalle der Malaien aus Menangkabao die von Siak herüberkamen zu unterliegen, doch gelang es hauptſächlich mit Hülfe der dort angeſiedelten Bugis die Feinde zu vertreiben (Newbold II, 47, Braddel a. a. O.). Die Bevölkerung der Straße von Malakka gehört zu den gemiſchteſten der Welt: ſie beſteht außer Malaien und Chineſen aus Siameſen und Birmanen, Kaffern die von Arabern als Sklaven mitgebracht wurden, Javanen, Bugis und Balineſen, zu denen auch einige Araber, Juden und Armenier gekommen ſind, endlich einer Anzahl von Chulias und Klings (Telingas) aus Vorderindien. An der Südſpitze der Halbinſel ſchreibt ſich die Miſchung der Malaien mit Javanen aus alter Zeit her: das Land ſoll im 15. Jahrh. von dem javaniſchen Reiche Madjapahit abhängig geweſen ſein (Dulaurier), ja die Angriffe der Javanen auf das von den Malaien gegründete Singapura, welche Valentyn (VII, 318) in d. J. 1252 ſetzt, ſollen die letzteren erſt zum Ausweichen nach Weſten genöthigt und ſie zur Gründung von Malakka veranlaßt haben. Es giebt darüber zwei verſchiedene Sagen, deren eine jenen Angriff auf einen Fürſten von Madjapahit zurückführt, während die andere ihn von einem andern javaniſchen Fürſten Namens Ardhi Vidjojo ausgehen läßt (Müller a, p. 27 not.).

Auf der Oſtküſte der Halbinſel ſind die Siameſen weiter nach Süden vorgedrungen als im Weſten. Wie Patani wurden auch Calantan und Tringano ſchwer von ihnen gedrückt und ſcheinen ſchon frühzeitig von Siam abhängig geworden zu ſein (Anderson a. a. O. 157). Um die Mitte des 14. Jahrh. drangen ſie in Folge eines Krieges den ſie gegen Malakka führten, in Muar ein und ließen ſich dort nieder (Newbold bei Moor. Append. 74); im Anfange des 16. Jahrh. erzählt das Sejara Malayu ſogar von einem Einfall in Pahang den die Siameſen von Ligor aus unternahmen (Journal VI, 40).*

Verachtet von den bisher beſprochenen Völkern und meiſt tiefer in's Innere zurückgedrängt leben ferner auf der malaiiſchen Halbinſel eine größere Anzahl von wilden oder halbwilden Stämmen die von den civiliſirteren Malaien mit dem Collectivnamen Orang Benua oder Binua, eigentlich Banuma (Crawfurd a, 49) bezeichnet werden. Das Wort bedeutet „Menſchen des Landes“ d. i. Eingeborene, aborige-

* Genaue Angaben über Lage Grenzen und Volkszahl der angeführten Malaienſtaaten ſ. bei Newbold II und bei Moor Append. 87.

nes, und als solche betrachten sie sich selbst den später in ihr Gebiet eingewanderten Malaien gegenüber und diese letzteren bestätigen auch ihrerseits diese Ansicht (Logan in Journal I, 326 u. III, 412, Borie in Tydschr. a, X, 415); die aus Menangkabao im 13. Jahrh. eingewanderten Malaien sollen sie im Lande vorgefunden haben (Favre in Journal II, 239). Mit Logan (Journal I, 279) vorauszusetzen daß sie selbst ebenfalls in sehr alter Zeit von Sumatra herübergekommen seien, hat man keinen Grund. Uebereinstimmend mit Favre (a. a. O. 271) erzählt Newbold (II, 376 u. I, 370) daß der Sage nach die Benua in alter Zeit in vier Stämme getheilt waren, deren Häuptlinge die Staaten Calang, Sungin Ujong, Johole u. Ulu Pahang gründeten und von einem alten Könige von Johor ihre Titel erhielten, und daß die civilisirteren Malaien, in dem Glauben daß sie eines Stammes seien mit den Benua, jene vier Häuptlinge derselben bisweilen Nenek „unsere Ahnen" nennen, weil von ihnen viele Malaienfürsten entsprungen seien. Daß die Jakong (Jakun) oder Benua von Malakka Rumbowe und Johor in der That Malaien sind, hat zuerst Leyden nachgewiesen, der sie 1811 aufsuchte und nur 27 nicht-malaiische Wörter in ihrer Sprache fand. Läßt sich zwar nicht behaupten daß dieß von allen jenen rohen Stämmen sicher bewiesen sei, und hören wir sogar daß hier und da ihre einheimische Sprache erst in Folge des Verkehrs mit den Malaien durch die der letzteren fast ganz verdrängt worden sei (Logan in Journal I, 289) und daß manche derselben sich mit den übrigen Malaien vermischt haben (Newbold II, 396), so lassen doch auch ihre Gesichtsbildung und ihre übrigen physischen Eigenthümlichkeiten nur geringen Zweifel über ihre Stammverwandtschaft mit den Malaien. Newbold (II, 418 ff.) ist der Ansicht daß die Sprachen der einzelnen Stämme sowohl unter einander als auch mit dem Malaiischen nahe verwandt seien und daß eine bloße Entlehnung ihrer gemeinsamen Wörter aus dem letzteren, wegen der Gegenstände die sie bezeichnen sich nicht wohl annehmen lasse. Vorzüglich interessant würde es sein wenn es gelänge bestimmt nachzuweisen was der katholische Missionär Favre (a. a. O. 252) behauptet, daß das Malaiisch dieser Völker weder Sanskrit-Wörter noch arabische enthalte. Die sonderbaren Erzählungen Borie's (a. a. O.) von den religiösen Vorstellungen dieser Menschen lassen, wenn sie anders begründet sind, wenigstens das Letztere kaum als möglich erscheinen. Von den Biduanda Kallang oder Orang Sle-

tar*, die an und auf dem gleichnamigen kleinen Fluß der Insel Singapore als Nomaden leben, und von den Orang Sabimba die erst neuerdings von dem Fürsten von Johor herbeigezogen worden sind von der Insel Báttam her (Logan in Journal I, 246), wird allerdings versichert daß sie beide malaiisch reden (Thomson ebend. 343, 349), aber die ersteren sprechen einen Dialekt der später zu behandelnden Orang Laut und die anderen wollen aus dem Lande der Bugis stammen und auf der Insel Battam gestrandet sein, wo sie in Folge von vielfacher Beunruhigung durch Seeräuber ganz verwildert sind (Logan a.a.O. 296). Die Sábimba gehören also nicht zu den Benua und ihre Sprache läßt keine Folgerung auf die der letzteren zu; anders verhält es sich dagegen mit den Sletar, wie es scheint, da die Rayet Laut oder Orang Laut dieser Gegenden von den Jakun stammen sollen, wenigstens der Sage nach (Favre a.a.O. 272 und Newbold II, 411).

Die Benua, von den übrigen Malaien auch Orang Utan (Waldmenschen) oder Orang Ulu (Menschen des Inneren) genannt, leben an dem oberen Lauf der südlichsten Flüsse der Halbinsel und haben das ganze Innere von Johor und vom südlichsten Theil von Pahang inne. Weiter nördlich an einigen Zuflüssen des Muar und in der Nähe von Gunung Ledang — in Jellabu, Pahang, Tringanu und Quedah (Newbold II, 381) — wohnen die Udai und diesen benachbart die Jakun, im Gebirge von Bérnun finden sich die Mintira, von Anderen Mantras genannt, weiter im Inneren die Sakai (Sakkye), welche in Perák von den Malaien in Sakai Jinta, Sakai Bukit und Allas (Halas) eingetheilt werden, und im Nordwesten der Mintira die Besisi oder Besisik (Logan in Journal I, 246 f. u. IV, 429). Nach ungenauerem aber gewöhnlicherem Sprachgebrauche (bei Favre ebend. II, 25. u. Bigandet in Nouv. Ann. des voy. 1849 I, 80 ff.) bezeichnet man auch wohl alle diese Völker, deren Anzahl und Wohnplätze bis jetzt nur unvollständig bekannt sind (Newbold II, 388) als Benua, und rechnet zu ihnen auch die Semang oder Samang deren Negerähnlichkeit, wie wir später sehen werden, sich keineswegs als sicher stehend betrachten läßt, wie schon daraus ersichtlich ist, daß sie nach Aussage der Malaien von den Jakun nur wenig verschieden seien (ebend. 377). Diese

* Anderwärts (Journal I, 302) unterscheidet Logan die Sletar, welche er als die Eingeborenen von Singapore bezeichnet, von den Biduanda, obwohl er beide für nahe verwandt erklärt.

Semang bestehen aus zwei Stämmen mit verschiedenen Sprachen, deren einer in Quedah, der andere in Tringanu lebt. Newbold (II, 379) giebt sie auch in Perak und Salangor an. Die Malaien verkehren nur mit den ersteren und unterscheiden sie nach ihren Wohnplätzen in Semang Paya, Bukit, Bakow und Bila (Journal IV, 424 f.). Nach Marsden (Misc. 75 nota) heißen sie Semang in Quedah, Bila in Perak; Laplace (b, IV, 74, 42) zählt zu ihnen auch die angeblich canibalischen Mawas, wogegen er die friedlichen Krian an dem Flusse dieses Namens als kupferfarbig groß und wohlgebaut beschreibt. An genaueren Nachrichten über diese Stämme fehlt es noch sehr. Die Sprache der Sakai enthält außer malaiischen auch flamesische Wörter (ebend. 431). Unter den Jakun, deren Namen nach Favre wie der der Benua nur eine collective Bedeutung hätte, soll es seit alter Zeit Mischlinge von Portugiesen, einzelne Menschen mit Adlernasen und solche von fast europäisch weißer Hautfarbe geben (ebend. II, 243, 246, 248). Wenn die Mintira wirklich eine Sage von früheren Kämpfen mit Battas besitzen die in ihr Land gekommen seien (Borie in Tydschrift a, X, 416), so würde sich dabei wohl nur an Kriege mit den von Süden her eingedrungenen Malaien denken lassen. Die Udai gelten einigen Malaien für einen Stamm der Jakun, andern dagegen für ein von auswärts eingewandertes Volk (Newbold II, 381).

Von den Inseln im Südosten der Halbinsel von Malakka haben außer mehreren kleineren insbesondere Rhio und Lingga, Banka und Billiton zum Reiche von Madjapahit gehört (Dulaurier): Javanen sind also hier seit Jahrhunderten zu der einheimischen Bevölkerung hinzugetreten. Auch jetzt leben solche noch in dem Archipel von Rhio und Lingga, dessen Sprache eine Beimischung javanischer Elemente zeigt (Leyden). Er ist gegenwärtig im Besitze der Malaien und Bugis, deren Voreltern dem Fürsten von Johor hierher gefolgt sind und wurde im J. 1606 von dort aus erobert (Valentyn VII, 359), die ursprünglichen Eingebornen aber, wahrscheinlich ebenfalls von malaiischem Stamme, sind die Orang Benua, Orang Barut und Orang Tambus. Die beiden letzteren führen zwar ganz ein Seeleben, gleich den Orang Laut und den Badjos von Celebes, unterscheiden sich aber in ihrer äußeren Erscheinung und Kleidung nicht von den Benua (Netscher in Tydschr. a, II, 127, 135, 140). Jene wilden Urbewohner scheinen sich fast nur noch hier und da auf den

größeren Inseln zu finden. Der Vicekönig von Rhio hat ihnen erlaubt sich in der Bulan-Straße niederzulassen; daß sie früher selbst in Johor gelebt hätten wie die dortigen Malaien (Bruijn-Koops in Journal IX, 108), beruht wohl auf einem Mißverständniß. Auf den Inseln im Süden von Singapore bis nach Lingga und Sinkap hin bezeichnet man sie mit dem Collectivnamen Orang Pesukuan, im südöstlichen Theil der Insel heißen sie Orang Muka Kuning (Logan in Journal I, 336 ff.). Von Fremden leben außer Javanen hier noch Klings (Telingas), beide fast sämmtlich auf Tandjong Pinang oder Rhio selbst concentrirt (Netscher), Chinesen in besonders großer Zahl, einige Araber und Europäer. Bintang und die umliegenden Inseln sind zur Hälfte von Chinesen, zum dritten Theile von Bugis bevölkert (Tydschrift 1853 I, 420). Daß Malaien in alter Zeit dort ansäßig waren, behauptet wenigstens ihre eigene Chronik, welche ihre Einwanderung nach Malakka von Bintang aus geschehen läßt, woraus sich weiter als wahrscheinlich ergiebt daß alle diese Inseln altes Malaienland sind. Bintang war zu Anfang des 17. Jahrh. von Johor abhängig (Valentyn a. a. O.). Ueber die Bevölkerung der Anambas, Natunas und Tambelan-Inseln welche von Lingga abhängig sind, ist nichts Näheres bekannt.

In Banka haben sich, wie es scheint, schon in alter Zeit, Javanen auf der Westküste niedergelassen, wofür die dortigen Ortsnamen Zeugniß ablegen (Horsfield in Journal II, 303). Wahrscheinlich sind sie von Palembang herübergekommen, das seit 1378 ihnen unterworfen war. Die Insel stand nebst Billiton früher und wohl noch im J. 1668 unter einem König, kam aber dann durch Heirath an Palembang (Tydschr. 1850, I, 198 nach Sturler), daher die 1709 dort entdeckten Zinnminen zunächst für den Sultan dieses Landes ausgebeutet wurden. Sowohl dieser Umstand als auch die Theilung des Reiches von Palembang (um 1710) und die dortige Revolution führte zur Gründung von Niederlassungen auf Banka von dorther: ein Prätendent jenes Reiches sammelte hier seine Anhänger und zog Bugis in größerer Zahl herbei um Palembang zu erobern. Darauf wanderten auch Leute von Menangkabao, Pontianak, Java und den zu Lingga und Johor gehörigen Inseln ein (Horsfield a. a. O. 305, 309). Jetzt leben dort überdieß 6—7000 Chinesen, einige Araber und Klings (Lange 61, 46). Die Bevölkerung von Banka ist demnach sehr gemischt. Die Küsten und

ſelbſt das Innere wurden in den Kriegen der Holländer gegen die Fürſten von Rhio und Lingga ſowie durch Lanun- und andere Piraten vielfach verwüſtet, ſo daß $^{9}/_{10}$ der Bewohner theils zu Grunde gingen theils zerſtreut wurden (ebend. 314, 336). Die eigentlichen Eingeborenen der Inſel ſind die Orang Gunung „Gebirgsbewohner", die im Aeußeren wie in Rückſicht ihres Culturzuſtandes den urſprünglichen Malaien der Halbinſel Malakka, den Benua, ganz zu gleichen ſcheinen (ebend. 332). Nach Hollander (682) iſt ihre Sprache die malaiiſche und mit javaniſchen Wörtern vermiſcht. Die Bevölkerung der Küſten bilden außer Chineſen und Malaien hauptſächlich die Rayad, Orang Laut oder Orang Sekah, wie auf Billiton, deren Sprache wenigſtens auf der letzteren Inſel vom Malaiiſchen ganz verſchieden ſein (Schepen in Tydschr. a, IX, 64) oder doch nur einige malaiiſche Wörter enthalten ſoll, während die Orang Darat, die Eingeborenen von Billiton nach Sprache und Aeußerem zu den Malaien gehören (Hollander 691). Neben Europäern und Chineſen finden ſich hier auch noch Kaufleute von Borneo, Banka und anderen Inſeln des oſtindiſchen Archipels, welche Orang Dagang genannt werden. Da die Inſel ehemals ebenfalls an Palembang zinsbar war, hat auch dieſes Land wahrſcheinlich der hieſigen Bevölkerung einigen Zuſchuß geliefert.

Wir haben im Vorigen die Orang Laut oder Rayet Laut zu erwähnen gehabt und geſehen daß ſie von den Jakun der Halbinſel Malakka entſprungen ſein ſollen. Mag dieß von denen richtig ſein die an den Küſten dieſes Landes leben, ſo gilt es doch gewiß von ihnen nicht allgemein, denn ſie ſind kein Volk, ſondern nur eine Menſchenklaſſe die, wie ihr Name ſagt, ausſchließlich auf der See leben und meiſt keine Heimath haben außer ihren Kähnen, wahrſcheinlich ein Gemiſch von Leuten die den verſchiedenſten Stämmen angehören. Sie werden unter dem Namen Cellates ſchon von de Barros erwähnt, wie Crawfurd (a, 242) bemerkt, ihr Urſprung geht alſo weit zurück, und wenn ſie namentlich am Weſtende des oſtindiſchen Archipels malaiiſch ſprechen (Newbold II, 413), was aber keineswegs von allen ſicher iſt, ſo kann dieß bei ihnen leicht eine natürliche Folge ihrer herumſchwärmenden Lebensweiſe ſein und erlaubt daher keinen ſichern Schluß auf ihre Abkunft. Mögen ſie allerdings größtentheils dem malaiiſchen Stamme angehören, ſo giebt dafür doch der Name Orang Malayu, den ſie auf den Molukken führen (Crawfurd a, 26) und der Name Malayo, den der ſüdliche Theil von

Ternate trägt (Valentyn, Beschr. d. Mol. 13) keine Bürgschaft, sondern erinnert vielmehr an die oben erwähnte verächtliche Nebenbedeutung welche dieses Wort ursprünglich gehabt haben soll und an ihre naheliegende Beziehung zu der unsteten Lebensweise dieser Menschen. Anderwärts führen sie andere Namen: in Borneo nennt man sie Sika, wie auf Billiton, in Celebes bei den Bugis heißen sie Badjos (Bajows, Wadjons). Unter diesen Namen schildert sie Valentyn (Beschr. d. Mol. 66f.) nach zwei verschiedenen älteren Berichten: sie sollen zusammengeflossen sein aus Flüchtlingen von Makassar, Java, Bantam und Japara, auch viele Chinesen und Japaner unter sich haben und eine eigenthümliche Sprache reden. Am Lande ansässig waren sie damals nur in einem Küstendorfe von Tambuko (Celebes). Vormaer (115, 128) unterscheidet die von Celebes in festsässige und herumschwärmende und bezeichnet Tabunku (Tambuko?) und die Bonga Inseln in der Bai von Tolo als ihre Hauptplätze. Sie finden sich auch im äußersten Norden von Celebes in Menado und werden von dort alljährlich in großer Zahl von den Seeräubern von Magindanao hinweggeführt (Tydschr. VIII, 1, 41). Im Aeußeren den Malaien ähnlich, sollen sie vor Zeiten im makassarischen Reiche in der Nähe von Goa ansässig gewesen sein. Ihre Sprache, von der man sagt daß sie der makassarischen verwandt sei (Tydschr. VIII, 1, 35), findet sich nirgends am Lande wieder. Nach dem Falle jenes Reiches zog Boni die Badjos an sich um ihrer Handelsthätigkeit willen, diese gründeten dort das nach ihnen benannte Dorf Badjoa und betrachten sich noch jetzt als Unterthanen theils von Goa theils von Boni (ebend. 125f.). Hauptsächlich von hier, aus dem Süden von Celebes, scheinen sie einerseits in die Allas-Straße und von da bis nach Wetter hin gelangt zu sein, nach Salnijer, den Postillons- und Paternoster-Inseln, auf die Ost- und Westseite von Sumbawa, auf die Südwestküste von Sumba (Tjendana), nach Solor und in den Norden und Westen von Flores, wo sie zwar unter eigenen Häuptlingen, aber doch in einer gewissen Abhängigkeit von dem Sultan von Bima leben (ebend. 113, Freijs in Tydschr. a, IX, 451, 494f., Crawfurd a, 406), andererseits nach Pulo Laut, nach Ost-, Nordost- und Nordwestküste von Borneo, wo sie sich namentlich an den Mündungen der Flüsse umhertreiben (Low 344, J.R.G.S. XXXII, 224, W.Earl a, 334), wenn sie nicht in diese Gegenden vielmehr von den Sulu-Inseln gekommen sind. Hier nämlich bilden die Badjos die Hauptbevölkerung sowohl

von Tawitawi als auch von den zu Sulu gehörigen Samalaut-Inſeln (Tydschr. 1850 II, 63 f.), in geringer Zahl finden ſie ſich ſelbſt noch nördlicher auf Palawan (Dalrymple in Journal III, 525). Die Sprache der Sulu-Inſeln, als deren fleißigſte Bewohner ſie geſchildert werden, iſt dort auch die ihrige und man behauptet daher ſogar daß ſie erſt von da in alter Zeit nach Makaſſar übergeſiedelt ſeien (Hunt bei Moor Append. 50). Als wahrſcheinliches Reſultat dieſer Ueberſicht läßt ſich demnach hinſtellen daß es zwei Hauptſtämme der Orang Laut giebt, einen weſtlichen deſſen urſprüngliche Heimath auf der Halbinſel von Malakka, und einen öſtlichen deſſen Urſprung im ſüdlichen Celebes oder auf den Sulu Inſeln zu ſuchen iſt. Es würden ſich dann die Widerſprüche in den Nachrichten über ihren Urſprung von ſelbſt heben, den man bald in Johor (Forrest 329, 372) bald in Sulu oder in Luwu auf Celebes (Brooke I, 46) geſucht hat, während ſie ſelbſt behaupten von Menangkabao zu ſtammen (ebend. 151).

2) Sumatra iſt von fünf Hauptvölkern bewohnt die man bisweilen für ſtammverſchieden gehalten, obwohl ſich nicht verkennen läßt daß das malaiiſche Element die weſentliche Grundlage für ſie alle ausmacht: Atjineſen von der Nordſpitze der Inſel bis gegen Siak herab, Battas im Innern bis nach Rauw hin, Malaien an den Küſten und im Innern auf der Weſtſeite, in Baros und von da nach Süden, von Siak bis zum Fluß von Palembang auf der Oſtküſte, Redjangs und Paſſumas im Innern von Palembang und längs der Küſte von Benkulen bis nach Kantor, endlich die Lampongs im Südoſten der Inſel (Tydschr. IX, 4, 152 nach Francis). Faſſen wir die Bevölkerung nach dieſen Hauptabtheilungen jetzt näher ins Auge.

Die Atjineſen reichen an der Küſte von der Diamant Spitze bis Atjin im Norden und von da bis nach Cap Felix (Tydschr. IX, 4, 158). Dieß iſt ihr urſprüngliches Gebiet, das Reich von Atjin oder eigentlich Achéh (Marsden) aber erſtreckt ſich noch jetzt von 91° 22′ bis 97° 13′ ö. L. und von 5° 36′ bis 2° 18′ n. B. (Ritter ebend. I, 2, 455). Dieſes Reich wurde im Jahre 1205 von einem Weſt-Aſiaten, vielleicht einem Araber, gegründet (Müller a, p. 27 not.) und hatte ſeine Macht um 1621 über Singkel, Tiku, Priamang, Padang, um 1632 ſelbſt bis nach Indrapura ausgedehnt (Temminck II, 10). In Singkel bilden die Atjineſen zwar den Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung, ſind aber mit Malaien, Battas und Leuten von den Nias-Inſeln gemiſcht, wovon auch

die dortige Sprache Zeugniß ablegt (Rosenberg in Tydschr. a, III, 410, 415). Von Tarumon weiter im Innern und unabhängig von dem dortigen Fürſten leben die Orang Alas oder Buſchmänner, die wahrſcheinlich zu den Battas gehören (Ritter a. a. O. II, 1, 13). Marsden (3d ed. 398) hat die Atjineſen als ein Gemiſch von Malaien, Battas und Klings bezeichnet, Ritter (a. a. O. 458) vermuthet daß ſie ihren Urſprung vorzüglich den letzteren verdanken. Die Sprache ſoll indeſſen dem Batta nahe verwandt ſein (Tydschr. IX, 4, 160). Malaien haben ſich zum Theil ſchon ſeit alter Zeit an vielen Orten der Nordweſtküſte niedergelaſſen und an mehreren derſelben ihre eigenthümlichen Sitten bewahrt (ebend. 173, Ritter a. a. O. 464). Im J. 1567 fiel die Herrſchaft über Atja an den Sultan Manſur Schah von Perak (Anderson in Journal VIII, 149): wir dürfen demnach Marsden's Anſicht über die Zuſammenſetzung der Bevölkerung wohl unbedenklich als die richtige bezeichnen. Auch Javanen ſind wahrſcheinlich hinzugetreten, da Paſe von dem letzten Fürſten von Madjapahit abhängig war (Dulaurier) und ſich bei Delli einige Ruinen finden die javaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen (Crawfurd a, 119). Auch Chineſen leben dort und Laplace (6, III, 31) glaubte namentlich eine Beimiſchung arabiſchen Blutes zu erkennen.

Die urſprüngliche Heimath der Battas iſt das Plateau von Tobah und man hat vermuthet daß ſie ſich von dort nach Süden ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrh. ausgebreitet haben, da die Malaien um dieſe Zeit nach Südoſten vorgedrungen und nach der Halbinſel Malakka ausgewandert zu ſein ſcheinen (Hollander 638). Sicherer ſteht ihre ſpätere Verbreitung von Tobah aus nach Mandaheling und Pertibie, welche durch einen Stammbaum von nur zwölf Generationen beglaubigt iſt (Willer in Tydschr. VIII 2, 400), und ſie fügen hinzu daß ſie in dem neuen Lande außer einigen malaiiſchen Wilden und einigen Backſtein-Ruinen von unbekanntem Urſprung keine Spuren einer früheren Bevölkerung vorfanden. Nach Burton and Ward (Transactt. R. As. Soc. I, 495) haben ſie eine Sage daß ſie in älteſter Zeit aus Oſten von jenſeits des Meeres nach Sumatra eingewandert ſeien. Ihre jetzige Ausbreitung erſtreckt ſich im Innern angeblich von 4° n. B. (Tydschr. VII 1, 18) bis nach Rauw im Nordoſten von Padang. Andere geben die Grenze der Provinz Karoh in Atjin als den nördlichſten Punkt an den ſie erreichen (Moor Append. 1, Näheres bei

Junghuhn über ihre Ausbreitung). In Tapanuli treten sie bis an die Küste heran (Ritter in Tydschr. II, 1, 25). Ihre vier Hauptstämme sind die von Toba, Silindung, Angkola und Mandaheling. Die Sprache, welche viele rein malaiische Wörter besitzt, pflegt zur malaiischen Sprache gerechnet zu werden, und enthält merkwürdiger Weise einen größeren Antheil von Sanskritwörtern als die malaiische selbst, aber keine arabischen Wörter (Burton and Ward a. a. O. 505); ob die ersteren aus dem Javanischen aufgenommen sind, wie man zunächst vermuthen muß, oder ihr ohne diese Vermittelung direct zugekommen, ist noch nicht festgestellt (vgl. auch Tydschr. VII. 1, 20). W. v. Humboldt (I, 54) hat bereits die später von Andern bestätigte Bemerkung gemacht, daß die vornehme, die Schrift- und Hofsprache der Battas dem Malaiischen noch weit näher stehe als die des Volkes. Da der Adel von Mandaheling seiner Sage nach von einer himmlischen Frau stammt die dem Helden Iskander (Alexander d. Gr.) einen Sohn in Menangkabao geboren habe (Willer a. a. 405), und also seinen Ursprung selbst von Malaien herleitet die diesen südlichsten Theil des Battalandes erobert haben, erscheint jenes Verhältniß als leicht erklärlich. Sprachlich theilen sich die Battas in drei Zweige: Toba, Angkola und Dairi; zu Angkola aber gehören in dieser Hinsicht das Thal von Batang-toru, das Plateau von Sipirok, Mandaheling, Padang-lawas und die noch nicht muhammedanisirten Bergländer von Natal und Ajerbangis (v. d. Funk in Bydragen IV 28). Die Battas von Pakpak, in mehreren Beziehungen verschieden von denen in Toba, reden einen sehr abweichenden Dialekt (Tydschr. a, III, 454).

Den Malaien von Sumatra gilt bekanntlich das Land Menangkabao als ihr ältester Sitz, sie betrachten sich dort und (nach Logan) auf der ganzen hügeligen Westküste der Insel als Eingeborene. Nach der alten geographischen Eintheilung umfaßte Menangkabao das Gebiet von Palembang bis nach Siak auf der Ostseite und von Majatta bis Singkel im Westen so daß Jambi, Indragiri, Siak und Indrapura dazu gehörten (Francis in Tydschr. II, 1, 29, vgl. auch die Angabe bei Hollander 3). Der Mittelpunkt des Reiches lag im Gebirgslande östlich von Padang (Valentyn VII, 12 nebst der Karte von Sumatra ebend. IV). Die mit vielen indischen und muhammedanischen Zusätzen ausgeschmückte Sage* führt die Abstammung ihrer Könige auf den

* Etwas anders lautet sie auf der Westküste von Agam: von drei Brüdern

Halbgott Iskander d. i. Alexander zurück, dessen einer Sohn sich mit den Seinigen auf dem Berge Merapi in Sumatra niederließ. Priangan oder Priangan Padang und Pagarrujong werden dort als die ältesten Königssitze bezeichnet und von hier sollen alle Geschlechter (sukus) der Malaien ausgegangen sein (Ritter a. a. O. 100, Burger in Verhandelingen XVI, 192, Tydschr. a, III, 477, IV, I, Moor 112). Die den sumatranischen Malaien eigenthümliche Suku-Regierung reicht an der Westküste von Natal bis Ajer Adji (Tydschr. 1861, II, 273): dieß beweist genügend daß die Bevölkerung wesentlich malaiisch ist. Die vorhin mitgetheilte Sage welche am allgemeinsten angenommen zu sein scheint, stellt die Malaien als Eingeborne des Landes dar die nur vom Gebirge herabkamen und sich über das Land ausbreiteten. Wenn eine andere das Reich von Menangkabao durch Einwanderer aus Celebes stiften läßt (Marsden), so verdankt sie ihren Ursprung vielleicht nur dem Ehrgeize einiger Bugis, dagegen ist eine dritte, nach welcher Javaner die Gründer dieses Reiches waren (Raffles) besser begründet. Speciell erzählt sie daß ein javanischer Fürst aus Kediri nach Menangkabao gekommen und in Padang gestorben sei (Francis a. a. O. 108). Die Ueberlieferung daß die Herrscher von Menangkabao aus dem Fürstenhause von Palembang stammten (Tydschr. VIII, 3, 341 ff.) oder daß jenes Land aus diesen bevölkert worden sei (Crawfurd a, 252) scheint eine bloße Variation der eben erwähnten Sage zu sein, da Palembang schon in alter Zeit im Besitze von Javanen war. Daß die Javaner zu der Entwicklung der dortigen Cultur wesentlich mitgewirkt haben zeigen die in der zuerst erwähnten Sage vorkommenden Namen, welche theils Kawi theils reines Sanskrit sind, ferner die in javanischen Charakteren geschriebenen alten Inschriften im Lande (Müller a, 83 nota, Crawfurd a, 274, 419); die Sprache selbst zeugt für diesen Einfluß (Leyden). Nach um 1686 war (nach Valentyn V, 216) Menangkabao von Bantam abhängig.

Daß sich an mehreren Hafenplätzen der Nordwestküste von Sumatra Malaien niedergelassen haben und daß namentlich Baros ursprünglich eine ganz malaiische Bevölkerung besitzt (Ritter in Tydschr. I, 20)

die das große Westreich (Rom) verlassen hatten, strandete der eine, Sara Maha Radja di Radja, mit seinem Fahrzeuge auf dem Berg Serang in Djawi (Sumatra). Als die Gewässer sich verlaufen hatten, stieg er von diesem herab; von ihm stammt die Bevölkerung des Landes und namentlich die drei Fürsten des Reiches von Menangkabao.

haben wir schon erwähnt. Oestlich von Indrapura im Gebirge leben die Korinchi (Korintjins), die ebenfalls malaiisch sprechen (Leyden) und sich auch zwei Meilen südlich von Baros finden (Ritter a. a. O. 22) Im Süden von Ajer Adji haben mancherlei Mischungen stattgefunden. Das Volk von Moko-moko ist in Sukus oder Bangs getheilt und stammt theils aus Menangkabao und Jambi theils aus Redjang (Bogaardt in Bydragen N. V. II, 35). Im Thal von Lubong, östlich von Benkulen in der Richtung nach Palembang, haben sich Leute von Menangkabao niedergelassen, die ihre Abstammung von Pagarrujong herleiten (Steck ebend. IV, 36). Es scheint dieß der südlichste Punkt zu sein bis zu welchem die Malaien von Menangkabao im Innern sich ausgebreitet haben.

Die Redjang im Gebirgsland nordöstlich von Benkulen (Sungi Lama) und die Anak Lakita in Sungi Itam sind von jenseits des Gebirges aus dem Gebiete von Palembang nach diesen westlicheren Gegenden gewandert (Francis in Tydschr. IV, 1, 430), die Hauptvölker des Landes Benkulen aber sind die Passumah und Serawi. Die beiden letzteren werden von Logan (Journal III, 354) als identisch betrachtet und im Gebirgslande angegeben wo die Zuflüsse der südlichen Zweige des Palembang-Flusses entspringen, in Passumah ulu Manna und Passumah Lebar. Sonst pflegt das Serawi nur als die Sprache von Manna betrachtet zu werden die von Sillebar bis nach Kawur herrscht und von Bruyn-Koops als nur wenig vom Malaiischen verschieden bezeichnet wird (Journal IX, 130, 136), während zugleich Boers (Tydschr. II, 2, 569) die Sprache von Passumah, Lebar theils dem Serawi theils dem Lampong ähnlich nennt, ein neuer Berichterstatter aber angiebt daß die Passumah am Flusse Kisam sprachlich den Malaien näher stehen als den Lampong (Tydschr. 1857, I, 28), obgleich sie diesen in ihren Sitten ähnlich sind. Anderwärts werden in dem Gebiet von Benkulen drei Hauptsprachen angegeben: Redjang, Lembah und Serawi (Bydragen N. V. IV, 256). Die Bevölkerung südlich von Sillebar (die Serawi) soll in Seluma zu Anfang des 18. Jahrh. eingewandert sein (Bydragen N. V. IV, 291) und stammt nach Francis (a. a. O. 432) von den Passumah Lebar. Die letzteren sind ihrer Sage nach zur Zeit der Blüthe des Reiches von Madjapahit von dort ausgewandert nach Palembang und dann nach Westen in's Innere vorgedrungen. Die unter ihnen lebenden Anak-Pandjalang-

Mardika gelten ihnen für die ächten Nachkommen der alten javanischen Einwanderer (Knoerle in Oosterling I, 70). Früher waren sie von Palembang abhängig, obwohl diesem nicht tributpflichtig, ihre Sitten gleichen in vieler Hinsicht den javanischen; ihre Sprache, viele ihrer Orts- und Götternamen scheinen ihren Ursprung aus Java zu bestätigen (Boers a. a. O. 560ff.). Nur in Kemmering haben die Passumahs die Sage, daß ihre Voreltern von Menangkabao gekommen seien (Tydschr. 1857, I, 40). Daß die zuletzt erwähnten Völker zum malaischen Stamme gehören, läßt sich nicht wohl bezweifeln, aber sie sind keine reinen Malaien. Hat man bei dem Redjang eine Beimischung javanischen Blutes vermuthet, so ist dieß noch sicherer bei den Passumahs. Scheint die Macht von Madjapahit sich nicht bis zur Westküste von Sumatra ausgedehnt zu haben, so sollen dagegen von Ibn Mulana* dem Stifter der muhammedanischen Dynastie von Bantam, die Küste von Lampong und Bangkulo (Benkulen) Sillebar mit den von dort südlich gelegenen Ländern und selbst Menangkabao erobert worden sein, und die Fürsten von Indrapura, unter denen in alter Zeit auch Palembang gestanden zu haben scheint, hielten sich für Blutsverwandte der Könige von Bantam (Valentyn V, 216) und dieses behielt die Oberherrschaft über die Südküste von Sumatra bis zum Urni-Fluß (nördlich von Benkulen) bis zum Anfang des vorigen Jahrh. (Marsden 3d ed. 212). Auf eine reichliche Beimischung javanischer Elemente zu der dortigen Bevölkerung läßt es schließen daß Wörter der Sundasprache in größerer Zahl in den Pantuns im Innern von Benkulen und in der Poesie aller Stämme gebraucht werden, die südlich von Kataun leben (Bruyn-Koops a. a. O. 132).

Auf der Ostseite von Sumatra sind die Rama am Rakan und dessen Zuflüssen ein Zweig der Malaien von Menangkabao (Logan in Journal III, 350). Dasselbe gilt von der Bevölkerung von Siak, das im Innern an das Land der Battas grenzt (Hollander 622). Da Siak zu Anfang des 17. Jahrh. ein Lehen von Johor war (Valentyn VII, 359), von wo Malaien nach Kampar und Ari gekommen sind (Bruyn-Koops a. a. O. 103), haben sich hier die beiden Hauptstämme dieses Volkes von Malakka und Sumatra zusammengefunden. Auch Indragiri ist von Malaien bewohnt, wie es scheint, aber schon seit dem 13. Jahrh., in welchem das Land von Madjapahit

* Hageman (I, 63) nennt statt dessen wohl richtiger Hassan-Udien.

aus erobert wurde (Valentyn VII, 318), sind javanische Elemente hinzugetreten; um 1380 fiel es als Heirathsgut dem Mansur Schah von Malakka zu (ebend. 320), der sich mit einer javanischen Fürstentochter verband, und wurde später an Bantam zinsbar (nach Hageman I, 77). Daß es in alter Zeit unter Atjin gestanden hätte (Woordenboek 541) scheint ungegründet. Zuletzt wurde es von Johor abhängig: von hier stammt der Sultan von Indragiri und die beiden obersten Würdenträger des Reiches und er bedarf noch jetzt der Bestätigung im Amte von Seiten des Sultans von Lingga, die ihm aber niemals versagt wird (Tydschr. 1852, I, 280). Auch Jambi (Djambi) wird unter den von Madjapahit abhängigen Ländern aufgeführt (Dulaurier). Als den ältesten Fürsten nennt die Sage Tuan Talanie, dessen Sohn in einer siebenfachen Kiste dem Meere übergeben nach Siam gelangt sei, später zurückgekehrt, seinen Vater umgebracht habe; das Land soll verwüstet und seitdem wieder zu einer Wildniß geworden sein (Tydschr. III, 1, 372 u. VIII, 4, 34): das Historische welches dieser Tradition zu Grunde liegt, scheint ein Kriegszug der nach malaiischen Geschichtswerken von Siam aus nach Sumatra in alter Zeit unternommen worden sein soll (Journal Asiat. IV, sér. IX, 233). Das jetzt in Jambi regierende Fürstengeschlecht leitet seine Abkunft von Datu Paduka Barhalo, einem Manne aus der Türkei her; das Reich, früher von Mataram (Madjapahit?) abhängig, wurde später freigegeben, wie man erzählt; ein späterer Herrscher verband sich mit einer Königstochter von Menangkabao, bekriegte aber dieses Reich und schloß erst Frieden als er mehrere Eroberungen gemacht hatte. Im 17. Jahrh. werden Kriege mit Johor und Palembang erwähnt (Tydschr. VIII, 4, 44). Die Bevölkerung von Jambi, ursprünglich wahrscheinlich Malaien, hat demnach einigen Einfluß von Java und vielleicht auch von Siam erfahren.

In dem mittleren Theile von Sumatra finden sich außer den genannten Völkern auch noch mehrere rohe Stämme, die zu jenen in demselben Verhältniß stehen wie die Orang Benua von Malakka zu den civilisirten Malaien. Die Orang Ulu, „Menschen des Hochlandes", wie sie in Mandaheling heißen, wohnen zwischen Pajangej und Rau und sollen von den Orang Lubu, „den Menschen des Tieflandes", stammen die mehr gegen die Ostküste hin leben und von Sal. Müller östlich und südöstlich von Fort Elout im Gebirge gefunden wurden

(Bydragen II, 262, 251). Die letzteren bildeten ihrer Sage nach in alter Zeit ein Volk mit den Malaien des Gebirgslandes von Padang, wurden aber durch innere Kriege aus dieser Gemeinschaft gerissen, was schon vor der Einrichtung der Suku-Regierung geschehen sein soll. Das von Willer (Tydschr. a, IV, 59) mitgetheilte Vocabular weist sie als Malaien aus. Die Orang Kubu an der Nordwestgrenze von Palembang, zwischen dem unteren Musi, dem S. Rawas u. S. Lalang, unterscheiden sich im Aeußeren nur wenig von den anderen Bewohnern jenes Landes (Sturler in Batav. Courant 28. April 1827), und gehören obwohl ihnen Sturler eine ganz eigenthümliche Sprache zuschreibt, wahrscheinlich gleichfalls zum malaiischen Stamme, da der nomadisch lebende Zweig derselben, welcher sich von dem festsässigen nur durch mangelnde Kleidung unterscheidet, die Suku-Eintheilung hat (Boers in Tydschr. I, 2, 287 ff.). Einige halten sie für einen Rest der Urbevölkerung von Palembang, Andere zählen sie zu den Orang-Abung in Lampong (Hollander 602). Diese letzteren, im äußersten Südwesten von Sumatra, im Innern der Lampong Bai (Marsden 3d ed. 297), welche gleich den Orang Gunong auf Java von ihren Nachbarn als rohe Gebirgsbewohner verachtet werden (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 317), wollen von Sakala Boah stammen und die Buwai Subieng aus ihren Sitzen verdrängt haben, von denen die Bevölkerung von Kaju Agong, eines Distriktes in der Nähe von Palembang, entsprungen sein soll (Tydschr. 1856, II, 353). Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, heißt es, lebten sie jenseits der Berge von Samangka im Lande Lampong, da sie aber auf Erbeutung von Feindesköpfen begierig, das Land sehr unsicher machten, wurden sie vertrieben und flüchteten in das Gebiet von Palembang (Francis in Tydschr. IV, 2, 35). Die Orang Gugu von denen Marsden (3d ed. 41) hörte, Menschen die mit langen Haaren bedeckt sein sollten, sind aus der Geschichte verschwunden, und man muß gestehen daß negerartige Menschen, nicht, wie namentlich Crawfurd (I, 18) früher glaubte, auf Sumatra (Junghuhn, Battal. II, 291 nennt irrthümlich die Molukken) in historischer Zeit ausgerottet worden sind, sondern wohl niemals dort existirt haben; denn auf die Beschreibung der Orang Kubu in Gibson's Roman (The prison of Wettevreden, Ausland 1856, p. 965) wird sich niemand berufen mögen. Die Kumring oder Komering, welche Crawfurd (a, 417) unter den rohen Völkern

von Sumatra aufführt, sollen zwar eine besondere Sprache haben und vielleicht zu den Battas gehören (Tydschr. VIII, 3, 317), werden aber civilisirter geschildert als die vorher erwähnten Völker. In dem Lande Kemmering, das ehemals wie Palembang an Madjapahit unterthan war, leben drei in Sprache und Sitten verschiedene Völker: Lampong, Passumah und die sog. Orang Pagagan d. i. Landbauern, die der Mischung von Lampong, Javanen und anderen Elementen mit der Urbevölkerung der Thäler des Musi und Ogan ihren Ursprung verdanken. In Sprache und Schrift unterscheiden sie sich von den Bewohnern von Palembang, die erstere soll theils Lampong-Wörter theils javanische und malaiische Elemente in sich schließen (Tydschr. 1857, I, 39 ff.).

Der südlichste Theil von Sumatra hat, wie schon seine geographische Lage erwarten läßt, die häufigsten und stärksten Einwirkungen von Java erfahren. Valentyn (VII, 11) sagt von den Bewohnern von Palembang ohne Einschränkung daß sie nach Sprache, Tracht und Lebensart Javanen seien. Man hat zwar vermuthet daß dieses Reich um ein Jahrhundert älter als das von Madjapahit gewesen (Crawfurd a, 323) und daher schwerlich von dort aus, sondern durch Malaien von Menangkabao gegründet sein möge (Tydschr. 1850, I, 128), indessen erzählt die javanische Ueberlieferung daß sein ältestes Herrschergeschlecht aus dem Fürstenhause von Mendangkamulan stammte, dann aber durch Eroberung (1438) von dem mehrere Jahrhunderte später blühenden Reiche von Madjapahit abhängig wurde*, unter dessen letzten König eine große Auswanderung der Javanen nach dem Südosten von Sumatra stattgefunden haben soll (Wilkens in Tydschr. 1849, II, 207 f.). Ario Dhamar, ein Sohn jenes Königs, wurde Statthalter von Palembang, dieses wirkte aber gleichwohl zu dem Sturze von Madjapahit durch die Muhammedaner (1483) thätig mit (Hageman). Unabhängig von Java wurde indessen das Land dadurch nicht. Die Gründung und Entwicklung der muhammedanischen Macht von Bantam führte zu den schon erwähnten Eroberungen auf Sumatra, auch Palembang sollte unterworfen werden, wie dieß mit den Lampongs geschah, doch hören wir nicht ob dieß unmittelbar zur Ausführung kam. Nach Valentyn (VII, 10) stand es um 1596 allerdings unter der Herrschaft von Bantam, hatte aber früher zu dem

* Daß es vor dieser Zeit keine Javanen auf Sumatra gegeben habe, wie Temminck (II, 8) angiebt, ist wahrscheinlich unrichtig.

Reiche von Mataram gehört, ſich dann aber frei gemacht. Die Unruhen welche in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Demak ausbrachen, führten zu einer neuen Ueberſiedelung mehrerer javaniſchen Adelsfamilien nach Palembang, denen das Fürſtengeſchlecht angehörte das hier mit Geding Suro (1544) zur Regierung kam (Tydschr. VIII, 3, 356, daſ. die Namen und die Geſchichte ſeiner Nachfolger). Seit dieſer Zeit iſt Palembang bis zum Jahre 1822 ununterbrochen von javaniſchen Fürſten beherrſcht worden, die Poijais, der dortige hohe Adel, iſt nach ſeiner wahrſcheinlich richtigen Tradition aus der Vermiſchung der Eingeborenen mit Javanen und Hindus entſprungen und die Hofſprache iſt bis in die neuere Zeit ein verdorbenes Javaniſch geblieben, das jetzt aber mehr und mehr außer Gebrauch kommt und dem Malaiiſchen Platz macht (ebend. 294). Im Innern des Landes iſt die Sprache aus malaiiſchen und javaniſchen Elementen gemiſcht (Hollander 594). Malaien ſcheinen auch hier die Urbevölkerung geweſen zu ſein, doch läßt ſich dieß wohl noch nicht als genügend feſtgeſtellt betrachten.

Der Name Lampong bedeutet ſchwimmendes oder angeſchwemmtes Land (Steck in Bydragen N. V. IV, 69). Das Volk welches ihn trägt, erſtreckt ſich von 4—6° ſ. B. faſt in gerader Richtung von Weſten nach Oſten und hat den ſüdlichſten Theil von Sumatra inne, an der Weſtküſte von Kawor an (Francis in Tydschr. IV, 1, 432, genaue Angabe der Grenzen von Zollinger ebend. IX, 1, 3). Seine Sprache, die Marsden (3d ed. 296) zwar als verſchieden vom Redjang, doch nicht als radical verſchieden bezeichnet hat, enthält viele malaiiſche Wörter, daneben auch ſolche der Sunda- und der javaniſchen, der Bugi- und Redjang-Sprache (Zollinger a. a. O. 139), iſt aber übrigens unbekannt. Sanſkrit und arabiſche Elemente finden ſich in ihr nur in geringer Zahl (Crawfurd a, 206). Dieſe Beimiſchungen erklären ſich aus der Geſchichte des Landes. Die Sage führt den Urſprung des Volkes auf Naga Biſang, einen Fürſten von Madjapahit zurück, der vor 17 Menſchenaltern gelebt, ein Geſetzbuch aus Java mitgebracht und eingeführt haben ſoll, während eine andere auf den Radja Iſkander und ſelbſt bis auf den Propheten Adam zurückgeht und dadurch ihren fremden Urſprung verräth (Zollinger a. a. O. 138, Tydschr. 1852, I, 330, 1856, II, 352). Als große Koſtbarkeiten werden von den Lampong gewiſſe Schüſſel aufbewahrt, die ſie vor 400 Jahren zum Geſchenk

von Madjapahit erhalten haben wollen (Du Bois in Tydschr. 1852, I, 314). Bei den Dajak giebt es bekanntlich alte Vaſen unbekannten Urſprungs die ebenſo hoch verehrt werden. Daß ſpäter das Land von Bantam (Sunda) abhängig war, das ſich die Abgaben in Pfeffer bezahlen ließ (Tydschr. 1857, I, 113), haben wir vorhin ſchon bemerkt. Die Sitten der Lampongs ſtimmen vielfach mit denen der Sundaneſen überein, die ſich in Menge hier niedergelaſſen zu haben ſcheinen (Steck a. a. O. 104). Eine vorzüglich gemiſchte Bevölkerung hat beſonders Talok Betong, wo zu den genannten Fremden auch noch Malaien Araber und Chineſen kommen (ebend. 115). Ueberhaupt giebt es an den Küſten von Sumatra an vielen Orten Miſchlinge der Eingeborenen namentlich mit Chineſen, Indern, Arabern und Europäern. Arabiſche Elemente ſollen nach Laplace (b, III, 47) beſonders zahlreich in Palembang ſein.

Von den Inſeln im Weſten von Sumatra iſt Pulo Simalu (Babi, Hog Island) der Sage nach von Menangkabao bevölkert worden; die Bewohner wollen von einer von dort verbannten Frau und einem Hunde abſtammen den ſie mitgebracht hatte. Sprache und Sitten beſtätigten ihren Urſprung aus dem Malaienlande von Sumatra, doch giebt es auf der Inſel noch eine zweite Sprache, welche auf Miſchung mit Atjineſen hinweiſt. Mit dieſen ſtehen ſie in vielfachem Verkehr und ſcheinen ihnen die etwas höhere Cultur zu verdanken durch die ſie ſich von den Eingeborenen der Nias Inſeln unterſcheiden (Netscher in Tydschr. a, V, 403). Die Bewohner der Banjak Inſeln, von den Malaien Maros oder Maruwi genannt (Crawfurd a, 37), ſind ein Miſchvolk mit eigenthümlichem Dialekte, deſſen Hauptbeſtandtheil von Nias gekommen iſt; von Fremden leben vorzüglich viele Atjineſen hier. Die Sitten des Volkes kommen theils mit denen von Singkel theils mit denen von Nias überein (Rosenberg in Tydschr. a, III, 430).

Die Bevölkerung der Nias und Batu Inſeln iſt nach Junghuhn (II, 6, 9, 306) den Battas nahe verwandt, die der Pageh und Engano Inſeln etwas entfernter. Indeſſen hat Rosenberg die Behauptung Douleben's (Tydschr. X, 171) daß es auf Nias eine Sage gebe welche die Abkunft von den Battas beſtätige, entſchieden zurückgewieſen und bemerkt daß die Eingeborenen vielmehr ſehr allgemein ihr Geſchlecht auf ihren höchſten Gott Lubu-langi zurückführen der viet ſeiner Kinder vom Himmel herabgeſandt habe (Tydschr. a, V, 317).

Domis hält die dortige Sprache für gleichen Ursprungs wie die der Battas und (?) Lampongs (Oosterling II, 2, 119). Nahe Verwandtschaft zu den ersteren nimmt auch Hollander (516) als durch die Sprache erwiesen an. Viele Wörter derselben, man sagt die Hälfte, sind ihr mit dem Malaiischen und Javanischen gemein (Crawfurd a, 300), was freilich die Frage nach der Abstammung nicht entscheiden kann, da Malaien und Atjinesen, welche die Eingeborenen zum Kriege aufhetzen und einen lebhaften Sklavenhandel treiben, in größerer Zahl auf Nias angesiedelt sind (Tydschr. 1854, I, 9). Jedenfalls unhaltbar ist die Ansicht Temminck's (II, 98) daß die Bewohner von Nias dem malaiischen Archipel überhaupt fremd seien. Mit Recht zählt sie Crawfurd (a, 46) vielmehr zur malaiischen Raçe; sie sind eines Stammes mit denen der Batu Inseln, mit welchen sie in häufigem Verkehr stehen. Die Hauptmasse der Bevölkerung der letzteren stammt unzweifelhaft von Nias von wo noch jetzt Einwanderungen stattfinden, auf beiden Inselgruppen werden Dialekte derselben Sprache gesprochen und im Aeußeren gleichen diese Menschen, zwar nicht den civilisirten Malaien, wohl aber den roheren schlichthaarigen Völkern der ostindischen Inseln, den Dajaks, Alfuren u. a. (Francis in Tydschr. II, 1, 217, Horner ebend. III, 1, 338, 342, 361). Außerdem leben auf den Batuinseln noch eine geringe Zahl von Malaien aus Sumatra, einige Bugis und Chinesen (ebend.). Besondere Aufmerksamkeit verdient der merkwürdige Umstand daß es dort eine Sage giebt nach welcher die ältesten Einwanderer welche die späteren aus Nias in Abhängigkeit erhalten zu haben scheinen, von den Pageh Inseln gekommen sein sollen, wo eine ganz verschiedene Sprache herrscht; diese hätten sich, so erzählt man, zuerst in Buluara auf Tana Massa festgesetzt, und wirklich sind die Bewohner dieses Ortes sehr verschieden von der übrigen Bevölkerung der Batu Inseln (kleiner, massiver gebaut, von malaiischen Gesichtszügen, jedoch stark behaart), den Eingeborenen der Pageh Inseln aber, die denen von Nias sehr ähnlich sind, gleichen die von Buluara keineswegs (Horner a. a. O. 368 ff.). Es scheint demnach daß diese Inseln früher im Besitze von andern Menschenstämmen gewesen sind die von Süden heraufgedrungen sind, später aber dem von Norden gekommenen Volk von Nias weichen mußten. Die Mentaweis oder Mantawis* der Pageh Inseln sind den meisten Angaben zufolge ein ganz

* Unter diesen sind eigentl. nur die Bewohner von Siberut und Pora zu verstehen.

eigenthümliches, von allen ihren Nachbarn verſchiedenes Volk, das in Sitten und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Polyneſiern haben ſoll und ſeiner Sage nach von der Sonne, das heißt wohl von Oſten hergekommen iſt (Asiat. Res. VI, 77, 89, Rosenberg in Tydschr. a, I, 409). Ihre Sprache enthält nur einige malaiiſche und javaniſche Wörter, andere verwandtſchaftliche Beziehungen derſelben ſind bis jetzt nicht nachgewieſen (ebend. 428, Crawfurd a, 318). Die Bewohner von Engano, die roheſten unter allen Inſulanern dieſer Gegenden, nennen ſich ſelbſt Keeikjée und reden eine dem Malaien ebenfalls ganz unverſtändliche Sprache (ebend. 137). Sie zu den Negritos zu zählen (Rosenberg in Tydschr. a, III, 374) liegt kein genügender Grund vor. Die Cocos oder Keeling Inſeln ſind ſeit 1853 von einer Miſchlingsraçe von Weißen Negern und Malaien bewohnt, in welcher die letzteren das Hauptelement bilden (Virgin II, 257).

3) Java iſt das Land des indiſchen Archipels in welchem ſich die Cultur am höchſten entwickelt hat und ohne Zweifel liegt hierin der Grund dafür daß ſich nur zwei verſchiedene Völker auf der Inſel finden: die Javanen im Oſten und die Sundaneſen im Weſten, Wong Java und Djalma Sunda, getrennt von einander durch den „Fluß des Verbotes“ (Tji Pamali), deſſen Namen die Sage als die Grenze bezeichnet, welche nach langen Kämpfen zwiſchen zwei Brüdern, den Stiftern der Reiche von Padjadjaran und Madjapahit, zwiſchen ihnen feſtgeſetzt wurde (v. Hoëvell in Tydschr. IV, 2, 146). Die Sprachgrenze beider Völker indeſſen, die nebeneinander wohnen ohne ſich zu miſchen, iſt der etwas weſtlichere kleine Fluß Loſari im öſtlichſten Theile von Cheribon. Die Verſchiedenheit ihrer Sprachen iſt keine bloß oberflächliche: die Sundaſprache iſt dem Batta und dem Malaiiſchen von Sumatra näher verwandt als dem Javaniſchen, der Unterſchied einer hohen Sprache (bahasa kromo), die der Niedere gegen den Höheren gebraucht, und einer niedrigen (bahasa ngoko), deren dieſer ſich gegen jenen bedient, iſt in Sunda nicht ſo weit ausgebildet wie im eigentlichen Java, und während der dem kromo entſprechende Dialekt der Sundaneſen zum großen Theil mit dem Javaniſchen übereinkommt, iſt der andere ganz eigenthümlich (Tydschr. 1851, I, 341 nach v. der Funk). Es ſcheint ſich darin eine Anerkennung der Ueberlegenheit der Javanen auszuſprechen. Die Sundaſprache hat viel wenigere Sanſkritelemente aufzuweiſen als die javaniſche, und diejenigen welche ſie be-

ſitzt ſcheinen ſämmtlich aus letzterer herübergenommen zu ſein. Der ausgedehnte tiefe Einfluß welchen brahmaniſche Einwanderer aus Vorderindien auf die Entwickelung der Civiliſation von Java ſeit den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung ausgeübt haben, iſt durch W. v. Humboldt's Unterſuchungen ausführlich nachgewieſen und feſtgeſtellt worden. Wie aber die einheimiſche Sage von einem alten vielfachen directen Verkehr Indiens nur mit Oſt-Java erzählt, den indiſchen Einfluß auf Weſt-Java aber erſt von der Stiftung des Reiches von Padjadjaran beginnen läßt und von dem öſtlichen Theile der Inſel herleitet, wohin ſie alle vorhiſtoriſchen Reiche verlegt, ſo ſpricht auch die größere Sitteneinfalt, die phyſiſche Eigenthümlichkeit, die Exiſtenz des Privateigenthums an Grund und Boden bei den Sundaneſen, die größere Seltenheit und die Art der Alterthümer die ſich in ihrem Lande finden, für den Satz daß ſie wenn nicht die unvermiſchten Urbewohner des Landes, doch im Vergleich mit den Javanen, die reinere, durch indiſchen Einfluß weit weniger berührte und umgebildete Bevölkerung ſind (v. Hoëvell a.a.O. 149 ff.). Daß ſich auch der Name der Javanen Wong Java, im Gegenſatz zu den „Eingeborenen", Djalma bumi, hierauf deuten und in dem Sinne von „Ausländer" auffaſſen laſſe, iſt beſtritten (de Waal I, 7, 101, Mounier bei de Waal II, 3 u. 4, 197 not.). Wenn Roorda (III, 280) bemerkt daß ſich die Javanen ſeit dem Aufkommen der Macht von Madjapahit mit allen Völkern ſtark gemiſcht haben die ihnen im Oſten und Norden wohnten, ſo läßt ſich dieß wohl nur in geringem Maaße auf Java ſelbſt beziehen, wohl aber auf die vielen auswärtigen Länder die von dort abhängig waren. Auf der Inſel ſelbſt hat ſich die javaniſche Sprache nach Bantam verbreitet, in deſſen ſüdöſtlichem Theile allein Sunda geſprochen wird; der javaniſchen Schrift bedient man ſich dort faſt ausſchließlich am Hofe, ſonſt bedient man ſich in Briefen gewöhnlich der malaiiſchen Sprache (ebend. 284). Die Baduwis und Orang Kaluaran (Außen-Menſchen), die ſich freiwillig oder gezwungen von ihnen abgeſondert haben, im Kendang Gebirge 16 Stunden von Bantam entfernt, reden einen Dialekt der Sundaſprache (Tydschr. I, 2, 297, 305).

Die Reiſe des chineſiſchen Pilgers Ja Hian oder Jahien, die ihn, wie es ſcheint, zufällig nach Java führte, wo er keine Buddhiſten, ſondern nur Brahmanen und „Ungläubige" fand, iſt das älteſte bekannte Datum für die Berührung der Chineſen mit dieſer Inſel. Er kehrte im Jahre 414

in ſein Vaterland zurück. Erſt zwiſchen 960 und 966 hören wir wieder von Chineſen die in Java landeten und ſich dort niedergelaſſen haben ſollen (Humboldt I, 16, Laſſen II, 1040, Raffles II, 92), und in den JJ. 992 und 1108 von javaniſchen Geſandtſchaften die nach China gingen, ſpäter (1293) von einem Angriff der Chineſen auf die Inſel wegen unwürdiger Behandlung eines Geſandten (Müller a, 5, 49). Nach v. Hoëvell (in Tydschr. III, 1, 517) hätten ſie ſich erſt um dieſe Zeit, zu Ende des 13. Jahrh., hier feſtgeſetzt. Tribut mußte Java im Jahre 1370 und wiederholt 1400 u. ff. JJ. nach China ſchicken, womit die Truppenſendungen nach der Inſel in Verbindung ſtehen, welche von chineſiſchen Quellen um dieſe Zeit erwähnt werden (Müller a, 44, Humboldt a. a. O.). Die Eingebornen wurden damals ſchwer bedrückt und die Chineſen ſollen ſchon damals über das ganze Land verbreitet geweſen ſein (Raffles II, 96). Ihre Anſiedelung auf der Nordküſte fällt nach chineſiſchen Berichten in's 14. Jahrh., im 16. waren ſie mächtig genug um thätigen Antheil an einem ausgebrochenen Kriege zu nehmen. Eine ſehr einflußreiche Stellung nahmen ſie beſonders in Bantam ein, von wo ſie bei Gelegenheit der Gründung von Batavia im Jahre 1619 von den Holländern, die ihre Arbeitskraft zu benutzen wünſchten, nach Batavia gelockt wurden (v. Alphen in Tydschr. IV, 1, 79). Zehn Jahre ſpäter wird ihre Anzahl ſchon über 50000 angegeben, man beſchränkte aber in der Folge ihr ferneres Zuſtrömen (Tydschr. II, 1, 164). Makaſſaren und Bugis, von denen die letzteren ſchon im 10. Jahrh. auf Java eine Niederlaſſung gehabt haben ſollen (Hageman I, 9), wurden von der oſtindiſchen Compagnie zu Anfang des 17. Jahrh. im weſtlichen Theile von Java eingeführt und ſind dort mit der einheimiſchen Bevölkerung ganz verſchmolzen (ebend. 168). In Folge eines inneren Krieges auf Celebes ſind 1672 in Padjarakan (im Oſten der Inſel) 2000 Makaſſaren gelandet, dieſen folgten ſpäter noch mehrere, ſo daß ſich der damalige Herrſcher von Mataram genöthigt ſah die Hülfe der Holländer gegen ſie anzurufen (Hageman I, 133, Hollander 23). Außer Makaſſaren und Bugis ſind Balineſen, Eingeborene von Sumatra und den Molukken als Sklaven häufig nach Java eingeführt worden. Es gab ferner namentlich in Balambangan in früherer Zeit mehrere iſolirte Stämme, die wenn nicht Sklaven, doch nur im Beſitze beſchränkter bürgerlicher Rechte waren: die Kalang, Pinggio und Gadjah-mati.

Sie waren verachtet, unterschieden sich in ihren Sitten vielfach von den Javanen, sind aber jetzt mit diesen so verschmolzen daß sich ihr ursprüngliches Verhältniß zu ihnen schwerlich noch ermitteln läßt (Mounier in Tydschr. VI, 1, 317, Raffles I, 328). Man führt den Ursprung der Kalang auf Aru Bandan oder Bandong zurück der von Celebes oder von den Molukken gekommen sein soll (Hageman II, 330). Ihre eigene Sage (von Winter mitgetheilt in Tydschr. II, 2, 578) ist ganz fabelhaft. Sie waren früher Nomaden, sind aber jetzt in den Städten Surakarta und Djokjokarta festsässig.

Sehr bunt gemischt ist natürlich die Bevölkerung der großen Handelsplätze, deren Bewohner in Kleidung Sprache und Sitte sich daher von den Binnenländern meist sehr unterscheiden. In Surabaya z. B. sind die Javanen viel vermischt mit Maduresen und Leuten von den verschiedensten Inseln des ostindischen Archipels und stehen in häufigem Verkehr mit Europäern Chinesen Indern und Arabern (Tydschr. 1859, I, 28), welche letzteren seit dem Anfang des 15. Jahrh. den Islam hier verbreitet haben und beim Volke in hohem Ansehn stehen. Nur der äußerste Südosten (Balambang) ist schon in früher Zeit von dem balinesischen Reiche Mengoni (Mengawei) abhängig gewesen; daher kamen im 16. Jahrh. viele Balinesen in's Land um den Muhammedanern Widerstand zu leisten die sich dessen zu bemächtigen drohten. Erst im Jahre 1777 verlor Mengawei seine Herrschaft über Balambangan an die ostindische Compagnie (Lauts 142, 169 f.). Daß die Bewohner dieses Landes in Kleidung und Sitten mit den Balinesen übereinkommen hat schon Valentyn (V, 207) bemerkt. In Probolingo Bezuki und Banjuwangi leben seit der Mitte des vorigen Jahrh. Maduresen in größerer Menge als auf Madura selbst. Sie haben die damalige Entvölkerung des Landes benutzt sich dort niederzulassen (Hollander 356, Crawfurd a, 233, 361).

Madura, dessen alter Name Russa Antoro oder Hantoro ist, soll schon zu den Dependenzen des javanischen Reiches von Mendangkamulan gehört (Wilkens in Tydschr. 1849, II, 207) und später unter Djengolo gestanden haben, gegen das es um 1169 (jav. Aera) Krieg führte. Der östliche Theil der Insel, Sumanap, soll dann längere Zeit von Demak, der westliche, Madura im engeren Sinne, aber von Madjapahit abhängig gewesen und von dort seine Fürsten erhalten haben (Näheres über die alte Geschichte der Insel in Tydschr. 1858, II, 6).

Die Sprache, deren javaniſche Elemente ſich aus dieſen Verhältniſſen leicht erklären, hat zwei Dialekte, den von Madura und den von Sumanap (Crawfurd a, 233); ſie iſt dem Javanen unverſtändlich, kennt nicht den vorhin erwähnten Unterſchied des kromo und ngoko, enthält viele balineſiſche und malaiiſche Wörter, welche letzteren durch den Handelsverkehr eingeführt worden ſind (Tydschr. 1858, I, 324), auch unterſcheiden ſich die Madureſen ſonſt in vieler Hinſicht von den Javanen, doch hält man ſie für ſtammverwandt mit dieſen letzteren, deren Sprache und Schrift den Gebildeten unter ihnen geläufig iſt (v. Hoëvell II, 42). Domis hält insbeſondere die Bewohner von Sumanap für Balineſen, da Sprache und Kleidung viele Uebereinſtimmung zeigen (Oosterling II, 1, 126).

Die Bewohner von Bawean (Lubok) nördlich von Madura, ſtammen, der Sprache nach zu urtheilen, wahrſcheinlich von dieſer letzteren Inſel, kleiden ſich aber den Bugis ähnlich. Im Dorfe Dipanga, wo die älteſte Moſchee ſteht, wird javaniſch geſprochen. Von Fremden leben außer einigen Chineſen und Europäern hier Malaien, Bugis und Mandaneſen von Celebes (Tydschr. VIII, 1, 303 ff.).

Daß ſich Bali Lombok und Sumbawa, wie javaniſche Chroniſten erzählen, erſt in hiſtoriſcher Zeit von Java getrennt hätten, kann man mit Roorda (III, 280) wohl ſo wenig annehmen, als ſich die Rakſaſas (Rieſen) der indiſchen Sage welche die erſten javaniſchen Einwanderer auf Bali vorgefunden haben ſollen, auf ein Kanibalenvolk von wirklichen Urbewohnern deuten laſſen, wie v. den Broek (Oosterling I, 185) gethan hat. Auch daß die Sprache von Bali nur noch auf Lombok verſtanden werde, ſonſt aber ganz eigenthümlich ſei (Roorda II, 7), iſt unrichtig, ſie ſteht vielmehr zum Javaniſchen in enger Beziehung, hat den Unterſchied des kromo und ngoko wie dieſes, und zwar iſt die hohe Sprache dem Javaniſchen, die niedere dem Sunda und dem Malaiiſchen zunächſt verwandt (Ztſch. d. d. morg. Geſ. V, 231). Nach einiger Uebung iſt ſie dem der Javaniſch kann, gut verſtändlich, beſitzt aber eine größere Anzahl von Sanſkritwörtern als letzteres, deren Bedeutung überdieß auch weniger verändert iſt (Friederich in Tydschr. VIII, 4, 205, Medhurst ebend. 1858, I, 217). Mit dem Nachweis dieſer Sprachverwandtſchaft ergiebt ſich von ſelbſt die Unwahrheit der ſchon von Humboldt (I, 112) als unannehmbar bezeichneten Sage (bei Raffles) daß Bali urſprünglich von Celebes aus

bevölkert worden sei. Die javanische Ueberlieferung stellt Bali schon in ältester Zeit als abhängig von Java dar indem sie es zum Reiche von Mendangkamulan rechnet (Wilkens a. a. O.), vielleicht hat man selbst die vorhin erwähnte Erzählung von der physischen Trennung der Inseln nur in politischem Sinne zu verstehen. Indisches Wesen ist (nach Friederich a. a. O. 213) zuerst wahrscheinlich von Balambangan aus nach Bali gelangt, geordnete Staaten aber sind unter diesem Einfluß wohl erst seit dem Falle von Madjapahit gegründet worden. Bali Lombok und Sumbawa waren von diesem Reiche abhängig (Dulaurier), und Klonkong, der älteste Staat der ersteren Insel, soll seine Hinduinstitutionen einem von dort flüchtig gewordenen Fürstensohne verdanken. Die Geschichte von Bali kennt vor der Ankunft dieses Flüchtlings nur einen König der als Feind der guten indischen Götter bezeichnet wird, führt alle indische Bildung auf Madjapahit zurück, auch ist dort nur die javanische Schrift gebräuchlich (Friederich a. a. O.). In dem Geschichtswerke Usana Djawa, das den Krieg eines Bruders des Fürsten von Madjapahit gegen Bali behandelt, wird letzteres als eine rebellische Provinz jenes Reiches dargestellt, im Usana Bali aber wird der Cultus der Balinesen als verschieden von dem in Madjapahit herrschenden bezeichnet, woraus man geschlossen hat daß indisches Wesen direct und unverändert aus Indien, wenn auch über Java, nach Bali gekommen sein möge (Tydschr. IX, 3, 248, 274), und es wird hinzugefügt (287) daß sich die Hindu-Götter nach der Eroberung des Reiches von Bedahulu (Bali) in Bezuki (Java) niederließen. Hiermit stimmt der schriftliche Bericht eines Mannes aus Palembang Namens Abdullah überein, der eine unmittelbare Einwanderung von der Coromandel Küste nach Bali in alter Zeit behauptet und weiter erzählt daß die ersten hierher gelangten Javanen Hindus im Lande schon vorfanden, die sich mit ihrer Hülfe der Herrschaft bemächtigten, obwohl sie jenen die Regierung dem Namen nach überließen (Tydschr. VII, 2, 160). Die größere Reinheit in welcher sich im Vergleich mit Java die indischen Einrichtungen hier erhalten haben (vgl. Friederich in Tydschr. 1849, I, 318) — die Kasteneintheilung, die Wittwenverbrennung sind hier feste Institutionen — giebt dieser letzteren Ansicht unverkennbar eine große Wahrscheinlichkeit. Daß beim Sturze der einheimischen Dynastien und der Einführung des Islam mit dem Schwerte auf Java, viele Anhänger der Hindu-Religion von dort nach Bali flohen, wird da-

durch nicht ausgeſchloſſen, nur gehört dieſes Ereigniß einer Zeit an zu welcher der Hindu-Cultus bereits ſeit lange auf letzterer Inſel beſtanden haben mag. Muhammedaner giebt es auf Bali faſt nur an der Küſte; es ſind Bugis, Wadjoreſen und Malaien; außerdem leben dort noch eine kleine Anzahl von Chineſen (Lauts 32). Bugis hatten ſich neuerdings (1808) im Fürſtenthum Djembrana, Banjuwangi gegenüber, niedergelaſſen, als aber ihre Macht dem Fürſten von Beliling Furcht einzuflößen anfing, rottete dieſer ſie aus und eroberte das Land (v. den Broek in Oosterling I, 166).

Lombok, deſſen Name ſich nur in zwei kleinen Orten auf der Inſel wiederfindet, heißt bei den Eingeborenen Tanah Sassak (Zollinger in Tydschr. IX, 2, 177). Die Einführung indiſchen Weſens iſt von verhältnißmäßig neuem Datum: ſie ſoll nach Einigen vor 200, nach Andern wohl richtiger erſt vor etwa 100 Jahren geſchehen ſein (Tydschr. a, IX, 491, Tydschr. II, 2, 659, IX, 3, 272 nach dem Usana Bali). Ein Streit nämlich um den Thron von Karang Aſſam (Bali) führte zur Auswanderung eines der Prätendenten nach Lombok, wohin er und ſeine Nachfolger, die auch ſpäter ihre Anſprüche auf Karang Aſſam nicht aufgaben, die religiöſen und politiſchen Inſtitutionen der Inder verpflanzte. Andere Berichte erzählen die Sache auf andere Weiſe: der Raja von Karang Aſſam ſei im Kriege mit Beliling von den Seinigen verlaſſen worden, da er grauſam genug war Menſchenopfer zu bringen, und habe in Folge davon nach Lombok fliehen müſſen (Logan in Journal II, 162). Nur ſo viel iſt außer Zweifel daß Balineſen ſeit jener Zeit in Menge eingewandert und zum herrſchenden Volke geworden ſind. Im Aeußeren ſind die Eingeborenen, die Saſſak, den Balineſen ähnlich, und man hat deshalb ihre Abkunft von Java oder Bali wahrſcheinlich gefunden (Roorda II, 32), jedoch ſcheint ihre Sprache eine ganz verſchiedene zu ſein und am meiſten mit der von Bima und Sumbawa übereinzuſtimmen, obwohl ſie eine Anzahl javaniſcher und malaiiſcher Wörter enthält. Die Schrift, deren nur die Häuptlinge der Saſſaks kundig ſind, iſt die javaniſche, die mit geringen Aenderungen auch in Bali gebräuchlich iſt; die hiſtoriſchen Bücher und Romane ſind in der hoch-balineſiſchen Sprache (Bali djawa) geſchrieben, die dem Javaniſchen ähnlicher iſt, auch giebt es Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen und Malaiiſchen (Zollinger a. a. O. 351 f.). Alle höhere Bildung iſt nach Lombok demnach faſt nur von Bali ge-

kommen, die Hauptstadt Mataram ist beinahe ausschließlich von Balinesen bewohnt, deren es 20000 auf der Insel giebt (ebend. 179, 321). Der Bugis sind 5000, sie bilden nicht, wie v. den Broek (a. a. O. 183) angiebt, mit den Malaien zusammen mehr als $^2/_3$ der Bevölkerung. Die Sprache der letzteren wird nur an den Hafenplätzen und von den Häuptlingen verstanden (Tydschr. II, 659). Auf den bedeutendsten Handelsplätzen, namentlich in Ampanan, leben außer Sassaks, Bugis Balinesen und Malaien (Zollinger a. a. O. 181).

Sumbawa soll der Sage nach seine ersten Fürsten von Java erhalten haben (Tydschr. 1852, I, 15) und war, wie schon bemerkt, in alter Zeit von Madjapahit abhängig. In der Blüthezeit der Macht von Makassar, das 1603 ganz zum Islam übergetreten war, wurde es wenigstens zum großen Theil diesem unterthan (Valentyn IV, 133, Tydschr. 1854, 2, 152). Nicht allein Niederlassungen sind von Celebes aus auf Sumbawa gegründet worden (Earl b, 123), wo Bima 1619 an Makassar zinsbar, 1660 aber wieder freigegeben wurde (Tydschr. 1854, II, 232), sondern auch seine einheimische Bevölkerung soll im Allgemeinen den Makassaren ähnlich sein (Olivier II, 213); nach Andern stände sie den Sundanesen nahe (Gumprecht's Zeitschr. III, 507). Bis zu der vulkanischen Verwüstung welche die Insel im Jahre 1815 erfuhr gab es sechs verschiedene Reiche auf der Insel, seitdem sind deren nur noch vier: Sumbawa, das westlichste und größte, steht unter einem muhammedanischen Sultan; Paket und Tamboro, östlich von jenem, sind verschüttet worden; dann folgen Sangar und Dompo; endlich Bima, das an der Küste von den muhammedanischen Tobodjes, in seinem gebirgigen Theile von den Todongas bewohnt ist (Tydschr. 1852, I, 10). Der Name des letzteren Volkes (Do Dongo d. i. Gebirgsbewohner) ist indessen nur von localer, nicht von ethnographischer Bedeutung; auch unterscheidet es sich weder im Aeußeren noch in der Sprache von den Bimanesen (Zollinger in Journal II, 689 f.) Im Westen der Insel, im eigentlichen Sumbawa, leben viele Bugis Makassaren und Badjos, die in häufigem Verkehr mit Süd-Borneo und Makassar stehen (Gumprecht's Ztschr. III, 514); die dortige Sprache enthält viele malaiische, javanische und buginesische Wörter und wird als eine Mischung von Javanisch Bugis und Bimanisch bezeichnet, während in der von Bima malaiische und makassarische Elemente vorherrschen sollen, obwohl auch javanische nicht ganz mangeln,

was in der dritten Hauptſprache der Inſel, in der von Tambora, der Fall zu ſein ſcheint (Roorda II, 33, 90). Nach Temminck (III, 190) giebt es auf Sumbawa dreizehn verſchiedene Dialekte, deren mehrere von auswärts ſtammen, von Bali, Flores, Sumba oder Sandelboſch und Sangare; die Bima-Sprache betrachtet er als einheimiſch. Die Schrift deren man ſich bedient, iſt häufiger die von Celebes als die arabiſche oder malaiiſche (Gumprecht's Ztſchr. III. 511).

4) In Borneo führen die Eingeborenen den Namen Dajak (Dayak, Daia, engl. Dyah), der jedoch nicht einheimiſch zu ſein ſcheint*, ſondern von den Malaien herrührt und bei dieſen von ähnlicher vager Bedeutung iſt wie der Ausdruck Indios bravos im Spaniſchen, „unbekehrte Wilde". Sie geben ihn daher bisweilen auch den Urbewohnern von Celebes und Sumatra (Crawfurd in J. R. G. S. XXIII, 76). Da die Völker von Borneo kein Bewußtſein ihrer Zuſammengehörigkeit haben, fehlt ihnen, wie es ſcheint, auch ein gemeinſamer eigener Name. Mit Recht haben neuere Reiſende hervorgehoben daß es faſt ſo viele verſchiedene Stämme und Sprachen als Flüſſe dort gebe, daß ſich ſogar innerhalb desſelben Flußgebietes eine ſehr große Mannigfaltigkeit der einheimiſchen Bevölkerung finde und daß man deshalb aus der Gleichheit des Namens nicht auf eine beſtehende Verwandtſchaft ſchließen dürfe (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 437, Schwaner in Tydschr. 1861, II, 206), am wenigſten aus Angaben der Art wie bei Dalton (Moor 48, 75), daß auch ein beträchtlicher Theil von Celebes, nämlich Mandhar, von Dajak bewohnt ſei, die jedoch eine andere Sprache als die von Borneo redeten. Gleichwohl iſt der Zuſtand der Ethnographie dieſer Inſel nicht ganz ſo rathlos als es hiernach ſcheint. Bei dem Mangel an Verkehr und dem friedlichen Verhältniß der vielen einzelnen Stämme untereinander, muß man eine große Verſchiedenheit der Sprachen und Sitten erwarten, ſelbſt wenn ſie unter ſich verwandt ſein ſollten, trotzdem aber muß man geſtehen daß die Uebereinſtimmungen ſowohl in der äußeren Erſcheinung als auch in den Lebensgewohnheiten, Sitten und religiöſen Vorſtellungen meiſt groß genug ſind um die Annahme gleichen Urſprungs ſo iſolirt lebender Völker wahrſcheinlicher zu machen als die entgegengeſetzte. Darf man die Verſchiedenheiten derſelben nicht überſehen, ſo muß man ſich doch hüten ihnen ein zu großes Gewicht beizulegen, wie Veth (II, 255 u. ſonſt) gethan zu haben

* Nach Low (325) legen ſich die Kajans indeſſen ſelbſt dieſen Namen bei.

ſcheint, und wenn auch anzuerkennen iſt daß die Verwandtſchaft der Dajakſprachen mit dem Malaiiſchen, aus welchem ſie in Folge des Verkehrs Vieles aufgenommen haben mögen, noch nicht hinreichend feſtgeſtellt iſt, ſo wird man doch ſtets vor Augen behalten müſſen, daß von einer derſelben, von der Sprache der Olo Ngadju in Pulo Petak, dieſe Verwandtſchaft und zwar als eine ſehr nahe ſicher erwieſen iſt (v. d. Gabelentz, Gramm. d. Dajak-Spr. 1852). Aus dieſen Geſichtspunkten allein ergiebt ſich wie man für jetzt, vor der weiteren Durchführung dieſer ſprachlichen Unterſuchungen, die ethnographiſchen Verhältniſſe Borneo's aufzufaſſen hat. Crawfurd's Zählung der Wörter kann dafür nicht maßgebend ſein. Sie ergab daß die Sprache der Kajan oder Kahian, die trotz ihrer weiten Zerſtreuung überall dieſelbe ſein ſoll, etwa $^9/_{10}$ eigenthümliche Wörter beſitze neben 12 % malaiiſchen Wörtern, die größtentheils zugleich auch javaniſch ſeien, während Brooke in den Sprachen der kleinen Stämme an der Nordküſte von 33 bis zu 84 % malaiiſcher Wörter gefunden hat (Veth II, 235).

v. Keſſel (Ztſchr. f. allg. Erdk. N. F. III, 378) hat fünf verſchiedene Hauptabtheilungen unterſchieden: die Pari oder Kajan im öſtlichen Theile, die Bijadju (Ngadju) im Süden derſelben in Banjermaſſin, die Stämme im Nordweſten (Sambas, Landak, Sarawak, Sadong, Sekaijan), die Völker im Norden und im Innern, in Bruni und im Flußgebiet des Kapuas, beſonders auf deſſen linkem Ufer nebſt den Piratenſtämmen von Batang-Cupar und Seribas, endlich nomadiſche Völker im Innern, welche dieſelbe Sprache reden, die Punan, Manketan, Ott oder Wutt. Die beiden erſten Abtheilungen gehören indeſſen nicht bloß zu einem Hauptſtamme, ſondern ſind auch nahe ſprachverwandt. Die Ngadju d. i. „Oberländer" leben in Pulu Petak und ſtammen theils vom Kapuas Murung theils vom Kahaijan, ihr Hauptland iſt am unteren Barito und mittleren Kapuas (Schwaner I, 131 f., 158, 164, II, 75). Zu dieſem großen Stamme der Völker am Barito gehört das große Volk der Kajan oder Kahaijan an dem gleichnamigen Fluſſe, an den Flüſſen von Paſir und Coti und von dort bis in den Norden und in's Innere von Bintulu, Barram, Rejang und bis in die Nachbarſchaft der Dajak von Sarebas (Low, 321). Ferner reden die Ot Danom am oberen Kapuas einen Dialekt des Ngadju; ſie reichen bis zum oberen Kahaijan (ebend. II, 76, I, 149, Aufzählung der einzelnen Völker dieſer Gegenden ebend. I, 164). Die Olo Ut oder Orang

Ot haben das unzugängliche Gebirge der öſtlichen und ſüdlichen Waſſerſcheide im nördlichen Siang inne (ebend. p. 229). Demnach ſcheint Maks (Tydschr. a, VI, 18) die Verhältniſſe dieſer Völker nicht richtig beurtheilt zu haben. Daß die Orang Bekompai, welche jetzt dem Namen nach Muhammedaner ſind, von den Ngadju ſtammen, hat Sal. Müller (b, 345) beſtätigt. Brooke (I 234, 257), der mit dem Namen Dajak eigentlich nur die Bewohner einiger Küſtenländer im Nordweſten und eines Theiles des Inneren bezeichnet wiſſen will, erklärt doch die Kayans (Kahaijans), deren Zuſammengehörigkeit mit den Ngadju wir ſoeben hervorgehoben haben, für nahe verwandt mit ihnen, und Low (248) bemerkt von den Dajak des Hügellandes von Pontianak, Sambas, Sarawak und Sadong daß ſie ſich leicht mit einander verſtändigen, obwohl ſie viele verſchiedene Dialekte reden, deren Verwandtſchaft zu den Sprachen der öſtlicheren Völker zwar nicht erwieſen, aber wahrſcheinlich iſt. Von dieſen Dajak des Innern unterſcheidet er (166) die See-Dajak, die am Sarebas und Sakarran, am Kenawit und den benachbarten Armen des Rejang leben; zu dieſen letzteren gehören auch die Sibuyoh (unrichtig Sibnowan von Keppel genannt) am Lundu in Sarawak.

In vielen Gegenden reichen die Dajak bis an das Meer, wie ſchon Leyden (bei Moor, Append. 93) angegeben hat, ſo z. B. von Sambas bis nach Bruni hin (G. Earl in J. R. G. S. III, 9), nicht aber ſind die Küſten von Malaien beſetzt, die jene in das Innere zurückgedrängt haben. Die roheſten Dajakſtämme, zu denen vor Allen die von Tidung im Oſten bis an den Mohokkam ſchwärmenden Punan (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 444) gehören, leben inden noch unbekannten gebirgigen Theilen des Binnenlandes. Den Punan ſcheinen die Katan oder Manketan im Quellgebiet des Radjang verwandt zu ſein und beide kommen mit den ſchon genannten Orang Ot (Orang Wut nach Henrici bei Sal. Müller b, 393) oder Olo Ot an den Quellen des Barito in Lebensweiſe und ſonſtigen Eigenthümlichkeiten überein (Veth II, 391). Leyden (a. a. O. 106) vermuthet in den Eingeborenen des nördlichen und des öſtlichen Theiles von Borneo daſſelbe Volk welches den Süden und Weſten inne hat, die große Aehnlichkeit der phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften iſt aber bis jetzt das Einzige worauf ſich dieſe Annahme ſtützen läßt. Daß ihre Sprache dieſelbe ſei wie die der Laos von Cambodja (W. Earl a, 258) iſt eben ſo wenig glaublich als die auf

25) berührt haben, da die Dajak ein Malaienvolk sind und ihre Tradition selbst auf eine Einwanderung in alter Zeit hindeutet.

Die historisch nachweisbaren Einflüsse welche die Bevölkerung von auswärts erfahren hat, sind folgende. Lembong Mangkurat, ein Mann aus Kling, der von Java kam, wird als der erste Stifter einer Kolonie in Süd-Borneo genannt, er soll die Kleidung und Sitte von Madjapahit dort eingeführt haben und der Gründer der Dynastie von Banjermassin geworden sein* (Näheres bei Schwaner I, 43 ff. u. Hageman in Tydschr. a, VI, 225 ff. nach der malaiischen Handschrift Hikajat Tjerita). Daß indischer Einfluß vor der Einführung des Islam in diesen Gegenden mächtig gewirkt und den Eingeborenen wichtige Bildungselemente mitgetheilt, ergiebt sich nächst einigen Alterthümern aus ihrer Sprache und Religion, insbesondere aus vielen der einheimischen Götternamen, und man hat daher vermuthet daß die besondere Sprache deren sich die Priester der südöstlichen Dajak beim Cultus bedienen (bahasa sangiang), dem Sanskrit verwandt sei (Hupe a. a. O. 128. 136). Bei Margasari im Mündungslande des Nagara-Flusses soll es vor Alters eine Kolonie der Hindus (Klings) gegeben haben (Sal. Müller b, 347). Unermittelt ist aber bis jetzt ob dieser Einfluß direct von Indien oder vielmehr von den javanischen Staaten ausgegangen ist welche indische Bildung in so reichem Maaße in sich aufgenommen hatten. Um die Mitte des 15. Jahrh. waren Banjermassin, Kottawaringin und Sukkadana, Sambas, Mampawa nebst den Tambelan und Karimata Inseln, im Osten Pulo laut, Passir und Coti von Madjapahit abhängig (Dulaurier), und es unterliegt daher nur geringem Zweifel daß es auf Borneo schon hundert Jahre früher bedeutendere Niederlassungen der Javanen gegeben habe. Außer javanischen Ansiedlern erzählt die Sage in alter Zeit auch von solchen aus Madura (Sal. Müller b, 326) in Banjermassing, womit vielleicht die Sage der Bewohner des Kampong Manen am Kahajan zusammenhängt daß der Sultan von Madura von ihren Voreltern abstamme (Schwaner II, 27). Die Hauptmasse der Bevölkerung von Banjermassing besteht nach Valentyn (IV, 257) aus Javanen die mit einem flüchtigen Fürstensohne von Madura dorthin gekommen sind. Mit dem Falle des

* Nach ungefährer Berechnung giebt Schwaner das Jahr 1380 für dieses Ereigniß an. Der Verkehr der Javanen mit Borneo ist aber vermuthlich von weit älterem Datum (Valentyn V, 64).

Reiches von Madjapahit wurde Banjermassin unabhängig, das damals über Sanggauw, Sambas, Kottawaringin und Passir gebot, und es fanden zu jener Zeit dort Einwanderungen von Klings, Javanen, Chinesen und Makassaren statt (Hikajat Tjerita a. a. O.). Um dieselbe Zeit ließ sich ein Sohn des Fürsten von Madjapahit in Sukkadana nieder, von welchem an bis auf den im J. 1677 gestorbenen Sultan Mohammed Thasiudin acht Generationen gezählt werden (Chronik von Sambas und Sukkadana in Tydschr. a, I, 14, 18). Landak soll vor Alters von Surabaya abhängig gewesen sein (Valentyn IV, 240). Die Fürsten von Passir wollen ebenfalls von Madjapahit stammen (Gallois in Bijdragen IV, 257), die von Sambas sind nur von mütterlicher Seite einem javanischen Königsgeschlechte entsprungen (Tydschr. IX, 3, 233). Der javanische Einfluß hat sich demnach über den ganzen Süden von Borneo ausgebreitet, und scheint, wie Low (100) angiebt, in Banjermassing und Sukkadana am stärksten gewesen zu sein. Innere Unruhen führten in ersterem Lande (um 1520 nach Hageman a. a. O., wohl richtiger um 1600 nach Sal. Müller b, 326 u. Schwaner I, 49) zur Einmischung des Sultans von Demak, an welche sich die Einführung des Islam von Java aus knüpfte. Wie Banjermassin an Demak, so wurden Sukkadana und Landak zinsbar an Bantam, das den Streit beider mit einander benutzte (Valentyn V, 216. Veth I, 228 ff.). Auch die Dajak von Lundu in Sarawak wurden früher von Javanen beherrscht, diese aber mußten in Folge eines Einfalles der von Bruni her erfolgte, das Land verlassen (Brooke I, 295). Bugis haben sich an der Südostküste von Borneo seit 1586 festgesetzt (Veth I, 237), Coli und Barro wurden von den Makassaren kurz nach deren Uebertritt zum Islam (1603) bezwungen (Tydschr. 1854 II, 152), bald aber fanden sie an der ersteren glückliche Nebenbuhler: die Bugis gewannen (1638—54) einen übermächtigen Einfluß in Passir und Coti das sie der Herrschaft von Banjermassin entrissen (Hikajat Tjerita a. a. O., Tydschr. 1861 I, 201), und kamen von dort, als der Sultan von Sukkadana ihre Hülfe angerufen hatte, auch an die Westküste, wie sie sich hauptsächlich in Mampawa festsetzten; eine zweite Eroberung von Passir und Coti fand 1726 ff. von Seiten der Bugis unter einem Fürsten von Wadjo statt (Veth I, 237, 239). Auch in neuerer Zeit noch herrscht ein buginesisches Geschlecht über Coti (Tydschr. 1856 II, 282).

Die angeblichen Malaien auf Borneo sind Muhammedaner von der verschiedensten Abkunft, besonders gilt dieß von den sogen. malaiischen Fürstenfamilien, die bald von javanischem oder buginesischem, bald von arabischem oder selbst dajakischem Blute sind (Veth I, 179 f.). Den Hauptbestandtheil der wirklichen Malaien die ihre Abstammung aus den verschiedensten, am liebsten aus den berühmten Malaienländern herleiten (Keppel I, Append. p. XXII) bilden die von Johor, welche seit alter Zeit über Seribas und Landak geboten haben, wie es heißt, selbst schon vor ihrer Bekehrung zum Islam (Valentyn VII, 359, Tydschr. 1849 I, 338). Die von Sarawak wollen aus Linga, die von Sambas aus Sumatra stammen (Journal VIII, 197). In Kottawaringin leben Malaien, wie man sagt seit nunmehr 230 Jahren (Bijdragen N. V. III, 267). Das Reich von Pontianak hat ein schlauer Abenteurer von arabischer Abkunft im J. 1772 gestiftet (ausführliches darüber bei Veth I, 249 ff.). In ähnlicher Weise hat sich ein anderer in Mampawa festzusetzen gewußt (dessen Geschichte in Tydschr. IV, 285).

Wir schließen diese Bemerkungen über die historischen Verhältnisse von Süd-Borneo mit einigen specielleren Angaben über die Zusammensetzung der Bevölkerung einzelner Theile und über die Sprachen. In Banjermassing leben Javanen, Bugis und Makassaren, Malaien von Johor, Menangkabao und Palembang, Chinesen und Dajak miteinander (Valentyn IV, 237, Leyden bei Moor Append. 97, Tydschr. I, 2, 8). Um 1700 herrschte dort ein König aus dem Fürstenhause von Sumbawa (Valentyn IV, 249). Die Küste zwischen Banjermassin Kussan und Passir oder das Land Bumbu haben nächst den Dajak selbst Bugis und Malaien inne (Tydschr. a, I, 368 nach Schwaner), in Passir selbst machen die Bugis $^1/_3$ der Bewohner aus (Gallois in Bijdragen IV, 258). In Coti bilden sie nebst den Arabern in Samarindah an der Mündung des Flusses den einflußreichsten Theil der Bevölkerung (Tydschr. 1856 II, 277 nach Dalton). Kottawaringin, Pambuang und Sampit sind theils von Malaien theils von Dajak bewohnt (Bijdragen N. V. III, 267, 300, 307). In Pontianak leben hauptsächlich Malaien, Bugis und Chinesen, auch die Araber sind dort noch zahlreich (Leyden bei Moor Append. 105, Low 123). Unter den Sklaven der Malaien auf der Westküste finden sich viele Javanen, die durch Seeräuber dahin verkauft worden sind.

(Francis in Tydschr. IV, 2, 15). Chineſen ſind in dieſen Gegenden ſeit etwas mehr als 80 Jahren anſäſſig und leben in Sambas theils zerſtreut, theils in größerer Menge beiſammen, beſonders in Montrado. Sie geben aber ſelbſt zu daß die dortigen Malaien die rechtmäßigen Herren des Landes d. h. älter im Lande ſind als ſie (Earl a, 241). Unter den malaiiſchen Dialekten von Borneo iſt der von Pontianak und Sambas reiner als der von Banjermaſſing und Bruni, der Dialekt von Paſſir dagegen ſtark mit Bugis-Wörtern gemiſcht (Mithridates IV, 480 nach Leyden). In Kottawaringin wird eine Miſchung des Malaiiſchen und Bugis geſprochen die auch javaniſche und dajakiſche Wörter in ſich aufgenommen hat (Bijdragen N. V. III, 286).

Nach einheimiſchen Traditionen ſoll Borneo in alter Zeit in drei große Reiche getheilt geweſen ſein, deren eines, das eigentliche Borneo (Bruni), von Cap Datu an den ganzen Norden bis nach Kanukungan in der Makaſſar Straße umfaßte, das zweite, Sukkadana, welches unter Bantam ſtand, ſich vom Cap Datu bis Cap Sambar erſtreckte, während das dritte, Banjermaſſing, den ganzen Süden und Südoſten der Inſel einnahm (Hunt bei Moor Append. 13, Hageman in Tydschr. a, VI, 225). Indeſſen iſt nur das Letztere hinreichend beglaubigt, ja die Macht von Banjermaſſing hat in ihrer Blüthezeit zu Ende des 16. Jahrh. noch über die angegebenen Grenzen hinaus gereicht bis auf die Weſtküſte. Zweifelhafter iſt die große Ausdehnung von Bruni. Die Herrſcherfamilie ſcheint von Menangkabao zu ſtammen, da der Sultan den höchſten malaiiſchen Titel, Jang de pertuan, führt (Low 107), der erſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von Menangkabao auch nach Malakka übertragen worden iſt (Newbold II, 79 ff.). Die dortigen Malaien ſind ihrer Sage nach von Johor gekommen (Leyden bei Moor Append. 93) und ſtanden dort im J. 1821 unter ihrem 30. Herrſcher, woraus man geſchloſſen hat daß ihre Ankunft etwa 580 Jahre früher ſtattgefunden haben möge (Moor 8); Andere haben dieſen Zeitraum zu 600 bis 750 (Logan in Journal II. 515), wieder Andere ihn nur zu etwa 400 Jahren annehmen wollen (Ztſchr. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330 nach Crespigny). Indeſſen verſichern die intelligenten Malaien des Landes übereinſtimmend daß ſie ſchon vor ihrer Bekehrung zum Islam ausgewandert ſeien (Journal VIII, 197), und es mag daher wohl richtig ſein daß Crespigny (a. a. O.) mehrere Emigrationen derſelben nach Bruni zu verſchiedenen Zeiten ange-

nommen hat: zu den älterern Einwanderern rechnet er die schon erwähnten Muruts, zu den späteren die Kadyans am Limbong und in der Nähe von Bruni, in denen er, da sie ebenfalls ein schlechtes Malaiisch reden, die Nachkommen der im 14. Jahrh. nach Bruni gelangten Malaien vermuthet (vgl. Low 342). Die Milanowes an der Mündung des Rejang und an den kleinen Flüssen östlich von P. Sirik, die in Kleidung und Religion den Malaien, sonst aber ganz den Dajak gleichen (Low 337, 339), sind vielleicht ein Mischlingsvolk dieser beiden.

Auf dem Gipfel seiner Macht scheint das Reich von Bruni zur Zeit der Ankunft der Europäer oder kurz vorher gestanden zu haben, die dort eine ebenso glänzende Hofhaltung und überhaupt einen ähnlichen Culturzustand fanden wie in Malakka. Die erste Gründung des Reiches leitet die Tradition der Sulu Inseln von Chinesen her die sich um 1375 unter Songtiping in Nord-Borneo niederließen und fügt hinzu daß die Sulu Inseln selbst in der Folge von Bruni abhängig geworden seien, später aber hätten sich die Sulus von dieser Oberherrschaft nicht nur frei gemacht, sondern sich auch, da sie zum Beistand im Kriege von Bruni herbeigezogen worden waren, des Gebietes von Maludu Bai bis nach Tulusian hin bemächtigt (Hunt bei Moor Append. 14, 32). Dieses Letztere nun ist zwar richtig (Dalrymple in Journal III, 525), eine andere Sage aber, die neben der eben erzählten im Nordost-Borneo herrscht, will nichts davon wissen daß sich die Macht von Bruni jemals bis hieher nach Beru ausgebreitet hätte, sondern erzählt nur daß Piraten von Sulu die ganze Nordostküste sich nach und nach zinsbar gemacht und von dem Reiche Beru dessen nördliche Provinzen abgerissen hätten (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 425). Läßt sich nicht entscheiden ob die Chinesen wirklich die ersten waren welche sich in diesen Gegenden angesiedelt haben, so steht doch sicher daß sie schon seit langer Zeit anwesend sind und daß sie durch ihre Handelsthätigkeit wesentlich zur Blüthe des Reiches beigetragen haben. Die Herrscher von Madjapahit sollen auch über Bruni geboten haben; alter javanischer Einfluß zeigt sich auch daran daß javanische Wörter und namentlich einige Titel in die Sprache aufgenommen worden sind (Logan in Journal II, 520). Bruni findet sich indessen nicht in der Liste bei Dulaurier und hatte sich daher vielleicht von Madjapahit schon vor dessen Falle unabhängig gemacht. Auch zu den Philippinen scheint Bruni in alter

Zeit in näherer Beziehung geſtanden zu haben. Dalrymple (in Journal III, 564) erzählt daß einſt auch jene wie die Sulu Inſeln zu den von Bruni abhängigen Ländern gehörten, was vielleicht ſo zu verſtehen iſt daß der Herrſcher von Magindanao, der vor Alters auch über Sulu geboten haben ſoll (Hunt a. a. O.) dem von Bruni untergeben iſt. Forrest hat dieſes Verhältniß anders dargeſtellt, nämlich ſo, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ein Bruder des muhammedaniſchen Sultans von Magindanao, Serif Ali, auf den Thron von Bruni kam, ein anderer Bruder aber Sultan von Sulu wurde (Low 94), indeſſen legt gerade dieſe Angabe die Vermuthung nahe, daß dieſe drei Reiche kurz vorher zuſammen ein Ganzes gebildet haben mögen deſſen Regierung in einer Hand lag, und wir würden dann ſchwerlich die Blüthe der Macht von Bruni mit Low (98) erſt in das 16. und 17. Jahrh. ſetzen können. In neuerer Zeit ſcheinen von der ehemaligen Verbindung des Landes mit Magindanao nur noch die Lanun-Piraten übrig geblieben zu ſein die im Norden von Borneo umherſchwärmen (W. Earl a, 312). An der Nordoſtküſte leben außer Malaien und Sulus auch Bugis, die aber dort nicht den überwiegenden Einfluß beſitzen den ſie weiter im Süden ausüben (v. Dewall a. a. O. 456). Die Sulus ſind dort der herrſchende Theil der Bevölkerung, die aus einer Miſchung der genannten Elemente mit den Eingeborenen beſteht (Crawfurd a, 62). Die Badjos dieſer Gegenden wollen von dem Gefolge einer Fürſtin von Johor abſtammen, die einſt auf der See verunglückt ſei (v. Dewall a. a. O. 446). Am Nordende von Borneo wird die Sprache von Cambodja häufig geſprochen (Dalton bei Moor 47). Cochinchineſen haben ſich erſt neuerdings dort niedergelaſſen (W. Earl a, 322). An der Nordweſtküſte finden ſich neben den Eingeborenen, den Malaien und Chineſen auch Bugis, obwohl in geringerer Zahl, und einige Araber (Moor 10). W. Earl (a, 240) ſcheint die arabiſchen Elemente für bedeutender zu halten als ſie in Wirklichkeit ſind.

5) Auf den Sulu Inſeln, deren einheimiſcher Name Solok oder Soog iſt (Hunt bei Moor Append. 81, d'Urville b, VII, 293), herrſcht eine Sprache, die nach Dalrymple (in Journal III, 550) vom Malaiiſchen weſentlich verſchieden, dem Biſaya aber nahe verwandt, nach Hunt (a. a. O. 38) mit letzterem identiſch iſt. Namentlich enthält die von Baſilan viele Biſaya-Wörter und ſteht den Sprachen der Philippinen näher als den weſtlichen malaiiſchen (Crawfurd a, 40). Die

Häuptlinge und der Adel von Jolo (Sulu) und Basilan stammen nach Combes (37) sämmtlich von Butuan, das im Bisayas-Archipel südöstlich von Leyte liegt, d. h. sie gehören zu dem Volke der Lanun, wie sich später ergeben wird. Die Zahlwörter, die Namen der Winde, Maaße, Gewichte und vieler Handelsgegenstände sind in Sulu, wie in vielen anderen Sprachen des ostindischen Archipels, malaiisch (Crawfurd 407); viele Häuptlinge sprechen malaiisch und die wenigen welche lesen und schreiben können, bedienen sich der malaiischen d. h. der arabischen Zeichen (Hunt a. a. O.). Demnach scheint es daß die Sulu Inseln ursprünglich von einem rohen Bisaya-Volke (Idaan? s. oben p. 46) bewohnt waren, das seine höhere Cultur den seefahrenden Malaien verdankt; wenn es dagegen im Innern, wie man sagt (Hunt a. a. O. 49), wirklich noch sog. Dajak, Ungläubige im muhammedanischen Sinne giebt, die ganz dem Ngadju von Banjermassing gleichen, so würde dadurch die Annahme daß auch die Idaan von Nord-Borneo mit den letzteren identisch sind, bedeutend an Wahrscheinlichkeit gewinnen. In diesem Zusammenhange verdient noch erwähnt zu werden daß Adams (bei Belcher II, 587) von der Sprache der Sulu Inseln sagt, sie stehe dem Tagala ferner als das Bisaya, habe aber dafür Aehnlichkeiten mit der Sprache der Dajak.

Die javanischen Wörter welche sich in der Sprache der Sulu Inseln finden, ist Crawfurd (a. a. O.) geneigt von Sukkadana herzuleiten, dem jene in früherer Zeit unterworfen gewesen sein sollen; es liegt aber näher an Banjermassing zu denken. Diesem war Sulu lange Zeit unterthan, es hieß im Gegensatz zu ihm Banjar Kulan oder Klein-Banjar und von dort sind viele seiner jetzigen Bewohner eingewandert. An den Küsten, heißt es (bei Hunt a. a. O. 31), ließen sich zuerst die civilisirteren Orang Dampuwan (Malaien?) nieder, dann wurde eine Kolonie von Banjermassing gegründet, auch andere Ansiedler aus Borneo und von den südlichen Philippinen kamen hinzu. Die Stammessage des jetzigen Fürstengeschlechtes, das bis auf Maraham Bongso (1646) sechs Regenten zählte (Liste der Regenten von Dalrymple a. a. O. 564), führt sogar auf eine unmittelbare Einwirkung von Java zurück: mit der schönen Tochter eines von Johor nach Sulu geflüchteten Radjo, erzählt sie, verband sich hier ein javanischer Fürst, der durch ihren Ruf herbeigezogen worden war, nach seinem Tode aber wurde sie die Frau eines Scherif welcher als der Begründer jenes Herrscherhauses betrachtet

wird. In Rückſicht der fremden Einflüſſe welche auf die Sulu Inſeln gewirkt haben, verdient noch ferner bemerkt zu werden, daß viele Häuptlinge auch ſpaniſch und chineſiſch ſprechen (Hunt a. a. O. 38); die Chineſen ſollen ſich indeſſen erſt zu Anfang des 18. Jahrh. zum erſten Male hier gezeigt haben (Dalrymple a. a. O. 566). Da auch Badjos (ſ. oben) und Lanun-Piraten von Magindanao ſich hier umhertreiben (Hunt 50), iſt es begreiflich genug daß nicht eine, ſondern viele verſchiedene Sprachen auf dieſen Inſeln herrſchen (Dalrymple 551).

Die Gebirgsgegenden ſind, wie man ſagt, zum Theil noch von Papuas bewohnt, die ſonſt wie wilde Thiere gejagt wurden (Hunt 31, 49). Sie für die Urbewohner der Sulu Inſeln zu erklären, wie man gethan hat, liegt zwar nahe, indeſſen bleibt es, wenn ihre Exiſtenz erſt vollkommen ſicher ſteht — W. Earl (c, 141) hält ſie für gewiß, Wilkes (V, 342) für zweifelhaft —, immer noch fraglich ob ſie nicht vielmehr von den räuberiſchen Sulus als Sklaven eingeführt, ihnen ſpäter aber entlaufen ſind und ſich unabhängig gemacht haben.

Daß alle Inſulaner zwiſchen Luzon und Mindanao, bemerkt Crawfurd (a, 340) ſehr richtig, nur einem Stamme angehören, dem der Biſayas (Biſayas), wird behauptet, iſt aber unerwieſen. Die Biſaya-Sprache, die auch auf den Philippinen in großer Ausdehnung geſprochen wird, beſitzt mehrere Dialekte die ſo verſchieden ſind daß kein gegenſeitiges Verſtändniß ſtatt findet (ebend. 55). Mit ihrem einheimiſchen Namen heißt ſie Hiligueyna und wird in dem Dorfe Panay auf der gleichnamigen Inſel am meiſten geſprochen, als eine rohere Sprache wird neben ihr dort das Halaya erwähnt (Fr. Gaspar 248). Bei Buzeta (I, 65) werden vier Dialekte derſelben unterſchieden, zwei auf Panay in Ilo-ilo und Capis, einer auf Cebu, der vierte auf Paragua und den Calamianes, und ihnen eine nahe Verwandtſchaft zum Malaiiſchen zugeſchrieben. Das Biſaya ſoll dem Tagala nahe ſtehen, aber eine größere Anzahl von malaiiſchen Wörtern als dieſes enthalten (Bowring 368). In Sitten und Lebensweiſe wie im Aeußern iſt das Volk den Tagalen ſo ähnlich daß man geneigt ſein muß ſie für ſtammverwandt zu halten (Loarca bei Ternaux, Archives I, 4, 21). Le Gentil (III) hat gleichwohl die Anſicht ausgeſprochen daß die Biſayas mit den Makaſſaren von gleichem Urſprunge ſein möchten. Auf Mindanao finden ſie ſich in der Provinz Caraga wieder (Crawfurd a, 33). Maximil. Transilvanus hat zwar hervorgehoben (1522) daß

der des Malaiiſchen kundige Sklave den Magalhaes bei ſich hatte, die Sprache von Cebu (Subuth) nicht verſtand, ſondern dort als Dolmetſcher nur dienen konnte, weil er einen Landsmann fand mit dem er ſich in der Sprache der Molukken unterreden konnte (Navarrete IV, 272), aber nach der freilich viel ſpäteren Darſtellung des Fr. Gaspar (82 ff.) ſcheint es doch daß ſich die Spanier namentlich auf den öſtlichen Inſeln (Cabalian, Tandaya, Panahon, Maſagua) ſchon damals den Eingeborenen mit Hülfe des Malaiiſchen verſtändlich machen konnten, ſie ſetzten voraus daß dieß beſonders in den Handelshäfen möglich ſein werde und griffen dort einſt eine Junke von Borneo auf, deren Mannſchaft das Malaiiſche gut ſprach, was ihnen allerdings bis dahin bei den Eingeborenen nicht begegnet war. In Cebu, bemerkt er (147, 115), predigten die katholiſchen Miſſionäre in der Biſaya-Sprache, aber das Malaiiſche iſt den Bewohnern ziemlich geläufig.

Auf Mindanao, das von den Eingeborenen Magindanao oder Groß-Molucco (Molucco besaar) genannt wird (Valentyn I, 25) nennt Combes (24) vier Völker: die vorhin ſchon erwähnten Caragas, die muhammedaniſchen Mindanaos im öſtlichen Theile der Inſel, die Subanos d. i. „Flußbewohner", die von den andern gering geſchätzt werden und in Unterwürfigkeit leben, und die Lutaos, welche ſich hauptſächlich im Südweſten an der Küſte von Samboangan finden, als Seeräuber und in ihrer Lebensweiſe ganz wie die Badjos geſchildert werden; ſie haben ſich erſt in neuerer Zeit (im 17. Jahrh.) im öſtlichen Mindanao niedergelaſſen, betrachten ſich als Unterthanen des Sultans von Ternate und bilden einen Theil der Bevölkerung von Sulu und Baſilan (ebend. 35, 25). Die Angabe über den Wohnplatz und die Lebensart der letzteren laſſen keinen Zweifel darüber daß wir in ihnen die Lanun (Illanun, Illanos) zu ſehen haben. Die Bewohner von Dapitan endlich ſtammen von Bohol, das ſie einſt beherrſchten, ſind aber von dort durch die Ternatanen vertrieben worden (ebend. 29). Im Innern giebt es mehrere rohe Völker, die man unter den Namen Manobas zuſammenfaßt, der jedoch ethnographiſch ebenſo bedeutungslos zu ſein ſcheint wie der Name Alfuren, den man ihnen ebenfalls bisweilen giebt (Roorda I, 281 ff.), daher z. B. Mallat (I, 323) die Arafura als ein beſonderes Volk auf Mindanao anführt. Die Weſtküſte der Inſel iſt noch ganz unbekannt. Oudan de Virely der bei den Muhammedanern der Inſel im J. 1628 in Gefangenſchaft gerieth will auf der Oſt-

küſte Leute von den Carolinen angetroffen haben die dahin verſchlagen worden ſeien (Lafond II, 160). Was wir von dieſen Inſeln wiſſen iſt demnach ſehr wenig, aber dieſes Wenige läßt vermuthen daß ſie mit Sulu ethnographiſch zuſammengehören und daß die Bevölkerung beider Gruppen, wenn nicht allgemein, doch ganz überwiegend von dem Stamme der Biſayas iſt.

Papuas giebt Hunt (bei Moor. Append. 60) auf der Weſtſeite von Palawan an, deſſen Oſtſeite den Idaan gehöre, Dalrymple aber (in Journal III, 525) ſpricht dort nur von einem wilden Volke ohne es näher zu charakteriſiren, Laplace (b, IV, 280) von Negern. Negerähnliche Menſchen, Negritos, ſoll es auf Mindanao geben (Combes 36), wo Crawfurd (a, 6) ihre Exiſtenz zugegeben, weiterhin aber (ebend. 279) wieder in Abrede geſtellt hat. Dampier (II, 3) ſpricht dort nur von Alforen die er für identiſch mit den malaiiſchen Bewohnern der Inſel hielt, Gemelli Careri (V, 101, 118, 213) und nach ihm Mallat (I, 299, II, 95) von „Schwarzen" hier und auf Panay, wo auch Fr. Gaspar (258) Neger angiebt die für die älteſten Bewohner des Landes gelten. Adams (bei Belcher II, 328) ſah auf Mindanao lichtſchwarze wohl proportionirte Menſchen von guter Haltung, deren Haar in einzelnen Büſcheln wuchs; die Naſe war wohlgebildet, Geſichtswinkel und Lippen aber negerähnlich. Nach Loarca (bei Ternaux, Archives I, 5 u. 26) giebt es Neger im Gebirge der Inſel Negros, Mindoro und der Calamianes, doch ſteht er in Bezug auf letztere mit ſeiner Behauptung allein. Für Negros deſſen Küſten namentlich im Weſten von Biſayas beſetzt ſind, wird ſeine Angabe von Fr. Gaspar (378) beſtätigt. Daß negerähnliche Menſchen in den Gebirgsgegenden von Cebu als unabhängiges Volk lebten, hatten die Spanier nur vom Hörenſagen (ebend. 96). Mallat (I, 291, 294, 313) ſtellt es für dieſe Inſel wie für Samar und Leyte in Abrede. Wohl mit Recht will ſie Crawfurd (a, 86) dort nicht anerkennen, ſondern ſieht ſie nur als ſicher an auf Panay, Negros, Mindoro und Luzon. Auf letzterer Inſel heißen ſie Aetas (Aitas, Itas auch Alaguntas nach Yldefonso de Aragon VI, 7) und leben hauptſächlich in dem Gebiete das zwiſchen den Provinzen Süd-Ilocos, Pangaſinan, Cagayan und Nueva Ecija liegt (Buzeta I, 49) Yldefonso de Aragon (II, 44, III, 13) giebt ſie in den Wäldern von S. Mateo und Boſoboſo (Provinz Tondo) an, in den Bergen von Angat und S. José (Provinz Bulacan), Semper

hauptsächlich in der Cordillere von Mariveles und Zambales und auf der Westküste, im Süden finden sie sich nur in geringer Zahl, in Nordosten dagegen sind sie von Palawan an, wo ihre Heimath sein soll, bis nach Cap Engaño hin fast die einzigen Bewohner der Küste und des Innern (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 251). Sonderbarer Weise hat sie de Mas für Nachkommen fremder Eroberer erklärt (Bowring 168), während Combes und andere ältere Schriftsteller sie bereits für die ältesten Bewohner des Landes hielten. Daß ihre Sprache in den Wurzelwörtern mit der der Tagalen und Igorrotes übereinkomme (Informe I, 2 und ebend. Art. Poblacion 4, 9), ist eine Behauptung die sich sonst nirgends findet und schwerlich richtig ist; sie erregt den Verdacht daß der Berichterstatter entweder diese Menschen gar nicht gesehen oder nur Mischlinge kennen gelernt habe.* Stean Bille (I, 449) berichtet daß die Negritos von Luzon vier verschiedene Dialekte reden, zum Theil aber gemischten Blutes seien: die von Dumagat, fügt er hinzu, sollen die Tagala-Sprache sprechen. Hiermit stimmt überein daß nach Semper (a. a. O. 252) die Negritos der Küste von den Malaien Dumagat, die im Gebirge dagegen Aeta, Agbo, Ita genannt würden, obwohl kein Unterschied zwischen beiden bestehe; in Mariveles, setzt er hinzu, fänden sie sich am reinsten, an der Ostküste aber hätten sie viel von der Sprache der Tagalen angenommen. Demnach hätten wir in den Dumagat, welche Mallat (I, 233) im Gebirge des nordwestlichen Luzon und Lafond (II, 386) außerdem auch auf Mindoro Samar und Leyte anführt, Aetas zu sehen. Giraudière (bei la Salle III, 96) nennt die Dumagat als die Bewohner der kleinen Insel Alabat im Osten von Luzon. Nur W. Earl (a. 141) nennt Dumagat auch auf Mindanao und wirft (ebend. 121) in seiner Vorliebe für die Papuas die Negritos der Philippinen mit diesen zusammen.

Auf den Philippinen ist noch eben so viel zu entdecken übrig als auf den Visayas. Einen sicheren Anhaltspunkt gewähren nur die Untersuchungen W. v. Humboldt's der das Tagala, die dortige Hauptsprache (Marsden 39), untersucht und nicht nur als eine malaiische überhaupt, sondern auch als diejenige unter den Malaiensprachen nachgewiesen hat, welche die reichste grammatische Ausbildung besitzt (II,

* Wenn Crawfurd (a. 100) Cimarrones als einen Negerstamm auf Luzon nennt, so ist dieß offenbar ein Irrthum, da der Name bekanntlich nur entlaufene Negersklaven bedeutet.

215). Nach Le Gobien scheint mit ihr die jetzt ausgestorbene Sprache der Ladronen verwandt gewesen zu sein, wohin neuerdings die Tagalische Sprache durch Deportirte gekommen ist die man von den Philippinen dahin eingeführt hat (Buzeta I, 66), doch kann man es, auch wenn dieß völlig sicher stände, darum noch nicht wahrscheinlich finden daß die Bewohner der Philippinen, wie Buzeta (I, 51) meint, aus der Südsee gekommen seien. Andere haben sie mit nicht besserem Grunde von Borneo und anderen Sunda-Inseln herleiten wollen (R. der Novara II, 207). Der Name Tagala, eigentlich Tagalog ist, wie aus Mallat (I, 34 note) hervorgeht, so viel als Taga Ilog, Bewohner der Flüsse, derselbe Ausdruck welcher sich auch in dem Namen der Provinz Ilocos wiederfindet. Die Tagalen sind die christianisirten Eingebornen von Luzon, welche die Hauptbevölkerung der Umgegend von Manila und des von dort nördlich gelegenen Theiles der Insel ausmachen, während im Süden von Manila Bisayas wohnen (Bowring 117). Am See von Bay sollen sie in nicht gar ferner Zeit von den Aetas abhängig gewesen sein (de la Gironière 297). Ihre Sprache ist wie die der Bisayas in eine Menge sehr verschiedener Dialekte gespalten (Bowring 215), doch vermuthet man daß alle Völker der Philippinen theils Negritos (Aetas), theils reine Tagalen, theils gemischten Ursprungs seien (Buzeta I, 58). Ueber die Sprachen der heidnischen Stämme ist bis jetzt nichts Näheres bekannt. Die hauptsächlichsten derselben sind folgende.

Die Igorrotes, welche nach de Mas von gleichem Stamme mit den Tagalen sind (Bowring 168), denen sie auch im Aeußeren sehr gleichen (Informe, Art. Poblacion 14), reichen von der Provinz Pangasinan (am Golf von Lingayen) bis zur Mission Ituy und in westöstlicher Richtung von Pangasinan bis zur Hauptstadt des Thales von Agno (Buzeta I, 52). Sie sollen nur Dialekte derselben Sprache reden (Informe a. a. O. 23). Gironière (378) allein sagt von ihnen daß sie von den Chinesen stammen sollten die mit Limahon's Piratenzug in J. 1574 (Fr. Gaspar 276 ff.) auf Luzon gelandet sind (Ydefonso VI, 5); neuerdings hat man sie mit den Aetas verwechselt (R. der Novara II, 207) eine Leichtfertigkeit die es unmöglich macht den beigefügten Angaben über Sprachverschiedenheiten irgend einen Werth beizulegen. Die Tinguianes oder Itanegs scheinen sich nach Ydefonso (VI, 1) ziemlich gleichmäßig mit den Igorrotes über

Süd- und Nord-Iloccos zu verbreiten, denn jene haben in den genannten Provinzen (vom Cap Namagpacan bis in den äußerſten Norden der Inſel) 80, dieſe 79, die Negritos 14 Dörfer inne. Nach dem Informe (a. a. O. 12) reichen ſie aus der Nähe von Süd-Iloccos von S. Cruz bis in's Innere des Diſtriktes Abra. Sie ſind faſt ſo weiß wie die Chineſen, gleichen auch in der Kleidung und beſonders in Rückſicht des Turbans den ſie tragen, den Fiſchern von Jokien (Buzeta I, 54) und man glaubt allgemein daß ſie von dort ſtammen. Nur Gironière (375), deſſen Sorgfalt Vieles zu wünſchen übrig läßt, vermuthet in ihnen Japaner oder ſogar Dajak. Die Handſchrift des Regierungs-Archives von Manila aus welchem das Informe hauptſächlich geſchöpft hat (vgl. Buzeta I, 52; Mallat II, 97 ff. giebt ethnographiſch nichts Neues), theilt die heidniſchen Eingeborenen überhaupt in Tinguianes und Igorrotes ein und zählt zu den letzteren weiter folgende Stämme: Die Buriks nördlich von den Igorrotes, von Süd-Iloccos bis zum Rücken der centralen Gebirgskette; die Buſaos (Biſayos?) nördlich von den Buriks, öſtlich von den Itetapanes, weſtlich von den Tinguianes, in den Bergen von Signey; die Itetapanes, welche Buzeta für Negrito-Miſchlinge hält, obwohl ſie nur in Charakter und Sitten, weit weniger im Aeußeren den Negritos gleichen — auch manche Negritoſtämme ſollen eine Miſchung mit Chineſen und Japanern eingegangen ſein (Bowring 171); die Guinaanes, die Nachbarn der Tinguianes auf der Oſtſeite der Cordillere; die Ifugaos im Oſten der Miſſionen von Cagayan, am linken Ufer des Magat, ſind Kopfabſchneider, ſollen aber von Japanern ſtammen, deren Phyſiognomie ſie haben — Japaner nämlich, die zum Chriſtenthum bekehrt ihre Heimath verlaſſen mußten (1635) ſind in großer Anzahl nach den Philippinen gegangen (Fr. Gasper 383, Bowring 49), ferner die Gaddanes an den Ufern des Magat (Margal?) bis nach dem R. Chico von Cagayan hin; die Calavas, nordweſtlich von den vorigen und öſtlich von den Guinaanes, im Bezirk von Itabes und von da nach Norden; die Apayos im Gebirge zwiſchen Nord-Iloccos und Cagayan; die Ibilaos und Ilongotes in den Bergen von Nueva Ecija und Caravallo del Bael. Auch giebt es unter den Stämmen der Igorrotes einige die zum Chriſtenthum bekehrt worden ſind, wie z. B. die Iſinayes, die jenen ſonſt in jeder Hinſicht gleichen. Ydefonso (VI, 7) nennt noch einige andere Völker, Semper (Ztſch.

ſ. Allg. Erdk. N. F. X, 256) die Irayas oder Calingas (letzterer Name iſt nur von unbeſtimmt collectiver Bedeutung) zwiſchen der Cordillere und den Flüſſen Catalangan und Ilarru, die den Ilagan bilden und in den Cagayan fließen. Lafond (II, 340, 347) giebt die Igorrotes auch auf der Inſel Negros im Innern und auf Mindanao an. Samar ſoll hauptſächlich von Meſtizen bewohnt ſein (Mallat I, 290). Auf Mindoro werden die Mangulanes genannt, wenige den Angriffen der Piraten entgangene Flüchtlinge, die von den Urbewohnern des Centralgebirges verſchieden zu ſein ſcheinen, an den Küſten der Inſel haben ſich eingewanderte Chriſten, vielleicht Tagalen, niedergelaſſen, die aber größtentheils Vagabunden und Verbrecher ſind (Journal III, 757).

Daß indiſche Cultur in alter Zeit auf die Philippinen eingewirkt hat, iſt ſchon von Humboldt hervorgehoben worden; einzelne Spuren davon ſind auch auf den Biſayas nachgewieſen. Wahrſcheinlich waren Malaien oder Javanen oder beide die Mittelsperſonen durch welche die Elemente höherer Bildung hier eingeführt worden. Crawfurd (a, 348) hat gezeigt daß die Namen vieler Culturpflanzen, aller Hausthiere, der Metalle, mit Ausnahme von Gold und Eiſen, viele Handelsausdrücke und ſelbſt die Zahlwörter im Tagala malaiiſch ſind, nur wird man ſeinem Schluſſe daß die Eingeborenen ein rohes nichtmalaiiſches Volk geweſen ſeien, das nur ſeine ſpätere Civiliſation aus jener Quelle bezogen habe, um ſo weniger beiſtimmen können, als er dieſem rohen Volke die Erfindung eines eigenen Alphabetes zuſchreibt. Von den Chineſen und Japanern, deren Miſchung mit den Eingeborenen wir ſchon erwähnt haben, erhielten ſie Seide, Porzellan, Eiſen, Kupfer und wahrſcheinlich Zink-Geld (Crawfurd). Jene, die ſchon 1603 in Manila zahlreich waren, ſtanden mit Mindoro ſchon vor der Ankunft der Spanier in Verkehr (Mallat I, 288). Japaner, denen überhaupt verboten iſt nach auswärts zu gehen, ſcheinen nur durch widrige Winde öfters nach den Philippinen geführt worden zu ſein: noch vor kurzem wurden acht derſelben an die Küſte von Mindanao geworfen (Buzeta I, 49). Die dortigen Mandayas ſollen Miſchlinge dieſer Art ſein (Mallat II, 34); nach Andern gälte dieß vielmehr von den ſehr hellfarbigen Tago-Balvoys (Tagbalopes bei Mallat I, 323) in der Nähe der Stadt Biſig, während die Mandayas vielmehr zum Theil von europäiſchem Blute ſtammten (Bowring 348). Daß es ſeit der Eroberung der Philippinen durch Legaſpi (1565—71)

viele Miſchlinge der letzteren Art dort giebt, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Bewohner der Baſchi Inſeln, die ihren Namen von einem berauſchenden Getränke haben ſollen das aus dem Zuckerrohr dort bereitet wird (Dampier II, 107), ſind phyſiſch den Dajak ſehr ähnlich, ſchließen ſich aber in Rückſicht der Sprache der Bevölkerung von Ilocos zunächſt an (nach Belcher I, 70, Marsden Misc. 44). Endlich gehört auch noch Formoſa als das äußerſte nördliche Glied zum malaiiſchen Gebiete. Zwar ſoll es dort eine Menge verſchiedener Sprachen geben (Verhandelingen XVIII, 395, 429), aber diejenige von ihnen welche allein etwas näher bekannt iſt, die Forlang-Sprache, beſitzt nicht bloß malaiiſche Wörter die ſie von außen aufgenommen hätte, ſondern gehört auch ihrem grammatiſchen Baue nach zur malaiiſchen Familie (van d. Vlis a. a. O. 418, 446, vgl. auch Klaproth in Mém. rel. à l'Asie I, 321 und Journal Asiatique Oct. 1822 p. 193). Die Chineſen ſcheinen in früherer Zeit keinen Verkehr mit der Inſel gehabt zu haben. Nach Chamisso (36) ſoll es auch negerähnliche Menſchen auf Formoſa geben.

6) Celebes iſt ebenfalls nur theilweiſe näher bekannt. Auf der ſüdweſtlichen Halbinſel herrſchen zwei Sprachen in großer Ausdehnung, das Bugi im Oſten und das Makaſſariſche im Weſten; nördlicher liegt das Gebiet der Mandhar-Sprache, an deren Stelle jedoch in Cap Mandhar ſelbſt, wo in alter Zeit die Makaſſaren herrſchten (Tydschr. 1854, II, 230) neuerdings das Bugi getreten iſt (Trad. Lay 37). Alle drei gehören zum malaiiſchen Stamme und ſind untereinander nahe verwandt (Raffles II, p. CLXXXVII). Das Makaſſariſche erſtreckt ſich über Makaſſar, Gowa (Goa), Sanrabone, die ſog. Süddiſtrikte, Turateija, Bonthain und einen Theil von Bulukumpa (Bulekompa); corrumpirt wird es auf Saleijer geſprochen; viel weiter verbreitet iſt dagegen das Bugi (Niemann in Bijdragen. N. V. VI, 59). Van Rhyn (241) bezeichnet letzteres als die Hauptſprache die in den nördlichen und ſüdlichen Diſtrikten in Goa und Tello, herrſche, und fügt hinzu daß eine Miſchung beider in Maros geſprochen werde. Makaſſaren und Bugis reden indeſſen nicht Dialekte derſelben, ſondern weſentlich verſchiedene Sprachen (Matthes, Makassaarsche Spraakkunst. 1858). Auch an der Südſpitze in Bonthain und Bulekomba iſt durch eine Miſchung der erwähnten Art die Sprache corrumpirt (Donselaar in Bijdra-

gen III, 182). Auf der Ostseite sind Boni und Wadjo die beiden Hauptländer der Bugis. Letzteres im Norden von Tjenrana reicht nördlich bis nach Sumu und an das Gebirge von Toradje, westlich bis Adja Tamparang, südlich bis zu dem „süßen Meere", dem See von Labaya; das Reich Wadjo, das zeitweise auch an Makassar unterworfen gewesen ist, soll von Flüchtlingen aus Sumu gegründet worden sein (Tydschr. 1854, II, 231, 237). Die Turajas im Innern, nach dem eben erwähnten Gebirge benannt, werden zwar als Alfuren bezeichnet, scheinen sich aber von den benachbarten Bugis nicht wesentlich zu unterscheiden (Raffles II, p. CLXXIX, Brooke I, 156). Auch die verschiedenen Stämme des südöstlichen Theiles von Celebes gehören der Sprache nach wahrscheinlich alle zu den Malaien (Vosmaer 64). An der Ostseite desselben liegen die Reiche Laiwui und Tabunku beide mit verschiedenen, aber unter sich verwandten Sprachen; auf der Westseite findet sich in Lellemau eine Sprache die der von Tabunku sehr nahe steht (ebend. 99, 69); Poleang und Rumbia an der Südküste gelegen und von Buton abhängig haben dagegen verschiedene Sprachen (ebend. 74). Im Innern von Laiwui und Tabunku leben sog. Alfuren, an den Küsten Bugis und Mischlinge von beiden (ebend. 70, van der Hart 42, 70f.). Die Bewohner der dortigen Gebirge scheinen sich in Gesichtsbildung und Sprache von allen Nachbarvölkern sehr zu unterscheiden (Netscher in Tydschr. a, II, 72). Buton, eigentlich Butung, das in früherer Zeit an Goa unterthan war (Valentyn IV, 139) schließt sich in sprachlicher Hinsicht den vorhin genannten Hauptvölkern von Celebes an (Crawfurd a, 56). Die Sprache der Bewohner von Manui oder Watoeah läßt vermuthen daß sie ebenfalls von Celebes stammen und zwar aus dem nördlichen Theil der Insel (Vosmaer 109). Die östliche mittlere Halbinsel von Celebes ist noch eben so unbekannt wie der ganze Nordwesten. Die Nordseite der Tolo-Bai ist von Alfuren bewohnt (van der Hart 113). Mit demselben Namen pflegt man die Bewohner des gesammten Innern von Celebes zu bezeichnen. Auch die der Insel Peling sind rohe Alfuren (ebend. 101), die nach andern Angaben mit denen der Sula oder Aulla Inseln stammverwandt sein und sich mit den Eingeborenen des nördlichen Celebes sollen verständigen können, obgleich die Sprachen beider wesentlich verschieden scheinen (Netscher a. a. O. 95).

Der Name Alfuren soll portugiesischen Ursprungs sein und von

dem Worte „fora, außer“ mit vorgesetzten arabischen Artikeln herkommen, so daß er Eingeborene bedeutete die außerhalb der Macht der Portugiesen standen, unabhängige Eingeborene, die Indios bravos der Spanier (Crawfurd a, 10). Nach einer wohl unrichtigen Ableitung aus derselben Sprache soll er „Freigelassene“ bedeuten (Pynappel in Bijdragen I, 355). Latham (in Transact. Ethnol. Soc. of Lond. N. S. I, 206) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die holländischen Schriftsteller, die hierin genauer seien als andere, nur diejenigen Eingeborenen der Molukken und benachbarten Inseln darunter verstehen, die keine Muhammedaner geworden, sondern Heiden geblieben sind. Indessen würde es ein Irrthum sein zu glauben, daß die Bedeutung des Wortes in Beziehung zur Religion stände. Valentyn übersetzt es durch „wilde Berg-boeren, wilde Gebirgsbewohner“, und wenn man neuerdings in der Minahassa im nordöstlichen Celebes im Allgemeinen die noch nicht zum Christenthum bekehrten Eingeborenen Alfuren nennt (Bleeker 56, Tydschr. 1856, II, 12), so geschieht dieß nicht sowohl weil sie Heiden sind, sondern weil die rohen schlichthaarigen Urbewohner dieser Gegenden von jeher bei den Holländern diesen Namen geführt haben und man die dortigen Christen als gebildetere Menschen von ihnen unterscheiden will. Eine einigermaßen bestimmte ethnographische Bedeutung, wie sie z. B. Temminck (III, 275) dem Worte beizulegen scheint, indem er sagt daß Alfuren von Halmahera (Gilolo) bis zu den Timorlaut-Inseln hin wohnten, hat es demnach nicht, scheint aber allerdings nach älterem genauerem Sprachgebrauch nur schlichtharige Menschen zu bezeichnen und verdient in dieser Hinsicht Beachtung. Daraus ergiebt sich von selbst daß man eben so wenig mit Junghuhn (Battal. II, 321) wegen ihres Schädelbaues sie zu den Battas rechnen als mit Hamilton Smith (208) für eine Mischung von Australnegern und Malaien oder mit Prichard für eine solche von Malaien und Polynesiern erklären darf. Sie sind zu wenig bekannt und ihre ethnographische Zusammengehörigkeit noch zu zweifelhaft als daß sich solche Behauptungen rechtfertigen ließen. Wo sie aber näher bekannt sind, spricht fast Alles dafür daß man sie für nichts Anderes als für ungebildete Malaienvölker zu halten habe.

Daß man in den Alfuren von Celebes dasselbe Volk wie die Dajak in Borneo vermuthet hat, war wegen des unbestimmten Gebrauches beider Namen natürlich genug, die Aehnlichkeit im Aeußeren wie in

manchen Sitten ſchien es zu beſtätigen (Dalton bei Moor 75), doch fehlt es dafür an jeder weiteren Begründung. In der Minahaſſa gab es ſonſt drei Stämme derſelben: Ton Bulu, Ton Pakewa und Ton Sea mit verſchiedenen Sprachen und verſchiedenem religiöſen Cultus; durch Kriege wurden ſie in eine Menge kleinere Völker zerſplittert. Da indeſſen nach van Rhijn (367) die dortigen Sprachen auf drei zurückkommen, auf die von Toncea, von Tondano und von Amurang, unter denen die letztere ihm die Stammſprache zu ſein ſcheint — ihre Verwandtſchaft mit dem Javaniſchen und dem Dajak wird vermuthet —, ſo ergiebt ſich als wahrſcheinlich daß unter den Ton Bulu das Volk von Tondano, unter den Ton Sea das von Kema und unter den Ton Pakewa das von Amurang zu verſtehen iſt (de Vriese zu Reinwardt 595). Anderwärts iſt von neuen verſchiedenen Alfuren-Stämmen der Minahaſſa die Rede (Tydschr. 1856 II, 12). Die Bewohner des Dorfes Bantik ſind ein eigenthümlicher Menſchenſchlag, doch wahrſcheinlich nicht ſtammverſchieden von den übrigen Alfuren; wahrſcheinlich ſind ſie von Bolang Mongondo hergekommen, aus Mojo und Birang (Bleeker 49, Tydschr. VIII, 1, 28); ihre Sprache iſt indeſſen ſehr abweichend, zeigt aber einige Uebereinſtimmung mit der von Menado (ebend. 33). Die Bewohner der Küſte von Menado ſind Chineſen (dieſe nur in geringer Zahl nach Tydsch. VIII, 1, 42), Europäer, Javaner und Sumatraner; in Gorontalo (Gunong Tello) leben hauptſächlich Malaien (van der Hart 252, 225). In dem letzteren Lande, deſſen Fürſten aus dem Königshauſe von Makaſſar ſtammen, herrſcht dieſelbe Sprache wie in Limbotto (Reinwardt 521). Der ſüdweſtliche Theil der großen nördlichen Halbinſel, Muton, das Land zwiſchen Gorontalo und Parigi, beſitzt eine zahlreiche Alfuren-Bevölkerung. Früher ſcheinen ſich hier Makaſſaren und namentlich Mandhareſen feſtgeſetzt zu haben, die letzteren hauptſächlich in Tomini. Bugis-Kaufleute haben in Parigi, Todjo und auf den Togian Inſeln bedeutenden Einfluß, da Boni das früher dieſe Gegenden beherrſchte, auch neuerdings ſeinen Anſpruch auf ſie noch nicht aufgegeben hat (Bleeker 130 ff.).

Von ausländiſchen Einwirkungen die Celebes erfahren hat ſind als die älteſten diejenigen zu nennen welche von Java ausgegangen ſind (Raffles II p. CLXXXI und CLXXXVIII). Die makaſſariſche Sprache enthält einige Sanskrit-Wörter, die jedoch alle durch das Javaniſche hindurchgegangen zu ſein ſcheinen (Matthes, Makass. Spraakkunst).

Ein zweites Zeugniß für diesen Einfluß legen die Namen der Götter ab (Humboldt I, 250). Nach Roorda (III, 3, 205) wäre Makassar dem letzten Beherrscher des Reiches von Madjapahit unterthan gewesen, indessen nennt die Liste der von ihm abhängigen Länder bei Dulaurier nur Gorontalo, denn das dort vorkommende Boulan wird wohl richtiger als auf Celebes auf die Inseln an der Südspitze von Malakka gedeutet (Logan in Journal II, 604). Crawfurd (a, 91) bezeichnet näher die Gegenstände welche von den Bugis mit sanskritischen Wörtern benannt werden, begeht aber auch hier wieder den Fehler einen theils malaiischen theils javanischen Bestandtheil der Sprache einem einheimischen entgegenzusetzen, was sich nur rechtfertigen ließe, wenn die Bugis nicht zum malaiischen Sprachstamme gehörten. Er schlägt den ersteren zu $^1/_3$ des gesammten Sprachschatzes an und zählt darunter die Namen vieler Culturpflanzen und aller Hausthiere auf, die vieler Werkzeuge und Waffen, die der Metalle ausgenommen Gold, auch die Wörter für Spinnen und Weben. Im Laufe des 16. Jahrh. haben sich Malaien von Tjampa, Johor und Menangkabao in Makassar niedergelassen, wo man ihnen freie Religionsübung gestattete (Tydschr. 1854 II, 151). Bis zum Emporkommen der makassarischen Macht, deren Blüthe um die Mitte des 17. Jahrh. fällt, stand ein großer Theil von Celebes unter der Herrschaft von Ternate, nämlich alle Länder von Menado bis zur Bucht von Cajeli (Valentyn IV, 133). Wie die kleinen Reiche im Süden der Tomini Bai war auch die Nordküste desselben von dort abhängig und wurde es nach dem Falle Makassars zum Theil aufs Neue (Bleeken 130 ff.). Die Bangaai und Xulla Inseln nebst den Landschaften Balante und Mondono gehören noch jetzt den Ternatanen (van den Hart 97, 118). Um 1634 wurden ihnen Menado, Gorontalo und Tomini durch die Makassaren entrissen (Valentyn II, 97), dasselbe geschah mit Cajeli (Tydschr. 1854 II, 229) und in kurzer Zeit erstreckte sich die Macht von Makassar auch über Buton, die Xulla Inseln Sumbawa und Saleyer (Radermacher in Verhandelingen IV, 231). Die Herrschaft über den gesammten östlichen Theil des ostindischen Archipels war zwischen jenen beiden Mächten getheilt.

Ob die Sangir Inseln sich in ethnographischer Hinsicht an Celebes anschließen ist noch unausgemacht. Im nordwestlichen Theile derselben herrscht die Manganitu-Sprache, von welcher die von Tabukan, Taruna und Kandahar nur dialektisch verschieden sind. Auch auf

Siauw und Tagulandang werden verwandte Dialekte geſprochen; ſie ſcheinen ſämmtlich aus einer und derſelben alten Sprache entſprungen zu ſein, in welcher die alten Geſänge und Ueberlieferungen aufbewahrt werden (Riedel in Tydschr. a, X, 375). Die Sprache der Talaut Inſeln ſcheint ſich vom Malaiiſchen weit zu entfernen, hat aber abgeſehen vom Accent mit den Dialekten der Sangir Inſeln große Aehnlichkeit (de Waal I, 7, 28).

Die Inſeln im Süden von Celebes, öſtlich von der Allas-Straße bis nach Timor hin, von denen wir Sumbawa ſchon früher beſprochen haben, ſtehen mit jenem inſofern ethnographiſch im näheren Zuſammenhange, als hier überall die Bugis einen bedeutenden, hier und da ſelbſt einen maßgebenden Einfluß ausüben. Dieſes ganze Gebiet gehört zu den unbekannteſten des oſtindiſchen Archipels; es herrſchen dort eine Menge ſehr verſchiedener Sprachen: die von Ende, Sumba, Solor, Savo, Rotti, die der Kupangneſen Timoreſen und Beloneſen auf Timor weichen ſämmtlich bedeutend von einander ab und nur vermuthungsweiſe ſchreibt man ihnen einen gemeinſamen Urſprung zu (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 79).

Flores iſt in ſeinem weſtlichen Theil bis zum Fluß Wai Mede von den Mangarais bewohnt, den mittleren Theil bis zum Berg Keo haben im Süden die roheren unabhängigen Rokkas, im Nordweſten die Langas, im Nordoſten die Wogos inne, welche drei verſchiedene Sprachen reden, bei den Bergvölkern im Oſten von Keo bis Sika herrſcht die Sprache von Ende; auch im Gebiet von Larentuka findet ſich eine eigenthümliche Sprache (Tydschr. a, IX, 508). Freys (ebend. 461) erwähnt als Gebirgsvölker die Keos und Tongos, welche letzteren ſich von der Küſte, wo ſie Muhammedaner ſind, bis in's Innere erſtrecken. Ihr Name ſcheint derſelbe zu ſein wie der eines früher (p. 42) von uns auf Sumbawa erwähnten Volkes. Roorda (II, 50, 90) vermuthet daß auf Flores die Sprache von Bima geſprochen werde, deſſen Sultan den nordweſtlichen Theil der Inſel beſitze und giebt von ihr an daß ſie eine Anzahl javaniſcher Wörter enthalte. Das Erſtere ſcheint indeſſen nur darauf hinauszukommen daß ſich Bimaneſen, die Mangarai beherrſchen, in einzelnen Dörfern an der Nordküſte niedergelaſſen haben (Tydschr. a, IX, 516). Das eigentliche Reich des Raja von Ende beſchränkt ſich auf ein Dorf in der Bai dieſes Namens, wo Malaien Makaſſaren und Bugis leben die den Oſten der Inſel be-

herrſchen und bedrücken wie die Bimaneſen den Weſten (ebend. 526). Sie haben ſich erſt in neuerer Zeit dort angeſiedelt um des Handels willen nach Timor hin, doch iſt dieſer jetzt verfallen (Francis in Tydschr. I, 1, 367). Auch von Sumbawa aus ſind Kolonieen an der Küſte von Flores gegründet worden (Moor Append. 11). Die Staaten der ſog. „ſchwarzen Portugieſen“ an der Nordoſtküſte, Larentuka und Sika, ſind nur dem Namen nach noch unter portugieſiſcher Herrſchaft. Daß ſie ganz ohne Grund ihren Namen trügen, wie Roorda (II, 50) angiebt, iſt indeſſen kaum anzunehmen, da auch ihre Sprache ein verdorbenes Portugieſiſch iſt (Veth in Tydschr. 1855 II, 169). Daß es auch Papuas auf Flores gebe, iſt nicht hinreichend bezeugt (ebend. 165); nur ſo viel mag richtig ſein daß die Eingeborenen jenen (wie es bei Moor a. a. O. heißt) ähnlicher ſind als den Timoreſen. W. Earl (c, 177) freilich, der hierin Jukes (I, 376) zum Vorgänger hat, hält die Exiſtenz der Papuas nicht bloß auf der Oſtküſte von Flores, ſondern auch in den Bergen von Solor, Pantar, Lomblem und Ombai für ſicher und bezeichnet ſie als wahrſcheinlich (a. a. O. 184) in Timorlaut, Sumba, Buro, auf den Xulla Inſeln und ſelbſt auf der öſtlichen Halbinſel von Celebes. Thatſachen laſſen ſich dafür nicht anführen.

Auf Sumba giebt es ſieben verſchiedene Sprachen. Der dortige Handel iſt ganz in den Händen der Bugis von Ende und Sumbawa (Tydschr. 1855 I, 281, 297). Auch ſoll die Inſel ſchon in früherer Zeit Einwanderer von Celebes erhalten haben (Heijmering in Tydschr. IX, 3, 12), ebenſo wie Rotti und die anderen benachbarten Inſeln. Die Bewohner von Solor, welche Roorda (II, 56) in zwei Stämme unterſcheidet, die malaiiſchen Lamatjang und das wilde Volk des Innern, ſind ebenfalls nicht näher bekannt; doch weiß man von ihnen daß ſie eine ſchriftliche Ueberlieferung beſitzen, nach welcher ihre Voreltern von Gilolo gekommen, nach Buton und Ende gewandert wären und zum Islam bekehrt, ſich endlich in Solor niedergelaſſen hätten (Heijmering a. a. O. 10). Daß ſie zum Theil von Buton ſtammen giebt auch Sal. Müller (b, 297) an. Seit 1512 gehörten einige Dörfer der Inſel zum Reich von Ternate (Valentyn I, 96). Auf Lomblem ſollen ſich Malaien finden (Roorda II, 59).

Timor heißt „Oſten“, Timor-lawut (Timor Laut) „Nordoſten.“ Sal. Müller (b, 135) deutet den Namen ſonderbar genug darauf, daß

jenes ſeine Bevölkerung von Oſten, nämlich von den Molukken erhalten habe, die indeſſen faſt rein nördlich liegen, auch hätten ſich die Bewohner „Menſchen aus Oſten“ genannt, weil auf Timor ſelbſt ihre Ausbreitung von Oſten nach Weſten ſtattgefunden hätte. Weit einfacher und natürlich iſt Heijmering's Auffaſſung der Sache (a. a. O. 13), daß der Name von malaiiſchen Kaufleuten ſtamme die von Weſten herkamen und daher auch die Südweſt Inſeln „Klein Timor“ nennen. Auch daraus daß der öſtliche Theil von Timor dichter bevölkert iſt als der weſtliche und daß dieſer von jenem her Einwanderer erhielt, wird man nicht ſchließen dürfen, daß ſeine Bewohner überhaupt von Oſten her gekommen ſeien (Tydschr. 1852 I, 206), obſchon ſich namentlich im Oſten der Inſel Fremde angeſiedelt zu haben ſcheinen, die hauptſächlich von den Molukken ſtammten (Heijmering a. a. O. 9). Es giebt dort drei ſprachlich ſehr verſchiedene Stämme welche über das Land, nach deſſen alter Eintheilung in früherer Zeit ſo verbreitet waren, daß die Belonеſen, das bedeutendſte Volk, Waiminko Waihalle an der Südküſte und Luka innehatten, während Sonobai den Timoreſen, Kupang aber den Kupangneſen gehörte (Francis in Tydschr. I, 1, 353). Temminck (III) nennt dieſe drei Theile der Bevölkerung: Ema Welu oder Belo, Toh Timor und Atuli Kupang. Später hat ſich jenes Verhältniß theilweiſe geändert: die Belonеſen blieben zwar größtentheils im Beſitze ihres Landes, das von Amanuton an der Südküſte bis zum Nordoſt-Ende der Inſel und bis nach Mobara auf der Nordküſte reicht, die Kupangneſen aber, welche in Folge des Andringens fremder Einwanderer von Oſten her aus dem Innern immer weiter nach Südweſten vorgeſchoben worden ſein ſollen, wo ſie Kupang gründeten, wurden endlich genöthigt die Inſel zum Theil zu verlaſſen und ſich auf Samau (Semao) niederzulaſſen (Heijmering a. a. O. 16). Es geſchah dieß um die Zeit der erſten Ankunft der Holländer in Timor, wo ſich ſeitdem die Timoreſen von der Südſeite bis zur Nordküſte der Inſel, über das Binnenland nach Südweſten von Amanuton und von Amfoang nach Norden bis zur Bai von Kupang ausgebreitet haben (Tydschr. 1852 I, 206). Jenes Ereigniß war die Folge von dem Zerfalle, welcher die großen alten Reiche traf die bis dahin auf Timor beſtanden hatten: Amanubang und Amaraſſi hatten ſich von Belo unabhängig zu machen gewußt und es waren Leute aus dem letzteren Lande die von dort ausgewandert, ſich ſpäter der Herrſchaft

von Kupang bemächtigten, wo sich damals auch die Portugiesen festsetzten (Heijmering a. a. O. 30). Wie Belo sank auch Sonobai von seiner früheren Größe herab: die kleineren Reiche Amabie, dessen Bevölkerung von Osten her eingedrungen ist, und Amfuang gingen aus ihm hervor, aus dem letzteren wieder Tabeno, bis endlich eine gänzliche Zersplitterung in viele kleine Staaten eintrat (Francis a. a. O. 355). Daß die Timoresen von Ceram, die Belonesen aber von Gilolo gekommen und jene aus ihren alten Sitzen vertrieben hätten, wird allerdings erzählt (Oosterling II, 1, 45), und Roorda (II, 77) fügt hinzu daß die Sprache dieß zu bestätigen scheine, indessen scheint diese Sage nichts weniger als allgemein zu sein, da Heijmering nichts dieser Art erwähnt, wohl aber von Rotti erzählt daß Flüchtlinge von Timor dorthin gelangten und daß ein Auswanderer von Ceram dort mit ihrer Hülfe ein Reich stiftete (Tydschr. IX, 3, 28); Francis (ebend. I, 2, 27) theilt in dieser Hinsicht nur mit, manche Bewohner dieser Inseln und namentlich die Rottinesen gäben an daß sie von Ceram eingewandert, ihr Land aber schon bewohnt gefunden und sich mit den Eingeborenen ganz vermischt hätten, die damals zum Theil nach Timor und anderen Inseln geflohen wären. Die Sprache von Rotti ist zwar den Timoresen unverständlich, doch soll die der letzteren ihr nahe verwandt sein (Moor Append. 10, Oosterling II, 1, 33). Dieselbe Sprache wie auf Rotti herrscht auf der kleinen von dort westlich liegenden Insel Daauw und auf Savo, dessen Bevölkerung von Celebes stammen will und sich für verwandt mit den Bugis hält (ebend. 36). Daß Makassaren und Bugis in Rotti und Timor ansässig sind, wo namentlich Oikusi schon im 16. Jahrh. ein von ihnen viel besuchter Handelsplatz war (Sal. Müller b, 221) unterliegt keinem Zweifel (Heijmering a. a. O. 12, Freycinet I, 590); weniger sicher steht daß auch die dortigen Sprachen dem Bugis verwandt seien (Crawfurd II, 60, Marsden 44, 49). Neuerdings hat Crawfurd (a, 370, 378) die von Rotti und Savu als eigenthümlich bezeichnet, sie enthalte nächst Wörtern von Timor auch malaiische und javanische. Jenes soll seine Bevölkerung außer von Timor und Ceram auch von Ternate und Tidore erhalten haben, dieses aber zur Zeit des Falles von Madjapahit von Javanen aufgesucht worden sein, die sich mit Bugis, Leuten von Rotti, Timor und Flores hier vermischt hätten (S. Müller b, 283, 292). Manche Saponesen nennen und verehren Monjopait (d. i. Madjapahit)

als ihren Stammvater (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 3). Um 1750 hat man eine große Anzahl kriegsgefangener Timoreſen nach Rotti und Savo übergeführt (Heijmering ebend. IX, 3, 165). Außer den Holländern in Kupang, den Portugieſen in Dilly und einigen Malaien die ſich auf der Nordküſte von Timor finden (Jukes I, 375), ſind namentlich dort noch die ſog. „ſchwarzen Portugieſen" zu erwähnen, die in offiziellen holländiſchen Documenten zum erſten Male im J. 1702 unter den Befehlen d'Hornaij's, dann 1744 unter da Costa als Befehlshaber vorkommen, zwei Abenteurern die zu verſchiedenen Zeiten ſich dort emporſchwangen (Näheres bei Heijmering a. a. O. IX, 3, 58). Der erſtere ſoll ein geborener Holländer geweſen ſein, der noch vor Ankunft der von Solor durch ſeine Landsleute (1613) vertriebenen Portugieſen zu denen er überlief, auf der Nordküſte von Timor die portugieſiſche Flagge aufgepflanzt hätte (Oosterling I, 1, 2). Der Hauptort der ſchwarzen Portugieſen iſt Uikuſi, ihre Häuptlinge führen abwechſelnd die Namen jener beiden Abenteurer, das Volk aber, welches unabhängig und nur dem Namen nach chriſtlich iſt, ſtammt nicht von Portugieſen, ſondern von Beloneſen die ſich mit Leuten von Adonare auf Solor gemiſcht haben (Tydschr. 1852 I, 216). Die Mardeiker (mardahejka, arab. „frei, befreit") die auf Timor und Amboina (Valentyn II, 347) oft erwähnt werden, ſind kein beſonderes Volk, ſondern ehemalige Sklaven, welche in Folge ihres im Kampfe gegen die Eingeborenen bewieſenen Heldenmuthes von den Holländern, die damals (1656) in großer Noth waren, die Freiheit erhielten (S. Müller b, 165). Barchewitz (283) bemerkt daß es auf allen zu Timor gehörigen Inſeln „Schwarze" gebe, doch läßt ſich, da der Ausdruck zu unbeſtimmt iſt und der Berichterſtatter überhaupt keiner genauen Beobachtungen fähig war, darauf nicht die Behauptung gründen daß Papuas oder Negritos dort anweſend ſeien. Man weiß darüber bis jetzt nichts Beſtimmtes. Später nämlich hat Flinders (II, 254) die Anweſenheit kraushaariger Menſchen auf Timor geleugnet, Péron (IV, 3) ſie behauptet. Nach Jukes (I, 376) giebt es ſolche auf der Südküſte und im Innern, nach W. Earl (c, 180) im Südoſten; Bennet (a, II, 78) und Andere wiſſen nur von Alfuren. Lafond (II, 194) erzählt von kleinen ſchwarzen wollhaarigen Menſchen im Innern, fügt aber hinzu daß ihre Sprache malaiiſche Wörter beſitze.

Die Südweſt Inſeln ſind nach ihrer Lage zu Amboina benannt

und bilden trotz ihrer Zerstreuung in ethnographischer Hinsicht ein Ganzes, da auf ihnen eine große Uebereinstimmung in Sprache, Sitte und gesellschaftlichen Einrichtungen herrscht. Man befaßt unter jenem Namen die Inseln: Wetter, Kisser, Roma, Letti, Moa, Luang, Sermatten (Sermatty), Babber, Damme, Teon, Nila, Serua und Keki. Die Sprache ist dieselbe wie im östlichen Theile von Timor, nur auf Damme und Teon wird die der Tenimber Inseln gesprochen (van der Crab 98, 101). Auch die Sitten sind dieselben wie in Ost-Timor, von wo sie oft ihre Frauen holen, die Dialekte der einzelnen Inseln sind aber sehr verschieden (Bosscher in Tydschr. a, II, 436 f.). Kisser hat sogar deren zwei welche von einander abweichen und neben diesen ist noch das Malaiische in der Kirche und Schule eingeführt (Earl in J.R.G. S. XI, 111, Tydschr. 1855 I, 227). Die eine derselben scheint dem Bugis am nächsten verwandt und wenigstens ⅙ ihrer Wörter ist malaiisch (W. Earl in Journal II, 696). Die Sprache von Letti, zwar verschieden von denen der Nachbarinseln, doch mit diesen jedenfalls nahe verwandt, enthält, wie es scheint, eine Anzahl von Wörtern der Sundasprache, die man sonst als malaiische Bestandtheile derselben bezeichnet hat (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 1 u. 3). Die Bevölkerung von Roma besteht zur Hälfte aus Leuten von Kisser die dahin übergesiedelt sind (Tydschr. 1855 I, 231). Außerdem stehen die Inseln untereinander fast nur dadurch in Verbindung daß die Bewohner der einen die der andern aufsuchen um Jagd auf Köpfe zu machen: zu diesem Zwecke gehen namentlich die von Damme Letti und Moa häufig nach Wetter (ebend. I, 235 u. II, 23). Die alten Eingeborenen von Damme sind (nach Barchewitz 344) in Folge einer Empörung von den Holländern größtentheils vertilgt und 1666 durch Bandanesen ersetzt worden. W. Earl (in Journal IV, 71) ist geneigt insbesondere in den Bewohnern der Serwatty Inseln den alten unveränderten Typus der Bevölkerung des ostindischen Archipels zu sehen, die nur in dem Gebiete zwischen Timor und Timorlaut von fremden Einflüssen fast unberührt geblieben sei. Zu demselben Stamme gehören nach seiner Ansicht auch die Bewohner von Timorlaut und den Key Inseln, welche sämmtlich den Polynesiern, namentlich den Tahitiern und Sandwichinsulanern in jeder Hinsicht sehr ähnlich seien (ebend. VII, 71, W. Earl b, 49). Die Sprachen aller dieser Inseln von Timor bis nach Neu Guinea hin sollen weniger verschieden sein als es auf den ersten Blick scheint (derf. in Journal II, 695).

7) Von den Molukken scheint nur Gilolo ursprünglich eine eigene Bevölkerung gehabt zu haben, die der übrigen Inseln Ternate, Tidore, Makjan und Batsjan aber aus sehr verschiedenen Quellen zusammengeflossen zu sein (Tydschr. 1856 I, 79), daher die dortigen Sprachen, obwohl sie zu den malaiischen gerechnet zu werden pflegen, sehr stark mit fremden Elementen versetzt sind; in ihren Sitten Gebräuchen und ihrem ganzen Culturzustand gleichen die rohen Bewohner (Alfuren), wie namentlich Meinicke (b, 12) hervorgehoben hat, indessen so sehr denen von Borneo und Celebes, daß sich die nähere Zusammengehörigkeit mit diesen schwer in Abrede stellen läßt. Die Spanier fanden auf diesen Inseln bei ihrer ersten Ankunft sehr verschiedene Menschen, die oft von Ort zu Ort einander nicht verstanden, sondern sich des Malaiischen zu diesem Zwecke bedienen mußten und nach ihrer eignen Sage nicht Eingeborene des Landes sondern auf chinesischen malaiischen und javanischen Fahrzeugen dahin eingewandert waren (Crawfurd a, 284, de Barros III, 179). Gilolo, eigentlich Djallolo — so heißt ein kleines Reich auf der nördlichen Halbinsel — wird von den Eingeborenen Kahalamo „großes Land", von den Ternatanen Halmahera genannt, was Valentyn (I, 93) mit „Festland" übersetzt, Willer (31) aber als „das große Volk von dem die kleinen stammen" deutet, was mit Valentyn's sonstigen Angaben insofern übereinstimmt als die Könige von Gilolo für die ältesten und vornehmsten auf den Molukken gelten und Ternate durch Flüchtlinge von dort zu einer Zeit bevölkert worden sein soll (1250) da es selbst noch keine Herrscher hatte (Valentyn I, Mol. Zaaken 134). Später ist das umgekehrte Verhältniß zwischen beiden Inseln eingetreten, da unter den vielen Dialekten der dortigen Alfuren die fast bis zu gegenseitiger Unverständlichkeit von einander abweichen (Willer 38), der von Ternate am allgemeinsten in Gebrauch ist (Tydschr. 1856 II, 219); besonders ist die Bevölkerung der Nordostecke von Halmahera mit Ternatanen und Tidoresen gemischt (ebend. 211). Um 1540 nämlich fiel Gilola an Ternate und wenn dort auch noch Könige aus späterer Zeit genannt werden, so waren diese doch nur Vasallen des letzteren Reiches; auch Batutsjina, der westliche Theil der Insel, gehörte zu Ternate, doch hatte auch Tidore im 17. Jahrh. einige Besitzungen auf Halmahera, die vielfache Veranlassung zum Streit zwischen beiden Mächten gaben (Valentyn I, 94). An der Ostküste der nördlichen Halbinsel leben die als Seeräuber be-

rüchtigten Tabelloreſen oder Galeloreſen (Bleeker 257). Ternate hat eine außerordentlich gemiſchte Bevölkerung. Zu den alten Einwanderern von Gilolo deren erſte Niederlaſſung das Dorf Tobona geweſen ſein ſoll, kamen unter dem ſiebenten König der Inſel Sida Aarif Malamo (reg. 1322—1331 nach Valentyn I, Mol. Zaaken 137) viele Javanen und Araber, da jedoch ſchon ein Sohn des fünften Königs den Namen Abderama führt, ſcheinen Araber ſchon früher ſich in Ternate feſtgeſetzt zu haben. Bandaneſen ſoll es auf den Molukken bereits im J. 1465 gegeben haben (Valentyn IV, 36, 73). Die Kolonieen der Malaien von Sumatra haben ſich nach Raffles (I, 57) öſtlich bis auf die Molukken erſtreckt. Roorda I, 260) giebt an daß zu Anfang des 13. Jahrh. ſelbſt vom Feſtlande von Indien Einwanderer nach Ternate gekommen ſein ſollten und daß außer vielen anderen Fremden auch Japaner dahin gelangt ſeien. Auch Chineſen ſind ebenfalls in dieſe Miſchung eingegangen (Bleeker 192). Die jetzige Bevölkerung des Hauptplatzes der Inſel wird vornämlich von den Kalentjutjus gebildet, die man von der Oſtküſte von Celebes herübergeholt hat (v. der Crab 298). Die Hofſprache iſt das Malaiiſche, das jedoch hier wie auf Tidore nur vom Adel verſtanden wird und mit vielen holländiſchen ſpaniſchen und andern fremden Wörtern verſetzt iſt, die Landesſprache iſt davon ganz verſchieden, wie auch die kleineren zum Reiche gehörenden Inſeln alle ihre beſondere Sprache haben (ebend. 310, 330).

Außer den genannten Elementen der Bevölkerung von Ternate, die ſich in ähnlicher Weiſe auch in Tidore gemiſcht zu haben ſcheinen, ſind endlich noch Papuas zu erwähnen, die dort zwar keine Sklaven ſind, aber doch als ſolche behandelt werden (Bleeker 195). Daß ſolche von Neu Guinea häufig hierher gebracht worden ſind — Forrest (68) ſah dort die für ſie charakteriſtiſchen großen Perrücken (vgl. Marsden, Misc. 68) — iſt allerdings ſicher, wenn ſich auch bezweifeln läßt ob die ſog. Papua Inſeln nach Valentyn's Sprachgebrauch (I, 103), welche zwiſchen Gilolo Ceram und Neu Guinea liegen, dieſen Namen im ethnographiſchen Sinne des Wortes verdienen; jedenfalls aber ſtehen wir hier an den Grenzen des Gebietes der malaiiſchen Raçen. Auf Gilolo wo ſie W. Earl (c, 112) in's unbekannte Gebirge verſetzt, d'Urville (a, V, 412) nichts von ihnen auch nur erzählen hörte, ſcheint es wirklich Papuas in alter Zeit gegeben zu haben, wenn anders der Raja Papua bei Pigafetta (180) nicht etwa einen bloßen Piraten-König

bedeutet. Wie vorsichtig man aber in der Deutung der Angaben besonders von älteren Reisenden sein muß, mag u. A. das Beispiel Schouten's (Voy. aux Indes or. Amst. 1708 I, 59, 87, 114) lehren, der erzählt daß es auf Amblau negerartige Menschen gebe, daß sich Schwarze auch auf Aracky (bei Ceram) und auf Buro fänden, dann aber auch die Malaien und selbst die Javanen als „schwarz" bezeichnet.

Amboina, Ambon eigentlich Apon, in dessen Geschichte Valentyn (II Ambonsche Zaaken p. 2f.) hauptsächlich der Handschrift eines muhammedanischen Priesters Ridjali folgt, scheint ebenfalls erst in verhältnißmäßig später Zeit bevölkert worden zu sein. Die ersten Bewohner von Hitu — so heißt der größere nördliche Theil — kamen von der Bucht von Tanuno, aus dem Süden des westlichen Ceram, später langten Javanen an die aus der Königsfamilie von Tuban stammten, wie es scheint, zu einer Zeit da der Islam auf Java noch keinen Fuß gefaßt hatte (ebend. III, 20); einige dieser Javanen waren unterwegs geblieben und hatten sich auf Manipa niedergelassen. Nach ihnen traf ein Sohn des Königs von Batsjan, nach Ridjali vielmehr ein Fürstensohn von Gilolo (um 1465), in Amboina ein, dessen Bruder sich in Lissibatta im nordwestlichen Ceram festgesetzt hatte. Endlich kamen noch Einwanderer von Goram hinzu. Auf Leytimor, der kleineren südlichen Halbinsel, giebt es mehrere Dörfer deren Bewohner javanischen Ursprunges sind (ebend. Beschr. v. Amb. 121). Gold, Silber, das Pferd und „Anderes dergleichen" das die Amboinesen erst aus Java erhielten, wird in ihrer Sprache mit javanischen Wörtern bezeichnet (ebend. 111). Daß aber die Hauptmasse der Bevölkerung dieser und der umliegenden Inseln aus dem westlichen Ceram stammt, wird daraus wahrscheinlich daß überall, auch wo die Bewohner sich durch ihre eigene Sprache einander nicht mittheilen können, die alten in der Sprache von Humamohel abgefaßten Lieder verstanden werden (ebend. 124). Dieß scheint hier die ursprünglich einheimische Sprache gewesen zu sein, von der man indessen mit Crawfurd (a, 11) nicht wohl sagen kann daß sie durch das Malaiische verdrängt worden sei, weil das letztere überhaupt nur dem allgemeinen Verkehr dient; neben demselben giebt es zwei Sprachen auf Amboina, von denen die östliche nicht im Westen, die westliche nicht im Osten verstanden wird; ebenso ist auch die Sprache von Buro den Bewohnern der östlich von Amboina gelegenen Inseln unverständlich (Valentyn a. a. O. 243). Außer den genannten Be-

ſtandtheilen der Bevölkerung hat dieſe auch Chineſen, Makaſſaren, Ternatanen, Balineſen und andere Fremde in ſich aufgenommen (ebend. 269). Roorda (I, 52) giebt die Uliſivas und Ulilamas (richtiger: Ulilimas) als zwei Stämme auf Amboina an, die aus verſchiedenen Ländern hergekommen ſeien, es werden aber mit jenen Namen nur gewiſſe politiſche und religiöſe Parteien bezeichnet. Neuere Schriftſteller gehen in ihren oft wenig begründeten Anſichten weit auseinander: nach dem Woordenboek (24) ſoll man aus den Sitten der Amboneſen mit Sicherheit ſchließen können daß ſie von Hindus (Javanern?) entſprungen ſind; nach Epp (287) ſollen ſie hauptſächlich aus einer Miſchung von Malaien, Papuas und Europäern hervorgegangen, die Papuas aber die vermuthlichen Urbewohner geweſen ſein. Von Papuas hören wir allerdings auch bei Valentyn (a. a. O. 119), aber er ſagt nur daß ſich ſolche ſchon vor der Ankunft der Portugieſen in Kilang (Leytimor) niedergelaſſen hätten, es ſind darunter wahrſcheinlich nur Seeräuber dieſer Gegenden, nicht Papuas im ethnographiſchen Sinne des Wortes zu verſtehen; und wenn Neuere, wie z. B. Roorda (I, 70) die Amboneſen „gebildete Alfuren“ genannt haben, ſo iſt dieß nicht nur ethnographiſch bedeutungslos und ein Widerſpruch, ſondern ſtreitet auch mit Valentyn's Angabe (II Amb. Zaaken 104), die nur beſagt daß Alfuren im J. 1634 von den Holländern nach Hitu eingeführt worden ſeien: es ſcheint demnach früher keine ſolchen dort gegeben zu haben.

Ueber Buro iſt aus älterer Zeit nur ſehr Weniges bekannt. Es gehörte nebſt Amblauw, Manipa, Kelang, Brano und einem großen Theil von Ceram im 16. Jahrh. zu dem Reich von Ternate (Valentyn I, 96); die Weſtküſte wurde 1511 von dort aus erobert und die ganze Inſel blieb bis zur Mitte des 17. Jahrh. in dieſer Abhängigkeit. Wie auf Hitu findet ſich auch hier im öſtlichen Theile ein Fluß Madjapahit, auch die edlen Metalle, der Hirſch und mehrere andere Gegenſtände haben javaniſche Namen (Valentyn II Beschr. v. Amb. 6, 99. V, 65). Javaner ſind demnach wahrſcheinlich ſchon vor dem Ende des 15. Jahrh. nach Buro gelangt, auch wird von einem muhammedaniſchen Prieſter erzählt der um dieſe Zeit dorthin kam, von den Eingeborenen aber um's Leben gebracht wurde (Willer 91). Die Eingeborenen welche man gewöhnlich Alfuren nennt ſind in ihren Sitten den Battas ſo ähnlich (Nachweis bei Willer 78) daß man ſie für ſtamm-

verwandt mit ihnen halten muß. Sie leben meist im gebirgigen Innern, an der Südküste und in den Dörfern Tagaliffa und Leliali östlich von der Bucht von Cajeli (Valentyn a. a. O. 6, 16. Aanteekeningen 91); sonst ist die Küste von sog. Malaien besetzt (v. der Hart 135), d. h. von Muhammedanern, die hier vorzugsweise den Namen Orang Buru führen (Willer 98): sie sehen sich hier, wie überall, den Eingeborenen gegenüber als die einzigen „Menschen" an die es auf der Insel giebt. Räuberische „Papuas" sollen wiederholt die Insel angegriffen und verwüstet haben (Bougainville 267).

Auf Ceram — eigentlich Serang (Crawfurd a, 92) — werden in derselben Weise die Alfuren des Inneren und die Malaien der Küste unterschieden. Jene haben ihren großen Versammlungsplatz an den Flüssen Ajer Talla und Eri im südwestlichen Theil der Insel (Valentyn II Beschr. v. Amb. 67, 70). Sie sollen mit den Dajak und den Alfuren von Celebes eines Stammes sein und ihre Sprache in der Wortbildung und Wortfügung mit dem Malaiischen übereinkommen, sonst aber nur einige wenige Punkte der Uebereinstimmung mit diesem darbieten (Roorda I, 148, 238). Ceram wird unter den Ländern genannt welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von Madjapahit abhängig waren (Dulaurier), daher wir uns nicht wundern können unter den von Valentyn (a. a. O. 51) genannten Ausländern die in Lisabatta, dem nordwestlichen Theile der Insel leben, neben Leuten von Gilolo, Buro, Batsian und andern Nachbarländern, auch Javaner zu finden. Auch von den alten Bewohnern von Banda hat sich, als sie aus ihrer Heimath vertrieben wurden, ein großer Theil im östlichen Ceram in Ceramlaut und Goram niedergelassen (Valentyn IV, 5, 36. v. der Crab 62). Unter der Küstenbevölkerung der Ostseite werden neben den Bandanesen auch Bugis, Makassaren, Tabelloresen und Balinesen genannt (Bosscher in Tydschr. a, IV, 39). Unter den Alfuren des Gebirges Makahala wohnen Menschen von heller Farbe, die von Europäern stammen wollen, sich aber in ihren Sitten von den übrigen Alfuren nicht unterscheiden (v. der Crab 212). Die Blattern haben auf der Insel große Verwüstungen angerichtet (ebend. 63).

Endlich sind noch die Papuas zu erwähnen. Die Küstenstrecke des nördlichen Ceram zwischen Cara und Makinan nennt Valentyn (II Beschr. v. Amb. 53) ein Versteck der „Papuwas oder Tidore'schen Räuber." Unter Papuas versteht er nur Seeräuber überhaupt, denn er

ſagt (p. 54): „die Bewohner von Hatuwe waren in alter Zeit halbe Papuas wie die meiſten Dorfbewohner der Nordküſte von Ceram“, und erklärt ſich näher dahin (I Beschr. d. Mol. z. Anf.) daß in Ternate und Amboina „gewiſſe Seeräuber aus der Gegend von Neu Guinea, die unter Tidore ſtehen“, dieſen Namen führen, daher läßt ſich auch aus der weiteren Angabe (ebend. 103) daß die Eingeborenen der Papua Inſeln öſtlich und ſüdöſtlich von Gilolo im 17. Jahrh. als Seeräuber ſich ſehr furchtbar gemacht hätten, kein Schluß darüber ziehen ob ſie ethnographiſch zu Neu Guinea oder zum oſtindiſchen Archipel gehören. Von Ceram nun erzählt Valentyn (a. a. O. 56 f.) weiter daß namentlich die Mündung des Fluſſes Hote im Nordoſten und Rarakit im äußerſten Südoſten der Sammelplatz der Papuas von Meſſowal ſei, wo ſie mit denen des weſtlichen gelegenen Hatuwe Handel trieben, und fügt hinzu daß die Bewohner von Hote im Buſche wohnten und ihre Häuſer auf Waringin-Bäume oder Pfähle bauten um ſich vor dieſen Räubern zu ſichern. Würde es demnach als zweifelhaft, wenn auch nicht als unwahrſcheinlich gelten können, daß hier an Papuas im eigentlichen Sinne zu denken ſei, da dieſer Name urſprünglich die Bewohner von Neu Guinea ſelbſt bezeichnet, ſo entſcheidet doch Valentyn (IV, 41, 47) dieſe Frage dadurch daß er von einem zum Theil feindlichen Verkehr berichtet in welchem die Aru-Inſeln, Ceramlaut, Keffing und Banda mit Neu Guinea ſelbſt ſtanden, wozu als weitere Beſtätigung noch kommt daß Barchewitz (540) von „menſchenfreſſenden“ Papus auf Ceram ſpricht und daß in neuerer Zeit d'Urville (b, IV, 149) mittheilt, es habe in manchen Malaiendörfern der Inſel eine Miſchung der Bevölkerung mit Papua-Sklaven ſtatt gefunden. Mag man demnach die Exiſtenz von Papuas auf Ceram zugeben (W. Earl c, 112) und die Papua-Könige die im 16. Jahrh. den Eingeborenen der Molukken gegen die Portugieſen zu Hülfe gekommen ſein ſollen (Earl nach de Barros V, 288) für ächte Papuas halten, ſo ſtellt ſich doch als das Reſultat unſerer bisherigen Unterſuchung heraus, daß man keinen Grund hat die letzteren für die urſprünglichen Eingeborenen dieſer und noch weniger der weſtlicher gelegenen Inſeln zu halten, ſondern für Fremde die von außen theils eingedrungen theils als Sklaven eingeführt worden ſind.

Die Bevölkerung von Ceramlaut, wo es nach Crawfurd's (a, 93) ausdrücklicher Bemerkung keine negerartigen Menſchen giebt, ſtammt

theils von Waru im nördlichen Ceram, theils von Java, den Key Inſeln, Tambuko und anderen Gegenden von Celebes (Valentyn a.a. O. 61). Namentlich ſind auch Bugis als Händler dort anſäſſig, welche den Verkehr dieſer Inſeln mit Neu Guinea dazu benutzen um geraubte oder in Ceram aufgekaufte Papua-Sklaven nach den Aru Inſeln auszuführen (Logan in Journal VI, 690). Auch ſoll dort vor einiger Zeit ein franzöſiſches Schiff geſtrandet ſein und deſſen Mannſchaft ſich mit den Eingeborenen gemiſcht haben (ebend. 689). Von den Inſeln zwiſchen Key und Ceram ſind namentlich Twor und die Matabello Inſeln von kraushaarigen Papuas bewohnt (Wallace in J.R.G.S. XXXII, 133).

Die alten Bewohner von Banda hatten ihre beſondere Sprache, bedienten ſich aber im Verkehr des Malaiiſchen (Valentyn IV, 37). Sklaven von der verſchiedenſten Abkunft bildeten dort die Hauptmaſſe der Bevölkerung, die nach der Ermordung des Admirals Verhoeven (1609) von den Holländern (1616—21) theils ausgerottet theils vertrieben oder nach Bantam geführt (v. der Crab 43) wurde, ſo daß ſie von 15000 bis auf 1000 zuſammengeſchmolzen ſein ſoll. Das Land wurde an Koloniſten vertheilt, die zur Gewürzcultur verpflichtet waren und Sklaven und Reis von der Oſtindiſchen Compagnie geliefert erhielten (Bydragen II, 386 nach einer Handſchrift v. J. 1633/9, III, 84. Temminck III, 279). Im J. 1638 lebten auf Banda 462 Europäer mit 77 Kindern, 560 Bandaneſen und 2743 Fremde, größtentheils Sklaven (Valentyn IV, 30), ein von allerwärts her zuſammengelaufenes Volk, an deſſen Miſchung außer Europäern und Bewohnern des oſtindiſchen Archipels auch Oſt-Afrikaner und Leute aus den aſiatiſchen Küſtenländern theilhaben (Roorda I, 205). Ob es vor der Eroberung der Inſel durch die Holländer dort Papuas gegeben habe, wie Boudyck (56) vermuthet hat, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen.

Auf den Key (Ki) und Aru Inſeln leben viele Bandaneſen, die aus ihrer Heimath vertrieben, ſich hier niedergelaſſen haben (Valentyn IV, 36); auf den erſteren wohnen dieſe „Key-Banda-Leute“ in beſonderen Dörfern und haben noch ihre eigene Sprache (Wallace in J.R.G.S. XXXII, 133). Groß-Key wird größtentheils von Muhammedanern regiert die fremden Urſprunges ſind, wahrſcheinlich Bugis-Miſchlinge (v. Doren in Bydragen N.V. VI, 254). Die Sprache iſt dieſelbe wie auf den Tenimber Inſeln (Boascher in Tydschr. a, IV,

26). Nach Roorda (I, 218) beſteht die Bevölkerung aus verſchiedenen Stämmen die von Ceram Banda und den Aru Inſeln gekommen ſein ſollen, indeſſen behauptet W. Earl (Journal VII, 71) daß die Bewohner der letzteren die er nach Sprache und Körperformen für eine Miſchung von Malaien und Negritos erklärt und den nördlichen Auſtraliern ſehr ähnlich findet, von denen der Key Inſeln weſentlich verſchieden ſeien.

Die ethnographiſchen Angaben über die Aru Inſeln, eigentlich Pulo Aräu „Inſeln der Caſuarina-Bäume" (Crawfurd a, 23), ſind ziemlich verwirrt. Zur Zeit ihrer Entdeckung (1623) waren ſie ausſchließlich von ſog. Alfuren bewohnt, ſpäter aber erhielten die weſtlichen von ihnen (voorwal) eine aus Bandaneſen, Bugis und Leuten von Ceram mit Alfuren gemiſchte Bevölkerung, welche muhammedaniſch iſt und den urſprünglichen Eingeborenen entweder nur das Innere übrig gelaſſen oder ſie ganz von dort verdrängt und auf die öſtlichen Inſeln (achterwal) beſchränkt hat, die von fremden Eindringlingen frei geblieben zu ſein ſcheinen (Brumund in Tydschr. VII, 2, 74, ebend. 1858 I, 260, v. der Crab 82). Was für ein Volk man ſich aber unter jenen Alfuren zu denken habe, darüber herrſcht keine Uebereinſtimmung. Jedenfalls unrichtig iſt Wallace's Behauptung, daß alle Bewohner der Aru Gruppe zu den kraushaarigen Papuas gehörten (Proceedings R. G. S. II, 167), Crawfurd (a. a. O.) nennt ſie in unbeſtimmter Weiſe Halb-Neger, quasi-negros, und ſchließt ſich der vorhin angeführten Bemerkung W. Earl's an. Bosscher (in Tydschr. a, II, 341), der die Bewohner der weſtlichen Inſel denen von Goram und Ceramlaut für ähnlich, von denen der Key Inſeln aber für ſehr verſchieden erklärt, bezeichnet die Bevölkerung der öſtlichen zwar als Alfuren, fügt aber hinzu daß ſie zu den „Negritos" gehörten uud keine Papuas ſeien wie die Eingeborenen von Neu Guinea, ſondern faſt alle ſchönes langes Haar hätten; weiterhin (p. 357) bemerkt er noch daß der größte Theil der dortigen Sklaven Papuas ſeien. Trotz der hierin herrſchenden Verwirrung iſt doch ſo viel deutlich daß nach Bosscher die Aru Inſeln von ſchwarzen ſchlichthaarigen Menſchen (Alfuren) bewohnt, Papuas aber von auswärts eingeführt worden ſind. So ſcheint es ſich wirklich zu verhalten. Brumund (a. a. O. 290) der von der Phyſiognomie der dortigen Alfuren bemerkt daß ſie ſich der der Europäer nähern, hat es nur vom Hörenſagen daß es dort auch Men-

schen mit krausem Haar gebe die den Papuas ähnlich seien; d'Urville (b, VI, 81, 91) bestätigt indessen daß sich Papuas dort finden, Dubouzet (ebend. 285) hält die Eingeborenen für Mischlinge von Malaien und Papuas, Desgraz (ebend. 291) für solche von Malaien, Alfuren und Papuas die hier nebeneinander leben. Daß die Aru Inseln im Verkehr mit Neu Guinea stehen, haben wir vorhin schon nach Valentyn angeführt; was aber die schlichthaarigen Eingeborenen betrifft, so hat Brumund (a. a. O. 284) eine große Aehnlichkeit ihrer Sitten mit den Alfuren von Ceram nachgewiesen und daher auch eine Verwandtschaft der Sprache vermuthet, die ihm aus dem Malaiischen nur einzelne Wörter aufgenommen zu haben, sonst aber in keiner weiteren Verbindung mit diesem zu stehen scheint und in eine Menge zum Theil erheblich verschiedener Dialekte gespalten ist (Tydschr. VI, 2, 322 ff.). —

Wir haben den äußersten Osten der Malaienländer erreicht und es ist nur noch übrig diese Uebersicht mit einem Blicke nach dem äußersten Westen zu beschließen.

Die Malaien auf Ceylon haben wir schon erwähnt; streitiger sind sie auf den Nikobaren. Die Eingeborenen sollen mit Ausnahme des wenig bekannten Volkes das im Innern von Groß-Nikobar lebt, einem Stamme angehören (Steen Bille I, 271). Dieses wilde den Küstenbewohnern verfeindete Volk, von welchem mancherlei Abenteuerliches erzählt wird (Rink 28), ist indessen schwerlich schwarz und kraushaarig, wie man gesagt hat, sondern wahrscheinlich nur eine zurückgedrängte und verkommene Horde, die sich sonst nicht weiter von den übrigen Bewohnern unterscheidet (R. der Novara II, 92). Die Sprachen, so weit sie bis jetzt bekannt sind, lassen die auch von Chopard (Journal III, 271) behauptete Stammeseinheit der gesammten Bevölkerung noch im Zweifel, denn es giebt deren mehrere (Mithridates I, 588): die von Nangkauri, der mittleren Inselgruppe, scheint außer den meisten Zahlwörtern, mit der Sprache von Kar Nikobar nichts weiter gemein zu haben (R. der Novara II, 36). Sie nennen sich „Baju, Menschen", unter Beifügung des Namens ihrer besonderen Insel (Rink 177). Viele von ihnen verstehen malaiisch oder portugiesisch (ebend. 180). Die Kenntniß der ersteren Sprache ist ihnen zwar neuerdings durchaus abgesprochen worden (R. der Novara II, 50); da indessen das bedeutendste Dorf auf Kar Nikobar wie auf Nangkauri den Namen Malakka

führt (ebend. 90) und Chopard (a.a.O.) die Bewohner der südlichen Inseln zum Theil für Malaien-Mischlinge hält weil das Malaiische ziemlich allgemein dort verstanden werde, ist zu vermuthen daß es damit doch seine Richtigkeit hat. Man hat das Volk der Nikobaren bald für Malaien erklärt (Helfer in As. J. of Bengal VIII. 977), bald sollten sie aus Pegu stammen (Mithridates a. a. O.), bald ein Mittelglied zwischen Malaien und Indochinesen (Birmanen) sein (R. der Novara II, 92). Daß W. Earl (c, 173) auch in ihnen Papuas sieht, kann nicht wundern. Sicher scheint nur daß ihre Sprache nicht malaiisch ist (Lassen I, 462); Latham hat ihnen und den Bewohnern der Andamanen eine einsilbige Sprache zugeschrieben (Abh. gelesen vor der As. soc. Lond. 19. März 1853, Ausland 1853 p. 359).

Madagascar, das wir früher (II, 426) schon besprochen haben, hat nur eine Sprache (Flacourt u. A.) und von dieser hat Humboldt (II, 326) gezeigt daß sie zum malaiischen Stamme gehöre. Schon Valentyn (V, 65) hat darauf hingewiesen daß Madagascar in früherer Zeit von Java aus (nach de Barros) wenigstens besucht worden sein solle (vgl. auch Raffles I, p. XXII) und daß die Sprache viele rein javanische Wörter besitze. Crawfurd's Behauptung daß diese Uebereinstimmung nur Gegenstände und Verhältnisse des civilisirteren Lebens beträfen und daß die malaiischen Bestandtheile jener Sprache verderbt seien, hat Humboldt berichtigt und zugleich bemerkt (II, 288, 335) daß die Sprachverwandtschaft auf eine Einwanderung entweder von den Philippinen oder — das Tagalische und Madekassische bilden nämlich zusammen die zweite Klasse in seiner Eintheilung der Malaiensprachen — von Java her deute, im letzteren Falle aber einer Zeit angehören müßte da indische Cultur sich noch nicht über Java verbreitet hatte, weil das Madekassische verhältnißmäßig nur wenige Sanskritwörter enthält. Nach Marsden (Misc. 31) wäre die Sprache von Madagascar der der Nias Inseln am nächsten verwandt.

2. Die **physischen Eigenthümlichkeiten** der vorgenannten Völker sind so mannigfaltig daß sie zur Unterscheidung mehrerer Raçen im ostindischen Archipel Veranlassung gegeben haben; doch läßt sich dieß, abgesehen von den Negern der Philippinen, vielleicht auch den Semang auf Malakka, schwerlich rechtfertigen.

Eine Schilderung derselben sollte von den Orang Benua ausgehen, da man diese als die reinsten Repräsentanten des ursprünglichen Ma-

laienthums betrachten darf; den nächsten Anspruch würden die Bewohner von Menangkabao haben als typisch zu gelten und darum an die Spitze zu treten; aber über beide liegen bis jetzt weder hinreichend genaue noch häufig genug wiederholte Beobachtungen vor als daß dieß möglich wäre. Wir werden uns daher begnügen müssen in unserer Darstellung die Malaien der Halbinsel von Malakka und eines Theiles von Sumatra voranzustellen um alles Spätere auf sie zurückzubeziehen, wobei wir uns außerdem auch noch dem Uebelstande fügen müssen daß die Berichterstatter auf die wir uns stützen können, gewöhnlich nicht speciell bemerken auf welche Gegend von Malakka oder Sumatra ihre Angaben über die Malaien zu beziehen sind.

Interessant, aber jedenfalls der Controle durch weitere Untersuchungen sehr bedürftig, ist der Versuch Hombron's (d'Urville b, Zoologie I, 284) allgemeine Merkmale der oceanischen Völker überhaupt, mit Einschluß der Malaien, aufzustellen. Länglich gebildeter Schädel, ziemlich niedrige und schmale zurückfliehende Stirn, über das Schädelgewölbe erhobener Scheitel mit stark vortretenden Seitenhöckern sind nach ihm den Malaien Dajak und Tagalen mit den Polynesiern gemein, denen die Dajak und Tagalen unter allen Völkern des ostindischen Archipels am meisten gleichen sollen. Denselben Typus, der sich auch bei den Papuas, nur in übertriebener Weise wiederfinde, schreibt er im Wesentlichen auch den Australiern zu. Wie es sich hiermit auch verhalten möge, daß die Malaienvölker im Ganzen betrachtet, wie Yvan bemerkt hat (N. Ann. des v. 1853 I, 353), weit eher für eine Mittelraçe zwischen Neger und Kaukasier (Blumenbach) als für einen Zweig der mongolischen Raçe (Cuvier) gelten können, dürfte zuzugeben sein, und wenn hier und da Eigenthümlichkeiten vorkommen die entschieden an die letztern erinnern, was allerdings der Fall ist, wird man deshalb geneigt sein an Mischungen mit asiatischen Völkern zu denken, die sich namentlich in den westlicheren Gegenden des Archipels und auf den Philippinen nicht bezweifeln lassen. So ist es zu deuten daß nach Roth (bei A. Wagner Gesch. d. Urwelt 1845 p. 290) die Malaien von Singapore und Pulo Pinang von Chinesen nicht zu unterscheiden sind, denn Singapore ist hauptsächlich von letzteren bevölkert, hat Malaien und Hindus nur in geringerer Zahl und wenige Europäer, auf Pulo Pinang leben hauptsächlich Malaien und Chinesen, in Georgetown viele Tjuliahs oder Klings und so hat auch die Stadt Malakka eine Misch-

lingsbevölkerung die von Chinesen, Hindus, Portugiesen und Holländern entsprungen ist (Tydschr. IX, 4, 246 ff.). Wer seine Schilderung des Malaientypus vorzüglich diesen Gegenden entnommen hat, ist natürlicher Weise durch Aehnlichkeiten mit asiatischen Völkern bestochen worden, die den eigentlichen Malaien fremd sind, und wir stehen nicht an hierin den Grund davon zu erblicken, daß man diese oft den Mandschus und den Tataren in physischer Hinsicht zunächst stehend gefunden hat. Dahin scheint auch zu gehören daß Raffles (II p. CLXXIX) und nach ihm Reynolds (306) im Süden von Celebes, besonders bei den Weibern mehr tatarische Physiognomieen angeben als bei andern Malaienvölkern. Wenn hiermit indessen nur schief geschlitzte Augenlider gemeint sind, wie man vermuthen muß, so ist dieß eine Eigenthümlichkeit die sich bei reinen Malaien allerdings nicht selten findet. Daß die Dajak ganz den Karins von Birma gleichen sollen (Baseler Miss. Mag. 1840 IV, 137), beruht wohl entweder auf einem Irrthum oder bezieht sich nur auf einen kleinen Theil derselben der fremde Beimischung erfahren haben mag.

Die Malaien im engeren Sinne, welche auf der Halbinsel Malakka und in einem Theile von Sumatra leben, sind untersetzte kräftige Menschen von großer Aehnlichkeit untereinander (Raffles I, 56), die Männer durchschnittlich 5′ 2″, die Weiber 4′ 11″ engl. groß; nach Junghuhn (Battal. II, 346) beträgt die Körperlänge der ersteren 4′ 10″ 2‴ par. Die unteren Glieder sind etwas groß und plump, die Weiber mehr derb als zierlich gebaut. Die Hautfarbe wird bald als olivenfarbig bald als kupferbräunlich bezeichnet, daher ein Erröthen der Wangen kaum bemerkbar ist. Ihre Nüancen entsprechen der geographischen Breite oft nicht, zeigen sich aber den Einflüssen der Lebensweise gegenüber nicht als unveränderlich. Nach Bory (L'homme 2de ed. 1827 I, 286) sind Zunge, Gaumen und Schleimhäute des Mundes von stark violetter Färbung, besonders bei den Weibern. Die Brüste der letzteren sind wenig entwickelt, spitz und kegelförmig. Haar wächst nur sparsam an Brust und Gliedern, auch der Bart ist schwach. Die Männer vertilgen ihn durch ungelöschten Kalk sobald er keimt (Marsden 227), aber auch die muhammedanischen Priester, die sich viel um einen guten Bart bemühen, bringen es damit nicht weit (Crawfurd I, 21).

Der Kopf ist mäßig schmal, das Hinterhaupt viereckig abgeflacht (Junghuhn a. a. O.). Den neugeborenen Kindern wird die Nase platt

gedrückt, der Schädel zusammengepreßt so daß er eine spitzige Gestalt erhält, und die Ohren ausgezogen (Marsden 226), doch scheint es nicht daß man kräftigere Mittel dauernd anwendet um dem Kopf eine künstliche Gestalt zu geben, dessen Form daher schwerlich durch jene Einflüsse merklich verändert wird. Retzius (Müller's Archiv 1845 p. 88) zählt die Malaien zu den Brachycephalen, was mit der vorhin erwähnten Angabe Hombron's zu streiten scheint. (Maaße von Schädeln aus Java, Celebes, Amboina und den Molukken, von Sumatra Nias, Borneo und Neu Guinea finden sich in Natuurk. Tydschr. v. Nederl. Indië II, 489 u. VI, 216). Das Gesicht ist nicht beträchtlich länger als breit, weniger vorstehend als nach abwärts verlaufend, die Stirn etwas angeschwollen mit tief eingedrückter glabella, die Augen klein und schwarz mit gelblich weißer sclerotica; die kurze und sattelförmig breite, ziemlich platte und volle Nase ist an der Spitze dick, hat breite Flügel und meist offenstehende Löcher; die Backenknochen sind hoch und breit entwickelt, die Wangen hohl. Der Oberkiefer steht etwas hervor, der große breite Mund zeigt dicke Lippen und schöne Zähne, wo diese nicht durch künstliche Mittel entstellt sind, der breit entwickelte Unterkiefer hat stark vorspringende Winkel und das Kinn neigt sich zur viereckigen Form hin. Das Kopfhaar ist schwarz grob und dick, wellig, oft auch in verschiedenen Graden sich kräuselnd (vgl. auch de Bruijn-Koops in Journal IX, 105, Jukes II, 235). Daß man auf bräunliches und weiches zartes Haar überall rechnen könnte, wo man in einem asiatischen Volke ein Individuum von besonders hellem Teint finde (Crawfurd I, 20), scheint, wie sich später zeigen wird, nicht allgemein richtig zu sein.

Die Malaien von Naning haben runderes Gesicht, plattere Nase mit stärker geöffneten Löchern, mehr vorstehende Lippen, dunklere und röthere Haut als ihre anderen Stammesgenossen in Malakka; auch ist ihre Physiognomie offener (Logan in Journal III, 286). Die von Quedah näheren sich durch häufig sehr platte Nase, oft kleinen Kopf und kleine Züge mehr den negerartigen Menschen in ihrer Nachbarschaft, als die weiter im Süden wohnenden (ebend. V, 59).

Die Orang Benua gleichen im Aeußeren ganz den gebildeteren Malaien, nur sind sie kleiner von Natur, graciler gebaut und das Auge von sanfterem Ausdruck, die Farbe bisweilen heller als bei jenen. Der Schädel ist klein, aber von malaiischer Form, das Gesicht meist voll

und gerundet, seltener fett, sein mittlerer Theil breiter als die kleine, aber wohlgebildete Stirn. Die Augenbrauen sind an ihrem äußeren Ende etwas in die Höhe gezogen, die Nase niedrig und dick, der Mund von verschiedenem Schnitt, wie die Gesichtszüge überhaupt, doch hat er häufig dicke vorstehende Lippen; auch der Unterkiefer steht hervor, stärker als bei den übrigen Malaien; krauses Haar haben nur einige (Logan in Journal I, 249). Bei denen von Rumbowe ist es öfter kraus als schlicht (Newbold bei Moor Append. 62). Diejenigen welche Netscher sah, schildert er (Tydschr. a, II, 136) als von fast kugelrundem Gesicht, sehr kleiner und am oberen Theil fast ganz platter Nase, kleinen länglich etwas quer stehenden Augen und großen schlaffen Ohren bei sehr niedriger zurückfliehender Stirn und stark vorstehendem Unterkiefer; das Haar bezeichnet er als lang und steif und fügt hinzu daß sie sehr haarig (ruig) seien und einige von ihnen schöne krause Bärte hätten. Nach Newbold (II, 284) dagegen haben sie langes lockiges Haar, die Stirn ist niedrig aber nicht zurückfliehend, die Nase klein und niedrig, doch nicht platt, die Nasenlöcher von divergirender Richtung. Unter den Jakun von Johor, denen die Udai gleichen (Newbold II, 381), giebt es einzelne mit Adlernasen, was wohl auf eine Beimischung fremden Blutes schließen läßt; ihre Physiognomieen sind zum Theil sehr verschieden, ihre Hautausdünstung übelriechend (Favre in Journal II, 246 f.). Letzteres gilt auch von den Mintira (Borie in Tydschr. a, X, 413), an denen Logan (a. a. O. 295) noch die kleine etwas aufgestülpte Nase hervorhebt und den großen Mund, über welchem auf den beigegebenen Zeichnungen eine aufgeworfene Oberlippe hervorsteht. Die Sakai sind 4′ 10¾″ bis 5′ 5½″ groß, von der Farbe der Malaien bei langem und krausem, nicht wolligem Haar; der Kopf und die Glieder sind klein, die Nase ziemlich platt (Journal IV, 429). Die Besisi unterscheiden sich von den benachbarten Malaien nur durch plumpere und derbere Gesichtszüge (Logan ebend. III, 405). Bei den Biduanda Kallang vom Pulai-Fluß in Johor ist die Stirnbreite größer als die des Mittelgesichtes, das Haar reicht bis 2 Zoll oberhalb der Augenbrauen, welche horizontal stehen, der kleine Mund hat ziemlich dünne geschlossene Lippen, doch steht die Unterlippe ein wenig hervor, das Kinn ist scharf; das Gesicht erscheint wie platt gedrückt und zeigt keine prognathische Bildung; der Kopf ist klein, die Schultern breit, die Taille schmal (ebend. I, 301, nebst der vergleichenden Tabelle der Körpermaaße

der Mintira, Biduanda Kallang und Sabimba). Von den Sletar, deren manche malaiiſche Züge haben, heißt es zwar daß ſie ſehr dem eben beſchriebenen Volke glichen, aus Thomson's Schilderung derſelben (ebend. 346) ſcheint ſich aber das Gegentheil zu ergeben: die zurücklaufende niedrige Stirn iſt ſehr breit, ebenſo der mittlere Theil des Geſichtes; während der untere nach dem Kinne hin ſchnell ſchmaler wird; die dicken Lippen und das Kinn, welche vertical übereinander ſtehen, treten gegen den oberen Theil des Geſichtes ſtark hervor, doch iſt der Mund nur mittelgroß; die halb geſchloſſenen Augen ſind wie die Augenbrauen ſchief geſtellt, die Naſe zuſammengedrückt. Die Sabimba ſind von jenen ganz verſchieden, von angenehmem Aeußern und langem wohlgebildetem doch prognathiſchem Geſichte; der Kopf iſt größer als bei den Benua, die Lippen dick und feſt (ebend. 298, 347 ff.).

Hat man früher die Bewohner des Innern der Halbinſel Malakka überhaupt für negerartige Menſchen gehalten, ſo hat ſich mit der Entdeckung daß die Orang Benua vielmehr primitive Malaien ſind, das Gebiet der letzteren ſehr verengert. Es lag daher nahe die Exiſtenz von Negritos in dieſen Gegenden ganz in Abrede zu ſtellen. Newbold (II, 377) hebt hervor daß die Semang zwar meiſt etwas dunkler ſeien als die übrigen rohen Stämme der Halbinſel, aber ſonſt nicht negerähnlich ſein ſollten. Bigandet (N. Ann. des v. 1849 I, 80 ff.) erwähnt nichts dieſer Art, ſondern nennt die Semang unter den Eingeborenen, deren Malaiiſch wegen eigenthümlicher Ausſprache ſchwer zu verſtehen ſei. (Die Angaben bei Malcolm, Trav. in S. E. Asia Lond. 1839 p. 117 ſind verworren und ohne Werth.) Die einzige genauere Beſchreibung derſelben welche bis jetzt vorliegt, läßt indeſſen kaum einen Zweifel übrig daß ſie weder als Negritos noch als verwilderte Malaien, ſondern als eine beſondere Raçe zu betrachten ſind. Die Semang vom Ijau, einem Zufluß des Krian ſind im Mittel 4′ 8″ hoch und von zarter dunkelbrauner Farbe, einige heller, andere ſchwarz; die von Tringanu ſind nicht ſo glänzend ſchwarz wie die von Quedah. Der Kopf iſt klein, hinten rund und etwas aufgeſchwollen, über der niedrigen kleinen rundlichen Stirn, die merklich ſchmaler iſt als das Mittelgeſicht erhebt er ſich ſtumpf keilförmig. Die mittelgroßen horizontal ſtehenden Augen ſind ſchwarz, die conjunctiva gelb gefärbt, das obere Augenlid gefaltet. Die Augenbraunbogen treten weit hervor, die Naſenwurzel iſt tief eingeſunken, die Naſe kurz und unten etwas zugeſpitzt, oft aufge-

stülpt, ihre Flügel stehen offen. Das Gesicht ist meist nicht so breit als bei den Malaien, die Backenknochen breit, aber bisweilen nicht stark vorstehend. Der große Mund welcher mit Nase und Kinn in einer Vertikallinie liegt, hat nicht dicke Lippen, das Kinn ist nicht viereckig, sondern oval, das dichte Haar nicht wollig, sondern nur gekräuselt, der Bart dick. Sie sind schlank gewachsen, nur durch vorstehenden Bauch entstellt, von sanftem dummem Gesichtsausdruck und sanfter Stimme (Logan in Journal VII, 31). Eine andere weit minder genaue Schilderung (ebend. IV, 427) schreibt ihnen sehr dicke Lippen und platte Nase zu und citirt dabei Sir Everard Home's Beschreibung eines Negrito bei Raffles (II p. CCXXXV) und das dortige Bild eines Knaben von Neu Guinea, dessen schnauzenförmig verlängertes Untergesicht zu der obigen Beschreibung der Semang in keiner Weise paßt und v. Baer (a, 30, 59) zu dem Zweifel veranlaßt hat, daß es überhaupt keine normale Bildung, sondern ein rachitisches Individuum darstelle — vielleicht beruht dieß in der Hauptsache auf einem Fehler der Zeichnung. Wenn aber letzterer (a, 65) die sog. Alfuren von Neu Guinea gleichwohl mit den Semang für identisch zu halten geneigt ist, so sind die Schädelformen beider noch zu wenig genau bekannt um diese Ansicht stützen zu können, die bei der weiten Entfernung jener Länder voneinander und dem gänzlichen Mangel einer ähnlichen Bevölkerung auf den zwischenliegenden Inseln sehr unwahrscheinlich ist. Junghuhn (Battal. II, 290) hat die Semang hauptsächlich nach Crawfurd (I, 24) beschrieben, der sie als 4' 9" hoch angiebt, während seine sonstige Schilderung dem eben erwähnten Bilde und Sir Ev. Home's Beschreibung entnommen ist, was freilich nur unter der Voraussetzung der Einerleiheit der Race möglich war. Solange diese zweifelhaft bleibt, wird man wohlthun die Typen verschiedener Völker gesondert zu halten, da sonst nur Verwirrung entstehen kann.

Größere Wahrscheinlichkeit hat die Identität der Semang mit den Bewohnern der Andamanen. Die älteren Berichte (Colebrooke in As. Res. IV, Symes, Embassy 129, Asiat. Journal IX, 457 Marsden Misc. 76) schildern auch diese durchaus als negerartig, aber, wie sich neuerdings herausgestellt hat, mit gleichem Unrecht wie erstere. Man hat sie sogar von gestrandeten portugiesischen Sklavenschiffen ableiten und damit zu directen Nachkommen africanischer Neger machen wollen (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. IX, 246), wogegen aber Meinicke (b, 23)

sehr richtig bemerkt hat daß dieß eine bloße Annahme gewesen sei, die von selbst falle, da ein Bericht zweier arabischer Reisenden* aus dem 9. Jahrh. die Eingeborenen dieser Inseln schon als schwarz und kraushaarig bezeichne. Diese beiden Eigenthümlichkeiten sind aber auch die einzigen welche sie mit dem Neger gemein haben. Die Statur beträgt 4' 10" bis 5' 4" eng., die Hautfarbe ist rußig schwarz, Hände und Füße klein, die Ferse steht nicht hervor. Die Stirn ist wohlgebildet, nicht zurücklaufend, die Lippen nicht aufgeworfen noch hervorstehend, die Nasenlöcher nicht breit, das Ohr klein und gut geformt, das Haar wächst in einzelnen Büscheln ist kurz und kraus, Bart haben sie nicht. So schildert sie Fytche (Petermann's Mittheil. 1862 p. 236, zwei Photographieen finden sich in Journal As. Soc. Bengal 1861). Owen, der den Schädel eines Eingeborenen der Andamanen zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand ihn klein, doch der Körpergröße entsprechend, nicht dicker als beim Europäer und seine regelmäßige Gestalt ließ durchaus nicht darauf schließen daß diese Menschen besonders tief stehen und einer niederen Raçe angehören sollten. Er glich weder dem der Papuas von Neu Guinea, da er nicht ausgeprägt prognathisch war — nur der Oberkiefer stand etwas hervor — keine an der Wurzel eingesunkene Nase noch vorstehende Backenknochen zeigte, noch die Augenbrauengegend niedrig und platt war; ebensowenig glich er den eigentlichen Negern oder den Birmanen (Procedings R. G. S. VI, 44). Die Aehnlichkeit mit den Semang ist, wie man sieht, allerdings keine vollständige, erstreckt sich aber doch auf mehrere wesentliche Punkte. Auf Groß Andaman findet sich nur eine Sprache (Mouat in J. R. G. S. XXXII, 121), die Sprachen der einzelnen Inseln scheinen aber nicht untereinander übereinzustimmen, da die Wörter aus Colebrooke's Vocabular, das keine malaiischen Wörter zu enthalten scheint (Crawfurd a, 12), anderwärts ganz unbekannt waren (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. IX, 243).

Forster hat bekanntlich zuerst die sehr allgemein gewordene Ansicht aufgestellt daß die schwärzliche kraushaarige Raçe des ostindischen Archipels die Urbevölkerung desselben, später aber von den Malaien verdrängt worden sei. In dieser Allgemeinheit läßt sie sich schwerlich halten theils weil es nicht eine sondern mehrere Raçen dieser Art hier

* Er ist von Remusat (Anciennes rel. des Arabes avec la Chine), nicht von Renaudot mitgetheilt, wie es in einem Aufsatze der Tydschrift (IV, 1, 530) heißt, der nichts ist als eine anonyme Uebersetzung der eben erwähnten verdienstvollen Abhandlung Reinicke's.

zu geben ſcheint, theils weil ſich Spuren derſelben nur an dem nordöſtlichen und weſtlichen Ende der Malaienländer zu finden ſcheinen; daß ſie aber, wo ſich ſolche finden, als die älteſten Bewohner zu betrachten ſeien dafür ſpricht ebenſo ihr Culturzuſtand wie ihre zurückgedrängte abgeſchloſſene Lage im Innern. Dagegen muß man ſich wundern die Semang und die Eingeborenen der Andamanen immer nur mit den Negritos der Philippinen und den Bewohnern von Neu Guinea zuſammengefaßt zu ſehen, während es viel näher liegt an eine Stammverwandtſchaft derſelben mit den kleinen ſchwarzen und kraushaarigen Völkern des Vindjha Gebirges in Vorderindien zu denken, welche zu der Hindubevölkerung dort in einem ganz ähnlichen Verhältniß zu ſtehen ſcheinen wie jene zu den Malaien.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu den malaiiſchen Völkern zurück, ſo finden wir auf Banka mittelgroße dunkelbraune bis olivenfarbige Menſchen von vollem rundem Geſicht, runden Augen und eingedrückter, etwas platter Naſe; die Glieder ſind im Vergleich mit dem Rumpf etwas zu klein (Tydschr. VIII, 4, 131), Lange (46) nennt ſie jedoch wohlgebaut. Die Binnenländer (Orang Gunong) ſind von angenehmerer Geſichtsbildung als die Javanen haben keine platten, bisweilen ſelbſt gebogene Naſe, daher Epp (168) geneigt iſt ſie zu den Battas zu rechnen. Die Orang Sekah ſind ſehr muskulöſe unterſetzte Leute mit langem krauſem Haar und offener Phyſiognomie (Tydschr. 1853 I, 25). Aehnlich werden die Badjos beſchrieben; in Nordweſt-Borneo haben ſie zuſammengedrückte ſchmale Geſichter, niedrige Stirnen und glänzende Augen; im Nordoſten von Celebes giebt es unter ihnen Leute mit großen Bärten (Spencer S. John in J. R. G. S. XXXII, 225, Tydschr. VIII, 1, 40).

Die Atjineſen ſind größer ſtärker und dunkler als die andern Bewohner von Sumatra (Marsden 548), die dunkelſten unter ihnen ſind die Leute von Pedir (Ritter in Tydschr. I, 2, 465). Ihrem moraliſchen Charakter nach iſt ihnen namentlich ein falſcher Blick eigen, wie man häufig bemerkt hat.

Die Battas ſind muskulös, regelmäßig gebaut, im Mittel 4' 11" par. groß und von hellerem Teint als die Malaien; eine ovale Geſichtsbildung die der griechiſchen ſich nähert iſt beſonders bei den Frauen, deren Wangen nicht ſelten einen roſenrothen Anflug zeigen. Die Schädelform ſteht zwiſchen dem Europäer und Malaien: die Stirn iſt höher

und freier als bei letzteren, das Hinterhaupt zugerundet, das Gesicht mehr oval als in die Breite entwickelt, die Augen sind groß und stehen gerade, die Nase ist nicht so breit und platt, sondern mehr gerade gebildet, die Backenknochen treten weniger hervor, die Lippen sind mäßig dick, der Mund wohlgeformt (ungewöhnlich klein nach Low in J. R. As. Soc. II, 43), der Unterkiefer von geringerer Breite, das gewöhnlich dunkelbraune Haar feiner und die Körperbehaarung stärker als bei den eigentlichen Malaien (Junghuhn, Battal. II, 6 f., 292). Erinnern wir uns bei dieser Schilderung der oben angeführten Thatsache daß die Sprache der Battas eine größere Anzahl von Sanskritwörtern enthält als die malaiische, so wird es sehr wahrscheinlich daß dieses Volk nicht, wie Junghuhn wollte, als Typus einer anderen Raçe zu betrachten ist, die von der malaiischen verschieden wäre, sondern sich von dieser nur dadurch unterscheidet daß sie einen beträchtlich größeren Theil indischer Elemente in sich aufgenommen hat. Nach v. Kessel's Angabe (Bydragen IV, 60) finden sich nicht bloß bei den Battas, sondern bei den malaiischen Bergvölkern von Sumatra überhaupt häufiger braunes als schwarzes Haar, hellere Hautfarbe als sonst bei den Malaien und eine Gesichts- und Schädelform die sich bisweilen der griechischen nähert. Von vorzüglich hellem Teint sind die Battas von Pak-pak (Tydschr. a, III, 454). Wenn Anderson (146, 149) die Battas dunkel, selbst sehr dunkel nennt und manche im Nordosten ihres Landes den Birmanen ähnlich fand, so lassen sich ihnen diese Eigenthümlichkeiten jedenfalls nicht in größerer Ausdehnung zuschreiben; ebensowenig, wenn Moor (Append. 1) sie als weit über mittelgroß bezeichnet. Letzterer hebt an ihnen die starke sonore Stimme hervor die sie besitzen und bemerkt daß nach der Küste hin kleinere und ärmere Menschen lebten, die jenen fast nur in der Sprache glichen. Die Battas von Tobah haben einen schmal gebauten Schädel und stumpfe Nasen (S. Müller in Bydragen III, 351), die von Mandaheling und Pertibie sind kleiner als jene, von ruhigem Temperament, Geisteskranke aller Art sind zahlreich unter ihnen (Willer in Tydschr. VIII, 2, 262, 264). Die Orang Ulu unterscheiden sich nur wenig von den Bewohnern von Mandaheling, nur sind sie gedrungener und muskulöser, von gröberen Gesichtszügen und haben bisweilen stumpfe Nasen (S. Müller in Bydragen I, 262). Die Orang Kubu im Innern von Palembang sollen größer als die andern Völker von Sumatra, kräftig und wohlgebaut sein, langes herab-

hängendes Haar und ein wenig Bart haben, den sie nicht ausreißen (Sturler in Batav. Courant 28. Apr. 1827 nach Hörensagen).

Die Lampong, welche Desgraz (bei d'Urville b, VIII, 288) mit Unrecht ganz den Malaien ähnlich genannt hat, sind große und starke Menschen (Jacquinot ebend. 283), die sich vor Allem durch hellere Farbe vor den übrigen Bewohnern von Sumatra und den Malaien überhaupt auszeichnen (Marsden 468). Im Vergleich mit den letzteren ist der Schädel minder schmal, die Jochbeine weniger vorstehend, die Nase weniger stumpf und breit, der Mund kleiner (Tydschr. 1857 I, 112). Die schiefstehenden Augen und das runde Gesicht, die Marsden ihnen zugeschrieben hat, scheinen keineswegs allgemein zu sein, denn Zollinger (Tydschr. IX, 1, 125), der sie mit den Sundanesen zusammenstellt, sagt daß das Gesicht der Lampong nicht so rund und breit sei wie bei jenen, daß sie weniger muskulös seien und weniger kurze Beine und plumpe Füße hätten; durch helle Farbe und angenehmen sanften Ausdruck des Gesichtes sind namentlich die Frauen ausgezeichnet, unter denen es wahre Schönheiten geben soll. Die Bewohner von Palembang, denen die Passumahs gleichen (Boers in Tydschr. II, 2, 567), sind etwas kräftiger und heller als die Javanen und haben weniger vorstehende Backenknochen; das Fürstengeschlecht ist, wohl in Folge halb arabischer Abkunft, durch geradere Nase und dünnere Lippen ausgezeichnet (de Hollander 590).

Die Bewohner der Nias und Batu Inseln sind von hellerer Farbe als die Malaien, mehr gelb als rothbraun, dunkle Menschen giebt es nicht unter ihnen (Horner); Nahuijs (Brieven over Bencoolen 2de druk. Breda 1827 p. 127) nennt sie sogar heller als die Portugiesen und Spanier. Ihre Statur beträgt im Mittel 4' 9" par., sie sind schlanker, größer und schöner gebaut als die Malaien, haben kleine Hände und Füße, bisweilen sehr feines, nicht selten dunkelbraunes Haar, tragen einen Knebelbart, doch ist die Behaarung des Körpers nur sparsam. Die Stirn ist meist hoch, der Hinterkopf gewöhnlich rund, wie bei den Dajak Alfuren und Europäern, während er bei den Malaien Bugis und Javanen in der Regel die viereckig abgeplattete Form hat; die Züge sind regelmäßiger, die Backenknochen weniger vorstehend und die Lippen minder stark als bei den Malaien, die Augen groß (klein nach Domis in Oosterling II, 2, 117) und bisweilen schief nach innen gerichtet, was zu der Vermuthung geführt haben mag

daß ſie von Chineſen ſtammten (Temminck II, 98), die Naſe iſt etwas platt, läuft aber nach unten ſpitzig zu (Horner in Tydschr. III, 1, 343 f.), der Mund breit, die Ohren durchbohrt und ſehr lang ausgezogen (Domis a. a. O.).

Die Mentawies von Siberut und Pora ſind mittelgroß, ſtark und wohlgebaut, lebendig in ihren Bewegungen, gelbbraun von Farbe mit einem Stich in's Röthliche, von angenehmer ausdrucksvoller Phyſiognomie, die etwas Jüdiſches hat (Tydschr. a, III, 320). Sie haben große helle Augen mit dünnen wenig gebogenen Brauen, breite platt gedrückte Naſe, der Mund ſteht hervor, obwohl nicht ſo ſtark wie bei den eigentlichen Malaien und zeigt dreieckig zugefeilte weiße Zähne. Das Haar iſt fein und ein wenig gelockt, am Körper und an den Augenlidern reißen ſie es aus, wie auch den Bart, da ſie ſich tättowiren. Hände und Füße ſind etwas größer als bei den Javanern (Rosenberg in Tydschr. a, I, 410). Von Engano ſagt ein Bericht aus dem J. 1629 daß es dicht bevölkert ſei mit großen ganz nackten Menſchen von heller Farbe (Bydragen III, 138). Neuere Angaben ſtimmen hiermit nicht überein; van der Staaten und Rosenberg (Tydschr. a, III, 348 u. 374) ſchildern ſie als mittelgroß, unterſetzt und dunkelrothbraun oder ziemlich dunkelbraun, die Weiber als etwas heller; Naſe, Mund und Augen ſind ganz von malaiiſcher Bildung, das Kopfhaar leicht kraus, das Körperhaar ziehen ſie aus. Nach Boewang's Erzählung gleichen ihre Geſichtszüge denen der Javaner und Mandareſen (ebend. II, 392).

In Java ſind die Sundaneſen im weſtlichen Theile der Inſel von den eigentlichen Javanern im Oſten wie in geiſtiger, ſo auch in phyſiſcher Hinſicht verſchieden. Der Typus der erſteren findet ſich im mittleren Bantam am reinſten ausgeprägt, während er in den Ponanger-Regentſchaften ſchon mehr in den des letzteren übergeht. Bleeker (Tydschr. VII, 2, 389) hat ihn im Gegenſatz zum malaiiſchen folgendermaßen geſchildert. Beim Malaien iſt der Schädel mehr nach hinten entwickelt, ſo daß das Hinterhaupt beträchtlich hinter die Verticallinie hervorſteht die von der Oeffnung des Gehörganges nach dem Scheitel geht, ſeine Stirn iſt aufgeſchwollen (bol), die Schläfengegend gewölbt und die Grenze des Haars liegt hoch über den Augenbrauen; beim Sundaneſen iſt das Hinterhaupt kleiner und die Scheitelgegend höher, die Stirn ſchmaler, an den Schläfen winkeliger und flacher, mehr euro-

päiſch im Profil, aber das Haar reicht weiter über ſie herab.* Die Augen, beim Malaien groß und hervortretend, mit gebogenen Brauen, ſind beim Sundaneſen klein und tief liegend, die Brauen faſt geradlinig oder ſchief geſtellt, was dann auch mit der Augenlidſpalte der Fall iſt. Der Sundaneſe hat breitere und mehr vorſtehende Jochbeine, kleineren Mund, dickere Lippen und breitere Naſenflügel, der Körperbau iſt maſſiver muskulöſer und größer. Die Hautfarbe geht von braun bis goldgelb, wie beim Malaien und Javaner. Im Vergleich mit letzterem ſchreibt ihm v. Hoëvell (Tydsch. IV, 2, 135) dunklere Farbe und gedrungeneren derberen Bau, plattere Naſe und ausdrucksloſere Phyſiognomie zu, Roorda (III, 8, 5) nennt ihn heller, von länglichem Geſicht, vollerer Stirn und größerer Naſe, die Frauen ſchöner als die javaniſchen. Nach Hollander (318) ſind die Sundaneſen lichtbraun, nur ſelten 5′ groß, von ſehr hoher Stirn, dünnen Augenbrauen und kurzer platter breiter Naſe. Die Bedumis, kleiner ſtärker und abgehärteter als andere Gebirgsbewohner von Java, haben ſpitzigere Naſe und etwas gelbere (d. h. wohl hellere) Farbe als dieſe (Tydschr. I, 2, 299); nach Temminck (I, 293) wären ſie mehr gelbbraun und von platterer Naſe als die Javaner; von den muhammedaniſchen Gebirgsbewohnern von Lebok unterſcheiden ſie ſich im Aeußeren nur wenig.

Die Javaner ſind zwar noch unter mittelgroß, im Mittel 2″ kleiner als die Europäer (Crawfurd, a, 178), die Männer 5′ 1″, die Weiber 4′ 11″, und gehören zu den dunkelſten Völkern des oſtindiſchen Archipels, doch ſind ſie im Allgemeinen ſchöner als die Malaien, beſonders in den höheren Ständen, deren Züge oft den Hindus gleichen: gebogene Naſen ſind nicht ſelten und Knebelbärte häufig (Hollander 318); bisweilen verräth ſich bei ihnen auch eine Beimiſchung chineſiſchen Blutes. Schöne Frauen finden ſich beſonders in den Berggegenden. Glieder und Gelenke ſind von zartem Bau. Die hohe und breite Stirn iſt unten über der Naſe eingedrückt, die von oben etwas platt, von vorn ein wenig gebogen erſcheint und ſo breite Flügel hat daß ſie ein gleichſeitiges Dreieck bildet (Reding 221, Kussendrager 13, Steen Bille I, 372). Die Form des Geſichts iſt, wie Roorda (III, 1, 112) gegen Crawfurd bemerkt, nicht rund, ſondern nimmt nach unten hin

* Wenn Junghuhn (Battal. II 365) die Schädelform der Sundaneſen und Javaner ohne weiteres als „ganz malaiiſch“ bezeichnet, ſo ergiebt ſich hier auf's Neue wie voreilig ſeine Unterſcheidung der Batta- und Malaienraçe, und wie unhaltbar ſeine eigene Durchführung derſelben iſt.

an Breite ab und endigt mit einem ſpitz zulaufenden Kinn. Die kleinen ſchwarzen Augen ſind von ſtark geſchweiften, aber nur wenig behaarten Brauen überwölbt; der innere Augenwinkel iſt gerundet, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur die Prieſter tragen am Kinn ein kleines Büſchelchen von Bart und der Körper iſt überhaupt nur ſchwach behaart. Das Kopfhaar iſt ſtets hart, meiſt ſchlicht, bisweilen lockig (Raffles I, 59 f., II p.CCXXXI, Selberg 180). Die Bewohner des Tengger-Gebirges ſcheinen ſich im Aeußern von den übrigen Javanern nicht zu unterſcheiden, ſie ſind klein und gedrungen, von charakteriſtiſch gutmüthigem Geſichtsausdruck, die Frauen plump und ſchwerfällig (Herwerden in Verhandelingen XX, 86). Die Madureſen ſind größer, ſtärker gebaut und behaart als die Javaner (Roorda III, 3, 215), die hohe breite Stirn iſt an den Schläfen abgerundet, das Hinterhaupt breit kurz und ſehr platt, die Jochbögen treten ſehr hervor und die Augenlider ſind weiter geöffnet als bei jenen (Hollander 318).

Die Bewohner von Bali welche Junghuhn zu ſeiner Battaraçe gezogen hat, zeichnen ſich vor den Javanern durch größeren und ſchlankeren Wuchs aus, auch ſind ſie kräftiger, muthiger und von freierer männlicherer Haltung als dieſe; die Farbe iſt heller, die Geſichtsbildung regelmäßiger, angenehmer und weniger platt; die Männer zeigen rundere Formen und Geſichtszüge, die Weiber bisweilen eckige und gröbere, wahrſcheinlich in Folge ſchwerer Arbeit und harter Behandlung (Valentyn IV, 254, Lauts 26, Hollander 404). Die Eingeborenen von Lombok gleichen den Balineſen; die von Sumbawa den Sundaneſen, nur iſt das Untergeſicht von mehr ſpitziger Form und die Haut dunkler, ihre Farbe nähert ſich dem Bronze und dem Braun (Gumprecht's Ztſch. III, 507). Die Gebirgsbewohner (Do Dongo) ſind den Bimaneſen ähnlich, nur dunkler von Farbe (Zollinger in Journal II, 689).

Die Malaien des weſtlichen Borneo, welche aus den verſchiedenſten Gegenden zuſammengefloſſen dort ein neues Volk gebildet haben, haben lichtbraune Haut, die einen gewiſſen Glanz zeigt; die Stirn iſt rund, nicht ſo breit und platt wie bei den Madureſen, die Naſe wohlgeformt, die Backenknochen treten nicht ſtark hervor, der Mund iſt klein, krauſes Haar bei ihnen ſelten; manche tragen einen Knebelbart, auch wohl einen Kinnbart, Haltung und Gang ſind ſtolz, der Blick aber ſchlau und oft falſch (Tydschr. 1853 II, 226). Die von Sarawak ſind

ſtark gebaut und wohlgebildet, die Weiber der höheren Stände von heller Farbe und ſelbſt ſchön zu nennen bis auf die zu platte Naſe (Low 141). In Bagotta an der Südoſtſpitze von Borneo ſind die Frauen faſt alle ſchön und nicht dunkler als im ſüdlichen Europa (Dalton bei Moor 34).

Die Dajak ſind ſchlanker und beſſer proportionirt, von hellerer Farbe und hübſcheren regelmäßigeren Zügen als die Malaien, Stirn und Naſe ſind höher als bei dieſen (Leyden bei Moor Append. 107). Die Körpergröße beträgt 1 Meter 5—6 Palmen; ſchlank und von ſchönen Zügen ſind beſonders die Frauen oft, deren Farbe ſich dem Gelb der Chineſen und ſelbſt dem Weiß der Europäer nähert und bisweilen auf den Wangen röthlich iſt (Veth II, 223); namentlich bemerkt Schwaner (I, 160, 164) daß es bei den Dajak ſehr verſchiedene und wahrhaft ſchöne Geſichter gebe und daß im tieferen Inneren ſowohl die Farbe heller als auch die Formen edler ſeien. Die Orang Ot ſind große und wohlgebaute ſehr hellfarbige Menſchen (Schwaner I, 229). Arme und Beine ſind oft ſchlank und mager, die Muskelkraft nicht bedeutend, die freien Stämme am Kapuas ſind von kräftigerem Bau. Es giebt verhältnißmäßig viele Albinos unter den Dajak, was aber Kögel von weißen Menſchen bei ihnen erzählt hat, ſcheint ebenſo unwahr wie viele andere ſeiner Angaben. Der Kopf hat eine weniger gerundete Form als bei den Malaien und das Geſicht iſt oft länglicher, die Stirn bisweilen mehr zuſammengedrückt, höher und runder, die Augen, welche ſie gewöhnlich halb geſchloſſen halten, ſehr oft heller braun und von reinerem Weiß als bei jenen, Augenbrauen und Bart ſtärker, die Naſe beſſer geformt, das Kinn minder breit und viereckig (Schwaner, Veth a. a. OO.). Gilt dieſe Schilderung vorzugsweiſe vom ſüdöſtlichen Theile von Borneo, ſo läßt ſie doch erkennen daß man ſie nicht im Allgemeinen ſo beſchreiben kann wie W. Earl (a. 256) und Temminck (II, 383) gethan haben, von denen der eine breite Füße, breite platte Stirn und weit auseinanderſtehende Augen beilegt, deren Außenwinkel höher ſtehe als der innere, welches Letztere auch von Crawfurd (a, 59) als typiſch angeführt wird, während der andere auch verhältnißmäßig kurze Beine, kurze und platte Füße angiebt. Auch daß ihre Statur im Mittel weit unter der des Chineſen und Europäers bleibe (Crawfurd) ſcheint unrichtig. Alle dieſe Eigenthümlichkeiten ſind auf beſondere Localitäten beſchränkt, wie wir ſogleich nachweiſen werden.

Die Dajak am Sihong (östl. Zufluß des Barito) sind von denen von Pulupetak verschieden, mittelgroß und in späteren Jahren oft korpulent (Bangert in Tydschr. a, IX, 151), in Sampit sind sie von schwachem Körperbau, in Mendawei sind die wilderen Stämme dunkler, etwas größer, weniger muskulös und stärker tättowirt, die andern nur mittelgroß, von heller Farbe mit lichtbraunen Augen und rußschwarzem Haar (Bydragen N. V. III, 310, 322). In Pontianak und Sambas sind sie dunkler und mehr den Malaien ähnlich als die hübscheren Murut* im Bruni und die Idan im Norden (Hunt bei Moor Append. 12 f.). Marryat (78) beschreibt sie in Lundu 5′ 5″ groß, stark und wohlgebaut mit schön geformtem Kopf, doch hohen Backenknochen, kleinen Augen, nicht platter, bisweilen aber gebogener Nase; der Mund ist groß, die Lippen etwas dick, Barthaar und Augenbrauen fehlen. Nach Brooke (I, 206 und bei Keppel I, 54, II, 183) sind die von Sarawak nur 5′ 2—3″ hoch, haben nicht stark entwickelte Muskeln, sind kaum so hell als die Malaien, der Zwischenraum zwischen den Augen ist auffallend groß. Die Dajak-Weiber von Sinkawan sind heller als selbst die Chinesen, anderwärts sind sie dunkler (W. Earl a, 210, 218). Die Dajak welche östlich von Sarawak leben, sind selten so untersetzt wie die Chinesen und Malaien, meist etwas größer als letztere, haben kleine Hände und Füße, am Kopfe ist die Coronalgegend besser entwickelt als bei jenen beiden (Wallace in Proceedings R. G. S. I, 203). Die Kayans am Barram, südlich von Bruni, gleichen nach Low (in Journal V, 680) in jeder Hinsicht den andern Dajak des westlichen Borneo, Burns (ebend. III, 144) bemerkt von ihnen daß sie meist unter mittelgroß, aber robust, von schön gewölbter Stirn sind und keine platte Nase haben. Wie sie sind auch die Dusun oder Idan etwas heller als die Malaien, aber von ähnlicher Gesichtsbildung wie diese, nur ist der Mund kleiner, den Chinesen gleichen sie nicht, nur bei Kindern ist das obere Augenlid etwas nach innen gerichtet (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 334, VI, 160 nach Crespigny). Auf dem nördlichen Theil der Ostküste von Borneo sind die Eingeborenen hellfarbiger als anderwärts, manche von ihnen haben blaue Augen und helles Haar (Belcher I, 229), die Nase ist alsdann gerade und mehr vorstehend, die Stirn höher als bei den Malaien (Adams bei Belcher II, 420).

* Nach Crespigny sind die Murut von widrigem Ansehn (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330).

Ueber die Bevölkerung der Sulu-Inſeln liegen widerſprechende Angaben vor: Desgraz (bei d'Urville b, VII, 312) nennt ſie klein und ſtark gebaut, Wilkes (V, 342) groß und mager mit langem Geſicht und kleiner Stirn. Die Hautfarbe iſt heller und mehr gelb als bei andern Malaienvölkern, die Augen etwas ſchief geſtellt (Roquemaurel bei d'Urville VII, 295; Abbildung des Sultans bei Belcher I, 115). Es giebt junge Mädchen dort die beinahe weiß ſind (Adams bei Belcher II, 348). Die dortigen Idan ſind von hellerer Farbe als die Sulus ſelbſt (Journal III, 555 nach Dalrymple).

Ueber die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der Biſayas haben wir nur ſehr wenige Nachrichten. Als auffallend wird erwähnt daß es an mehreren Orten völlig weiße Frauen gebe (Loarca bei Ternaux, Archives I, 27, Careri V, 134). Die Bewohner der Calamianes haben etwas dunklere Haut als die übrigen und etwas krauſes Haar, daher Mallat (I, 335) ſie als Miſchlinge von Negritos und Malaien zu betrachten geneigt iſt; auf einer dieſer Inſeln, auf Cuyo leben weit hellere Menſchen, die höher civiliſirt ſind als die andern Biſayas und ſich auch in Sprache und Sitten von dieſen unterſcheiden ſollen (ebend. 339). Die von Palawan dagegen werden dunkler als die Biſayas und kraushaarig geſchildert (Crawfurd a, 321). Von den Mindanaos haben wir nur Dampier's Beſchreibung die Crawfurd (a, 279) und, wie es ſcheint, auch Roorda (I, 281) obwohl ungenauer wiedergegeben hat: ſie ſind mittelgroß und von kleinem Gliedbau, der Kopf groß und das Geſicht oval, haben platte Stirn, kleine Augen, kurze niedrige Naſe, kleinen Mund mit dünnen Lippen, die Hautfarbe iſt dunkel, doch mehr gelblich als bei den benachbarten Völkern.

Die Tagalen, in denen Mallat (I, 46) ſonderbarer Weiſe ungemiſchte Nachkommen der Negritos vermuthen zu dürfen glaubt die ſich nur durch höhere Cultur verändert hätten, gleichen den Malaien weniger als die Biſayas, ſind von angenehmerem männlicherem Geſichtsausdruck (Buzeta I, 51) und von ſchlankerem Bau, namentlich an den unteren Gliedmaßen, doch unter mittelgroß. Bart und Körperhaar ſind gering, das Kopfhaar ſchlicht und grob wie bei den Malaien überhaupt, die Farbe wird bald als hellgelb (R. der Novara II, 210) bald als etwas kupferfarbig bis faſt weiß angegeben (Gironière 261). Der Kopf iſt rund, hinten platt, die Stirn meiſt klein, das Auge groß und lebhaft, bisweilen etwas ſchief geſchlitzt, die Augenbrauen gebo-

gen; die Backenknochen treten hervor, die Naſe iſt mittelgroß und breit, bisweilen platt, der Mund gewöhnlich groß, die Lippen ziemlich dick (Mallat II, 34, 36). Die Igorrotes ſind nach Buzeta (I, 52) ſtark und wohlgebaut von der Farbe gekochter Quitten bis kupferfarbig, haben große Augen, deren äußerer Winkel, wie auch Zuñiga (I, 26) angiebt, in die Höhe gezogen iſt, und ſehr große breite Wangen. Gironière (170, 378) ſchildert ſie als klein und herkuliſch, ſehr dunkel bronzefarbig, von breiter Bruſt und großem Kopf, mit gelber sclerotica, dicker Naſe und dicken Lippen. Von den Tinguianes ſind manche faſt ſo weiß wie die Spanier (Yldefonso VI, 5), die Naſe iſt hoch und gebogen, der Geſichtswinkel von bedeutender Größe (Informe, Art. Poblacion p. 12 f.), woraus ſich freilich die allgemeine Sage von ihrer chineſiſchen Abſtammung (ſ. oben p. 59) kaum rechtfertigen läßt, zumal wenn man hinzunimmt daß die Miſchlinge von Chineſen und einheimiſchen Weibern, gegenwärtig der vielverſprechendſte Theil der Bevölkerung, viele Generationen hindurch den Typus des Vaters bewahren (Bowring 109, 114). Gironière (151) beſchreibt ſie als licht bronzefarbig, mit regelmäßigen Zügen und Adlernaſe; ſchön ſeien beſonders die Frauen. Daß die Bewohner der Weſtküſte von Luzon ſehr den Japanern glichen, hat ſchon Loarca (bei Ternaux, Archives I, 18) bemerkt. Daß Miſchungen der tagaliſchen Stämme mit dieſen Völkern und den Malaien einerſeits und mit den Negritos andererſeits vielfach ſtattgefunden haben, läßt ſich zwar als gewiß betrachten, von welcher Art dieſe Miſchungen aber im Einzelnen geweſen ſeien, muß als noch ganz unermittelt gelten. Die Buriks ſind etwas fleiſchiger und ſtärker als die Igorrotes; die Itetapanes, von dunkler Farbe, unter mittelgroß, aber wohlgebaut, haben runde horizontal ſtehende Augen und große platte Naſen wie die Negritos; die ſchmutzigen Gaddanes ſind klein, dunkelfarbig und gleichen in Rückſicht der Augen und der Naſe den vorigen, die Ibilaos und Ilongotes klein und unkräftig (Buzeta 52 ff.). Die Irayas glaubt Semper (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 257, 264) nach ihren phyſiſchen Eigenthümlichkeiten zur mongoliſchen Raçe rechnen zu müſſen: ſie ſind hochgebaut und von ſchmalem länglichem Geſicht, die Stirn hoch und ſtark zurücklaufend, die Backenknochen breit entwickelt, die Augen ſind klein und das Kinn tritt ſtark zurück; am Ilarou nähern ſie ſich dem Typus der Tagalen und haben ſich dort zum Theil mit Negritos gemiſcht, mit denen ſie zuſam-

menleben. Die wilden Stämme von Mindoro ſollen im Aeußeren den Malaien ähnlich ſein (Journal III, 758).

Wir kommen endlich zu den Negritos der Philippinen. Meinicke (b, 15) hat zuerſt darauf aufmerkſam gemacht daß der Ausdruck „Negros“ auf den Philippinen in zu unbeſtimmtem Sinne gebraucht werde als daß man aus ihm allein die Anweſenheit negerartiger Menſchen ſchließen dürfte, obwohl dieſe durch Crozet's und beſonders durch Bennett's Zeugniß allerdings wahrſcheinlich werde. Nun iſt zwar richtig daß manche Schriftſteller zwiſchen Negros und Indios kaum einen Unterſchied oder doch keinen beſtimmten Unterſchied machen: Yldefonso de Aragon ſpricht von Negritos Alaguetes, Negros Ygorrotes und Indios Ygorrotes anſcheinend in ganz gleicher Bedeutung, und dieſelbe Verwirrung des Sprachgebrauches herrſcht, wie Meinicke nachgewieſen hat, bei St. Croix. Man kann noch hinzufügen daß Yldefonso ſeine Negritos Aetas überhaupt nicht näher beſchreibt, außer daß er ſie (II, 44) als in den Wäldern lebende Nomaden bezeichnet, die von Pampanga aber (IV, 3) klein, ſchwarz, mulattenfarbig, faſt unbekleidet nennt und hinzufügt, ſie trieben etwas Feldbau und Tauſchhandel und hätten verſchiedene Sprachen und Sitten. Indeſſen haben wir bereits geſehen (p. 57) daß nicht nur unter den älteren Schriftſtellern Combes und Fr. Caspar die Negros von den Indios unterſcheiden und jene für die älteſten Bewohner des Landes erklären, ſondern (p. 59) daß auch der ethnographiſch ſonſt ſehr ungenaue Yldefonso ſelbſt (VI, 1) Dörfer der heidniſchen Tinguianes und Igorrotes neben ſolchen der Negritos anführt und demnach allerdings einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen dieſen Völkern wenigſtens bisweilen feſthält. Auch wird ſich der Name der Inſel Negros nicht wohl anders als mit Hülfe der Vorausſetzung erklären laſſen daß die Spanier dort mehr negerähnliche Menſchen fanden als auf den übrigen Inſeln, wenn auch zugegeben werden mag daß ſich hieraus nicht entnehmen laſſe wieweit die Ungewöhnlichkeit derſelben gehe.

Bei der häufigen Ungenauigkeit der Berichte, die aus dem Vorſtehenden einleuchten wird, kann es nicht wundern daß man die reinen Negritos der Philippinen öfters mit Miſchlingen zuſammengeworfen findet. Dieß iſt offenbar der Fall wenn es von ihnen heißt (Informe Abth. Poblacion 1), ſie hätten theils kurzes krauſes Haar theils ſolches das in langen ſteifen Ringeln herabfalle, die Naſe ſei bald ganz platt

bald ziemlich regelmäßig gebildet, ſie ſeien nicht ſchwarz, ſondern nur ſchwärzlich braun mit negerartigen Lippen, bei vielen finde ſich etwas Bart und manche glichen ganz den Neu Holländern. Die Schilderungen Mallat's (II, 35, 93) und Semper's (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 251)kommen im Weſentlichen miteinander überein: nach jenem ſind ſie klein ſchmächtig und kraushaarig, nicht ganz ſchwarz und minder häßlich als die afrikaniſchen Neger, ſondern von Geſicht den Malabaren ziemlich ähnlich, von kleinem rundlichen Kopf, kleiner Stirn, ziemlich großen ſtechenden Augen mit langen Wimpern, die Naſe iſt mittelgroß wie der Mund und die Lippen oder klein und etwas platt, die Lippen etwas aufgeworfen, der Unterkiefer ſteht nicht hervor, Bart und Körperhaar ſind gering. Nach Semper ſind die Aetas dunkel kupferbraun und im Mittel nur 5' 2" groß, von rundem Kopf und Geſicht, gerader, ſehr niedriger wenig zurücktretender Stirn und ſehr flacher Naſe die faſt ſo breit als hoch iſt, der Kiefer ſpringt nur wenig hervor, die Lippen ſind nur ſchwach wulſtig, das braunſchwarze Kopfhaar iſt glanzlos und wollig. Crawfurd (a, 6, 16), der ihre Statur zu 4' 8" im Durchſchnitt angiebt, bezeichnet das Haar als nicht wollig, ſondern kraus, doch ſcheint dieſer Punkt einer genaueren Unterſuchung zu bedürfen. Gironière (322) ſcheint ſeine Beſchreibung theils der Phantaſie theils dem bekannten Bilde bei Raffles entnommen zu haben, von dem v. Bär (32) ſehr richtig bemerkt daß man keinen Grund habe es für die Darſtellung des Negrito-Typus von Luzon zu halten, jener giebt ihnen eine Größe von höchſtens 4½' und die ſchwarze Farbe des Ebenholzes und fügt reiches Wollhaar, gelbliches lebhaftes Auge, nicht ſehr wulſtige Lippen, ſchwache Beine und vorſtehenden Bauch hinzu. Wenn es richtig iſt daß die Dumagas von rother Farbe ſind und krauſes dunkelbraunes Haar haben (Mallat I, 233), ſo würden ſie ſich ſchwerlich zu den Negritos rechnen laſſen.

In Rückſicht der Bewohner der Baſchi-Inſeln ſind wir noch immer auf Dampier's (II, 103) Angaben beſchränkt, die Crawfurd (a, 43, vgl. Marryat 26) wiedergegeben hat: ſie ſind ſehr häßlich, von dunkel kupferbrauner Farbe, klein und unterſetzt von rundem Geſicht, niedriger Stirn, kleinen nußbraunen Augen mit ſtarken Augenbrauen, kurzer kleiner Naſe und dickem ſchlichtem Haar. Die Eingeborenen von Formoſa ſchildert A. Hamilton (II, 296) als ſehr verſchieden ſowohl von ihren Nachbarn in China als auch von denen in Luzon: der Leib

ist kurz und stark, die Füße lang, Arme und Beine wie der Hals lang und dünn; sie sind von kleiner Statur, haben aber großen Kopf, große Stirn und weit vorstehende Backenknochen; dabei sind sie hohläugig, von großem Munde, kurzem platten Kinn und langem Unterkiefer, der Bart ist gering.

Die Makassaren und Bugis, denen die Bewohner der Insel Buton im Aeußeren wie auch in vielen andern Hinsichten sehr ähnlich sind (Sal. Müller b, 89), werden von Junghuhn (Battal. II, 328) in Rücksicht ihres Schädelbaues nur vermuthungsweise zu der „Battaraçe" gerechnet. Nach Allem was sonst von ihnen bekannt ist muß man sie für einen Zweig der Malaien halten. Die ersteren sind von verhältnißmäßig heller Farbe, und größerem kräftigeren Bau als ihre Stammesgenossen (d'Urville b, VI, 197) hübschen Zügen, etwas breiter und eingedrückter Nase — eine solche gilt ihnen als eine Schönheit, daher man sich bemüht ihr durch Druck bei kleinen Kindern diese Gestalt zu geben (Gervaise 123); das schwarze lange Haar wird meist aufgewunden, der Bart ausgezogen (Valentyn IV, 137). Sie haben größere offenere Züge als die dunkleren Bugis und eine eigenthümlich frische Gesichtsfarbe (Trad. Lay 40). Die letzteren sind von kleinerer Statur als die Javaner, aber es wird hervorgehoben daß ihre Weiber in Boni die schönsten des ostindischen Archipels überhaupt sind (Radermacher in Verhandelingen IV, 208). Die Bewohner der südöstlichen Halbinsel von Celebes sind von schlankem Wuchs und heller Farbe (Vosmaer 65).

In Gorontalo wohnen schön gebaute Leute, die größer muskulöser und etwas heller als die Javaner sind, von rundem Gesicht mit vollen dicken Backen, meist schlichtem, selten krausem Haar; die stumpfe kurze breite Nase ist die einzige auffallende Eigenthümlichkeit ihrer Physiognomie (Reinwardt 520). Aehnlich werden die Eingeborenen der Minahassa geschildert, die nicht allein europäische Sitten verhältnißmäßig leicht annehmen, sondern auch in ihrer ganzen Haltung und im Aeußeren überhaupt dem Europäer näher stehen sollen als die übrigen Völker des Archipels (Tydschr. 1856 II, 11, 24): die Backenknochen stehen nur wenig hervor, die Hautfarbe ist heller, besonders in der Umgegend des See's von Tondano, und die Wangen röthlich. Andere Angaben stimmen hiermit nur theilweise überein. Die Farbe der Alfuren von Tondano ist nach v. der Hart (172) dunkelbraun, nach Quoy

et G. (bei d'Urville a, V, 629 u. Zool. 57) sind die Alfuren von Menado kleine Menschen von rundem Gesicht, sehr heller Haut, namentlich in den Berggegenden, mit ovalen niemals schiefstehenden Augen und sehr wenig Bart; d'Urville (a, V, 435) fand sie den Polynesiern weit ähnlicher als den Malaien. Die zuverlässigste Schilderung derselben, welche zugleich zu beweisen scheint daß die Schädelform nicht die der Battas ist, wie Junghuhn (Battal. II, 321) behauptet, hat neuerdings Bleeker (23) gegeben: die Binnenländer von Menado sind stark gebaut, schlanker größer und muskulöser als die Javaner, der Schädel oval gewölbt, die Stirn wenig glooijend, der Scheitel hoch, das Hinterhaupt klein und platt; die Augen stehen schief, die Jochbeine hervor, die Nase ist an der Wurzel platt, hat breite Flügel und offene Löcher, die Lippen sind zwar dick, doch hübsch gebogen, das Kinn schön geformt und das Gesicht im Ganzen von angenehmem Ausdruck, das Kopfhaar ist steif und von geringem Glanze. Vorzüglich kräftige große und breite Gestalten und ausdrucksvollere Gesichter als bei den übrigen sieht man an den Bewohnern des Dorfes Bantik (ebend. 49). Ueber die Bevölkerung der Sangir Inseln scheint nichts Näheres bekannt zu sein als daß sie mittelgroße stark gebaute Menschen sind (de Waal I, 6, 374).

Daß in Rücksicht der Inseln im Osten von Java bis nach Timor hin und mit Einschluß des letzteren kein authentisches Zeugniß für die Anwesenheit von Negritos vorliege, hat bereits Meinicke (b, 11) sehr richtig bemerkt. Auf Flores werden zwar kraushaarige Menschen angegeben: alle Völker der Insel außer den Bewohnern von Bima und den Malaien, die Bergvölker wie die schwächlich gebauten schwarzen Portugiesen von Larentuka und Sika haben krauses Haar (Freijs in Tydschr. a, IX, 461, ebend. 508, Veth in Tydschr. 1855 II, 169), aber es scheinen keine Negritos zu sein, denn von den Keos wird ausdrücklich bemerkt daß selbst südeuropäische Physiognomieen unter ihnen vorkommen; sie sind von lebendigem Gesicht, die Mangarais ziemlich groß und muskulös, schnell in ihren Bewegungen, doch von sanftem Wesen. Genauere Angaben fehlen bis jetzt, die vorhandenen aber lassen voraussetzen daß die Negerähnlichkeit, wenn sie stattfände, sicherlich nicht mit Stillschweigen übergangen worden sein würde. Die Bevölkerung von Sumba (Tjumba, Sandelholz Insel), die als äußerst roh geschildert werden, soll nach Moor (Append. 11) der von Flores gleichen, doch heißt es anderwärts von ihr daß sie nicht kraushaarig und

schöner als die von Timor sei (Tydschr. 1855 I, 280). Es sind sehr kräftige kastanienbraune Menschen, von denen manche rothe Wangen haben (Oosterling II, 1, 66, 69). Die Bewohner von Kotta-Djogo sollen viel heller sein als die übrigen und von den ersten hierher gelangten Portugiesen stammen, doch sind sie sehr verwildert (Tydschr. 1855 I, 289). Die Inseln im Nordwesten von Timor sind fast ganz unbekannt. Die Eingeborenen von Sebrao, Pantar, Ombay und Wetter nennt Moor (Append. 10) den Bergbewohnern von Solor ähnlich, beschreibt aber die letzteren nicht näher. Auf der letzteren Insel leben fröhliche lebendige Menschen mit mehr oder minder krausem Haar, in denen man ein Uebergangsvolk zu den Papuas vermuthet hat, das Gesicht ist platt, mehr lang als rund, das Kinn klein, die Oberlippe dicker als die Unterlippe, der Bart bisweilen stark wie die Augenbrauen, die Nase platter als bei den Javanen (Tydschr. 1849 II, 309). Auch Huberwald (im Ausland 1852 no. 274) bezeichnet die Soloresen als ein Uebergangsvolk das zwischen den Malaien und den Papuas stehe, da sie mehr ovales Gesicht, minder vorstehende Backenknochen und feinere Lippen als die ersteren, aber krauses Haar wie die anderen hätten. Nach Sal. Müller (b, 300) sind sie vielmehr schlichthaarig, dunkelbraun, von groben Zügen mit ziemlich platter breiter Nase. Auf Ombay fand Freycinet (I, 515) mittelgroße Menschen, deren Farbe verschiedene Nüancen des Olivenbraun zeigte, die meisten von platter Nase und dicken Lippen, die einen schlicht- die andern kraushaarig, die einen stark und muskulös, die andern mager. Daß es Menschen mit krausem Haar auf mehreren dieser Inseln giebt, läßt sich demnach nicht in Zweifel ziehen, ob diese Menschen aber Malaien, Papuas oder eine Mischlingsraçe oder ein selbstständiges Mittelglied zwischen beiden seien, darüber wird man solange nur ganz unbegründete Vermuthungen aufstellen können als nicht einmal bekannt ist ob das krause Haar das man ihnen zuschreibt mehr den krausen Locken gleicht die sich bei manchen Malaienvölkern finden oder in einzelnen Büscheln wächst wie bei den Semang. Die umfangreichen krausen Perrücken der Papuas werden bei den Bewohnern dieser Inseln nirgends erwähnt

Was wir von Timor wissen scheint durchgängig nur auf eine vielfache Mischung verschiedener Malaienvölker, nicht aber auf eine solche mit Papuas, oder doch nur auf eine sehr entfernte und geringe hinzuweisen. Am buntesten ist die Mischung in Kupang (Tydschr. 1849 II,

308). Moor (Append. 6) bezeichnet die Eingeborenen von Timor als meiſt ſehr dunkel mit buſchigem krauſem Haar, aber weniger den Papuas ähnlich als die von Ende, und fügt hinzu, ſie ſeien unter mittelgroß und etwas hager, ihre Geſichtszüge glichen mehr den Südſeeinſulanern als den Malaien. Sal. Müller (b, 252 f.) ſpricht ſich dahin aus daß es keine den Papuas ähnlichen Menſchen dort gebe, obwohl einige kraushaarig ſeien, beſonders manche Rottineſen; er ſchildert ſie als gelbbraun von Farbe, bald heller bald dunkler, 1,586 Meter hoch, mit offenen meiſt feurigen Augen, etwas weniger platter Naſe als bei den Malaien, ziemlich großem Mund, fleiſchigen doch nicht dicken Lippen, langem ſchlichten Haar das mit einem Kamme befeſtigt wird. Sie gleichen im Ganzen den Dajak und manchen Alfuren der Molukken (ebend. 143). Man wird ſchwerlich irre gehen wenn man den Mangel an Uebereinſtimmung in den Nachrichten über die Bewohner von Timor zum großen Theil auf die Verſchiedenheiten zurückführt die ſich an dieſen ſelbſt zeigt und nächſtdem auf die mangelhafte Unterſuchung des Haares das von einem Berichterſtatter da als „kraus“ bezeichnet worden iſt, wo ein anderer dieſen Ausdruck für unſtatthaft hielt: Péron (IV, 4) ſchreibt ihnen eine faſt europäiſche Geſichtsbildung und Geſtalt zu, nur ſeien Naſe und Oberlippe ein wenig ſtark, das Augenlid etwas wulſtig und überhängend, die Extremitäten ſchwächlich gebildet; nach Reinwardt (344) iſt die Naſe dick und ſtumpf, die Geſichtslinie (der Geſichtswinkel?) etwas ſchärfer als beim Javaner, das Haar ſehr verſchieden; anderwärts wird berichtet ſie ſeien dunkler als die Bewohner der Nachbarinſeln, manche pechſchwarz, von platterem Geſicht und mehr vorſtehenden Backenknochen, weitem Mund, offenen Naſenlöchern und das Haar ſei meiſt krausgelockt, doch ſoll es auch kupferfarbige Menſchen mit rothem Haare dort geben und bei einigen blaue Augen vorkommen (Tydschr. 1849 II, 313 f., 1852 I, 209, v. Hogendorp in Verhand. I, 204). Die Füße ſind meiſt breit und gekrümmt (ebend.). Die Kupangneſen auf Samau gleichen im Aeußeren den Timoreſen (Tydschr. 1849, II, 308), die Rottineſen, welche Sal. Müller (b, 283) etwas dunkler, mehr rußfarbig und öfter kraushaarig als dieſe nennt und ein wenig unter mittelgroß angiebt, werden anderwärts (Tydschr. 1849 II, 312) als lang und ſchlank, mehr braun als ſchwarz geſchildert; ſie haben langes Haar, hohe Stirn, dicke Augenbrauen, nicht platte Naſe, kurz abfallendes Kinn. Auf Savu, wo ſchon Cook (1ſt

voy. III, 280) Gestalt und Gesichtsbildung sehr verschieden fand und die fast europäisch weiße Hautfarbe der Vornehmen neben der schwarzbraunen der gemeinen Leute hervorhob, leben wohlproportionirte nicht ganz mittelgroße Menschen mit langem schlichtem, nicht wolligem Haar; das Gesicht ist oval, die Nase der der Hindus ähnlich, das Kinn fällt nicht kurz ab (Tydschr. 1849 II, 311, Sal. Müller b, 292). Nach Moor (Append. 9) sollen vielmehr die Rottinesen mehr den Hindus gleichen und sich durch stärkere schärfer geschnittene Züge auszeichnen, ihre Weiber, die zum Theil hübsch seien, hätten weit hellere Haut als die Männer.

Die Südwest Inseln haben lichtbraune schöne Menschen, die 1,55—1,6 holl. Ellen hoch und stark gebaut sind; ihre Weiber sind, außer auf Damme, sehr fruchtbar (Bosscher in Tydschr. a, II, 420, 439). Die Stirn ist hoch, die Nase scharf auf den Serwatty Inseln (Kolff 60). Daß die Bewohner von Lette, denen die von Moa durchaus gleichen, in ihren Zügen den Europäern ähnlicher sind als den Malaien, obwohl ihre Farbe von der des Chinesen bis zum Schwärzlichen geht, hat schon Barchewitz (233, 280) bemerkt. Das Haar, in welchem sie einen Kamm von Bambus tragen, entfärben sie mit Kalk (Tydschr. 1855 I, 232). Ebenso stehen auch die der Tenimber Inseln, abgesehen von der dunkleren Hautfarbe, den Europäern im Aeußeren näher als den Malaien (Kolff 239). Nach W. Earl (J. R. G. S. XI, 113) wäre das Haar der Bewohner von Kisser zwar meist schlicht, bisweilen jedoch auch leicht gekräuselt.

Halmahera hat besonders auf der Ostküste große, breit gebaute und sehr muskelkräftige Menschen, obwohl die Frauen verhältnißmäßig klein sind; jenes gilt hauptsächlich von den Alfuren im Innern des nordöstlichen Theiles die hochgelb von Farbe sind und von regelmäßigeren Zügen und männlicherer Haltung als die gemischten Küstenbewohner (Willer 37, Tydschr. 1856 II, 211). v. Bär (13) hat einen Schädel von Gilolo beschrieben, der brachycephalisch ist und sich dem Typus nähert welchen Junghuhn den Alfuren der Sunda Inseln (den Battas) zuschreibt; er ist breiter und kürzer als die sog. Alfuren-Schädel von Neu Guinea, hat größere, weniger zurücklaufende Stirn und scheint daher wesentlich von diesen verschieden zu sein. Von oben erscheint er groß eiförmig, die Scheitelgegend ist breit und erweitert sich nach hinten, das Hinterhaupt abschüssig; die Seitenhöcker liegen unge-

wöhnlich weit nach hinten, die squama superior des Hinterhauptbeins ist platt und von der inferior durch eine ausgebildete Querleiste getrennt, das Gesicht breit und nur wenig prominirend. Wer Junghuhn's Batta-Typus nicht als besondere Raçe anerkennt, wird diesen Schädel, dessen Hinterhaupt ohnehin nicht die bei den Battas gewöhnliche Form zeigt, unbedingt als malaiisch betrachten. Die Bewohner der Molukken sind nach Adams (bei Belcher II, 376) dunkler als die eigentlichen Malaien, haben größeren Kopf, längere Oberlippe, kleinere tiefer liegende Augen und breitere plattere Nase; d'Argensola (I, 22) bemerkt daß das Haar bei ihnen zeitig grau werde. Chinesische Züge besitzen die Ternatanen nicht, sondern die Gesichtsbildung ist regelmäßiger und schöner, die Augen größer (Roorda I, 260). Die Alfuren die Sal. Müller (b, 58 noot) auch den Molukken, in Buton, Makassar und Amboina sah, waren durchgängig braune Menschen mit schlichtem Haar.

Auf Amboina sind die Nachkommen der Portugiesen auffallender Weise viel dunkler als die Eingeborenen (Sal. Müller b, 112); die letzteren werden als mittelgroß und wohlgebildet, eher hager als fett geschildert, sind von grauschwarzer, nicht sehr dunkler Färbung, die Nase ist nicht platt, sondern gut proportionirt, manche von ihnen haben schöne Züge (Valentyn II Beschr. v. Amb. 138, Roorda I, 70). Die Alfuren des südlichen Ceram sind nach Temminck (III, 275) von offener Physiognomie mit großen Augen, wohlgebildeter Nase, großen aber nicht dicken Lippen und langem krausem Haar. Valentyn (a. a. O. 71) nennt die des Innern viel größer beleibter und stärker als die Küstenbewohner, daß er kleine schwarze und wollhaarige Menschen auf der Insel angebe, wie W. Earl (c, 116) behauptet, scheint ein Irrthum zu sein. Die von Buro sind stämmig und von hellbrauner Farbe (Bullet. soc. géogr. 1855 II, 197 nach v. d. Hart), die Bandanesen robust schlichthaarig und ziemlich schwarz (Barchewitz 545, Crawfurd a, 35).

Die Key Inseln bewohnt ein kräftiger, ziemlich großer, schön gebauter Menschenschlag von braunschwarzer doch glanzloser Farbe, dessen Haar nicht lang und kraus ist, wie Valentyn (IV, 39) und Roorda (I, 218) angeben, sondern schwarz und lockig (Bosscher in Tydschr. a, IV, 27); die Stirn ist hoch und liegt etwas hervor, die dunklen Augen haben starke Brauen, die Nase ist groß und wohlgebil-

det, der Mund breit, die Unterlippe steht oft ein wenig vor, das Kinn ist breit und gerade (vaak, vlak?) und mit einem starken krausen Bart bekleidet.

Die sog. Alfuren der Aru Inseln sind von schwarzer oder durchscheinend brauner Farbe (Kolff 158), groß kräftig und von regelmäßigen Gesichtszügen die sich denen der Europäer nähern (Brumund in Tydschr. VII, 2, 290). Nach W. Earl (c, 94, 99) wären die Eingehorenen denen von Port Essington sehr ähnlich, hätten aber andererseits auch viel mit denen am Utanata in Neu Guinea gemein; er nennt sie größer und muskulöser als die Malaien und Bugis, aber kleiner als die Europäer, 5' 4—8" und fügt hinzu daß ihre Extremitäten schmächtig gebildet seien. Wallace (Proceedings R. G. S. II, 167) spricht ihnen wolliges oder krauses Haar zu, im Vergleich mit den Malaien bezeichnet er sie als größer und schlanker, die Stirn platter, die Augenbrauen mehr vorliegend, die Nase, deren Spitze etwas nach unten gebogen sei, größer und dicker, auch die Lippen seien dick; gegen die Einwendungen aber die sich gegen diese Schilderung erheben lassen (s. oben p. 79 f.) schützt er sich im voraus durch die Bemerkung, daß es sehr zahlreiche und mannigfaltige Abweichungen von diesem Typus gebe, da sich viele Fremde der einheimischen Bevölkerung beigemischt hätten.

Die Bewohner der Nikobaren sind von niedrigem Wuchs, athletisch, zum Theil plump gebaut mit kurzem Hals; starken Gliedern, breiten Füßen. Die Haut wird als braun und etwas in's Kupferroth fallend (Rink 148), selbst als glänzend kupferroth (Leigh 211), auf Kar Nikobar als dunkel bronzefarbig (R. der Novara II, 12) bezeichnet, auf Klein Nikobar ist sie weit heller als die der Hindus (Rink 4), denen diese Menschen mehr als den Malaien und Birmanen gleichen sollen (Chopard in Journal (III, 271). Die nähere Beschreibung scheint dieß indessen nicht zu rechtfertigen. Die Stirn ist schmal und gerade, die Schläfengegend und Seitentheile des Schädels flach, die Augen stehen weit voneinander ab, der Scheitel steigt spitz in die Höhe, der Zwischenraum zwischen den tubera parietalia ist auffallend groß, der Hinterkopf sehr flach; das Gesicht, welches nur Dampier (II, 155) ziemlich lang und vollkommen gut proportionirt, Rink (148) dagegen breit nennt, zeigt eine flache breite Nase, weiten Mund mit dicken Lippen, stark entwickelten Unterkiefer und spitziges Kinn (Steen Bille I, 271). Eine etwas andere Schilderung giebt der Reisebericht der No-

vara (II, 80): Die Stirn ist leicht gewölbt, bisweilen von schöner Form, das Hinterhaupt wahrscheinlich durch Kunst abgeflacht, das Gesicht breit mit ziemlich stark entwickelten Jochbeinen, die Augenbrauen spärlich, die Nase, welche nur Chopard (a. a. O.) als gebogen angiebt, breit und plump, bisweilen jedoch lang, die Ohren klein, aber lang ausgezogen und durchbohrt, das Kinn weicht etwas zurück, das nach Chopard matt schwarze Haar ist stark aber weich, der Bart gering. Leigh (211) bezeichnet die Augen als schief stehend.

3. Eine **culturhistorische Schilderung** der Malaienvölker läßt sich nicht in zusammenfassender Weise, sondern nur so entwerfen daß die einzelnen Zweige derselben eine gesonderte Darstellung erhalten, denn es finden sich hier neben Völkern von hoher Cultur und verfeinerten Sitten auch solche die äußerst roh geblieben sind und zwischen beiden mannigfaltig abgestufte Mittelglieder von eigenthümlicher Entwickelung; die Einwirkungen fremder Elemente, insbesondere die der Inder Chinesen Araber und Europäer sind auf sie theils unmittelbar theils nur mittelbar, bald tiefer bald nur oberflächlicher, bald länger und räumlich ausgebreiteter bald nur kürzere Zeit hindurch und in beschränkterer Weise eingedrungen. Diese historischen Einflüsse in Verbindung mit den geographischen Verhältnissen des Archipels und der örtlichen Lage der einzelnen Völker, lassen eine große Mannigfaltigkeit in dem Culturzustande derselben erwarten, und wenn es uns auch nicht gestattet ist diesen Reichthum vollständig in's Einzelne mit unserer Betrachtung zu verfolgen, so werden wir doch versuchen das Wichtigste und am meisten Charakteristische übersichtlich herauszuheben.

Die ältesten historischen Sagen der Malaien, gesammelt in dem Sejara Malayu (Leyden's Malay Annales), später in einer verbesserten und bereicherten Uebersetzung zu Singapore neu herausgegeben (Auszug daraus von Braddell in Journal V, 125 ff. mit erklärenden Anmerkungen), leiten den Ursprung dieses Volkes von Vorderindien her. Ein indischer Fürstensohn, erzählen sie, aus dem Stamme Alexanders des Großen, wanderte aus seinem Vaterlande aus zur Zeit des lebendigen Gebrauches der Sanskritsprache, wie die Erzählung schließen läßt (Leyden p. 24), und kam nach Palembang in das Land des Demang Lebar Daon, wo er Sang Soprabo oder Sangsapurba genannt wurde und eine Tochter des letzteren zur Ehe erhielt. Es heißt weiter von ihm daß er vielfach umherzog: er besuchte nicht allein Pase an der

Nordoſtküſte von Sumatra, ſondern auch Madjapahit, die Inſel Bentan (Bintang), mit deren Königin ſich einer ſeiner Söhne Sang Nila Utana, ſpäter Sri Tribuana genannt, verheirathete, und zuletzt Menangkabao, wo er ſich bleibend niederließ und ſeine Herrſchaft gründete. Von Bintang, nicht von Palembang aus* ſtiftete Sri Tribuana (Siri Turi Bowana bei Valentyn) Singapura, „die Stadt des Löwen", nach Valentyn's (VII, 316) ziemlich allgemein angenommener Berechnung im J. 1160 (1101 nach Braddell in Journal IX, 66), und ſeit dieſer Zeit hieß die Halbinſel Malakka Tanah Malaju, das Malaienland. Der Verkehr mit Vorderindien, dem Lande Kling, dauerte fort um dieſe Zeit, wie auch ſpäter. Als aber Singapore von den Javanen erobert wurde (1252 nach Valentyn), gründeten die Malaien Malakka, wo ein mächtiges Reich erſtand, namentlich ſeitdem die dortigen Fürſten zum Islam übergetreten waren (1276).

Die Glaubwürdigkeit dieſer Ueberlieferung iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden. Das Sejara Malayu iſt erſt kurz nach dem Jahre 1612 niedergeſchrieben worden und der unhiſtoriſche Charakter der Schrift verräth ſich in einer Menge phantaſtiſcher Zuthaten nach orientaliſchem Geſchmack, wie ſie wohl nirgends in malaiiſchen Geſchichtswerken fehlen; indeſſen iſt dieß kein Grund das Ganze für eine bloße Erdichtung zu halten auch in allen Hauptſachen. Kein europäiſcher Schriftſteller über die Malaien, ſagt Dalton (bei Moor 44) hat ſeine Unterſuchungen über mehr als 300—350 Jahre erſtrecken können ohne dann auf bloße Traditionen zu ſtoßen, deren Chronologie er ſelbſt hinzugemacht hat; vor der Einführung des Islam ſind Geſchichte und Chronologie faſt ganz fabelhaft und auch für die ſpätere Zeit muß man beachten daß jeder Rajah ſich einen Hiſtoriker hält der ſeine Geſchichte nur zu ſeinem Lobe ſchreibt. Hiſtoriſche Treue darf man daher in malaiiſchen Werken überhaupt nicht erwarten; der hiſtoriſche Standpunkt der Malaien überhaupt aber iſt hinreichend dadurch charakteriſirt daß ſie die Welt von Anfang an in drei Reiche getheilt glauben, nämlich Rum oder Rom, das ihnen mit Conſtantinopel, der Reſidenz des Beherrſchers der Gläubigen zuſammenfällt, Chin (China) und Pulo Mas, „die gol-

* Logan (in Journal II, 515) hat darauf aufmerkſam gemacht daß die oft behauptete Auswanderung der Malaien von Menangkabao nach Malakka nur auf einer Vermuthung Marsden's beruhe, die dieſer an Valentyn's Darſtellung geknüpft hat, welche zwar nicht ungenau, aber unvollſtändig den Inhalt des Sejara Malayu wiedergiebt.

dene Insel", das Reich von Menangkabao (Newbold II, 215). Ueberall in ihren historischen Traditionen sind von Westen her ihnen zugeführte, größtentheils muhammedanische Elemente mit einheimischen bunt durcheinander gewirrt.

So geringes Vertrauen aber auch die malaiische Geschichtschreibung verdient, so wenig gewichtig sind doch die Gründe aus denen man die innere Unwahrscheinlichkeit jener Ueberlieferung hat nachweisen wollen (Edinb. Review 1813 no. 45 und daraus bei de Waal I, 12, 250 ff.). Auch Crawfurd (a, 241), der die Sache ebenso kurz als entschieden behandelt hat, scheint uns hierin nicht glücklicher gewesen zu sein, denn man kann zugeben daß die Regierungsdauer der einzelnen Herrscher von Singapura und Malakka und selbst einige ihrer Namen unrichtig angegeben seien ohne den Hauptbestandtheil jener Sage zugleich für unhistorisch zu halten. Eine wahrscheinlich richtigere Liste der malaiischen Könige als die im Sejara Malayu, aus welchem Valentyn geschöpft hat, findet sich im Sulalat as' Salathin oder Sulaleto Sfalathina (Netscher in Tydschr. a, II, 145, Roorda in Tydschr. VI, 3, 244): sie ergiebt für die Zeit von 1160—1757 eine durchschnittliche Regierungsdauer von 22 Jahren; der Streit über diesen Punkt aber hat mit der Einwanderung des indischen Fürsten nach Palembang und der Gründung von Singapore, die in dem letzteren Werke ebenso erzählt wird wie im Sejara Malayu, überhaupt nichts zu thun. Gänzlich verfehlt aber ist es wenn Crawfurd lieber de Barros und Alboquerque als der einheimischen Sage folgen will, da jene doch auch nur aus einheimischer Ueberlieferung ihre Nachrichten schöpfen konnten — möglicher Weise aus einer solchen die weder allgemeiner verbreitet noch genauer untersucht, vielleicht nicht einmal richtig verstanden war. Nach de Barros soll ein Flüchtling von Java zwar nicht Singapore, das damals schon bestanden habe, sondern Malakka gegründet haben, nachdem er durch die Siamesen aus Singapore, dessen er sich bemächtigt hatte, vertrieben worden war. Alboquerque's Angabe, daß ein Flüchtling von Palembang, das er nach Java verlegt, der Stifter von Malakka gewesen sei, nähert sich bereits der einheimischen Tradition und zeigt zugleich die Verwirrung in den Nachrichten dieser portugiesischen Schriftsteller. Ueber den Einwurf daß in Malakka malaiisch, nicht javanisch gesprochen wird und ohne Zweifel seit dem Bestehen dieses Staates immer gesprochen worden ist, geht Crawfurd ohne Wei-

teres hinweg; wenn er aber darauf hinweist daß mehrere Personen- und Ortsnamen die der ältesten Ueberlieferung angehören sanskritisch und javanisch sind, so würde sich dieß mit der Erzählung des Sejara Malayu recht wohl vereinigen lassen; ja selbst die Nachrichten bei de Barros stimmen mit letzterer zusammen in Rücksicht des Umstandes daß sich Javanen in Singapore, das sie nicht gestiftet hatten, als Eroberer festsetzten, später aber wieder vertrieben wurden, nur in Bezug auf die Gründung von Malakka scheinen sie ein Mißverständniß zu enthalten, denn ohne sehr bestimmte Zeugnisse welche die Sprachforschung zu liefern haben würde, erscheint es nicht glaubhaft daß das altberühmte Hauptland der Malaien auf der Halbinsel einer javanischen Kolonie ihren Ursprung verdanke.

Haben sich die Gründe gegen die historische Wahrheit der malaiischen Sage nicht als stichhaltig gezeigt, so lassen sich auf der anderen Seite eine Reihe von Thatsachen anführen welche die Kolonisirung Sumatra's von Indien her und die Herkunft der Malaien von Malakka aus jenen Gegenden wahrscheinlich machen. Marsden (Dict. of the Malayan lang.) hat bereits gezeigt daß viele Sanskritwörter in's Malaiische übergegangen sind, namentlich viele Götternamen, und W. v. Humboldt (I p. XII f.) hat aus sprachlichen Gründen eine Gemeinschaft der malaiischen Völker mit denen des Sanskrit-Stammes in der Zeit die aller Civilisation vorausging, wahrscheinlich gefunden, obwohl er dabei nicht zugleich der Meinung war daß alle Bildung der ersteren aus Indien stamme. Jene Sanskritwörter scheinen wegen der meist nur geringen Veränderungen die sie erlitten haben, unmittelbar in's Malaiische übergegangen zu sein und zwar in sehr früher Zeit, weil sie verhältnißmäßig sehr einfache Begriffe bezeichnen. Vor Allem deuten die vier verschiedenen auf Sumatra gebräuchlichen Alphabete durch ihre Verwandtschaft mit der altindischen Schrift, dem Devanagari, auf Einflüsse von dieser Seite hin. Das älteste bis jetzt näher bekannte Gesetzbuch der Malaien, das von Malakka, verräth in manchen seiner Bestimmungen eine Abhängigkeit vom Koran, andere dagegen stehen in einem gewissen Gegensatz zu diesem und gleichen den Gesetzen des Manu, und von den Titeln der Herrscher welche in den alten malaiischen Gesetzbüchern vorkommen, sind viele offenbar aus Sanskritwörtern gebildet (Newbold II, 218, 221 ff.); die Ziffern, die Division, die Zahlen über 1000 stammen aus derselben Quelle (ebend. 363). Den Elephanten zu zäh-

men von deſſen Gebrauch zur Jagd und im Kriege das Seſara Malayu in Malakka erzählt, lernten die Malaien von den Hindus, da er ſelbſt und was ſich auf ſeine Dreſſur bezieht mit Sanſkritwörtern bezeichnet wird (Crawfurd a, 136). Dieß Alles giebt der Sage daß indiſche Cultur in alter Zeit nach Sumatra verpflanzt worden iſt und daß „die erſten Malaien" dieſer Inſel der brahmaniſchen Religion anhingen, wie die Bewohner des Gebirgslandes von Padang erzählen (Couperus in Tydschr. a, IV, 7), volle Glaubwürdigkeit. Nur ein Zweifel bleibt in dieſer Hinſicht noch übrig, der ſich allein durch eine genaue Unterſuchung darüber wird löſen laſſen, ob die Sanſkrit-Elemente des Malaiiſchen alle durch das Javaniſche hindurchgegangen ſind oder nicht. Friederich nämlich hat die Anſicht aufgeſtellt (Tydschr. a, II, 477, Ztſch. d. d. morgenl. Geſ. IX, 258) daß in Menangkabao während der zwei oder drei Jahrhunderte die der Einführung des Islam vorhergingen indiſche Cultur zwar herrſchend, aber nicht direct, ſondern von Java aus dahin eingeführt war und ſich von da aus über den größten Theil der Inſel verbreitete. Er vermuthet daß dieſe Einwirkung von Madjapahit ausgegangen ſei, deſſen Macht ſich vor 6—700 Jahren wie über Banka und Rhio, ſo auch über das Innere von Sumatra und namentlich über Palembang ausdehnte. In Tanah datar (Gebirgsland von Padang) fand Sal. Müller bei Dörfern in denen ehemals Glieder der fürſtlichen Familie von Menangkabao gewohnt haben, Steine in welche Kawi-Inſchriften eingehauen ſind (Bydragen IV, 114), von ähnlichen Steinen berichtet Francis in Priangan, im Oſten von Sintu und in Pagarrujong (Tydschr. II, 1, 106, 108). Im Dorfe Manderiang dagegen findet ſich ein altes Grab in Hufeiſenform aus vier Reihen von Trachytſteinen gebildet, in deſſen Mitte eine Platte mit einer Inſchrift in Devanagari-Charakteren liegt (Burger in Verhandelingen XVI, 201). Im Lande der 12 Kotas bei Tandjong giebt es alte Grabmonumente aus rothem Backſtein (Kota Tjandi, C. de Groot in Tydschr. a, IX, 531). Reſte von indiſchen Tempeln giebt es ferner in Padang-lawas im Innern der Weſtküſte (Rosenberg in Tydschr. a, III, 58); ſolche die angeblich denſelben Stil zeigen wie die Ruinen von Madjapahit finden ſich in Deli (Anderson 28), Batu, Bara und in den Battaländern bei Pertibie, Hindugräber in Indragiri, Kwantan und anderwärts, Hindu-Bilder und Inſchriften in Indrapura (de Waal II, 11 u. 12, 87 ff.) Inſchriften in Atjin

(Knoerle in Oosterling I, 136, Hollander 494), und wenn es hier wie in Jambi, wo man ebenfalls indiſche Götterbilder und drei Tagereiſen weit im Innern einen alten Tempel entdeckt hat (Anderson 395, Crawfurd a, 163), allerdings nicht ſicher iſt ob auch hier dieſe Alterthümer javaniſchen Urſprungs ſind, ſo iſt dieß dagegen unzweifelhaft für die Buddha- und Ganeſabilder von Palembang, wo viele javaniſche Wörter in die Sprache eingedrungen ſind und ſich javaniſche Sprache und Schrift bis vor kurzem am Hofe erhalten hat. Mit Unrecht hat Crawfurd (a, 322) das Vorhandenſein von Hindu-Alterthümern in Palembang ganz geleugnet (vgl. auch Tydschr. VIII, 3, 309). Dieſe Ausbreitung javaniſchen Einfluſſes über Sumatra ſchließt indeſſen nicht aus daß in noch früherer Zeit, vielleicht auch gleichzeitig unmittelbar von Indien aus Einwanderungen dahin ſtattgefunden haben, wie die Sage erzählt und wenigſtens durch einige der erwähnten Ueberreſte beſtätigt zu werden ſcheint. Daß dieß wirklich geſchehen ſei, macht nicht bloß die Lage des Landes wahrſcheinlich, ſondern vor Allem der Umſtand daß die Schriftzeichen der Battas Redjangs und Lampongs nach Friederich's eigener Unterſuchung (a.a.O. 476) nicht über Java ſondern unmittelbar aus Indien zu ihnen gekommen zu ſein ſcheinen und alle drei offenbar aus derſelben Form der indiſchen Schrift abgeleitet ſind. Auch das Fehlen des Elephanten auf Java läßt ſich dafür anführen. Daß freilich indiſche Cultur erſt von Sumatra nach Java gelangt ſei (Knoerle a.a.O.), wird man ſchwerlich annehmen können.

Käme es darauf an die Nachrichten welche de Barros, Alboquerque und das Sejara Malayu geben, miteinander zu vereinigen, ſo würde ſich nach Anleitung des Vorſtehenden etwa die Anſicht ergeben, daß Malakka von einem javaniſchen Fürſten aus Palembang gegründet wäre der indiſche Cultur auf die malaiiſche Halbinſel übertragen hätte; indeſſen läßt ſich durch dergleichen Combinationen die gleichſam auf einem Compromiß widerſprechender Angaben beruhen wohl am wenigſten das hiſtoriſch Wahre erreichen. Nur darauf wird man hinweiſen dürfen daß es in der Sache ſelbſt keinen weſentlichen Unterſchied macht ob ein urſprünglich indiſcher Fürſt oder ein javaniſcher die Malaien nach der Halbinſel führte, da die altjavaniſche Cultur ſelbſt indiſch iſt und, wie wir oben (p. 26) geſehen haben, Javaner zur Entwickelung von Menangkabao mitgewirkt haben, wenn nicht ausſchließlich, doch

neben Indern und vielleicht fortdauernd auf die Grundlage welche von dieſen bereits gelegt war.

Daß Menangkabao der älteſte und berühmteſte der Malaienſtaaten war, wird allgemein und gleichmäßig von der hiſtoriſchen Tradition behauptet. Rumbowe, Sungi Ujong, Johor und Soimenanti erhielten, wie wir oben geſehen haben, von dort ihre Bevölkerung, und haben noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ihre Abkunft von dort dadurch beſtimmt anerkannt, daß ſie einen Sohn des Königshauſes von Menangkabao auf den Thron ſetzten als Streitigkeiten um die Herrſchaft bei ihnen ausgebrochen waren, und daß ſeitdem der Rajah von Menangkabao beim Tode eines ihrer Fürſten ſtets deſſen Nachfolger ernennt (Newbold II, 79 ff.). Dieſen Thatſachen gegenüber läßt ſich der malaiiſchen Ueberlieferung von einer noch älteren Einwanderung aus Palembang nach Singapore und Malakka nicht wohl der Glaube verſagen. In den Orang Benua freilich wird man Malaien aus noch älterer Zeit und von größerer Urſprünglichkeit, Malaien die von indiſcher Cultur unberührt geblieben ſind, zu ſehen geneigt ſein, und in Bezug auf dieſe mag es allerdings gelten daß unentſcheidbar ſei ob man Malakka oder Sumatra für ihr Stammland zu halten habe (Crawfurd a, 251).

Zu den älteſten Malaienkolonien die von Sumatra aus geſtiftet wurden ſcheinen Bintang, Lingga und die benachbarten Inſeln zu gehören (Angelbeek in Verhandelingen XI, 17) auf den Inſeln Keteer, Kete und Panguyan in der Bai von Bintang hat man im J. 1847 und 1849 mancherlei indiſche Alterthümer gefunden, Schmuck von feinem Golde, Götterfiguren, goldene Armſpangen, Schalen und Teller von Porzellan, Vaſen wie ſie auf der Küſte von Coromandel im Gebrauch ſind (Bruijn-Koops in Journal IX, 105). Hiermit in Uebereinſtimmung erzählt das Sejara Malayu von einem vielfachen freundlichen Verkehr Malakka's mit dem Lande Kling, ſelbſt bis in die Zeit da der Islam dort herrſchend geworden war, und von einer Verheirathung des Rajah von Malakka mit einer Königstochter von Madjapahit. Ein wichtiges Zeugniß für das hohe Alterthum jenes Verkehrs liefert der bei Ptolemaeus erhaltene Städtename Kokkonagara aus deſſen ſanſkritiſch zweiter Hälfte Laſſen (II, 1043) geſchloſſen hat daß Brahmanen außer auf Java auch in Malakka ſchon im 2. Jahrh. p. Ch. angeſiedelt waren. Für die ſpätere Zeit verdient auch das Zeugniß

der von J. Low (Journal III) veröffentlichten Chronik von Quedah Erwähnung: sie erzählt daß Mahawangsa, der erste Herrscher dieses Landes aus Rum kam und nennt bis zur Einführung des Islam durch Scheikh Abdulla (1501) sieben Regenten. Daß man in diesem Fall unter Rum Indien zu verstehen habe, glaubt Low (a. a. O. 11, 257, 481) aus den freilich noch nicht näher untersuchten Alterthümern des Landes schließen zu dürfen: Reste von Hindu-Tempeln, alte Gräber, Inschriften, Kupfermünzen, die sowohl auf Siva- als auf Buddha-Cultus hindeuten sollen. Auch verdient noch Erwähnung daß die im 13. Jahrh. zum Islam bekehrten Malaien von Naning ihrer Sage nach vor dieser Zeit der buddhistischen Religion angehangen haben sollen (Newbold I, 246). Nimmt man hinzu daß ein Verkehr der malaiischen Halbinsel mit Java überall nur selten erwähnt wird, so kann man nicht wohl daran denken die Civilisation der Malaien von dort herzuleiten, sondern nur ihren Ursprung in Indien selbst suchen.

Dürfen wir demnach den Bericht des Sejara Malayu insoweit als historisch richtig betrachten daß indische Cultur direct nach Sumatra verpflanzt worden ist, hier eine weite Ausbreitung gefunden und von da nach Malakka übergegangen ist, so erscheint es als ein interessanter Umstand daß jene Chronik den in der indischen Mythologie berühmten Berg Maha Meru nach Palembang verlegt und von ihm einen Fluß Malayu entspringen läßt an dem Orte an welchem der eingewanderte indische Fürst zuerst sich zeigte von dem die Malaien stammen sollen. Man kann dieß zunächst nicht wohl anders auffassen als Valentyn (VII, 316) gethan hat, nämlich so daß die Malaien ihren Namen von diesem Flusse erhalten haben. Wie der Berg Maha Meru trägt aber auch der Fluß einen bekannten indischen Namen, den Namen des Landes und Volkes das auch späterhin mit den ostindischen Inseln in beständigem Verkehr geblieben ist. Malaya, Malayala sind die Telinga oder Kling der vorderindischen Küste. Auch das Bild des Flusses erklärt sich leicht: die Malaya sind von Maha Meru entsprungen und ausgegangen. Daß das Volk der Malaien seinen Namen von seinen indischen Führern und Civilisatoren erhielt kann nicht befremden (Näheres über denselben bei Braddell in Journal V, 176), daß es ihn auf Sumatra noch nicht geführt habe, sondern erst später (Friederich in Tydschr. a, II, 479), ist eine Vermuthung die sich nur auf die verächtliche Nebenbedeutung des Wortes stützt die es einer andern, von

uns früher angeführten Ableitung gemäß haben sollte; sie wird aber dadurch widerlegt daß es im Innern von Menangkabao am Berge Sungipagu einen Stamm giebt der den Namen Malayo trägt (Marsden 3d ed. 331). Nach Müller (a, 83 ff.) und Logan (in Journal III, 364) giebt es dort sogar mehrere Geschlechter dieses Namens und es ist daher schwer zu begreifen, warum ersterer gleichwohl diese „Malaiengeschlechter" in Sumatra, dem Stammlande des Volkes, für neueren Ursprunges halten mag, während es doch weit näher liegt in ihnen die directen Nachkommen jener indischen Einwanderer zu sehen. Ob die Suku-Einrichtung von ihnen herkomme, bedarf erst einer genaueren Untersuchung. Mag das *Μαλαίου κώλον ἄκρον* welches Ptolemaeus erwähnt in Vorderindien zu suchen sein, so gewinnt doch nach der eben gegebenen Darstellung das Vorkommen dieses Namens auch für das Volk der Malaien eine gewisse Bedeutung. Eine Insel Malai „die am äußersten Ende von China liege und einen lebhaften Gewürzhandel treibe" wird ferner von Edrisi (1155) genannt und unter den abendländischen Reisenden spricht bereits Marco Polo von den „Malaien": es ist daher mehr als unwahrscheinlich daß dieser Name, wie Müller (a. a. O.) trotz der Anführung dieser Thatsachen annimmt, erst im 13. Jahrh. dem Volke gegeben worden sei und von dem javanischen Worte stamme welches „weglaufen, fliehen" bedeutet. Wenn Rigg (in Tydschr. VI, 2, 225), der die Ableitung desselben von dem indischen Volke der Malaya zuerst aufgestellt zu haben scheint, Langkapura d. i. Ceylon als das Land bezeichnet aus welchem die Sage der Malaien ihre Vorväter auswandern lasse, so kann sich dieß wohl nur auf das Volk von Quedah beziehen, an dessen Küste die Langkavi-Inseln liegen, die ehemals Langkapuri hießen (Low in Journal III, 8). Außerdem soll auch eine Insel zwischen Palembang und Jambi diesen Namen führen (Rigg nach Marsden).

Die fernere Geschichte der Malaien können wir nur in ihren Umrissen darstellen. Die historische Zeit beginnt, wie Crawfurd (a, 250) sehr richtig bemerkt, erst mit ihrer Bekehrung zum Islam, und hauptsächlich erst seit dieser Zeit haben sie sich von Malakka, nicht von Menangkabao aus durch Handelsthätigkeit und Eroberung durch den ganzen indischen Archipel verbreitet (Valentyn II Beschr. v. Amb. 244), wenn sie auch auf manchen Punkten, wie wir sehen werden, schon vorher Niederlassungen gegründet hatten. Menangkabao trat in Folge sei-

ner binnenländiſchen Lage ſeitdem mehr zurück, ſeine äußere Macht verfiel, doch ſtand es auch in ſpäterer Zeit bei allen Malaien in dem Ruf beſonderer Heiligkeit und blieb der Hauptſitz des Islam, welcher ſeit dem Anfang des 13. Jahrh. ſich über Sumatra verbreitet hat. M. Polo fand Muhammedaner an der Küſte in Perlak, das er Ferlech nennt; Ibn Batuta erwähnt (1345) an der Nordoſtküſte einen muhammedaniſchen Sultan dem die heidniſchen Nachbarländer Tribut zahlten, doch bemerkt er daß ſich der Islam über den fruchtbarſten Theil der Inſel noch nicht ausgebreitet habe (Journ. As. 4me série IX, 106, 108, 123 note 21); die erſte muhammedaniſche Dynaſtie auf Sumatra hat im J. 1205 ein Weſt-Aſiate in Atjin gegründet (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, 129 note 28). In Indrapura wurde nach der Angabe des dortigen Fürſten des Islam 1279 eingeführt und verdrängte die bis dahin herrſchende brahmaniſche Religion (derſ. in Bydragen III, 244). Wie dieſes Reich dem Zerfalle von Menangkabao ſeinen Urſprung verdankte und aus ihm wieder kleinere Reiche hervorgingen (Marsden 3p ed. 353), ſo geſchah es auch mit andern Ländern deren Herrſcher zum Theil dem Fürſtenhauſe von Menangkabao ſelbſt anzugehören behaupten, ſo z. B. der Tuanku von Moko-moko (Bogaardt in Bydragen N. V. II, 28), bis ſpäter die Holländer (1666 Valentyn VII Beschr. v. Sum. 35), ſeitdem ihnen die Statthalterſchaft über Padang von Menangkabao aus eingeräumt worden war, wider den Willen der Eingeborenen und mit Gewalt ſich die Oberherrſchaft über einen großen Theil der Weſtküſte zueigneten (Eſchels-Kroon 12). Weit älter aber als die Verbreitung des Islam über Sumatra iſt die Bekanntſchaft und der Verkehr der Araber mit dieſem Lande. Es wird zuerſt um 860 von arabiſchen Seefahrern erwähnt unter dem Namen Fantſur, der auch bei Maſudi um 944 wieder vorkommt (Müller a, 5, Reinaud, Géogr. d'Abulféda Introd. LIII, CCCLXXXIX); die Araber nämlich beſuchten es auf ihren Handelsreiſen nach China, und da ſich außer ihnen auch Perſer an dieſem Handel betheiligten, ſtammen nächſt den arabiſchen auch die perſiſchen Wörter welche in's Malaiiſche übergegangen ſind, aus jener Zeit (Dulaurier a. a. O. Crawfurd a, 18). Bei Edriſi (1155) finden ſich die Namen mehrerer hinterindiſchen Inſeln ebenfalls (Müller a. a. O.).

Geringeren Einfluß als die Araber haben die Chineſen auf die Malaien ausgeübt. Ihre Anweſenheit in Sumatra und Malakka ſchreibt

sich ebenso wie auf Java (s. oben p. 37) aus dem zehnten Jahrhundert her. Sumatra war um 950 in China bekannt, wie sich aus chinesischen Berichten ergiebt (Müller a, 5) und wahrscheinlich standen sie auch mit der malaiischen Halbinsel damals in lebhaftem Verkehr, da man in Singapore chinesische Münzen aus dem 10. u. 11. Jahrh. gefunden hat. Daß die Chinesen feste Niederlassungen im indischen Archipel erst nach der Ankunft der Europäer gegründet hätten (Crawfurd a, 94), ist wenigstens in Hinsicht auf Java und Borneo als unrichtig erweisbar.

Die drei verschiedenen Listen der malaiischen Sultane welche wir besitzen, hat Netscher miteinander verglichen (Tydschr. a, II, 145)*: die vier ersten derselben regierten in Singapura (1160—1247). Von dort durch Javaner vertrieben flüchteten die Malaien nach Muar und gingen von da nach Malakka, wo ihr Herrscher Sri Iskander Sjah die neue Hauptstadt seines Reiches gründete (Sejara Malayu). Hier residirten zehn Sultane bis zum Jahre 1518, unter denen Radja Tengah zuerst den Islam und zugleich den Namen Mohammed Sjah annahm (1276). Die bedeutendsten Ereignisse aus diesem Zeitraum sind die häufigen Kriege mit Siam; der vielfache Verkehr in welchem Malakka mit der Ostküste von Sumatra stand, besonders mit Pase, dessen Fürstenhaus mit dem von Malakka verschwägert war, während Siak (um 1450) sich in Abhängigkeit von ihm befand; auch zu China, dessen Herrscher als höher stehend im Range ausdrücklich anerkannt wurde, gestaltete sich das Verhältniß freundlich. Der Raja von Bruni nahm dagegen einen geringeren Rang ein, doch war er nicht abhängig von Malakka (Sejara Malayu). Als die Hauptstadt des Reiches 1511 von den Portugiesen erobert wurde, floh der damalige Sultan Mahmud Sjah II über Muar nach Pahang und Johor, das schon lange vor der Einführung des Islam ein mächtiger Staat gewesen war (Newbold II, 44) und die acht folgenden Herrscher, der 16te bis 23ste (1521—1687) behielten dort ihren Sitz (Logan in Journal V, 67). Von dort aus bemächtigten sie sich der Insel Bintang, dessen Hauptort Riouw die Residenz der vier folgenden wurde zu Anfang des 18. Jahrh. (Angelbeek in Verhandelingen XI, 26). Sultan Mahmud Sjah III entwich in Folge des Krieges mit den Holländern (1783) auch von hier und stiftete das Reich von Lingga, wo seine Nachfolger seitdem geblie-

* Einen Abriß der politischen Geschichte der Malaien bis zur Ankunft der Portugiesen s. bei de Hollander a, 123 ff.

ben sind. Von den neun Staaten im Innern der Halbinsel standen, wie vorhin erwähnt, vier unter dem Cang depertuan, fünf gehörten zu Johor, nämlich Ulu Pahang, Calang, Jellye, Jellabu und Segamet oder Muar, aber es verlor sie: Calang durch die Bugis (s. oben p. 15), Jellabu fiel dem Cang depertuan zu, Ulu Pahang und Jellye wurden an Pahang zinspflichtig (Newbold II, 151). Näheres über die Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Staaten bei Anderson (Journal VIII, 149 ff.). Hauptsächlich war es die Ausbreitung der europäischen Mächte in diesen Gegenden welche den Verfall der malaiischen Reiche herbeiführte. Malakka selbst fiel 1641 in die Hände der Holländer, 1795 in die der Engländer, kam 1818 wieder an jene, 1825 nochmals an diese. Pulo Pinang war 1786 und 1802 auch der gegenüberliegende Küstenstrich von Quedah an die Engländer abgetreten worden, die 1810 sich Singapore's bemächtigten, das ihnen anfangs nur theilweise, 1824 aber ganz von Johor überlassen wurde (Newbold bei Moor Append. 88 ff.), nachdem sie sich seit 1819 in den festen Besitz desselben gesetzt hatten.

Am glänzendsten hatten sich die Bildung und Macht der Malaien, gestützt auf die Culturelemente die ihnen von Indien und Arabien her zugeführt worden waren, im 16. Jahrh. an drei Punkten im Archipel entfaltet: in Malakka, Atjin und Brune. Atjin findet sich erst um das Jahr 1500 im Sejara Malayu erwähnt und kam nach den Berichten der Portugiesen als Reich erst um diese Zeit empor, daher die Erzählung in der Chronik dieses Landes (übersetzt in Journal IV, 598) von den sieben ersten Fürsten des Landes, welche überdieß vom Anfang des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrh. regiert haben sollen ohne historischen Werth ist. Der Blüthe von Atjin ging die von Pedir vorher, wo Ibn Batuta (1345) in der großen mit Mauern und hölzernen Thoren versehenen Stadt Sumuthra* die glänzende orientalische Hofhaltung eines muhammedanischen Sultans fand der sich eine Menge zahmer Elephanten hielt und in dessen Gebiet Kupferstücke und ungeschmolzenes Gold von China als Geld in Gebrauch waren (Journal As. 4. série IX, 106 u. das. Dulaurier 124 note 25). Atjin, in früherer

* Daher der Name der Insel, die im Sejara Malayu Andelas genannt wird. Bei M. Polo heißt sie bekanntlich Klein Java. Daß sie mit Java bereits von den Arabern öfter verwechselt worden ist, da sie von „Weihrauch von Java" sprechen, hat schon Valentyn (VII, 22) bemerkt. Sie führt indessen auch in einer einheimischen Sage den Namen Djawi (s. oben p. 26 Anm.)

Zeit zu Pedir gehörig, wurde von einem Sklaven und Günstling des Sultans von Pedir als selbstständiges Reich aufgerichtet; dieser machte sich unabhängig und nach kurzer Zeit war auch das alte Reich von dem neuen verschlungen (Valentyn VII, 6, 23, Gesch. von Atjin seit der Ankunft der Portugiesen b. Marsden 3d ed. 406 ff.). Das dortige Fürstenhaus rühmt sich gleich dem von Palembang, Cheribon u. a. arabischer Abkunft: die Araber genießen überall im Archipel wohin sich der Islam verbreitet hat hohe Verehrung, in Folge ihrer unmittelbaren Beziehung zum heiligen Lande, obwohl sie anmaßend und gewinnsüchtig, scheinheilig und gleißnerisch, von der gemeinsten Gesinnung und durch ihre Intriguen oft selbst den Fürsten gefährlich geworden sind deren Gunst sie zu gewinnen wußten. In Folge der Unfruchtbarkeit des Landes richtete sich die Thätigkeit der Atjinesen auf Schifffahrt und Handel. In den Jahren von 1529—1641 rüsteten sie 16 Flotten aus (Braddell in Journal V, 19), vornämlich zum Kampfe gegen die Portugiesen, denen sie schon zwischen 1522 und 1529 viele Gefangene und Geschütz abnahmen. Die höchste Entwickelung der Macht von Atjin fällt unter Iskander Muda (1606—36, Braddell a.a.O. 24): er sendete im J. 1615 eine Flotte von 500 Segeln nach Malakka, in welcher sich hundert Schiffe mit 6—800 Mann, 3 großen und vielen kleinen Kanonen befanden, er besaß im Ganzen 2000 Messing-Kanonen, mehrere Hunderte von Elephanten, eine Leibgarde von etwa 3000 Weibern, beschäftigte 300 Goldschmiede in seinem Palaste (Marsden 3d ed. 441, 445, Joh. Berken 60) und soll über die größere Hälfte von Sumatra geboten haben (Journal IV, 694). Mit der Veränderung der Handelsverhältnisse welche der Einfluß der Europäer hervorbrachte, begann Atjin zu sinken, vor Allem aber trug dazu auch der Umstand bei daß die Regierung des Landes erschlaffte, da sie auf Weiber überging (1641—99) und die Großen des Reiches, welche factisch herrschten, den Handel ganz an sich rissen (Marsden 447); dann kamen auch noch innere Kämpfe hinzu, die das Land in Anarchie stürzten: viele seiner Herrscher wurden abgesetzt oder ermordet. Im J. 1688 besaß die Hauptstadt 48—50000 Einwohner, die Königin wohnte in einem Palast von Stein und die Moscheen waren mit Ziegeln gedeckt (Dampier III, 142). Valentyn (VII, 4) schildert sie noch als ziemlich glänzend: sie hat zwei Märkte, ein Zollhaus am Eingang, heidnische und muhammedanische Tempel; die Häuser stehen alle auf Pfählen, der königliche

Palaſt, mit Wall und Gräben umgeben, iſt zum Theil von Stein, doch ſchlecht gebaut, theilweiſe mit Ziegeln gedeckt und die Pfeiler auf denen er ruht mit Bildwerk geſchmückt, es bewohnen ihn 3—4000 Menſchen; Brunnen und Waſſerleitungen, ſchöne Pyramiden und die alten Königsgräber befinden ſich in der Nähe. Den Pfefferhandel hat der König faſt ausſchließlich in ſeiner Hand und verkauft zu beliebigen Preiſen, auch beerbt er diejenigen ſeiner Unterthanen welche ohne Söhne ſterben (Valentyn 6). Der Anfang der ſchriftlich abgefaßten Lehren nach denen der König ſeine Handlungsweiſe einrichten ſollte, und der Handelsgeſetze von 1635 findet ſich mitgetheilt von Braddell (a. a. O. 26).

Das Reich von Malakka wird im Sejara Malayu als ein wohlgeordneter Feudalſtaat mit ſtrenger Abſtufung der Aemter und des Ranges geſchildert, der unter einer milden und gerechten patriarchaliſchen Regierung ſtand; nur die Günſtlinge des Raja und die hohen Beamten behandelten das Volk oft mit roher Willkür, und die höchſte Strafe welche ſie traf, wenn ſie Schuld auf ſich geladen hatten, war Abſetzung. Hochverrath und Empörung kamen faſt gar nicht vor. Das verwickelte Hofceremoniell, der Anzug bei der Audienz, die vorgeſchriebenen Farben der Kleidung, die Beſtimmungen über den Schmuck den an dieſer und an den Häuſern anzubringen erlaubt war, über die Sonnenſchirme u. ſ. f. werden ausführlich mitgetheilt. Bei dem Angriffe der Portugieſen auf Malakka wird im Sejara Malayu wie im Sulaleto Salathina (Tydschr. VI, 4, 265) von dem Erſtaunen der Leute über die Kanonen des Feindes und über deren Wirkung erzählt: ſie hatten dieſe bis dahin nicht gekannt (vgl. Braddell in Journal VI, 43), wogegen ſie nach Alboquerque ſelbſt im Beſitze von mehreren tauſend Feldſtücken und Gewehren mit Luntenſchlöſſern geweſen wären — Valentyn (VII, 321) ſpricht von 9000 Stücken Geſchütz —, was freilich einen ſeltſamen Gegenſatz zu den übrigen Waffen, den Blasröhren mit Giftpfeilen, bildet die er bei ihnen fand. Auch hier ſcheint uns (gegen Crawfurd a, 21) der einheimiſche Bericht größeres Zutrauen zu verdienen als der portugieſiſche. Die Stadt Malakka ſoll um dieſe Zeit 30—40000 Feuerſtellen gehabt haben, der Handel war außerordentlich entwickelt; Kaufleute aus Pegu und Siam, Bengalen Malabar Coromandel Guzzerat und Ceylon, Chineſen und Japaner, Perſer und Araber trafen dort zuſammen, aus dem Archipele ſelbſt ſendeten die

Molukken Banda Timor und viele andere Inſeln dahin ihre Schiffe (Crawfurd, a, 271, 164, G. de Loaisa's Reiſe bei Navarrete V, 156). Die Schifffahrt der Malaien und Javaner erſtreckte ſich um dieſe Zeit nach Norden bis nach Martaban und Cambodja, nach Oſten bis zur nördlichen Küſte von Auſtralien, und wenn die Araber auch zur Entwickelung derſelben weſentlich beigetragen haben, ſo ſind jene doch gewiß ſchon vor der Ankunft der letzteren bedeutende Seefahrer geweſen. Sie beſaßen Karten und einen in 16 Theile getheilten Kompaß, deſſen Cardinalpunkte zum Theil Hindu-Namen führen (Newbold II, 360). Crawfurd (a, 116, 292) der bemerkt daß die Wörter für den Magneten und den Kompaß einheimiſchen Urſprunges ſeien, glaubt daß ſie ihn den Arabern verdanken. Das Geſetzbuch welches damals in Malakka galt, iſt von Iſkander Sjah, dem Gründer des Reiches im 13. Jahrh. zuſammengeſtellt, der letzte Theil desſelben in der Form in welcher es uns jetzt vorliegt (von Fasl 34 an) aber eine Sammlung alter Geſetze aus ſpäterer Zeit (Newbold II, 218). Der malaiiſche Codex des Seerechtes von Malakka aus dem 15. Jahrh. von Dulaurier herausgegeben (in Pardessus, Lois maritimes VI, 380), ſtimmt im Weſentlichen mit dem der Makaſſaren und Bugis überein (Tydschr. 1849 I, 305 ff.).

Brune, das von Malakka und Johor aus gegründet ſein ſoll (Bruijn-Koops in Journal IX, 100), angeblich vor 400 Jahren (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. V. 330 nach Crespigny), wahrſcheinlich in noch früherer Zeit, wurde bei Ankunft der Spanier unter Serrano, der des bereits gefallenen Magalhães Schiffe befehligte, von einem muhammedaniſchen Sultan Namens Siripada beherrſcht, das Volk jedoch war noch heidniſch, es betete Sonne Mond und Sterne an (Pigafetta 142 ff., Gomara 216, Maximil. Transilvanus bei Navarrete IV, 275; Oviedo XX, c. 1 hat nur aus jenen geſchöpft): der Islam ſcheint demnach dort erſt kurze Zeit vorher (1520) eingeführt worden zu ſein, zumal da Pigafetta überdieß auch von einem großen heidniſchen Reiche erzählt das Brune benachbart und mit dieſem ſtets im Kriege ſei. Die Hauptſtadt enthielt damals angeblich 25000 Familien, war ſehr ausgedehnt, die Häuſer von Holz und mit Portalen verſehen, die des Königs, der Vornehmen und die Tempel von Stein, doch iſt das letztere nicht beſtimmt und unzweifelhaft ausgedrückt (Navarrete IV, 73). Nach Pigafetta waren die Feſtungswerke mit 56 Kanonen von

Bronze und 6 von Eisen armirt, doch hören wir anderwärts wo von den Waffen die Rede ist (Pigafetta IV, 70) nur von Bogen und Pfeil, Blasrohr, Schild, Säbel und Küraß von Schildkrot, außerdem von Elephanten, die ein kleines hölzernes Haus mit 5—6 Bewaffneten auf ihrem Rücken trugen. Herrera (VII, 5, 5) erwähnt kleine Feldstücke und Musketen in den Malaienländern erst um 1540; nur von Java wird schon 5 Jahre früher mitgetheilt daß dort Kanonen von Bronze, selbst gegossene und Flinten, in größerer Anzahl verfertigt würden (Navarrete V, 156). Es gab in Brune ferner Schiffe die den Fusten glichen mit vergoldetem, als Schlangenkopf geformtem Vordertheil, die größten aber waren Junken (ebend. IV, 69, 71). Man schrieb dort auf Papier von Baumrinde „wie die Tataren (Chinesen) die hierher kommen" (Gomara 217, Pigafetta erwähnt nichts von dort lebenden Chinesen). Die Bevölkerung verabscheut den Krieg und duldet auch an dem Herrscher keine Neigung dazu, sie lebt friedlich miteinander, Raub und Mord kommen nicht vor (Max. Transilv. a. a. O.). An Lebensmitteln aller Art herrscht Ueberfluß, man kleidet sich in Baumwolle, am Hofe in Seide. Letzterer war mit orientalischem Luxus aller Art ausgestattet, der den Spaniern so imponirte daß sie sich gedrückt fühlten und sich der einfachen Geschenke schämten die sie allein darzubringen vermochten. Mit dem Herrscher durfte man nur durch ein Hörrohr sprechen, das durch ein eisernes Gitter hindurchgesteckt wurde, nur seiner Frau und seinen Söhnen war es vergönnt unmittelbar zu ihm zu reden (Navarrete IV, 70, 73, Gomara 216).

Stellen wir dieser höchsten Entwickelung malaiischer Civilisation den Culturzustand dieses Volkes gegenüber, welchen Crawfurd (II, 85) aus der Sprache folgernd bei ihm als einheimisch und ohne fremde Beihülfe erworben bezeichnet. „Sie hatten einige Fortschritte im Landbau gemacht, kannten den Gebrauch des Eisens und hatten Bearbeiter dieses Metalles wie des Goldes und machten vielleicht kleine Schmucksachen aus letzterem; sie kleideten sich in Gewebe aus Pflanzenbast, welche sie am Webstuhle woben, kannten aber noch nicht den Gebrauch baumwollner Gewebe, die sie erst später vom indischen Festlande erhielten; sie hatten den Ochsen und Büffel gezähmt und gebrauchten sie als Zug- und Lastthiere, hielten sich Schweine Hühner und Enten zur Nahrung. Dieses Volk stand höchst wahrscheinlich auf einer höheren Stufe der Bildung als die alten Mexicaner, auch zeigt die weite Verbreitung sei-

ner Sprache über die Meere daß es beträchtliche Fortschritte in der Kunst der Schifffahrt gemacht hatte, was die Mexicaner nicht gethan hatten. Wenn es die Schreibkunst und einen einheimischen Kalender besaß, war seine Ueberlegenheit noch entschiedener." Was die Schreibkunst betrifft so ist eine in Singapore gefundene, vielleicht malaiische alte Inschrift in ganz unbekannten Charakteren (Crawfurd in Journal II, 772) das Einzige worauf sich die Behauptung stützen läßt daß die Malaien in alter Zeit ein Alphabet von eigener Erfindung gehabt hätten. Crawfurd geht freilich so weit alle Alphabete des malaiischen Archipels für ursprüngliche selbstständige Erfindungen zu halten, W. v. Humboldt dagegen (II Anhang, Lettre à Ma. Jacquet) gelangte durch sorgfältige Untersuchung des Gegenstandes zu der Ansicht, daß sie trotz ihrer erheblichen Verschiedenheiten untereinander zwar nicht aus dem Devanagari entsprungen, wohl aber aus einer sehr alten gemeinsamen Quelle mit diesem hervorgegangen seien, von welcher wir nichts Näheres wissen. Daß die Malaien schon im alten Menangkabao, lange Zeit vor der Annahme des Islam und der arabischen Schriftzeichen, die Schreibkunst besaßen ist mehr als wahrscheinlich, da ein Theil ihrer Literatur der Zeit vor der Einführung des muhammedanischen Glaubens angehört; mag aber das Alphabet dessen sie sich damals bedienten das der Battas (Marsden), oder das Kawi (Raffles) oder vielmehr, wie Friederich (Tydschr. a, II, 472, Ztsch. d. d. morg. Ges. IX, 255 ff.) gezeigt hat, das der Redjang gewesen sein, welches noch jetzt in Palembang außerhalb der Hauptstadt gebräuchlich ist und auf Bambus und Lontarblätter eingegraben wird (vgl. Sturler, Proeve eener beschr. v. Palembang 1843), so läßt es sich doch nicht als eine originelle Erfindung der Malaien, sondern nur als eine solche betrachten die in Folge indischer Einwirkung und Leitung von ihnen gemacht worden ist. Mit der Jahresrechnung hat es sich schwerlich anders verhalten. Crawfurd selbst bemerkt (I, 301) daß alle Malaienvölker ursprünglich nach Mondmonaten gerechnet haben; wissen doch sogar heutzutage nur die unterrichteten und gebildeten unter den Malaien etwas von einem Sonnenjahre von 365 Tagen (Newbold II, 356). Daß die Bugis ein solches gehabt hätten das nicht indischen Ursprungs, doch durch indischen Einfluß späterhin modificirt worden sei (Crawfurd I, 305) kann man nur sehr unwahrscheinlich finden. Stehen in dieser Hinsicht die Malaien hinter den alten Mexicanern weit zurück, so bleibt die höhere

Entwickelung der Schifffahrt -- eine natürliche Folge der geographischen Verhältnisse — das Einzige worin sie sich jenen wahrhaft überlegen zeigen, und selbst in Rücksicht auf diese und auf andere Künste ist zu bedenken daß sich mit größerer Sicherheit feststellen läßt was sie von den Indern gelernt als was sie von ihnen nicht gelernt, was sie in ältester Zeit selbst erfunden und sich erworben haben. Zu dem Erlernten gehört wahrscheinlich die Kenntniß von Kupfer und Silber, die Zähmung des Pferdes und des Elephanten, die Cultur von Pfeffer und Indigo, eine verbesserte Jahresrechnung, entwickeltere religiöse Ansichten und Heroendichtung, geordneter Cultus, Tempelbau und Schrift (Crawfurd II, 114, Lassen I, 468), und so dürfen wir wohl nicht anstehen die Culturstufe welche die Malaien aus eigenen Mitteln und eigener Kraft erreicht hatten, eben nur als etwas höher zu schätzen als diejenige ist, welche wir die Orang Benua noch jetzt einnehmen sehen.

Versuchen wir jetzt uns ein Bild von dem Culturzustande der Malaien auf der Halbinsel Malakka und in Sumatra aus der neueren Zeit zu entwerfen um dann die Orang Benua und andere Völker des ostindischen Archipels mit ihnen zu vergleichen.

Ihre natürliche Neigung führt die Malaien überall wo sie am Meere oder an größeren Flüssen wohnen vorzugsweise zum Seeleben und zu den Zweigen der Industrie hin die sich mit diesem am einfachsten verbinden. Fischerei Handel und Piraterie gehören zu ihren Lieblingsneigungen, der Landbau ist größtentheils nur unvollkommen, eigentliche Hirtenvölker giebt es gar nicht unter ihnen. Die Nahrung der meisten ist überwiegend vegetabilisch, Reis, bei andern Sago ihre hauptsächliche Kost und nächstdem Fische, Fleisch wird von vielen nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Die Fischerei wird ebenso geschickt als gern betrieben mit Körben, Netzen, Reußen, Angeln, Speeren bei Fackelschein und mit narkotischen Mitteln (Newbold II, 188). Ueber die Culturpflanzen welche zur Nahrung, zum Luxus und zur Ausfuhr dienen, hat nach Marsden namentlich Crawfurd ausführlich gehandelt.

Im Innern von Malakka wird der Landbau zum Theil eifrig betrieben: oft arbeiten selbst die Häuptlinge, Weiber und Kinder im Felde mit (Newbold I, 139), namentlich zeigt in Rumbowe schon der Anblick des Landes und der Häuser von größerem Fleiß, größerer Ausdauer und Tüchtigkeit als in den andern Malaienstaaten (Logan in

Journal III, 40), wogegen in Linggga Land- und Hausbau in sehr unordentlichem Zustande sind (Tydschr. 1853 I, 412). Die im Gebirgsland von Padang übliche Weise des Landbaues, der sich auf Reis Kaffe Tabak Gambir Zucker Cassia Pfeffer erstreckt hat Couperus (Tydschr. a, V, 285) ausführlich beschrieben; die nassen Reisfelder (Sawah) werden entweder mit einem von Ochsen gezogenen Pfluge bearbeitet, der wie auf Java von chinesischer Art ist, oder mit dem Spaten oder indem man Büffel auf das Land treibt um von ihnen den Boden umwühlen zu lassen. Auch hat man eine Walze (? rolblok) und Egge um die Schollen zu zerkleinern. In den 12 Kotas und in Tanah datar bedient man sich ebenfalls des Pfluges, während man in den 7 Kotas nur das Vieh auf die erwähnte Weise den Boden bearbeiten läßt (Netscher ebend. VI, 176). Vorzüglich hoch steht der Landbau in Agam; man legt dort die Reisfelder in der Form eines Amphitheaters an und hat außer dem schon genannten Ackergeräthe noch eine lange schmale Schaufel, eine Sichel und einen eisernen Stab (Tydschr. 1851 II, 4, Gumprecht's Ztsch. III, 322). Auch die Passumahs bauen fleißig das Land (Hollander 604), schlechter steht es in dieser Hinsicht in den Küstengegenden als im Binnenlande, in Benkulen, wo früher die Zwangscultur des Pfeffer von der ostindischen Compagnie mit sehr strengen Mitteln aufrecht erhalten wurde, und wo jetzt Reis Mais Tabak Baumwolle Muskatnüsse Kaffe und Pfeffer gebaut werden (Francis in Tydschr. IV, 1, 446, Hollander 543); ferner in Indragiri (Tydschr. IV, 1, 543), Palembang und Lampong. Die Lampongs haben keinen Pflug, sondern benutzen die Büffel zum Durchtreten der Felder, wenn das Holzwerk umgehauen und verbrannt ist (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 325); den Reis, ihre Hauptnahrung, bauen sie nur auf trockenen Feldern, die oft gewechselt werden müssen, und in so unzureichender Menge daß nicht selten Zufuhr aus Java nöthig wird, von wo sie auch ihr Salz erhalten. Der Anbau des Pfeffers, zu welchem ehemals von Bantam aus hauptsächlich durch Verleihung von großen Titeln an die Betriebsamen angespornt wurde, ist gesunken, weil der des Reises zu unvollkommen ist und daher zu viele Zeit in Anspruch nimmt, der des Kaffe's ist ungenügend selbst für das eigene Bedürfniß (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 20 ff., ebend. 1857 I, 115 f.). Auch die Viehzucht ist unbedeutend; die Cultur des Seidenwurms geschieht wie die des Zuckerrohrs, Indigo's und der Baumwolle nur für den

einheimischen Gebrauch (Tydschr. 1862 II, 143, Steck in Bydragen N. V. IV, 111). In Palembang machen ein Hackmesser und eine Axt die einzigen Ackergeräthe aus (Tydschr. 1853 II, 460). Wie in Lampong deckt auch in Atjin der gebaute Reis nicht das eigene Bedürfniß (Ritter in Tydschr. II, 1, 70); sehr thätig im Landbau sind dort die Pedireſen, aber sie unterziehen sich dieser Mühe nur bis sie so viel verdient haben als sie brauchen um dann zu Hause in Faulheit leben zu können (ebend. I, 2, 465). Die Malaienvölker der Küsten von Sumatra thun sich überhaupt nicht durch Fleiß hervor: sie sind es meist nicht welche die Ausfuhrartikel produciren oder auch nur einsammeln, sondern die Bewohner des Innern (so in Jambi und Siak, Moor 99). Beim Landbau pflegen die Männer nur das Pflügen und Umbrechen der Reisfelder zu besorgen, während alle andere Arbeit fast ausschließlich den Weibern obliegt (Hollander 491). Anstalten zum Schutze der Ernte vor den Vögeln durch Klappern u. dergl. werden meist getroffen. Der gewonnene Reis wird mit den Füßen aus den Aehren ausgetreten, dann geworfelt und durch Stampfen im Mörser enthülst (Marsden 3d ed. 81). Ein großes Fest, das nur in Pauw östlich von Padang mit der Bestellung der Reisfelder verbunden ist, findet sich bei Müller (a, 159) beschrieben.

Sago wird auf Java gar nicht (Raffles), auf Sumatra nur wenig (Marsden), hauptsächlich zwischen Indragiri und Kangar bereitet (Logan in Journal III, 288 ff., woselbst ausführlich über dessen Cultur Fabrikation Verwendung und Handel, vgl. auch Tydschr. VIII, 1, 367), und wo er Hauptnahrung ist, leitet er die Bevölkerung nicht zum Fleiße an: ein Baum producirt etwa 700 Pfund, ein Acker mit Sagopalmen bepflanzt, jährlich etwa 20000 Pfund Nahrungsstoff; drei Bäume geben an Masse einen größeren Ertrag als ein Acker Weizen, sechs einen größeren als ein Acker Kartoffeln (Logan a. a. O. 312). Eine große Sagopalme liefert 900 Pfund Sago, die gebacken 600 Pfund Sagobrot geben, hinreichende Nahrung für einen Mann auf ein ganzes Jahr, zu deren Production es genügt daß zwei Männer und zwei Weiber fünf Tage lang arbeiten; der Werth des Baumes und der Arbeit zusammen läßt sich (nach Wallace in J. R. G. S. XXXII, 136) auf 12 Schillinge schätzen. Der Nutzen der verschiedenen Sagopalmen beschränkt sich aber nicht auf den Sago den der gefällte Baum liefert, und auf den sog. Palmenkohl. Eine derselben, die Areng-Palme (sagus saccha-

rifera), liefert ferner den Palmwein aus welchem Zucker gewonnen wird, deſſen Bereitung aus dem Zuckerrohr, obgleich dieſes einheimiſch zu ſein ſcheint, die Malaien vermuthlich erſt von den Chineſen in verhältnißmäßig ſpäter Zeit gelernt haben (Crawfurd a, 410); ihr Baſt wird zur Dachung Tauen und Segeln verwendet, ihre Stacheln zum Schreiben oder zu Pfeilen für Blasröhre, die Blätter zum Einwickeln u. ſ. f. Mit den noch gelben Blätterknospen ſchmückt man Ehrenpforten und bildet daraus die Bekleidung von Cigaretten; die Mittelrippen der Blätter geben Beſen, die Blattſtiele Zaunpfähle, die Rinde derſelben Sandalen; der Kern der Frucht iſt zwar als Speiſe nur wenig ſchmackhaft, als Schweinefutter aber vortrefflich (Teijsmann bei de Waal I, 4, 1 ff.).

Die Malaien pflegen zwei regelmäßige Mahlzeiten zu halten, die eine um 10 Uhr Morgens, die andere um 7—8 Uhr Abends (ausführliche Beſchreibung bei Logan in Journal IV, 433). Die Familie ißt gemeinſchaftlich; bei Gaſtmählern werden die Frauen von der Frau des Hauſes bewirthet, bald vor bald nach den Männern (ebend. 435). Meiſt wird mit der bloßen Hand gegeſſen und zwar mit den drei erſten Fingern der rechten (Newbold II, 177), während die linke für geringe Bedürfniſſe freigehalten wird; Getränke werden nicht an den Mund geſetzt, ſondern eingegoſſen (Marsden 243, 245). Der Reis wird in Bambusgefäßen gekocht, die Speiſen in Schüſſeln oder Körbchen aufgetragen, die oft auf einem Präſentirbret von Kupfer ſtehen; als Tiſche dienen dabei auf der Weſtküſte von Sumatra hölzerne Tröge die mit kleinen Füßen verſehen ſind (Hollander 477). Salz wird dort auf ähnliche Weiſe aus Seewaſſer gewonnen wie auf der Südküſte von Java (Sal. Müller in Bydragen III, 242), indeſſen giebt es mehrere anſehnliche Malaienvölker die ganz ohne Salz leben (Junghuhn, Battal. II, 385). Von geiſtigen Getränken iſt nächſt dem Palmwein hauptſächlich ein ſolches zu nennen das aus Reis bereitet, aber von den frugalen Paſſumahs, die keine Milch trinken, Ziegen und Vögel aber nur zum Opfer verwenden, nur bei feſtlichen Gelegenheiten genoſſen wird (Boers in Tydschr. II, 2, 569). Kaffe wird in Agam nicht aus der Frucht, ſondern nur aus den Blättern bereitet (Tydschr. 1851 II, 4). Im allgemeinſten Gebrauche ſind bekanntlich bei den Malaien als Reizmittel Betel und Areca, oder wie ſie ſelbſt ſie nennen, Sirih und Pinang, jener von ſtechendem Geſchmack, das Blatt von Piper betel,

dieſe von adſtringirender Wirkung, die Nuß der Areca-Palme, welche theils miteinander allein theils mit Citronenſaft oder mit gebranntem Kalk, dem eingekochten Safte des Gambirſtrauches und Tabak zuſammen gekaut werden (Marsden 3d ed. 282). Der Genuß dieſer Ingredienzen färbt Speichel und Zähne roth, und das gegenſeitige Darbieten des gekauten Betel zwiſchen Mann und Frau gilt den Malaien nach alter Sitte als das größte Liebeszeichen (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, 255). Außerdem werden viele Opiate genoſſen, wogegen das Tabakrauchen ſich weniger verbreitet hat, bei den Lampong iſt es jedoch für beide Geſchlechter unentbehrlich (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 311).

Ueber die Kleidung der Malaien, namentlich in Malakka, hat Logan eingehend gehandelt (Journal III, 274). Sie beſteht in ſehr einförmiger Weiſe aus dem Sarong, der einem kurzen engen Weiberrocke gleicht, weiten bis an das Knie reichenden Beinkleidern und einer Jacke. Zu dieſen kommt gewöhnlich noch ein Kopftuch, ein Halstuch und Sandalen (S. die Abbildungen bei Raffles), eine Schärpe oder vielmehr Binde um den Leib, ein Hut von Blättern oder Rottan, bisweilen ein Ueberrock. Nur die Stoffe (Baumwolle, Seide) und deren Koſtbarkeit unterſcheiden den Reichen von dem Armen, die gelbe Farbe des Kleides den Vornehmen vom Geringen, doch wird häufig ein baumwollener Sarong deshalb vorgezogen, weil in einem ſeidenen zu beten nicht erlaubt iſt (Newbold II, 178). Wie die gelbe Farbe des Kleides, ſo dürfen auch feine Gewebe, Muſſeline u. dergl. nicht ohne beſondere Erlaubniß von Seiten des Fürſten getragen werden und gewiſſe Stoffe bleiben entweder ganz oder in gewiſſen Grenzen der fürſtlichen Familie allein vorbehalten (Logan a. a. O. 280). Die Weiber tragen oft nur den Sarong, die Jacke wird bei ihnen mit Knöpfen oder Spangen vorn zuſammengehalten, koſtbare Haarnadeln und Gürtel, Ohr- und Fingerringe bilden ihren Schmuck. In Lampong und Palembang iſt die Kleidung der im weſtlichen Theile von Java üblichen ähnlich (Näheres bei Zollinger in Tijdschr. IX, 1, 125, ebend. 1852 I, 315, Hollander 592). Ueber Kleidung und Schmuck beſtehen in erſterem Lande eine Menge ſehr ſpecieller Vorſchriften für die verſchiedenen Rangſtufen und Geſchlechter, deren Vernachläſſigung kleinen Beleidigungen ausſetzt für die ſich alsdann keine Sühne anſprechen läßt (Tijdschr. 1857 I, 94). Die Atjineſen tragen ein eigenthümliches Mützchen, im Uebrigen

kleiden ſie ſich malaiiſch (Tijdschr. IX, 4, 162). Als eine eigenthümliche Verſchönerung des Geſichts, welche zugleich als Zeichen der Pubertät gilt, iſt noch das Abfeilen der Zähne um ein Viertel ihrer Länge und das Schwarzfärben derſelben zu nennen, das bei Männern und Weibern geſchieht (Newbold bei Moor 252), wozu oft noch das Auslegen derſelben mit Goldblättchen kommt. Das Tättowiren fehlt bei den eigentlichen Malaien jetzt gänzlich.

Der Hausbau iſt in Menangkabao von ſehr ſolider Art. Die Häuſer ſind oft noch nach hundert Jahren in gutem Zuſtand; man baut ſie aus trefflichem Holzwerk, 8—10′ hoch, oft bis 120′ lang bei einer Tiefe von 20—25′; ſie ſtehen auf Pfählen und ſind nur mit Hülfe von Leitern zugänglich (Nahuijs 165). Von gleicher Dauerhaftigkeit ſind ſie in Paſſumah lebar (Boers in Tijdschr. II, 2, 569). Die dortigen Dörfer ſind mit Erdmauern umgeben und haben in der Mitte einen mit Steinen belegten Platz auf dem die Volksverſammlungen gehalten werden. Aehnliche lange Häuſer wie in Menangkabao mit einer Veranda in welcher die unverheiratheten Männer ſchlafen, haben die Korinchi (Marsden 3d ed. 305). Die Kottas (Dörfer der Malaien im weſtlichen Sumatra) werden häufig durch ziemlich breite Pfade die einander rechtwinklig durchſchneiden, in Vierecke getheilt; das Gerüſt der Häuſer beſteht aus Balkenwerk, die übrigen Theile derſelben ſind von Bambus, das Dach iſt an der Vorderſeite verlängert (Hollander 477). Die zum Theil befeſtigten Dörfer der Lampong ſind zwar nicht regelmäßig angelegt, haben aber meiſt einen freien Platz auf dem die Balei, das Rath- und Verſammlungshaus, zugleich das Logirhaus für Fremde, ſteht, deſſen Ausſtattung mit Ehrenpforten die zu ihm hinführen und mit andern Bauwerken in der Nähe, das Anſehn und den Rang des Dorfes kundgiebt, wie auch die Häuſer der Vornehmen vor denen der Geringeren durch ſchönes Schnitzwerk und Anderes dergleichen ſich auszeichnen (Tijdschr. 1857 I, 94). Die Häuſer ſind meiſt rund, ſtehen auf hohen Pfählen und haben am Dache eine Galerie, während eine andere nach hinten zur Küche führt; außer letzterer, dem Empfangzimmer und dem gemeinſchaftlichen Frauengemach, beſitzen ſie meiſt noch drei Abtheilungen die den einzelnen Frauen zur Wohnung dienen (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 312, Steck in Bijdragen N. V. IV, 105, vgl. Zollinger in Tijdschr. IX, I, 127). Im Innern des Hauſes finden ſich Betten die aus Matten und Mooskiſſen beſtehen und mit

Gardinen von Kattun umhangen sind; Damarharz in Pisangblätter gewickelt werden hier wie anderwärts, in Indien und China, vielfach in den Malaienländern zur Beleuchtung verwendet. Auch des Oels bedient man sich hier und da statt der Damarfackeln, in Brune gab es Wachskerzen (Pigafetta 144). In Palembang stehen die Häuser wie gewöhnlich auf Pfählen, viele sind auch auf ein Floß gebaut das im Flusse schwimmt (Tijdschr. VIII, 3, 314). Die erstere Weise der Bauart dient oft mehreren Zwecken zugleich: um sich vor den Ameisen und anderen schädlichen Thieren, vor Feinden, vor Feuchtigkeit zu schützen, um unter dem Hause arbeiten, Vorräthe aufbewahren, Hausthiere halten und Flüssiges durch den Boden des Hauses der gewöhnlich von Bambus ist, unmittelbar hinablaufen lassen zu können. In Atjin sind die Dörfer mit einem Holzzaun oder Erdwall befestigt den man mit Bambusrohr bepflanzt. In der Stadt Brune giebt es, was sonst selten ist, auch zweistockige Häuser (Forrest 380).

In mechanischen Künsten und Handwerken sind die Malaien zum Theil sehr geschickt. Gewebe von Baumwolle werden überall gemacht und an vielen Orten auch solche von Seide. Ehemals waren die seidenen, mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Kleider von Siak vorzüglich berühmt (Anderson 354), wie sie noch neuerdings in Agam gemacht werden (Tijdschr. 1851 II, 5, Gumprecht's Ztsch. III, 323). Die Industrie von Palembang umfaßt nächst dem Spinnen Weben und Färben von Baumwolle und Seide, Zimmer- und Maurer-, Tischler- und Dreherarbeiten, Waffenfabrication, Kupfer- und Geschützgießerei, Gold- und Silberarbeiten und den Schiffbau, der nirgends an den Küsten ganz fehlt; man verfertigt dort 6—7′ breite und bis zu 60′ lange Fahrzeuge aus einem Stamme; auch giebt es dort jetzt eine Steindruckerei, die hauptsächlich zur Vervielfältigung des Korans benutzt wird (Hollander 601, Tijdschr. a, VI, 192). In Banjermassing umfaßt der Gewerbfleiß der Malaien folgende Gegenstände: Leder und Sattelzeug, Möbeln von verschiedenen Holzarten, Arbeiten in Kupfer, Pfeifen, Kämme, Schachfiguren, Billardbälle u. dergl. von Schildpatt, Elfenbei, Horn und Holz, Dolchscheiden, Schießpulver, viele Arten von Leinwand, Matten, Flecht- und Korbarbeiten, Panzer, Filigranarbeiten; auch Wasserleitungen hat man angelegt und Hängebrücken über breite Flüsse (Verhandelingen XVIII, 3). Schöne Goldarbeiten, besonders Filigran, wissen die Malaien von Sumatra auch mit schlechtem

Werkzeug herzustellen (Beschreibung der Fabrication bei Marsden 3d ed. 178), vorzüglich in Agam, von wo die Goldschmiede stammen die in Padang leben (Tijdschr. 1851 II, 5, Sal. Müller in Bijdragen III, 220); in Eisenarbeiten sind sie weniger geschickt (Marsden). Auch das Goldgraben und -waschen wird von ihnen betrieben, doch sehen sie das erstere als ein unheiliges gefährliches Geschäft an, da sie glauben daß böse Geister denen sie deßhalb Opfer bringen, das edle Metall neidisch bewachen (in Rumbow, Logan in Journal III, 279). Der Betrieb ist natürlich unvollkommen und geschieht im südwestlichen Borneo in 10′ tiefen Löchern von 4 Quadratfuß Oeffnung (Bijdragen N. V. III, 290). An den Bergwerksarbeiten und Diamantwäschereien auf Borneo betheiligen sich außer den Malaien vorzüglich die Chinesen und Bugis (Gronovius bei d'Urville b, VII, 125), in Landak und an andern Orten auch die Dajak (Moor 7, nähere Beschreibung bei Schwaner I, 61 ff. und Sal. Müller b, 424), und das Verhältniß gestaltet sich häufig so daß die Malaien nur durch Handel an sich bringen was jene durch ihre Arbeit zu Tage gefördert haben; auch das Schneiden Poliren und Fassen der Diamanten wird von ihnen besorgt (Hunt bei Moor Append. 21). Schwaner (I, 68) ist sogar der Ansicht daß das Diamantschleifen auf Borneo von den Chinesen früher eingeführt worden sei als es in Europa bekannt war (1456). Der überlegene Gewerbfleiß der Chinesen hat sich u. A. bei der Bearbeitung der Zinngruben von Cassang im Innern von Malakka deutlich gezeigt, die bis zum J. 1844 von Malaien, seitdem aber hauptsächlich von Chinesen bearbeitet worden sind, die 1850 den Ertrag derselben fast auf das Hundertfache des früheren gebracht haben (Näheres bei Braddell in Journal VII, 75). Mit der Benutzung des Zinnes sind die Malaien erst in neuerer Zeit bekannt geworden (Crawfurd a, 435).

Mit der Bearbeitung des Eisens scheinen die Malaien seit sehr langer Zeit vertraut zu sein. Alte Eisenschmelzereien finden sich am Gunong Besi in der Nähe des Merapi auf Sumatra. Das Gestein wird zuerst auf offenem Feuer geröstet, in Stücken von Haselnußgröße zerschlagen und in einem steinernen 4′ hohen Ofen von kubischer Form abwechselnd mit Holzkohle geschichtet (Horner in Tydschr. a, X, 371). In Menangkabao schmelzen sie es in 7—8′ hohen, 8—10′ breiten Oefen, in welchen Erz- und Kohlenschichten abwechselnd übereinander gebaut werden; durch spiralförmige Drehung des Eisens und darauf

folgendes Dichtſchmieden deſſelben ſtellen ſie Gewehrläufe her, die alsdann inwendig ausgeſchliffen und außen abgefeilt werden (Burger in Verhandelingen XVI, 194). Nach Crawfurd (a, 409) wäre auch der Stahl, der durch ein einheimiſches Wort von den Malaien und Javanern bezeichnet wird, eine uralte eigene Erfindung derſelben. Auf Lingga gießt man Geſchütze und Kugeln, ſchmiedet Dolch- und Säbelklingen und verfertigt ein grobes Pulver (Angelbeek in Verhand. XI, 42). Letzteres geſchieht ferner auf der Halbinſel von Malakka, Sumatra und Java; Gewehre mit Luntenſchlöſſern, die man jetzt möglichſt durch europäiſche zu erſetzen ſucht, und anderes Geſchütz wurden früher von Atjin, jetzt außer Menangkabao auch von Tringanu und Greſſik (Java) geliefert (Newbold II, 208 ff.). Auf Borneo ſind die Eiſenarbeiten der Malaien in Sarawak beſſer als ihre Goldarbeiten, doch fertigen ſie keine Feuerwaffen an, Meſſing-Gegenſtände ſind in neuerer Zeit ſelten geworden (Low 156 ff.); in Brune werden Meſſing-Kanonen gegoſſen, wie in Palembang, Eiſen- und Stahlwaffen verfertigt (Leyden bei Moor Append. 95, Hunt ebend. 21), am bedeutendſten aber iſt die Waffenfabrication in Banjermaſſing (Näheres in Verhand. XVIII, 3, Schwaner I, 57). Das Eiſen dazu kommt aus dem Duſun-Lande, das beſte jedoch von Celebes und Timor: zunächſt wird eine Eiſenplatte gebogen, zu einem runden Stab geſchmiedet und mit eiſernen Reifen feſt umwunden, dann folgt das Bohren des Laufes, das aus freier Hand geſchieht. Die beſte Fabrik iſt in Negara, wo man außer Säbeln, Dolchen u. ſ. f., Büchſen, Piſtolen, Infanterie- und Jagdgewehre mit Steinſchlöſſern oder Percuſſion beſtellen kann.

Handel zu treiben iſt bei den Malaien eine ebenſo beliebte als ehrenvolle Beſchäftigung, auch die Weiber nehmen oft thätigen Antheil daran (Crawfurd III, 142 f.) und mit der Neigung zur Schifffahrt tritt oft ſtatt des Handels die Piraterie in Verbindung, die der Malaie nicht bloß als eine bequeme Erwerbsquelle ſondern auch deshalb vorzieht, weil ſie in ſeinen Augen ein ritterliches Handwerk iſt, das Muth und Kraft fordert, dafür aber auch ein Gefühl von Freiheit und Macht gewährt wie kein anderes. Anſtrengungen für allgemeine Zwecke im Intereſſe des Handels machen die Malaien nicht: ſo lebhaft letzterer auch iſt, räumt man doch die Hinderniſſe der Schifffahrt in den Flüſſen nicht hinweg, obwohl hier und da künſtliche Kanäle in Sumatra hergeſtellt worden ſind (Anderson 99, 46). Die blühenden Reiche welche zur Zeit der

Ankunft der Europäer bestanden und ihr Emporkommen hauptsächlich dem Handel verdankten, sind verfallen und dieser selbst ist nur zu einem sehr kleinen Theile in den Händen der Eingeborenen geblieben. In Palembang z. B. haben ihn die Araber und Chinesen größtentheils an sich gerissen (Tydschr. VIII, 3, 314), in Lampong wird er von Bantam und Benkulen aus, namentlich durch einige Bugis und Madureſen betrieben, geschieht nur durch Tausch oder auf Vorschuß, Geld giebt es wenig, doch machen Schifffahrt und Handelsverkehr dort neuerdings Fortschritte (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 327, ebend. 1857 I, 114, Steck in Bydragen N. V. IV, 112). An den meisten Orten beschränkt er sich auf die eingesammelten Landesprodukte und auf den Ertrag der Fischerei. Zu Anfang des 16. Jahrh. gab es durchbohrte chinesische Münzen von Bronze in Brune, auch chinesisches Gewicht war dort im Gebrauch (Pigafetta 150), das auch neuerdings von den Malaien in Malakka angewendet wird (Newbold I, 25). In Atjin fand Dampier (III, 144) Blei und Gold als Geld gangbar; dieß war (nach Crawfurd a, 286), der einzige Ort wo Münzen von edlem Metall geprägt worden sind und sie tragen sämmtlich arabische Schriftzeichen. Ueberall sind jetzt die spanischen Piaster im Archipel das allgemein gangbare Geld (Näheres darüber ebend.). Außerdem giebt es eine Menge verschiedener Münzen von Messing, Kupfer, Zinn und Zink, insbesondere haben Palembang, Atjin, Bantam und Quedah kleines Geld von Zinn; auch in Tringanu cursiren kleine Zinnstücke (petis) mit der Inschrift Melek el adel „der gerechte König" (Nouv. Ann. des v. 1849 II, 16), in Atjin Kupfermünzen welche die Marke des Sultans tragen (Ritter in Tydschr. II, 1, 79). Gold und Silber wurden in alter Zeit in Malakka nur gewogen und zwar mit indischem Gewicht (rakit, mas, tail nach Crawfurd a, 287); die Perser scheinen die Waage die Chinesen den steelgard eingeführt zu haben, dagegen sind die meist ziemlich ungenauen Hohl- und Längenmaaße mit einheimischen Wörtern bezeichnet und die Malaien pflegten Alles nur nach dem Volumen, nicht nach dem Gewicht zu messen (Crawfurd I, 271, a, 446).

Die größeren Schiffe der Malaien von Lingga haben zwei bis drei Masten, deren jeder ein Segel führt, der Anker ist gewöhnlich einarmig und durch einen angebundenen großen Stein beschwert (Angelbeek in Verhand. XI, 54). Am entschiedensten tritt die Neigung zum Seeleben bei den Orang Laut von Banka Billiton und den Nachbar-

inseln hervor: sie treiben niemals Landbau, sondern leben ganz auf ihren Prauwen, von denen eine gewisse Anzahl zusammen eine Art von Dorf bildet, das je nach den Umständen seine Station wechselt. Diese Prauwen haben ein großes Segel und werden Nachts oder bei schlechtem Wetter mit einer leichten Matte überspannt, manche derselben sind mit Luntengewehren versehen (Horsfield in Journal II, 328, Lange 60). Sie stehen in schlechtem Ruf, niemand traut ihnen, denn sie sollen gelegentlich auch Seeräubereien treiben (Thomson in Journal V, 141 ff.) und überhaupt von eigentlichen Piraten nicht zu unterscheiden sein. Malaiische Fürsten nehmen sie öfter zu diesem Zweck in den Dienst, da sie tapfer und muthig sind, wenn auch verrätherisch, und ihnen ein Menschenleben wenig gilt. So werden sie wenigstens in Banka geschildert, wo sie nach Horsfield (a. a. O.) meist Muhammedaner, nach einem andern Berichte aber vielmehr Heiden sind und Schweinefleisch essen (Tydschr. VIII, 4, 131). In Billiton zeigen sie sich gutwillig zur Arbeit, nicht so dem Müßiggang ergeben wie sonst die Malaien so häufig, sind aber ohne Ausdauer und Nachdenken (ebend. 1853 I, 120). Ihre malaiische Abkunft wird u. A. auch dadurch verbürgt daß sie hier in 5 Sukus getheilt sind, von denen jeder sein besonderes Haupt hat und einer muhammedanisch, vier aber heidnisch sind (Schepen in Tydschr. a, IX, 63). Die gewöhnliche Hauptbeschäftigung dieser Menschen ist die Fischerei. Ganz dieselbe Lebensweise führen die Orang Sletar und Biduanda Kallang, die sich indessen trotz ihrer Vertrautheit mit dem Wasser doch nicht auf die hohe See wagen (Logan in Journal I, 302). Die ersteren leben auf die ärmlichste Weise, sind sehr schmutzig, nur mit einem Schurz von Baumrinde bekleidet und besitzen nicht einmal Waffen; von religiösen Vorstellungen war keine Spur bei ihnen zu entdecken (Thomson ebend. 342 ff.). Ueberall in diesen Gegenden stehen die Orang Laut der Küste in einem Verhältniß der Hörigkeit zu den vornehmen Malaien welche am Lande wohnen (Bruijn-Koops ebend. IX, 108). Auch an der Mündung des Flusses Indragiri giebt es deren; es sind dieß die sog. Orang Kwala die von ihren beständigen Sitzen in den Prauwen so krumme Beine haben daß sie nur mühsam am Lande gehen (Tobias in Tydschr. a, X, 103).

Die Badjos führen ganz dieselbe Lebensweise, welche Finlayson (Mission to Siam 73) als so elend geschildert hat. Die verschiedenen Berichte über sie bei Valentyn (I Beschr. d. Mol. 66), deren einer sie

als sehr wüste wilde Menschen ohne alle Religion beschreibt, während der andere von Padbrugge sie als stille brave ehrliche Leute bezeichnet die niemandem Uebel thun, mögen ihren Grund zum Theil in der Verschiedenheit ihrer einzelnen Abtheilungen selbst haben. In früherer Zeit sollen sie gar keine Waffen geführt haben außer einem Stück Holz. Ihre Fahrzeuge sind stark gebaut und gehen meist auf Segeln, doch verstehen sie auch sehr gut zu rudern, auch die Weiber sind sehr tüchtige Seeleute (Padbrugge). Auch neuerdings werden sie meist als friedliche und fleißige Fischer Händler und Taucher geschildert, die sich weit umhertreiben, sich in ihrer Thätigkeit aber oft gehindert und beschränkt finden durch die Seeräuber welche in diesen Gegenden hausen (Wilkes V, 356, van der Hart 267), doch giebt man denen im Süden von Celebes, wo sie eine besondere Kaste unter eigenen Häuptlingen bilden, Schuld daß sie den Sklavenhandel sehr fördern, da sie gern Knaben gegen den von ihnen gesammelten Tripang eintauschen (Tydschr. 1854 II, 367). Muhammedaner sind sie hier nur der Kleidung nach; sie haben ihre eigenen Priester und rufen in Krankheit eine männliche und eine weibliche Gottheit des Meeres an (Tydschr. VIII, 1, 40 f.). Ebenso verhält es sich mit denen im Nordwesten von Borneo, wo die Gewinnung des Salzes aus der Asche der Nipapalme welche sie auslaugen, als einer ihrer Industriezweige zu nennen ist (Spencer S. John in J. R. G. S. XXXII, 231).

Daß die Seeräuberei im indischen Archipel erst in Folge der Gewaltthätigkeiten der Europäer die sich hier festsetzten, entstanden sei (Capt. Osborn, Quedah. Lond. 1857 p. 181), ist ein Irrthum. Sie ist in diesen Meeren vielmehr uralt und wird schon vom Sejara Malayu in alter Zeit erwähnt, obschon es ganz richtig ist daß die Maßregeln der Europäer und insbesondere die Handelsmonopole (die z. B. den Gewürzhandel den Makassaren und Bugis die ihn bis dahin geführt hatten ganz entzogen) viel dazu beigetragen haben durch Vernichtung des einheimischen Handels die Malaien der Faulheit und mittelbar der Seeräuberei in die Arme zu führen (Tydschr. 1850 II, 99), die mit der Zurückziehung der europäischen Macht von einzelnen Punkten stets neue Kraft und neuen Spielraum gewann: so namentlich an der Westküste von Borneo als die Holländer ihre Kolonieen in Sukkadana Sambas und Bruni 1623 aufgaben (Veth I, 211, 342 f.). Da die Piraterie nach malaiischen Begriffen ein ehrenvolles Geschäft ist das von jungen

Fürſten und Adeligen betrieben, in den Romanen und hiſtoriſchen Traditionen gefeiert und dem ſelbſt gewinnreicheren Handel als die „noblere Paſſion" vorgezogen wird (Raffles I, 232, Brooke bei Keppel I, 195), kann man ſich nicht wundern daß er als ein vollkommen regelmäßiges Geſchäft behandelt wird, das man zu beſtimmten Zeiten und in beſtimmten Formen vornimmt: der Seeräuber hat an den Eigenthümer und Ausrüſter des Schiffes ⅔ der Beute und ebenſo an den Fürſten des Landes und an einzelne Beamte beſtimmte Abgaben zu entrichten (Angelbeek a. a. O. 56). Ein kleiner Fürſt der ſich durch das Spiel ruinirt hat oder ſeine Vermögensumſtände verbeſſern will, ſammelt eine Schaar von Genoſſen um ſich und ſegelt mit ihnen nach einem verſteckten Platz wo er ein Dorf anlegt das zur Niederlage für geraubte Menſchen und Güter dienen könne. Sind die Räuber glücklich, ſo vermehrt ſich die Bande und das Dorf vergrößert ſich; die Flotte wird alsdann in einzelne Schwadronen abgetheilt, die je nach dem Zwecke den man vor Augen hat aus 3 bis zu 20 Prauwen beſtehen, jede zu 15 bis zu 40 Mann. Die geraubten Fahrzeuge werden verbrannt, die Güter und Sklaven verkauft (W. Earl a, 384). Nach Räuberart greifen ſie nur an wo ſie des Sieges gewiß ſind; in äußerſter Noth ermorden ſie bisweilen ſelbſt ihre Weiber und Kinder und kämpfen bis zum Tode Boudyck 134). Ihre Sitze auf der Halbinſel Malakka hat Newbold (I, 39) angegeben; auch Pulo Pinang iſt einer ihrer Schlupfwinkel (Laplace b, IV, 28), und die Umgegend von Singapore und Rhio iſt noch voll von Piraten, die hauptſächlich aus dem erſteren Handelsplatz beſtändig mit Waffen und Munition verſorgt werden (Keppel a, I, 279). Als ein hervorragendes Beiſpiel ihrer Frechheit mag nur angeführt werden daß ſie im October 1844 die Inſel Bawean an der Nordküſte von Java geplündert haben (Tydschr. 1851 I). Das Treiben der Seeräuber, auf das wir ſpäter noch mehrfach zurückkommen werden, der von ihnen betriebene Sklavenhandel und das Ungenügende der Maßregeln welche von der holländiſchen und engliſchen Regierung dagegen ergriffen worden ſind, wollen wir hier nicht ausführlich ſchildern, da dieß häufig genug geſchehen iſt (Journal III, 251, IV, 45, V, 374, Auszug aus dem Singapore Chronicle von 1826, Fraissinet in Nouv. Ann. des v. 1855 I, 31, 190, Brumund I, 67, Temminck II, 224 ff., St. John II, 111 ff.).

Die eigenthümliche politiſche Verfaſſung der Malaien hat ſich

nur in einem Theile ihres alten Hauptlandes auf Sumatra erhalten, wogegen ſie in Malakka weſentliche Aenderungen hauptſächlich durch muhammedaniſche Einflüſſe erfahren hat. Der Herrſcher von Menangkabao (Jang oder Eang dipertuan) beſaß früher die Macht die Streitigkeiten aller andern Fürſten zu ſchlichten und galt für ſo ehrwürdig daß dieſe jeden Kampf einſtellten wenn er erſchien (Müller a, 122), doch iſt er in Folge des Unabhängigkeitsſinnes ſeiner Untergebenen und der von der Sekte der Padrins erregten Unruhen in Einfluß und Anſehn neuerdings ſehr herabgekommen (Nahuijs 143 ff.). Neben ihm ſtanden zwei Radjas oder Miniſter, der eine für den Cultus, der andere für die Juſtiz, welche nebſt vier anderen hohen Würdenträgern, wahrſcheinlich den Vorſtänden der vier Regentſchaften in die das Reich getheilt war, den Staatsrath bildeten, aber gleich dem Oberhaupte ſelbſt ohne wirkliche Herrſchergewalt waren und hauptſächlich nur zwiſchen ſtreitenden Parteien zu vermitteln hatten und Verfolgten Zuflucht zu gewähren vermochten (Moor 112, Tydschr. 1851 II, 13, Francis in Tydschr. II, 1, 131). Der Herrſcher mit ſeinem Rathe bildete die Spitze des Staates, aber deſſen eigentlicher Schwerpunkt lag in der Suku-Einrichtung, die von ſo ganz patriarchaliſcher Art war daß die Häuptlinge, wenn ſie ſich nicht eine Gewalt anmaßten die ihnen nicht zukam, was freilich oft geſchah, eigentlich nur die Befugniß hatten die Geſetze und das Herkommen auszulegen (Francis ebend. IV, 1, 434): das Einkommen der Fürſten war daher gering, ſie genoſſen ein ſolches nur von drei Zoll-Thoren im Lande, mußten ihre Felder durch ihre eigenen Sklaven bauen laſſen, nur für ihre Häuſer wurde ihnen Baumaterial geliefert (derſ. ebend. II, 1, 136).

Die Individuen aus denen der alte Malaienſtaat beſteht, ſind die Sukus, die Familien oder Geſchlechter, die zuſammengenommen einen Stamm ausmachen und deren Häupter oder Panghulus die eigentliche Regierung des Landes ſind; ſo viele Sukus nämlich in einem Dorfe (Kota) zuſammenleben, von ſo vielen Panghulus wird dieſes regiert und ebenſo ein ganzer Landſtrich von der Verſammlung der Panghulus ſeiner Dörfer. Dieſe ſind von dreierlei verſchiedenem Rang und unter ihnen ſtehen die Orang buahs oder Orang kajas, die meiſt ihren Einfluß zu untergraben ſuchen. Die Panghulus werden gewählt aus einer beſtimmten Linie des Suku, wobei viele Intriguen geſpielt werden, doch kommt die Würde gewöhnlich auf den von derſelben Mutter

geborenen Bruder oder den Schwesterſohn. Sie entſcheiden alle allgemeinen Angelegenheiten und ſetzen das verſammelte Volk von ihrem Beſchluß in Kenntniß; ſie ſind die verpflichteten Schutzherren ihres Suku, die Patriarchen; ihre Hauptfunction iſt das Richteramt; außer Ehrenbezeigungen und Gehorſam erhalten ſie eine Abgabe an Reis Geſchenke bei feſtlichen Gelegenheiten und ihre Untergebenen tragen die Koſten der Hochzeit und Leichenfeier für ſie; abſetzbar ſind ſie nur wenn ſie ſich grobe Verletzungen von Geſetz und Herkommen erlauben (Müller a, 109, 136, Couperus in Tydschr. a, IV, 2 ff., v. d. Linden ebend. 257, 262, 268 ff.). Dem Cultus ſtehen die Pagawes vor, die Landesvertheidigung liegt zunächſt den Palawans oder Ulubalangs ob (Francis in Tydschr. II, 1, 131).

Der Urſprung der Sukus geht in die vorhiſtoriſche Zeit zurück. Als größere Abtheilungen des Volkes ſtehen über ihnen die Laras oder Stämme, deren Verhältniß zu jenen indeſſen noch nicht genügend aufgeklärt iſt. Nach Müller (a. a. O.) ſind die zwei Laras in welche die 13 Kotas zerfallen, nichts Anderes als die alten Sukus, aus denen die ſpäteren Sukus hervorgegangen wären durch Abzweigung, daher die zwei Dörfer Solo und Salajo an der Spitze der anderen von ihnen geſtifteten ſtänden. Eine Sage dagegen erzählt daß das Volk von Tanah-datar, Priangan und Padang-pandjang aus zwei Stämmen beſtanden habe, die in vier Zweige oder Sukus, Kota und Pilian, Budi und Tjeniago vertheilt worden ſeien; Kota und Pilian ſeien in Tanah datar geblieben, der andere Stamm mit ſeinen beiden Zweigen nach Agam gezogen; in Folge einer ſpäteren Verſchmelzung ſeien zwei Laras, Kota-pilian und Budi-Tjeniago entſtanden, da die Bevölkerung zunahm habe man aber viele Sukus mit beſonderen Namen unterſchieden, deren man jetzt meiſt 4—6 in einem Dorfe finde (v. d. Linden a. a. O. 263, eine andere Angabe bei Couperus a. a. O. 3). Francis (a. a. O. 109) giebt an daß das Land in älteſter Zeit in Luaks (Provinzen), Kotas und Dörfer, die Bevölkerung in Laras, Sukus und Familien getheilt geweſen ſei (Anders lautet die Eintheilung in Tijdschr. 1851 II, 13). Wie es ſich hiermit aber auch verhalten möge, ſo iſt doch deutlich daß der Familienverband bei den Malaien die einzige weſentliche Grundlage des Staates iſt. Aus der Familie iſt dieſer ſichtbar hervorgewachſen: Rang Macht und Einfluß jedes Einzelnen entſprechen genau den näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Stammvater;

die Sukus vermehren sich nicht; neu gegründete Dörfer bleiben für immer bloße Dependenzen der Mutterdörfer. Diese Organisation bringt es mit sich daß die Familie für ihre Glieder, das Geschlecht (Suku) für seine Familien, das Dorf für seine Sukus, der ganze Distrikt für seine Dörfer solidarisch haftbar ist (Tijdschr. 1855 II, 97 nach de Stuers).

Die Selbstständigkeit des Suku tritt hauptsächlich darin hervor daß er alleiniger Eigenthümer des Landes ist, das von ihm in unvordenklicher Zeit in Besitz genommen und bebaut, weder durch Heirath noch durch Erbschaft, Kauf oder eine Uebereinkunft anderer Art von ihm veräußert werden kann; der Einzelne hat ursprünglich nur das Gebrauchsrecht, dieses allein wird vererbt, verkauft, verschenkt, verpachtet, verpfändet selbst an Leute aus einem fremden Suku, jedoch nicht ohne die Zustimmung des Panghulu. Diese ist ferner erforderlich zur Urbarmachung des Buschlandes in der Nähe des Dorfes, der Ebenen und Grasfelder, während abgelegene Wälder und Wildnisse ohne Weiteres von jedem Angehörigen des Suku benutzt und angebaut werden dürfen. Seine Felder und Pflanzungen, die Umgebung seines Gehöftes und seine Viehkraale bleiben alsdann ihm zu eigen und fallen seinen Erben zu, aber willkürlich veräußern oder verpfänden darf er sie nicht; stirbt seine Familie gänzlich aus, so verfügt der Suku über sein Land und oft erhalten dann Fremde gegen eine geringe Vergütung das Recht der Benutzung und selbst der Niederlassung. An bestimmter Bezeichnung und Abgrenzung des Eigenthums fehlt es nicht (Tydschr. 1852 I, 109 ff., Tydschr. a, III, 477 ff.).

Eine weitere Eigenthümlichkeit besteht darin daß die Kinder stets zum Suku der Mutter gehören und daß die Frau demnach als der eigentliche Träger der Familie gilt und alle Blutsverwandtschaft fast nur nach der weiblichen Linie gerechnet wird, der Mann aber, der in früherer Zeit niemals in seinen eigenen Suku heirathen durfte (Burger in Verhand. XVI, 192, Tydschr. 1861 II, 274), nicht als Gründer, sondern als ein fremder von außen hinzugetretener bloßer Beisitzer der Familie erschien. Er trat indessen durch die Heirath nicht etwa in den Suku der Frau über, die er nahm und zu der er zog, denn die Angehörigkeit zum Suku war durch die Geburt für alle Zeit bestimmt, aber es erbten eben deshalb auch nicht seine Kinder von ihm, sondern seine Schwesterkinder, nächst diesen seine Brüder (nach Andern die Mutters-Schwester und deren Kinder) dann die übrigen Blutsverwandten, wäh-

rend die Kinder die natürlichen Erben nur ihrer Mutter waren (Couperus und v. d. Linden in Tydschr. a, IV, 17 u. 272, Müller a, 144, Tydschr. 1859 I, 386). Das Vermögen der Familie in die er heirathete (pusaka) das Erbe im eminenten Sinn, eine Art von Fideicommiß, konnte der Mann nicht angreifen außer bei Blutſchuld oder anderen dringenden Schulden und auch dann nur mit Vorwiſſen der Familie, nur über das Selbſterworbene durfte er verfügen, doch gingen von dieſem die Koſten des Todtenfeſtes ab, und nur die Hälfte des Reſtes erhielten ſeine Kinder (ebend., vgl. auch Couperus). Schulden werden in gleicher Weiſe vererbt wie das Vermögen. Nur im Niederlande, nicht in den Gebirgsgegenden von Padang, iſt es der fanatiſchen Sekte der Padrins gelungen, das alte Erbrecht wenigſtens zum Theil durch das muhammedaniſche zu verdrängen (Francis in Tydschr. II, 1, 111, vgl. jedoch ebend. 1861 II, 280, vgl. Nahuijs 104). Die verwandtſchaftlichen Beziehungen des Mannes kamen nur bis zum dritten Grad in der eigenen auf- und abſteigenden Linie und in der des Bruders in Betracht (Couperus), die des Weibes in unbeſchränkter Ausdehnung, denn von der Stammmutter des Suku nebſt ihren Brüdern, Schweſtern und deren Kindern, kam urſprünglich alles Landeigenthum her.

An Abgaben bezahlen die Malaien des Gebirgslandes von Padang $^1/_{10}$ der Ernte nur dann, wenn dieſe mehr als 1000 Gantangs beträgt, und von dieſer Abgabe fällt ein Drittel an die Häuptlinge, das zweite an die Prieſter, das dritte an den Suku, deſſen Schulden damit getilgt werden; außerdem iſt noch das Schlachten und der Tabaksbau beſteuert (Couperus a. a. O. 18). Nur wo die Suku-Einrichtung verfallen iſt, hat die Bevölkerung oft einen unerträglichen Druck von Seiten der Gewalthaber zu leiden. Die bedeutendſten Einkünfte der Häuptlinge fließen indeſſen aus Prozeſſen, die nicht ſelten von ihnen zum Gelderwerb mißbraucht werden.

Bei Rechtsſtreitigkeiten wendet man ſich zuerſt an das Haupt der Familie, dann an den Panghulu, in wichtigen Angelegenheiten an die verſammelten Panghulus, was immer nur mit entſprechenden Geſchenken geſchehen kann und daher ſehr theuer kommt (Müller a, 113, v. d. Linden a. a. O. 258). Ferner muß ein Pfand im Werthe des Streitobjectes deponirt werden und der Richter erhält für ſeinen Spruch $^1/_4$ oder $^1/_5$ der Straffumme auf welche er erkennt (Couperus in Tydschr. a, IV, 13 f.). Er entſcheidet nach dem Undang-undang oder

Strafrecht und nach dem Adat oder Gewohnheitsrecht; erſt nach dieſen kommt der Koran in Betracht. Zunächſt hat er die Zeugen abzuhören, Blutsverwandte der Parteien ſind als ſolche nicht zuläſſig; mangeln genügende Zeugen oder ſind ihre Ausſagen widerſprechend, ſo wird zum Schwur gegriffen (ebend. 9 ff.). Bleibt der Thäter eines Verbrechens unermittelt, ſo muß das ganze Dorf wo es geſchah für die Schuld haften und muß ſich durch einen Eid reinigen (Müller a, 118, v. d. Linden a. a. O. 260). Rechtsſtreitigkeiten die zu keiner beſtimmten Entſcheidung kommen, gehen bisweilen in einen kleinen Krieg über (ebend. 263). Die Todesſtrafe tritt bei Mord* nur ſelten ein, muß aber, wo ſie ſtattfinden ſoll von einem Neffen des Erſchlagenen ſelbſt vollzogen werden (Couperus a. a. O. 11). Das Blutgeld für das, wie für alle Schulden, die Verwandten haften müſſen, beläuft ſich je nach dem Range des Ermordeten auf 200—1000 Gulden (Tydschr. 1861 II, 274) und fällt zur Hälfte dem Richter zu (Müller a, 116). Wer einen Andern vergiftet, wird Sklave der Familie des Vergifteten, und überhaupt ſteht es dieſer frei den Mörder eines Verwandten umzubringen, wenn ſie den Blutpreis verſchmäht (Tijdschr. 1851 II, 15); dasſelbe Recht hat auch der Mann gegen die in Ehebruch ergriffene Frau, kommt es aber zum Prozeſſe, ſo muß ſich der Kläger mit Geldbuße begnügen (Couperus a. a. O. 12, Tijdschr. 1859 II, 388). Geſtohlnes wird doppelt oder dreifach vergütet (Tijdschr. 1851 II, 15), der bemittelte Dieb zieht aber die Unterſuchung oft in die Länge, während der unbemittelte gleich jedem Zahlungsunfähigen, deſſen Schuld bis zum Preiſe eines Sklaven angewachſen iſt, Schuldſklave (pandeling) wird, d. h. er wird verpfändet bis er ſeine Geldſchuld abgearbeitet hat und reißt oft in Folge der ſolidariſchen Haftbarkeit ſeiner Familie auch dieſe mit in dasſelbe Schickſal hinein. Bezahlt ein Verwandter oder der Suku die Schuld für ihn, ſo wird er von da an der Schuldſklave des letzteren. Ein Unruheſtifter und Taugenichts kann von der Familie gänzlich ausgeſtoßen werden, ſo daß ihm, wenn er nicht auswandern will, nur übrig bleibt in den Dienſt des Panghulu zu treten (Müller a, 118, v. d. Linden a. a. O. 261). Außer den Schuldſklaven, welche die

* Wenn auch in allen Malaienſprachen ein Mörder nur „Einer der tödtet" heißt (Crawfurd III, 124), ſo würde man doch zu weit gehen hieraus zu folgern daß die Malaien von jeher keinen Unterſchied zwiſchen Mord und Todtſchlag gemacht hätten, wie die Redjang in ſpäterer Zeit (Marsden 408), und es ihnen nur um den Erſatz des vernichteten Lebens in Geld zu thun geweſen wäre.

niedrigste Klasse der bürgerlichen Gesellschaft bilden und nur einen kleinen Antheil an der Reisernte für sich erhalten, giebt es auch noch Sklaven im eigentlichen Sinne, die stets Fremde und ganz rechtlos sind.

Da sich die verwandtschaftlichen Beziehungen nach der Frau bestimmen und das Vermögen durch sie vererbt wird, kann es nicht befremden daß nach altem Adat das Mädchen oder vielmehr deren Mutter um den Mann wirbt dem sie eine gewisse Summe Geldes giebt welche bei Schließung der Ehe vom Manne gewöhnlich verdoppelt zurückerstattet wird. Oheim und Nichte können als nächste Verwandte keine Ehe miteinander eingehen (Tijdschr. 1859 I, 383). Die Stellung und das Recht der Frau hängt von der Art der Ehe ab welche sie eingeht. Dieser Arten giebt es drei. Die Heirath durch djudjur ist ein vollständiger Kauf der Frau: diese und die Kinder werden Eigenthum des Mannes und fallen nach seinem Tode an seine Erben, die Schwiegereltern verlieren alle Rechte auf die Tochter außer einem Klagerecht das ihnen bei schlechtem Betragen des Mannes gegen diesen zusteht. Da die Kaufsumme hoch ist, wird das Heirathen dadurch sehr erschwert und die Ehe kommt erst in späten Jahren zu Stande. Um die Frau nicht in die absolute Abhängigkeit gerathen zu lassen welche diese Art der Ehe mit sich bringt, sie gegen Verpfändung ihrer Person u. dergl. sicher zu stellen, bleibt bisweilen aus Delikatesse ein kleiner Theil jener Summe unbezahlt. Ist die Heirath durch semando geschehen, wobei der Mann ein bestimmtes Geschenk giebt, die Frau aber die Kosten des Hochzeitfestes zum größeren Theile trägt, so stehen beide auf dem Fuße der Gleichheit, haben gleiche Rechte auf die Kinder und das errungene Vermögen, im Falle der Scheidung bleibt das Haus der Frau und die Kinder können wählen welchem der Eltern sie angehören wollen. Wird die Ehe durch ambil anak geschlossen, so zahlt der Mann nichts und tritt in eine untergeordnete Stellung zur Familie der Frau, wird seinerseits völlig abhängig und dienstbar und hat kein Recht auf die Kinder; es findet dieß hauptsächlich dann statt, wenn von einer Familie nur noch eine Tochter übrig ist, durch deren Verheirathung die Familie aufrecht erhalten werden soll (Francis in Tydschr. II, 1, 149, Bydragen N. V. IV, 265, 312, Marsden 437, Crawfurd III, 100). Neben diesen Hauptarten der Ehe giebt es noch mehrere Uebergangsformen derselben. Als Modification der Ehe durch djudjur ist namentlich der Eintausch einer Schwiegertochter gegen eine Tochter hervorzuheben, was

unter Umständen mit einem Aufgelde und in der Art geschieht, daß die letztere nun gleich einer eigenen Tochter für Geld von denen verheirathet wird an die sie übergegangen ist (Marsden 419). Zieht die Frau zu ihrem Manne, so ist dieser in jeder Hinsicht für sie haftbar und sie selbst verliert das Erbrecht in ihrer eigenen Familie; zieht der Mann zu ihr und bleibt sie bei ihrer bisherigen Familie, was der gewöhnliche Fall ist, so hat diese, nicht jener, in jeder Beziehung für sie zu haften. Der Vater ist zwar verpflichtet für seine minderjährigen Kinder zu sorgen, da diese aber, wie wir oben sahen, ihn nicht beerben, haben sie auch nicht für seine Schulden einzustehen und sind überhaupt mit ihm nur durch ein lockeres Band verbunden; er darf ihnen ohne die Zustimmung seiner künftigen Erben nicht einmal etwas schenken außer Kleidern (Tydschr. 1859 I, 384 ff., v. d. Linden in Tydschr. a, IV, 272). Man sieht leicht daß dieses Erb- und Eherecht das Interesse für die eigene Familie zugleich mit dem für Arbeit und Erwerb zerstören, während auf der anderen Seite die Suku-Regierung jeden politischen Fortschritt unmöglich macht.

Polygamie, ohnehin nur möglich wo Reichthum den Ankauf mehrer Frauen gestattet, ist erlaubt, doch müssen die Frauen desselben Mannes in verschiedenen Dörfern wohnen (Burger in Verhand. XVI, 192). Selbstverständlich ausgeschlossen bleibt sie nur bei der Ehe durch semando und giebt in diesem Falle einen Scheidungsgrund ab. Ein solcher liegt ferner für die Frau in Vernachlässigung, Verlassung oder Mißhandlung von Seiten des Mannes, wogegen es letzterem jeder Zeit und ohne Angabe eines bestimmten Grundes frei steht die Scheidung zu bewirken (Tydschr. 1859 I, 384, Couperus in Tydschr. a, IV, 16). Im Allgemeinen wird die eheliche Treue beider Geschlechter gerühmt; die Frauen sind es meist die ihre Männer ernähren, den Handel führen und das Feld bauen (Tydschr. 1851 II, 2).

Wir haben uns im Vorstehenden auf die Darstellung derjenigen Institutionen beschränkt welche unzweifelhaft dem alten Menangkabao eigen waren und dort noch jetzt herrschen; wir werfen jetzt einen Blick auf die übrigen Länder von Sumatra, in denen theils dieselbe Verfassung bestanden haben mag, später aber mehr oder weniger sich verändert hat, theils schon seit alter Zeit wesentlich verschiedene Einrichtungen eingeführt waren.

Seitdem die Oberhoheit über Menangkabao und die Westküste von

2° 53′ n. B. bis 2° 25 s. B. auf die Holländer übergegangen ist, die sich die Bestätigung der höheren Panghulus vorbehalten und einige derselben mit 20 Gulden monatlich besolden (Tydschr. 1855 II, 97), schreitet der Verfall der alten Einrichtungen immer weiter fort, obwohl sie nicht gewaltsam von den Holländern verdrängt, sondern langsam untergraben werden. In Indrapura giebt es keine Sukus mehr, es herrscht dort ein Sultan, aber nach altem Rechte erbt der Schwestersohn den Thron (Sal. Müller in Bydragen III, 276). Die Häuptlinge haben sich hier in den Küstengegenden überall das Eigenthum des gesammten Landes angemaßt, es giebt aber nirgends größere Reiche, die einzelnen Dörfer sind voneinander unabhängig. In Moko-moko bestehen zwar die Sukus noch, aber der Tuanku, der von den Mantries aus der fürstlichen Familie gewählt wird, von ihnen aber auch wieder abgesetzt werden kann, drückt die Bevölkerung schwer, nicht minder geschieht dieß durch die einzelnen Häuptlinge seine Vasallen: die Schuldsklaverei ist daher dort sehr ausgedehnt und man unterscheidet vier Arten derselben, je nachdem Loskauf unmöglich oder noch möglich ist, oder der Verpfändete nur zu einer bestimmten Summe von Arbeit verpflichtet ist für die ein Bürge einsteht oder endlich nur für die Ablieferung eines bestimmten Maaßes von Feldfrüchten als Schuldner haftet. Es giebt dort nur eine Art der Ehe, die durch semando; wird eine zweite Frau zur ersten hinzugenommen, so erhält diese 40 Gulden; weigert sich der Mann die Schuld eines Verwandten seiner Frau zu bezahlen, so spricht dieser die Scheidung aus: Frau und Kinder werden alsdann verkauft, bezahlt er die Schuld, so nimmt er seine Frau und Kinder selbst dafür in Pfand (Bogaardt in Bydragen N. V. II 27 ff.). In Passumah lebar gelten die vier Passirahs, welche unabhängig voneinander sind, aber in einer Art von Bundesgenossenschaft stehen, als die Eigenthümer des Landes, für dessen Benutzung ihnen das Volk einige Herrendienste leisten und mit in den Krieg ziehen muß; die einzelnen Dörfer stehen unter einem Panggerang oder Depati. Heirathen werden nur durch djudjur und ambilanak, nicht durch semando geschlossen (Boers in Tydschr. II, 2, 562 ff.). Die Gesetze sind im Wesentlichen dieselben wie in Menangkabao. Unkeuschheit der Mädchen und deren Folgen werden streng mit Geldbußen gestraft (Näheres darüber und über die Eide als Beweismittel im Prozeß bei Marsden 3d ed. 233 ff.). Die Redjang, deren Land seit 1859 mit der Resident-

schaft Palembang vereinigt ist (Hollander 581), stehen unter Dipatis, deren Würde nicht streng erblich und deren Macht nur gering ist; der Versammlung derselben präsidirt der Pangerang. Aus dem Gesetzbuche dieses Volkes das im J. 1779 auf Veranlassung der Engländer niedergeschrieben worden ist, geht hervor daß zwar auch bei ihm wie bei den andern Malaien jedes Vergehen seinen Preis in Geld hat, daß aber das Erbrecht nicht das ursprünglich malaiische ist: der älteste Sohn oder das neu gewählte Haupt der Familie ist der Haupterbe, auch Mann und Frau, wenn durch semando verheirathet, beerben einander. Verletzung der Keuschheit wird auch bei ihnen streng gestraft. Der Zinsfuß betrug früher 150%, ist aber auf 50% herabgesetzt worden, doch konnte der Gläubiger nie mehr als das Doppelte der geliehenen Summe einklagen, d. h. es mußten alle Schulden vor Ablauf eines Jahres bezahlt werden, wenn sie nicht verloren gehen sollten (Näheres bei Marsden 3d ed. 210 ff.).

Benkulen, dessen Bevölkerung aus Einwanderern von verschiedener Art zusammengeflossen ist, hat die Suku-Einrichtung nicht; außer dem Tuanku von Natal haben die Häuptlinge kein festes Einkommen von der Bevölkerung und gesetzlich auch keine Macht außer in Uebereinstimmung mit dieser, aber das Recht des Stärkern herrscht vor. Der Adel, der das Volk schwer drückt, besteht aus den Orang tuas, Panghulus, Mantries und den Verwandten des Radja; auf ihn folgen im Range die niederen Häuptlinge, Priester und Kaufleute, dann die freien Bürger, endlich die Schuldsklaven und Sklaven (Francis in Tydschr. II, 1, 142, 153 u. IV, 1, 438). Die dortigen Strafgesetze, das Familien- und Eherecht ist im Wesentlichen dasselbe wie in Menangkabao. Im Thale von Lebong zwischen Benkulen und Palembang findet sich die Suku-Regierung wieder, da sich dort Leute aus Menangkabao niedergelassen haben (Steck in Bydragen N. V. IV, 86). Wenn Müller (a, 129) angiebt daß sie sich von dem Battalande im Norden bis nach Korintji erstrecke, so ist dieß zwar richtig, aber nicht genau, da sie noch weiter nach Süden reicht. In den Küstenländern südlich von Benkulen bis nach Kroe hin gelten dieselben Grundsätze in Rücksicht des Eigenthums an Land, der Verwandlung aller Strafen in Geld und mittelbar in Zwangsarbeit und die Arten der Ehe sind dieselben wie in Menangkabao, nur die Eintheilung des Volkes und Landes ist eine andere: dem Dorfe steht ein vom Volke ernannter Proatin vor und aus

den Dörfern sind Mergas oder Margas formirt, deren Oberhaupt der von den Proatins gewählte Chalippa ist (Bydragen N. V. IV, 256 ff.).

Auch bei den Lampongs sind ähnliche Institutionen als die Grundlage der jetzigen politischen und socialen Verfassung leicht zu erkennen, obwohl sie bedeutende Veränderungen erlitten haben. Jeder Distrikt oder Marga, selten aus mehr als zehn Dörfern gebildet und von einem unabhängigen Oberhaupt regiert, ist nach dem Stamme benannt dem seine Bevölkerung angehört. Jedes Dorf ist in eine Anzahl von Vierteln getheilt, an deren Spitze ein Viertelmeister steht. Dem Meister des ältesten Viertels sind die der übrigen untergeben; die Gründung eines neuen Viertels fordert die Zustimmung der sämmtlichen Häuptlinge und solange diese nicht ertheilt wird bleibt selbst eine größere Anzahl neu gegründeter Gehöfte unselbstständig und stets abhängig von ihren Stiftern: es sind demnach hier geradeso wie bei der Suku-Regierung dem streng patriarchalischen Princip entsprechend alle Abhängigkeitsverhältnisse nach dem genealogischen Zusammenhang geregelt; daher auch der Herrscher seine Unterthanen nur als „Stammgenossen", das Familienhaupt die seinigen nur als „Kinder und Vettern" anreden kann (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 249, 1857 I, 89 ff.). Bei der Eitelkeit und Rangsucht dieser Menschen giebt dieß zu vielen Streitigkeiten Veranlassung, jeder wendet Alles an um sich den Andern furchtbar zu machen, es besteht fast keine Regierung, Leben und Eigenthum genießen nur geringe Sicherheit. Die Einkünfte des Fürsten und Abgaben sind zwar gesetzlich bestimmt (Näheres darüber a. a. OO.), aber der Einzelne sucht sich seinen Verpflichtungen möglichst zu entziehen. Eine vorzüglich große Rolle spielen die vielen dort gebräuchlichen und zum Theil hochtrabenden Titel, deren einige von Menangkabao herstammen, während andere von späterem Ursprung und aus Bantam herübergekommen sind. Die höchsten Auszeichnungen bestehen in einer Art viereckiger Bank, einer künstlich geschnitzten Rücklehne und einer Ehrenpforte; sich diese beizulegen verursacht dem Fürsten große Kosten, da er zu diesem Zwecke prachtvolle Feste geben muß, gewährt ihm aber auch den Vortheil alsdann höhere Strafgelder auflegen, eine höhere Kaufsumme für seine Töchter fordern zu können u. dergl. Jeder neue Titel und jedes neue Vorrecht muß gekauft werden von den Privilegirten, kann aber auch dann vererbt und ohne eigenen Verlust weiter verkauft werden. Erbitterte Streitigkeiten die von Geschlecht zu Ge-

schlecht forterben, entspringen auch aus dieser Quelle (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 136 ff., Du Bois ebend. 1852 I, 253, 319, 329, ebend. 1857 I, 94, 103 ff.). Das Land gilt als Gesammteigenthum des Volkes (ebend. 116). Die Würden gehen auf den ältesten Bruder, nach den Brüdern auf den ältesten Sohn über; ist eine Wahl nöthig, so entscheidet über diese nicht die Thätigkeit, sondern nur das Recht das die Verwandtschaft giebt; im Uebrigen wird gewöhnlich der Sohn der vornehmsten Frau vom Vater zum Haupterben erklärt (Du Bois a. a. O. 250, 264). Das Strafrecht, Schuld- und Sklavenwesen wie das Prozeßverfahren ist in vieler Beziehung dem von Menangkabao ähnlich (Näheres bei Du Bois a. a. O. 256 ff.), das erstere unterscheidet sich hauptsächlich nur durch einige barbarische Züge und durch die Habsucht welche sich in der Vervielfältigung der Geldstrafen kundgiebt: der Mörder muß oder mußte wenigstens früher außer mancherlei Strafgeldern an die Familie des Erschlagenen zwei Menschenköpfe liefern die zu Füßen desselben begraben werden, und einen lebendigen Menschen (irawan) mit dessen Blut sich die Verwandten bestreichen zur Sühne, nachdem sie ihn umtanzt und getödtet haben. Verwandtenmord beschädigt nur die eigene Ehre und zieht keine Geldstrafe nach sich. Eide und Ordalien werden bei heiligen alten Gräbern vollzogen, an denen auch Opfer gebracht werden. Die Ordalien bestehen in Untertauchen, Herausholen eines Ringes aus siedendem Oel oder dem Hinstreichen eines glühenden Eisens über die Zunge. Die Ehe wird meist durch djudjur geschlossen, nur von Armen durch ambil anak, was für schimpflich gilt. Viele bleiben unverheirathet, weil die Brautpreise, deren es fünf verschiedene giebt, zu hoch sind, oder entführen die Braut damit deren Eltern sich mit einer geringeren Summe begnügen; auch geschieht dieß mit Vorwissen der letzteren, die alsdann gewaffnet ausziehen das Mädchen zu suchen, sich aber bald zufrieden geben und nach Aufführung eines Kampfspieles auf die Festsetzung der djudjur eingehen. Aus Eitelkeit wird die letztere nach Uebereinkunft oft beträchtlich höher angegeben als sie wirklich beträgt. Die älteste Heirathsceremonie besteht darin daß der Bräutigam sein linkes Knie auf die Kniee der Braut legt. Ausschweifungen sind häufig, doch Scheidung fast unbekannt. Nach dem Tode des Mannes fallen dessen weibliche Angehörigen an den ältesten Bruder der sie zu versorgen hat (Du Bois a. a. O. 265 ff., 319, Zollinger a. a. O. 131 ff., Tijdschr. 1857 I, 114, 1862 I, 175). Die Orang

Pagagan haben die Ehe durch djudjur schon lange nicht mehr; der Islam hat sich bei ihnen weiter ausgebreitet als bei den Lampongs, welche noch vielen heidnischen Aberglauben haben und nur dem Namen nach Muhammedaner sind (Tijdschr. 1857 I, 41, Du Bois a. a. O. 256, Steck in Bijdragen N. V. IV, 110).

In Palembang läßt nur das Eherecht noch die alt-malaiischen Einrichtungen bestimmt erkennen: es bestand dort sowohl die djudjur mit der häufig sich an sie knüpfenden Dienstbarkeit und Schuldsklaverei des Mannes, seines Bruders und seiner Kinder als auch die Ehe durch ambil anak, doch ist es den Bemühungen der Holländer und namentlich denen des Residenten de Kock (1846) gelungen die erstere abzuschaffen (Reijnst in Tijdschr. I, 1, 263, ebend. V, 2, 15 u. 1852 I, 227 f.). Die politischen Verhältnisse sind überwiegend durch javanische Einflüsse bestimmt worden, und wie fast überall in eroberten Ländern findet sich auch hier eine Art von Lehnsverfassung. Der Sultan gilt als der Eigenthümer des Landes. Neben ihm stehen die großen Vasallen, denen das Volk Herrendienste zu leisten und Lieferungen zu machen hat, ein in drei Klassen getheilter, durch bestimmte Rangzeichen unterschiedener Adel dessen gebildetster und kenntnißreichster Theil die Mantries waren; diese bildeten die ausführende Macht und waren die früheren Beamten des Sultans, dessen Herrschaft in neuerer Zeit in Folge innerer Unruhen von den Holländern ganz beseitigt worden ist. Manche Ländereien (sindang) des Adels zahlten keine Abgaben, dieser hatte für ihren Besitz nur Truppen zu stellen und Kriegsdienste zu thun, auf anderen (sikap) ruhte die Verpflichtung zu bestimmten Herrendiensten oder Lieferungen. Alles übrige Land wurde, wie es scheint, als Domäne des Fürsten betrachtet und ganz zu dessen Vortheil verwaltet: es war in Bezirke (margas) getheilt, deren jeder unter einem vom Sultan ernannten Depati und nächst diesem unter mehreren von der Bevölkerung gewählten Proatins stand und die Versammlung dieser höheren und niederen Häuptlinge, deren Aemter meist auf den Sohn oder den nächsten Verwandten forterbten, bildete die Bezirks-Regierung (Tijdschr. VIII, 3, 301 ff., ebend. 1853 II, 454 ff. vgl. Court, Exposit. of the rel. of the Brit. gov. with Palembang. Lond. 1821 p. 119). Die Bevölkerung selbst zerfiel in zwei Klassen, in Matagawes und Aliengans: jene waren eigentlich allein besteuert und hatten für alle Herrendienste und sonstigen Lasten einzustehen, genossen gewisse Vorrechte und waren die

natürlichen Schutzherren der letzteren, ihrer unter ſie eingetheilten Verwandten und Hörigen, welche factiſch freilich alle Arbeiten und Leiſtungen zu verrichten hatten, während die Geldſtrafen und Schulden in die ſie verfielen, wenigſtens bisweilen von den Matagawes für ſie bezahlt wurden. Die Anzahl der beſteuerten Matagawes — ſie waren es nicht alle auf einmal, ſondern wahrſcheinlich abwechſelnd — wurde ſtets voll erhalten, ihre Dienſtpflicht war erblich und ging auf den älteſten Sohn, oder wenn ein ſolcher fehlte, auf den Tochtermann über, und die Laſten der Familie und des Dorfes für welche ſie zu haften hatten, ſollten ſich ſtets gleich bleiben, aber der Sultan und die Mantries ließen dieſe nicht allein nach Maßgabe der Bevölkerung ſelbſt zunehmen, ſondern verlangten auch gegen eingeführte Waaren oder Geld Lieferungen von Landesprodukten, die nur zur Hälfte oder zu ¼ ihres Werthes angenommen wurden, forderten Geſchenke bei Audienzen, Feſten und anderen Gelegenheiten und erlaubten ſich ſonſt noch viele Erpreſſungen (Tydschr. I, 1, 258 ff., VIII, 3, 321, ebend. 1853 II, 456 f.). Durch die Holländer ſind die gröbſten dieſer Mißbräuche abgeſchafft worden; wie viel ſich ſeitdem von der früheren Verfaſſung noch erhalten hat, iſt nicht näher bekannt.

Indragiri früher an Johor, ſeit 1718 an Rhio unterthänig, hat einen Sultan mit dem Titel Jang dipertuan, welcher gleich ſeinen beiden Reichsverweſern des Nieder- und des Gebirgslandes aus einer beſtimmten Familie vom Volke gewählt zu werden pflegt, aber der Beſtätigung von Seiten des Sultans von Lingga bedarf, der jedoch ſeine Souveränetät (1837) an die Holländer übertragen hat und von dieſen eine Penſion bezieht. Der Sultan von Indragiri regiert mehr oder weniger abſolut, je nach ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, das Land iſt ſein und der Reichsgroßen Eigenthum, die es entweder ſelbſt bearbeiten laſſen oder gegen beſtimmte Abgaben die Erlaubniß dazu an Andere ertheilen. Bemerkenswerth iſt daß ſich in Tiga Lurong eine Spur des alten Erbrechtes erhalten hat: die eigenen Kinder und die Schweſterkinder erben dort zu gleichen Theilen (Tijdschr. IV, 1, 542 ff., Hollander 612). In Siak, wo die Holländer ſeit 1858 aufs Neue Fuß gefaßt haben (ebend. 624) ſcheinen die Verhältniſſe von ähnlicher Art zu ſein. Atjin iſt oder war vielmehr früherhin in drei Landſchaften getheilt, welche, wahrſcheinlich nach der Anzahl ihrer Mutterdörfer, die 22, 25 und 27 Sagins (Sukus?) hießen. Jedes dieſer Dörfer ſteht

unter einem Panghulu oder einem Iman, jede Landschaft wurde von je zwei Panglimas regiert, die den Sultan ganz in Abhängigkeit erhielten, da sie ihn ein- und absetzen konnten. Despotismus und Anarchie haben daher dort oft miteinander abgewechselt. Der Thron geht wie die Würde des Panglima der Regel nach auf den ältesten Sohn, nicht mehr auf Weiber über, wie zu Dampier's (III, 156) Zeit, da die zwölf Oronkeys factisch, eine Königin aber dem Namen nach regierte (1688). Außer den Panglimas giebt es noch einen siebenten hohen Beamten der dem Handel und Zollwesen vorsteht, den Sjabandhar (Ritter in Tijdschr. I, 2, 466 ff., ebend. IX, 4, 165). Die Strafen sind hart, obwohl durch Geld abkäuflich, der Rechtszustand sehr unsicher, der Einzelne sucht sich meist selbst Recht zu schaffen. Abschneiden von Hand oder Fuß, auch Pfählung war sonst namentlich in Atjin eine häufig vorkommende Strafe (Dampier III, 152 f., Marsden 550). Die Dörfer der Nordwestküste bis nach Singkel sind ganz unabhängig (ebend.). Singkel selbst das im 16. Jahrh. zu dem großen Reich von Baros gehörte, kam im 19., da dieses sich auflöste an Atjin, dem es noch jetzt untergeben ist. Die Häuptlinge der dortigen Dörfer (Datus) haben nur geringe Macht, ihre jüngeren Brüder sind meist Priester (Ritter in Tijdschr. II, 1, 13, Rosenberg in Tijdschr. a, III, 411 ff.).

Auf der Halbinsel Malakka hat das ursprüngliche Malaienthum eine nicht unerhebliche Umbildung erfahren durch muhammedanische Einflüsse, welche überall zum Absolutismus hingeführt haben. Wo es den Fürsten gelungen ist die Herrschaft zu centralisiren hat sich ein vollständiger orientalischer Despotismus entwickelt, und der Druck den sie ausüben (in Pahang, Tringanu) wird als so unerträglich geschildert (Abd-Allah 34, 107) daß sich die Völker lebhaft nach Befreiung von diesem Joche durch die Europäer sehnen. Im Innern von Malakka ist in Folge der Bedrückungen und Erpressungen von Seiten der Rajas jetzt Alles verödet (Braddell in Journal VII, 96). Der Sultan von Lingga, der bis zum J. 1824 den großen Titel eines „Sultans von Johor, Pahang, Lingga, Rhio und seiner Dependenzen" trug, galt in neuerer Zeit unter den dortigen Fürsten als der erste im Rang (Tijdschr. 1853 I, 412, Angelbeek in Verhand. XI, 53), obschon sein größter Vasall, der Unterkönig von Rhio, ohne sich von ihm loszusagen, sich eine gewisse selbstständige Macht zu erwerben gewußt hat, und neuerdings das Reich von Lingga nächst äußeren Einflüssen durch den Druck

der Großen, die Faulheit des Volkes und die Demoralisation beider gänzlich herabgekommen ist (Geschichte desselben seit dem Anfang des 18. Jahrh. von Netscher in Tijdschr. a, II, 180 ff.). Der Sultan wird von den Holländern ein- und abgesetzt, muß aber wo möglich dem Fürstenhause von Johor angehören; der Verweser des Reiches ist stets ein Bugis (Hollander 667).* Die Suku-Eintheilung, obwohl verfallen und in wesentlichen Punkten verändert (s. Hollander 663) besteht noch, aber die Heirath durch djudjur hat sich nicht erhalten (ebend. 132, 134 vgl. Newbold bei Moor Append. 63 f.). Die Reichsgroßen, deren Würden auf den ältesten Sohn und nach diesem auf den Bruder forterben, verwalten das Land ohne Rechenschaft davon zu geben. Die Strafgesetze, in denen die Geldbuße auch bei Mord die erste Stelle einnimmt, sind zum Theil grausam und barbarisch (Näheres bei Angelbeek a. a. O. 46 ff.). In Naning und anderwärts besteht noch die Succession des Schwestersohnes, doch kommt dieses alte Erbrecht durch muhammedanischen Einfluß mehr und mehr außer Gebrauch (Newbold I, 236, II, 220). Das Land gilt im Reiche von Malakka als Eigenthum des Herrschers, der den Zehnten davon erhält, nur unbebauten Grund und Boden zu occupiren und zu bearbeiten ist allgemein erlaubt und begründet ein Besitzrecht das solange dauert als die Spuren der Cultur (ebend. I, 260). Unter dem Raja stehen zunächst der Bandahara, der Tumungong und der Laksamana, von denen der erste der Regierung, der zweite die Justiz, der dritte dem Seewesen vorgesetzt ist (ebend. II, 312). Der Shabandar hat die Aufsicht über Maaß und Gewicht, die Schiffs- und Fremdenpolizei (ebend. 265). Die Gesetzbücher der Malaien, deren es mehrere giebt, sind an Geist und Inhalt nahe miteinander verwandt (Näheres ebend. 224 ff., Journal IX, 71 ff. Raffles in As. Res. XII, 104 ff.) und ihre Bestimmungen lassen die absolutistische Regierungsform überall deutlich hervortreten: sie verlangen denselben Gehorsam gegen gerechte und ungerechte Befehle des Fürsten; gewisse Ausdrücke dürfen nur in der Anrede an diesen gebraucht, bestimmte Farben und Stoffe der Kleider nicht ohne Erlaubniß desselben getragen werden (Newbold II, 232), und die Verletzung dieser beiden Vorschriften gilt in Lingga sogar als Hochverrath (Angelbeek a. a. O. 49); über die Sonnenschirme als Zeichen politischer Würden,

*) Der Einfluß der Bugis schreibt sich von den Diensten her die sie zu Anfang des 18. Jahrh. dem Sultan von Johor geleistet haben (s. oben p. 16).

ihre Farbe, Anzahl u. s. f. (s. Dulaurier zu Abd-Allah 37 ff.). Einen Sklaven des Fürsten wegzufangen wird mit dem Tode, den Büffel eines Beamten zu tödten mit Sklaverei in Johor gestraft, die Verletzung des Eigenthums des gemeinen Mannes dagegen minder streng geahndet (Journal IX, 76, 81). Wer auf Ehebruch oder Diebstahl ertappt wird oder einen Andern in's Gesicht schlägt, darf unmittelbar getödtet werden, außer wenn er ein Beamter ist, und wie die Bestrafung der Hochgestellten erleidet nicht bloß eine Verzögerung, sondern fällt auch milder aus (ebend. 86 f.). — Alles, wie es scheint, um der Hoheit und Heiligkeit des Herrschers willen deren Abglanz auf sie fällt. Der Koran soll für den Richter stets die erste Norm, das Gewohnheitsrecht die zweite sein (Newbold II, 276).

Wir müssen uns darauf beschränken einige charakteristische Züge aus den Gesetzbüchern von Malakka und Johor herauszuheben, im Uebrigen aber auf Newbold und das Journal (a. a. OO.) verweisen. Der Codex von Johor verlangt stets zwei, bei schweren Verbrechen vier Zeugen im Prozeß und erklärt Verbrecher, Sklaven, Kinder, Weiber für unfähig Zeugniß abzulegen mit wenigen Ausnahmen; die Ordalien sind dieselben wie bei den Lampongs (s. oben, Newbold II, 240, Journal IX, 90). Meuchelmörder zu dingen ist in den Fällen, in welchen, wie erwähnt, Todtschlag dem Beleidigten frei steht, in Johor nur mit Vorwissen der Obrigkeit erlaubt (ebend. 89). Mord an einem Sklaven oder Ungläubigen, vom Vater an seinem Kinde begangen, wird nicht mit dem Tode gestraft (Newbold II, 304). Es giebt mildere und schärfere, zum Theil entehrende Strafen des Diebstahls, je nach dem Werthe des Gestohlenen und den leichteren oder schweren Umständen; wer um Diebstahl weiß und ihn nicht anzeigt, verfällt in Strafe; gefundene Sachen von Werth sollen drei Tage lang öffentlich ausgestellt werden (ebend. 238, 304). Fremdes Vieh das auf Reisfeldern Schaden anrichtet darf gefangen und geschlagen werden, nur wenn jene eingezäunt sind; Büffel müssen Nachts eingehegt werden, sonst darf jeder sie tödten dessen Feld sie beschädigen (ebend. 295, 309). Bienen sollen nicht wie wilde und jagdbare Thiere von einem jeden eingefangen und angeeignet werden, sondern sind als Privateigenthum zu behandeln (Journal IX, 75). Sklaverei und Sklavenhandel sind bei den Malaien wie allerwärts so auch hier in Uebung; dasselbe gilt von der erblichen Schuldsklaverei oder Verpfändung der Schuldner und ihrer Familie

(Newbold I, 141). Indessen soll nach den Gesetzen von Johor weder der Schiffbrüchige noch der Hungerleidende Sklave seines Retters werden, sondern dieser nur den Anspruch auf eine bestimmte Belohnung erhalten (Journal IX, 77). Am Sklaven wird Diebstahl durch Abhauen der Hand, am Freien nicht durch Verstümmelung gestraft (ebend. 81), aber der Sklave ist nicht völlig rechtlos. Erschlägt ihn sein Herr, so wird er vor Gericht gestellt; bringt eine Sklavin ihrem Herrn ein Kind, so ist sie unverkäuflich und wird frei (Newbold II, 302, 293). Als charakteristisch erwähnen wir endlich noch daß, wie Crawfurd (III, 130) bemerkt hat, ein Angriff auf die Ehre des verheiratheten Weibes als zugleich gegen die des Mannes gerichtet schwerer gestraft wird als die Verführung und Schändung eines Mädchens, die fast nur als ein Schaden an Eigenthum und Geld angesehen zu werden scheint (Newbold II, 248, Journal IX, 83, 86). Beschimpfende Strafen, besonders Schläge, gelten für sehr hart und werden tief empfunden; die Todesstrafe ist häufig, wird aber durch unnütze Grausamkeiten nicht verschärft.

Unter den sog. Malaienstaaten auf Borneo — viele von ihnen sind vielmehr von Javanern gegründet worden, wie wir gesehen haben — sind Sambas und Pontianak, Banjermassing, Coti und Bruni neuerdings die bedeutendsten. An der Spitze des letzteren steht ein Sultan der den hohen malaiischen Titel Jang dipertuan führt, die Regierung aber ist bald despotisch monarchisch bald oligarchisch je nach dem persönlichen Charakter des Regenten (Low 104, 107). In den meisten jener Staaten ist die Regierung nur dem Namen nach absolut monarchisch, so z. B. in Sambas wo der Herrscher von dem hohen Rathe der Sechzehn gewählt wird und im Grunde nur dessen Vorsitzer ist, in Pontianak dagegen und in neuester Zeit auch in Sekadouw ist sie es in der That. Der Druck den das Volk zu leiden hat ist aber überall derselbe. Die Fürsten kümmern sich nur um die Strafgelder die sie einziehen können und oft in sehr willkürlicher Weise auflegen und üben ihre Erpressungen zunächst an den Reichen und Vornehmen, die sich durch eine gleiche Behandlung des Volkes dafür schadlos halten (Veth II, 326). Dieß gilt vor Allem auch von den Sultanen von Banjermassing, die sich in der neueren Zeit nur als vollständige Wütheriche und Wollüstlinge gezeigt haben; die Furcht vor ihrer und der Reichsgroßen Habsucht verscheucht allen Fleiß der Bevölkerung und nur in den von der

Reſidenz ferner gelegenen Gegenden regt ſich einige Betriebſamkeit (Schwaner I, 52 ff.). Ueberall in dieſen Ländern herrſcht die drükkendſte Schuldſklaverei, da alle Strafen Geldbußen ſind oder in ſolche verwandelt werden, und ganz vorzüglich haben die Dajaks darunter zu leiden, die von den Malaien ohnehin meiſt ganz als Leibeigene behandelt und ſelbſt wo dieß nicht geſchieht, ſo in Schulden verwickelt werden daß ſie dieſen mit ihrer Familie in kurzer Zeit ganz preisgegeben ſind. Sie mögen durch jene einige Bildung erhalten haben, müſſen es aber ſchwer entgelten. Gewalt und Liſt werden gegen ſie gleichmäßig angewendet, ihre Streitigkeiten, ihre Noth und Armuth, ihr Handelsbetrieb zu ihrem Verderben benutzt. Kriegsgefangen werden ſie Sklaven, können ſie die verlangten Abgaben nicht aufbringen, verrichten ſie die aufgelegten Herrendienſte nicht, ſo haben ſie dasſelbe Schickſal. Auch manche Verbrechen werden auf dieſe Weiſe an ihnen geſtraft, bisweilen veranſtaltet man, beſonders in Silat förmliche Sklavenjagden auf ſie. In vielen Gegenden wird ein Zug in das Land der Dajak unternommen, man legt den Hungernden Reis hin und begiebt ſich in den Hinterhalt; jene kommen um zu eſſen, werden gefangen und verſklavt, da ſie nicht bezahlen können (Tijdschr. 1849 I, 354). Man zwingt ihnen ferner Handelswaaren (Eiſen, Salz u. ſ. f.) zu ungeheuren Preiſen auf und fordert von ihnen Lieferungen aller Art bei Feſten und andern außergewöhnlichen Gelegenheiten. Die Holländer haben ſich ſeit 1823 mehrfach bemüht dieſen Druck zu mildern, der auf Java (1825) ausgebrochene Krieg hat ſie darin geſtört und erſt ſeit 1846 haben ſie ihre Aufmerkſamkeit wieder auf Borneo gerichtet (Veth II, 323, 335 ff., Keppel II, 178 ff.). In Bruni beſtehen für die Sklaven und Schuldſklaven zwar ähnliche mildere geſetzliche Beſtimmungen wie in Malakka, aber factiſch kümmert man ſich nicht um das Verbot des Koran einen Gläubigen als Sklaven zu halten, vielmehr läßt man die Dajak-Sklaven ſogleich beſchneiden und zum Islam übertreten (Low 119 ff.).

Das Familienleben der Malaien iſt meiſt friedlich und glücklich, der Vater wird hochgeehrt von den Kindern und bleibt dieß auch wenn letztere erwachſen ſind (Angelbeek in Verhand. XI, 37). Nicht leicht bleiben ſie unverheirathet, zumal da der Koran ſie zur Ehe auffordert; Proſtitution iſt beſonders an Orten die von Fremden wenig beſucht werden, wie z. B. in Maning äußerſt ſelten (Newbold I, 244). Die

Eltern lieben ihre Kinder innig und nennen sich nicht selten nach diesen, besonders wenn es ein Sohn ist auf den sie ihre Hoffnungen bauen (Crawfurd I,94). Ein wahre Affenliebe sollen namentlich die Lampongs für ihre Kinder hegen (Zollinger in Tijdschr. IX, 1, 130). Da die Festigkeit der Familienbande zur Blutrache in nächster Beziehung steht werden häufig um sich zu sichern mit einem Gliede einer Familie auch die übrigen umgebracht (Crawfurd I, 82). Charakteristisch ist das Mißtrauen mit welchem der Verkehr des Weibes mit dem Manne fast immer von den Malaien betrachtet wird, aber sonst unerhört ist eine in Pontianak geltende gesetzliche Bestimmung daß ein Mann mit dem Tode bestraft werden soll der eine in's Wasser gefallene Frau rettet, wenn er kein Verwandter derselben ist (Tijdschr. 1853 II, 232).

Das Temperament und der moralische Charakter der Malaien sind auf äußerst verschiedene Weise geschildert worden, wovon die Ursache gewiß weit weniger in den eigenthümlichen Erfahrungen und Auffassungen der einzelnen Berichterstatter als in den großen Unterschieden zu suchen ist welche in dieser Hinsicht unter den einzelnen Völkern wirklich bestehen und im Laufe der Zeit hervorgetreten sind. Meist hat man dabei nur die Malaien der späteren Zeit, speciell die von Malakka vor Augen gehabt, und ist ihnen nicht gerecht geworden, weil alle nähere Bekanntschaft der Europäer mit ihnen sich erst aus der Zeit des Verfalles ihrer Macht und der Zerstörung ihres ursprünglichen Wesens durch fremde Einflüsse herschreibt. Ein vortheilhafteres Bild wird von ihnen entwerfen wer aus ihrer Literatur als wer aus persönlicher Beobachtung schöpft, ein vortheilhafteres wer auf die Länder sieht in denen sich Vieles von dem ursprünglichen Malaienthum erhalten hat als wer die großentheils entarteten Malaienvölker anderer Gegenden schildert.

Die Malaien von Sumatra sind von einfältigeren Sitten und einfacherem Benehmen als anderwärts und namentlich in Malakka und Borneo, deren Charaktere vielfach eine gewisse moralische Versunkenheit erkennen läßt; weder sind Hinterlist und Intrigue ihnen in einem ähnlichen Grade eigen wie den letzteren, noch theilen sie deren Stolz und Hochmuth; auch geschlechtliche Ausschweifungen sind ihnen fremd (Marsden 3d ed. 208). Die Bewohner von Agam und Passumah lebar zeichnen sich vor Allem durch große Freiheitsliebe aus, sind muthig und tapfer, rachsüchtig und nicht ohne kriegerische kampflustige Wildheit, die ersteren

zwar nicht dem Trunke, aber dem Spiel und Opiumgenuß ergeben; Diebstahl gilt ihnen für sehr schimpflich und wird streng bestraft; in Passumah lebar findet sich die Leidenschaft für Spiel und Opium nicht, die Menschen sind offen, gastfrei, mäßig und voll Ehrgefühl, doch nicht selten unehrlich im Handel (Tijdschr. 1851 II, Boers in Tijdschr. II, 2, 567). Aehnlich werden die übrigens sanfteren und trägeren Redjangs geschildert. In Benkulen dagegen ist die Bevölkerung durch Spiel und Opiumgenuß, die aus Habsucht von den Häuptlingen gefördert werden sehr depravirt; Mord, Menschenraub, Diebstahl sind häufig, große Faulheit allgemein (ebend. I, 2, 349). Als ein Inbegriff aller Schlechtigkeit und Gemeinheit werden sehr einstimmig die Atjinesen dargestellt. Die Lampong sind durch lange Anarchie ein eigenmächtiges raublustiges Volk geworden, bei dem Diebstahl und Mord keine Thaten sind deren man sich zu schämen hat, während es allerdings Schande bringt eine Beleidigung ungerächt zu lassen; der auf Rache Sinnende legt allen Schmuck ab und bleibt bis zu seiner Befriedigung von allen Festlichkeiten und Vergnügungen ausgeschlossen. Eitelkeit auf Rang und Titel, Kleinlichkeit in der Beobachtung der Etikette, Zugänglichkeit für Schmeichelei jeder Art paart sich bei ihnen mit großer Neigung zum Spiel und zu Ausschweifungen, mit Faulheit und Feigheit, doch werden sie von einigen Berichterstattern als gastfrei und ehrlich gerühmt, obwohl sie im Handel oft betrügen (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 273, ebend. 1857 I, 112, 1862 I, 173, Steck in Bijdragen. N. V. IV, 103). Nicht viel günstiger wird das Volk von Palembang geschildert: Streit- und Rachsucht sind ihm eigen, das Mißtrauen allgemein, Betrügerei sehr verbreitet; der Adel des Landes (die Prijais) ist faul, dumm, trotzig und drückt das Volk schwer. Die seit langer Zeit mit Palembang vereinigten Ogan-Stämme sind dagegen von friedlichem Wesen und nicht streitbar (Tijdschr. 3, 294, 311, 316).

Die Schilderungen der Malaien im Allgemeinen die wir besitzen und die sich hauptsächlich auf die von Malakka und den umliegenden kleineren Inseln beziehen, heben vor Allem die heftige Leidenschaftlichkeit seines Temperaments hervor. Sie zeigt sich in der Liebe wie im Haß, im Kampfe den der Malaie, einmal erregt, nicht selten mit völliger Unempfindlichkeit gegen Schmerz bis zum Tode fortsetzt, im Spielen und Wetten, wobei er oft all sein Eigenthum, dann Weib und Kind und selbst die eigene Freiheit daransetzt. Besonders sind es die Hahnen-

kämpfe die ihn zu ſolchem Wagniß leicht veranlaſſen, die Zärtlichkeit und Verehrung für ſeinen Lieblingsvogel reißt ihn zu jeder Thorheit fort. Bekannt unter dem Namen des Amok*) oder Amoklaufens (to run a muck vgl. Crawfurd I, 66, und in Journal IV, 184) ſind die Anfälle von blinder Wuth in der er achtlos jeder Gefahr einem Raſenden gleich fortſtürzt und Alles mordet was ihm in den Weg kommt bis er erſchöpft zu Boden ſinkt, wenn er nicht etwa niedergeſchoſſen wird, denn auf dieſe Weiſe ihn unſchädlich zu machen ſteht alsdann einem jeden frei, daher es bisweilen lebensgefährlich werden kann raſch zu laufen. Dieſe Wuthausbrüche, welche in Java jetzt ſelten, auf Bali und in den ſüdlichen Theilen von Celebes häufiger ſind, mögen allerdings bisweilen auf einem plötzlichen Anfall von Tobſucht beruhen (Oxley in Journal III, 532), meiſt iſt es aber vielmehr die ungeſtillte kochende Rache und Verzweiflung die ihnen zu Grunde liegt und bisweilen treten ſie in völlig planmäßiger wohl überlegter Weiſe ein (ſ. das Beiſpiel in den Memoirs p. 66, welche überhaupt ein gutes Bild malaiiſchen Charakters und malaiiſcher Sitten in einfacher Sprache geben). Ihnen zu begegnen dient die Vorſicht mit welcher man einem Gefangenen immer ſogleich den Kris abzunehmen pflegt. Es ſcheint indeſſen daß das Amok meiſt einen zu großen Einfluß auf das Charakterbild ausgeübt hat das man gewöhnlich vom Malaien entworfen ſieht, denn im Ganzen läßt ſich nicht leugnen daß er friedliebend, ſanft, dienſtfertig und gutmüthig iſt und ſich faſt überall durch Mäßigkeit und Nüchternheit im Eſſen und Trinken auszeichnet (Brooke bei Keppel II, 127 ff.)

Ein weiterer charakteriſtiſcher Zug der Malaien iſt ihr äußerſt empfindliches Ehrgefühl, mit welchem einerſeits ihre leicht erregte Rache und andererſeits ihre Höflichkeit in Verbindung ſteht, die jedoch ohne Schmeichelei und Erniedrigung, vielmehr mit einem männlichen Selbſtgefühl und einem ſtets würdigen ernſten Betragen zuſammengeht. Ihre Demuth vor den Fürſten iſt nicht ſo ſklaviſcher Art wie bei dem Javaner. Stolz und freiheitsliebend, laſſen ſie ſich bei einiger Rückſicht auf ihre Vorurtheile verhältnißmäßig leicht leiten, widerſtreben aber dem Zwange. Lautes Schreien und Schimpfen erlauben ſie ſich nicht, ja ſchon directer

*) Eine ähnliche große Reizbarkeit die bisweilen gefährlich wird, iſt nicht ſelten den Lappen und beſonders deren Weibern eigen, die erſchreckt in convulſiviſche Bewegungen oder in verzweifelnde Wuth verfallen, Andere angreifen und mißhandeln (Caſtrén, Reiſen im Norden 1853 p. 151).

Widerſpruch gilt ihnen als unhöflich, wie ſchnelles Antworten auf wichtige Fragen von vielen als unbeſonnen betrachtet wird (Newbold II, 185 ff., I, 139, Braddell in Journal V, 15, Crawfurd I, 52, Angelbeek in Verhand. XI, 32, Belcher I, 175). Schon jemand ſcharf anzuſehen wird leicht als Beleidigung aufgenommen, wahrſcheinlich aus einer Art von Aberglauben dem ähnlich welcher verbietet den eigenen oder der Verwandten Namen zu ſagen. Auch widerſtrebt letzteres ihrer Eitelkeit die ſich gern einredet berühmt und allgemein gekannt zu ſein. Sie ſchmeicheln gern und es giebt keine Freundſchaft unter ihnen außer der, welche das gemeinſame Intereſſe knüpft. Zu einem Hochgeſtellten auf den Knieen hinzukriechen iſt Sitte, man nimmt deſſen Hand zwiſchen die ſeinigen, berührt den Boden mit der Stirn und zieht ſich wieder zurück ohne jenem den Rücken zu kehren. Die ehrfurchtsvolle Stellung iſt die ſitzende und das Sitzen geſchieht mit gekreuzten Beinen. Einen Gleichſtehenden begrüßt man indem man deſſen Hand zwiſchen die eigenen faßt und damit die Stirn berührt. Einem Gaſte wird eine Kokosnuß und etwas Zucker, beim Weggang Betel und Areca geboten (Angelbeek a. a. O., Newbold II, 176). Die Beobachtung der Etikette gilt als vorzüglich wichtig und die conventionellen Formen des Verkehrs ſind ſehr ſpeciell beſtimmt: bei Briefen ſind nicht bloß der Stil und die Anrede, ſondern auch der Stoff, die Farbe die Art der Faltung des Couverts, die Anzahl und Stelle der Siegel durch feſte Vorſchriften geregelt je nach der Stellung des Schreibers und des Adreſſaten (ſ. Dulaurier zu Abd-Allah p. 5, Newbold II, 337 ff.). Die geſelligen Vergnügungen beſtehen außer Karten-, Würfel- und Ballſpiel, in Waffentänzen, Turnieren, Scheibenſchießen, Hahnenkämpfen und Stiergefechten, welche letzteren es ſchon im alten Menangkabao gegeben haben ſoll (Newbold II, 183, Hollander 501).

Die Malaien ſind ehrlicher im Handel als die Chineſen und Hindus (Newbold I, 139), und ſo häufig auch die Fürſten zu Verſtellung, Hinterliſt und Verrätherei greifen, ſo iſt doch das Volk ſeinem Fürſten meiſt in hohem Grade treu und ein Geheimniß wird nicht leicht verrathen. Crawfurd (I, 50) geht ſo weit ihnen Offenheit und Wahrhaftigkeit ohne Neigung zur Intrigue zuzuſchreiben. Anders ſchildert ſie Brooke (bei Keppel II, 127 ff.) in dieſer Hinſicht, weiſt aber zugleich auf die große Verſchiedenheit der einzelnen Völker hin. Sie beſitzen ein ſtarkes und entſchiedenes Rechtsgefühl und ſind nicht ohne Mitleid; da-

gegen gehören Dankbarkeit und Großmuth gegen Feinde selten zu ihren Tugenden. Der Feigheit und Grausamkeit hat man sie oft, aber mit Unrecht beschuldigt: in den Kriegen gegen die Europäer haben sie oft großartige Beweise von Tapferkeit und Heldenmuth gegeben, und wo sie sich grausam zeigen, liegt die Ursache davon nicht sowohl in ihrem Charakter als in aufgeregter Leidenschaft und lang genährter Rache. Der Mangel an Lust zur Arbeit und Betriebsamkeit erklärt sich aus den Verhältnissen: in Malakka wo ein Tagelohn von 5½ d. ausreicht um einen Mann 4—6 Tage lang zu ernähren ist es natürlich meist schwer denselben Arbeiter zwei Tage nacheinander zu erhalten (Inkes II, 219).

Die Malaien von Borneo bezeichnet Veth (I, 331) als die schlechtesten von allen, namentlich steht dort fast überall der Adel, wie Earl (a, 224) bemerkt, in Folge seiner Laster geistig und körperlich tiefer als das eigentliche Volk, dessen Demoralisation von ihm ausgeht. Auf der Westküste sind indessen die Malaien von ruhigem sanftem Charakter, keine Piraten noch Abenteurer, mit Ausnahme derer von Bruni; nur hier und in Sambas herrscht die Leidenschaft des Spiels und des Opiumrauchens; die von Sarawak sind einfache und offene aufrichtige Menschen, auch vor Gericht; grobe Verbrechen sind bei ihnen selten, Höflichkeit ohne Kriecherei ist auch den niederen Klassen eigen (Low 127 ff.)

Es ist nicht zu verkennen daß im Charakter der Malaien eine gewisse Ritterlichkeit liegt. In schwierigen Rechtssachen wird bisweilen der Zweikampf auf Tod und Leben von ihnen zur Entscheidung gewählt, dessen Ausgang dann als Gottesurtheil gilt, und wie ein Streit zwischen Einzelnen auf diese Weise geschlichtet wird, so geschieht es auch bei Zwist unter ganzen Stämmen, daß man nur wenige Auserwählte um die Sache miteinander kämpfen läßt, Crawfurd III, 92. Newbold II, 184). Es war namentlich in alter Zeit nicht ungewöhnlich daß Könige anstatt einander zu bekriegen selbst einen Zweikampf unternahmen (de Barros V, 302), denn Tapferkeit und Muth galten als die ersten Tugenden der Fürsten und des Adels, daher ein sterbender Vater in ächt malaiischer Weise selbst zu seinen Söhnen sagen konnte: Kämpfet miteinander und wer von euch siegt, soll meine Krone erben (Abd-Allah in Nouv. Ann. des v. 1849 IV, 39). Auch die Art der Kriegführung hatte im alten Menangkabao darin etwas Ritterliches, daß der Kampf auf einem bestimmten Platze zu einer vorher angesagten Zeit ausgefochten wurde, wobei es zwar oft nicht bis zum Handge-

menge, bisweilen aber auch zu großem Blutvergießen kam (Couperus in Tijdschr. a, IV, 21). Im Kriege selbst hatte man Vorkämpfer, welche, wie noch jetzt bei vielen malaiischen Völkern, in rother Kleidung und eigenthümlichem Aufputz vor dem Heere hertanzten und die Vorkämpfer des Feindes zu Einzelkämpfen herausforderten (Nahuijs 202). Wird bei den Lampongs ein Mann von höherem Range durch einen Gemeinen oder gar einen Sklaven umgebracht, so hält man dieß für einen so großen Schimpf, daß diese That nur durch einen Raub- und Mordzug gesühnt werden kann, der meist nach einem abgelegenen Dorfe unternommen, hauptsächlich die Erbeutung von Feindesköpfen als Trophäen bezweckt (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 258) — eine Art der Rache (das sogen. Koppensnellen) die ebenfalls den Malaien eigenthümlich und bei vielen Völkern des indischen Archipels noch bis auf den heutigen Tag in Uebung ist. Daß die Lampongs Cannibalen seien (Ritter, Erdk. V, 25), scheint auf keinem authentischen Zeugniß zu beruhen.

Die nationale Hauptwaffe ist bekanntlich der vielgestaltige Kris (Dolch, Abbildungen bei Raffles), der nur von den Piraten vergiftet wird. Die Malaien tragen ihn stets und gerade dieß soll sie im Bewußtsein ihrer Heftigkeit sehr vorsichtig im Streite machen. An alle einzelnen Eigenschaften desselben, besonders auch an die Art seiner Damascirung (s. über diese und die verschiedenen Arten des Kris Newbold II, 202 ff. nach einer malaiischen Handschrift) knüpft sich der mannigfaltigste Aberglaube. Die alten Waffen der Malaien, das Blasrohr mit vergifteten oder unvergifteten Pfeilen, die Lanze, die Schleuder und der Klewang, eine Art von Schwert, sind zum Theil jetzt abgekommen (ebend. 194), indessen sind sie neben dem Schießgewehr in Agam noch in Gebrauch (Tijdschr. 1851 II, 2), welches letztere sie bei den Malaien in Borneo und anderwärts meist ganz verdrängt hat (Low 163). Wenn Crawfurd (a, 424) von dem Schwerte vermuthet daß es den Malaien erst durch die Europäer bekannt geworden sein möchte, so ist dagegen zu bemerken daß es ihnen vielmehr als die älteste Waffe gilt und schon lange Zeit vor dem Kris in den malaiischen Annalen erwähnt wird (Newbold II, 199). Auch die Luntenflinten sind vielfach jetzt durch bessere Feuerwaffen ersetzt. Die Lampongs bedienen sich der letzteren nur bei Festlichkeiten, obwohl sie selbst im Besitze von Kanonen sind, die sie von Bantam zum Geschenk erhalten haben; Kris, Lanze und Schwert tragen sie beständig, im Kriege führen sie auch Keulen

Harnische Schilde und einen langen mit einem Kieselsteine besetzten Bambusstock mit dem sie die feindlichen Lanzenstiche abwehren (DuBois a. a. O. 318). Von ähnlicher Art ist die Bewaffnung in Palembang (Hollander 593). Nächst den in Menangkabao noch jetzt wie vor Alters verfertigten Waffen sind besonders die der Bugis hochgeschätzt (Newbold II, 195 ff.). Als ein wichtiges und noch jetzt vielfach gebräuchliches Vertheidigungsmittel im Kriege erwähnen wir endlich noch die Fußangeln, spitzige in die Erde eingeschlagene Stöcke, die bisweilen vergiftet, die Annäherung oder Verfolgung von Seiten des Feindes zu hindern bestimmt sind.

Daß der Islam gegenwärtig die herrschende Religion bei den Malaien ist, daß er in Atjin im J. 1205 und in Malakka 1276 eingeführt wurde, haben wir schon früher bemerkt. Ueberall haben die muhammedanischen Missionäre sehr rasche und vollständige Erfolge bei ihnen erzielt, während sich von den christlichen fast durchgängig nur das Gegentheil behaupten läßt. Die Ursachen davon liegen, wie Crawfurd sehr richtig hervorgehoben hat, hauptsächlich darin daß die ersteren sich von Anfang in das beste Einvernehmen mit den Eingeborenen setzten, deren Sprache lernten, die einheimischen Sitten beobachteten und sich im Lande verheiratheten, daß sie keine besondere Kaste bildeten, sondern mit dem Volke verschmolzen und ihre Ueberlegenheit in Künsten und Kenntnissen wesentlich zu dessen eigenem Besten anwendeten, während die Verhältnisse der Eingeborenen zu den Europäern so ziemlich in jeder Hinsicht sich auf die entgegengesetzte Weise gestalteten. Die gesammte Bevölkerung von Menangkabao ist muhammedanisch, das Reich jedoch wahrscheinlich älter als die Einführung*) des Islam (Marsden 3d ed. 343, 345), die gegen Ende des 12. Jahrh. stattgehabt zu haben scheint, obwohl die allgemeine Annahme desselben erst zu Anfang des jetzigen geschehen sein soll (Couperus in Tijdschr. a, IV, 7). Ibn Batuta fand um 1345 in Pase und Pedir die muhammedanische Sekte des Schafey herrschend (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, p. 129 note 28). Ferner ist Singkel wie Atjin ganz muhammedanisch (Rosenberg in Tijdschr. a, III, 411), vor der Einführung dieser Lehre bekannte sich aber die Bevölkerung dieser nördlichen Gegenden zur brahmanischen Religion (Ritter in Tijdschr. I, 2, 470), was, wie wir ge-

*) Die von Francis (in Tijdschr. II, 1, 134) dafür angegebene Jahreszahl ist 1177; Raffles setzt sie jedenfalls zu spät erst ins 15. Jahrhundert.

sehen haben, ohne Zweifel auch in dem mittleren und südlichen Theile der Insel in großer Ausbreitung der Fall war. In Passumah lebar ist zwar die Beschneidung allgemein und es wird kein Schweinefleisch gegessen, aber nur einer der dortigen Stämme, Anak Semindo, ist wirklich muhammedanisch; Götzenbilder und Götzenpriester hat das Volk zwar nicht und führen das Wort Allah Taallah im Munde, aber der Begriff des muhammedanischen Gottes fehlt ihnen (Boers in Tijdschr. II, 2, 572). Die Lampongs hängen nur wenig am Islam, an den meisten Orten im Innern des Landes giebt es nicht einmal eine Moschee und nur die Vermögenden lassen ihre Kinder beiderlei Geschlechtes beschneiden (Tijdschr. 1862 I, 173, Du Bois ebend. 1852 I, 270). In Palembang wird der Islam in äußeren Dingen ziemlich streng beobachtet, doch herrscht er nur bei der sehr gemischten Bevölkerung des gleichnamigen Hauptortes und in dessen Nachbarschaft (Tijdschr. VIII, 3, 294, 307). Tiefer ist er bei den Malaien von Malakka eingedrungen, bei denen das Arabische die Sprache des Cultus, des öffentlichen wie des privaten Gebetes und der Koran auch als bürgerliches Gesetz die erste Autorität ist (Newbold II, 318, 277). Sie gehören sämmtlich zu der muhammedanischen Sekte der Sunniten (nach Pfyffer p. 25 zu der des Ali). Der in Raning übliche Cultus gleicht mehr dem der Araber als dem in Vorderindien eingeführten (Näheres ebend. I, 246); die Moscheen sind konische Gebäude von Holz mit zwei Dächern, sie stehen allein draußen in den Feldern. Trommelschlag ruft zum Gebete; beide Geschlechter werden beschnitten; die Weiber gehen unverschleiert. Das Opfer des Büffels als des kostbarsten Thieres scheinen unter den Muhammedanern nur die Malaien zu haben (Newbold bei Moor 254). In den malaiischen Schulen wird das Kind mit einem Geschenke von Seiten der Eltern dem Lehrer ganz zu freier Verfügung übergeben. Es lernt beim Priester den Koran lesen, wenn auch oft ohne alles oder mit nur sehr geringem Verständniß, Gebete sprechen und schreiben mit arabischen Zeichen; manche studiren auch die Auslegungen des Koran; in den höheren Ständen lernen die Töchter ebenfalls lesen um ihre Bildung aus dem heiligen Buche zu schöpfen. Die Strafen denen die Zöglinge in den Schulen unterworfen werden sind zahlreich und zum Theil sehr schmerzhaft: reiche und arme werden ohne Unterschied nicht selten bis auf's Blut geschlagen, die Finger zwischen Hölzern gequetscht, das Gesicht mit Kokosnußschale und selbst mit Pfeffer eingeräuchert. Auch

die häusliche Erziehung ist bisweilen außerordentlich streng. Oft schon nach einem Jahre werden die Schüler wieder entlassen, mit der Beschneidung wird gewöhnlich eine Art von Examen der entlassenen verbunden und der Lehrer von den Eltern mit einem Geschenke bedacht (Newbold I, 87 ff. aus dem Indo-Chinese Gleaner III, 10, Journal VI, 644 ff., Angelbeek in Verhand. XI, 35 f.). In den andern Malaienländern, z. B. in Borneo (Low 138), ist die Einrichtung der Schulen die nämliche. In Atjin lehrten die Eltern selbst zu Dampier's (III, 150) Zeit ihre Kinder lesen und schreiben. Hier und da wird auf die Aeußerlichkeiten des Cultus streng gehalten: in Pontianak muß eine bestimmte Geldbuße zahlen wer am Freitag nicht in der Moschee erscheint (Tijdschr. 1853 II, 232). In Rücksicht der Einführung des Islam auf Borneo ist zu bemerken daß der im J. 1824 in Bruni regierende Sultan der 29ste*), der 1823 in Sambas regierende der 10te seiner Dynastie gewesen sein soll. Nach Sukkadana kamen Araber von Palembang, wie man sagt, unter dem 7ten Regenten aus dem Fürstenhause das seinen Ursprung von Madjapahit herleitete, und brachten den Islam (um 1550), der bei der Ankunft der Holländer unter Olivier v. Noort (um 1600) hier herrschte und sich wohl schon früher über Landak verbreitet hatte (Veth I, 184, 193). Um dieselbe Zeit ist er auch nach Banjermassing gelangt, von wo er (1605) nach dem Süden von Celebes verpflanzt worden ist (Temminck II, 176).

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen ohne einer Sekte zu gedenken, welche die Malaienländer von Sumatra in der neueren Zeit mit schweren Kämpfen und tiefer Verwirrung heimgesucht hat, die Sekte der Padaries oder Padrias. Sie wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Landschaft Agam, die stets die eifrigsten Anhänger des Islam geliefert hat, durch Tuanku Nan-Rintje**) gestiftet, dessen Absicht dahin ging den Muhammedanismus von allen eingeschlichenen Mißbräuchen zu säubern und nach streng wechabitischer Lehre in seiner Reinheit wiederherzustellen. Seine Anhänger kleideten sich weiß, die Weiber schwarz bei ganz verhülltem Gesicht, so daß nur für die Augen zwei Löcher blieben. Wider den Willen des Gründers, wie es scheint, der sich

*) Doch ist dabei zweifelhaft ob die Regentenreihe erst von der Einführung des Islams an gezählt sei.

**) Daher spricht Anderson (348) von einer Sekte der Rinchias in Menangkabao, die sich des Opiums, Betels, Tabaks u. s. f. enthalte.

daher später selbst von der Sache abgewendet haben soll, bemächtigte sich der leidenschaftlichste Fanatismus der Partei, die mit Feuer und Schwert ihre Verbesserungen durchsetzen wollte, die Gewalt der Häuptlinge untergrub und überall wo sie Erfolg hatte, die Regierung in die Hände zweier Priester legte. Hier und da gelang ihnen dieß durch Einschüchterung, anderwärts durch Entzündung des Bürgerkrieges und durch Verwüstung des Landes. Selbst der Beherrscher von Menangkabao wurde von den Reformatoren, deren Werk bald nur auf Plünderungen und Zwecke der Herrschsucht hinauslief, zu einer Verhandlung eingeladen um ihn zu gewinnen: man mordete die Großen seines Reiches und er selbst mußte flüchten. Ganz Agam und Tanah-datar, der größte Theil von Menangkabao war in die Gewalt der Sekte gefallen und allerwärts die alten Institutionen des Landes zerstört worden, als sich die Holländer, an welche die Engländer (1819) das Land Padang abgetreten hatten, der Sache annahmen (1821). Es bedurfte mehrjähriger ernsthafter Anstrengungen von ihrer Seite um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; erst im J. 1840 wurden diese Kriege vollständig beendigt und mit dem Frieden verloren die dortigen malaiischen Völker ihre Unabhängigkeit (Ausführliches über die Sekte der Padries und die durch sie erregten Unruhen und Kriege bei de Warl I und II, größtentheils nach dem Batav. Courant 1827, Steijn Parvé in Tijdschr. a, III, 249).

Die alteinheimischen religiösen Vorstellungen der Malaienvölker sind durch später hinzugekommene fremde Elemente so stark überarbeitet und verwischt worden, daß von ihnen kaum noch etwas mit Sicherheit zu erkennen ist. In Passumah lebar werden die guten Geister mit dem indischen Namen der Dewas bezeichnet; tritt Unglück ein, so opfert man ihnen in kleinen viereckigen Tempeln die mitten in den Dörfern stehen, fastet oft lange Zeit, spricht Gebete und ruft die Geister der Vorfahren an, die wie jene nach dem Volksglauben ihren hauptsächlichen Aufenthalt auf dem Berg Dempo haben. Den Dewas gegenüber stehen die Djins, die bösen Geister, und in der Mitte zwischen beiden die Orang Alus, unsichtbare Menschen, die sich bisweilen in Verkehr mit den sterblichen einlassen und sich sogar mit ihnen verheirathen. Götzenbilder und Priester giebt es nicht. Die Geister der Todten werden verehrt, von denen man glaubt daß sie besonders häufig in Tiger übergehen, daher diese für heilig gelten und nicht leicht getödtet werden (Boers in Tijdschr. II, 2, 571 ff.). Der religiöse Glaube der Redjang wird ähnlich

geſchildert (Marsden 460 ff.). Im Gebirgsland von Padang wird bisweilen noch ein Bock oder eine Ziege bei heiligen Steinen, Bäumen oder Gräbern geopfert (Couperus in Tijdschr. a, IV, 8). Demnach ſcheint die religiöſe Verehrung der Ahnen, verbunden mit einem regen Glauben an höhere Geiſter, an den ſich mancherlei Zauberei und vielgeſtaltiger Aberglaube knüpft, ebenſo wie in Polyneſien, den Hauptbeſtandtheil in den älteſten religiöſen Vorſtellungen der Malaien auszumachen, und in dieſem Zuſammenhang iſt es nicht ohne Bedeutung einer Analogie zu dem polyneſiſchen Tabu zu gedenken die ſich in Indragiri findet: ſoll dort der Verkehr zwiſchen zwei bisher befreundeten Völkern abgebrochen werden, ſo ſpannt man ein Rottangſeil (talie) quer über den Fluß um ihn zu ſperren und ſtellt Wachen dabei auf (Tijdschr. IV, 1, 543). Die Ordalien und Opfer der Lampongs bei den Gräbern der Ahnen haben wir (p. 145) ſchon erwähnt. In Palembang herrſcht der vorhin angeführte Aberglaube in Rückſicht der Tiger; erſcheint ein ſolcher böſer Geiſt (Sumaï), ſo ziehen bisweilen ganze Dörfer aus. Er kehrt auch bei den Malaien von Malakka wieder und bei den Orang laut dieſer Gegenden, beide ſehen die ſtärkeren und gefährlichen Thiere überhaupt als ihresgleichen an und beſonders betrachten die letzteren den Hai als ihren Freund und Bruder, da er ein Seeräuber iſt wie ſie ſelbſt (Tijdschr. VI, 3, 203, Newbold II, 192, Thomson in Journal V, 144).

Den verſchiedenen Aberglauben der Malaien im Einzelnen aufzuzählen, würde nicht der Mühe lohnen. In ihren Romanen laufen als Gottheiten durcheinander: die Dewa der indiſchen Mythologie, die den Himmel (Indra) bewohnen, die Mambang, untergeordnete Geiſter die in den Wolken leben, die Indra, übernatürliche Weſen von ziemlich unbeſtimmtem Charakter, die Djin oder Genien die dem Islam entſprungen ſind (Dulaurier in Nouv. Ann. des v. 1849, IV, 53 note). Sie kennen eine Menge von Geiſtern welche die verſchiedenſten Geſtalten haben und das mannigfaltigſte Unglück anrichten; viele Orte ſind ihnen durch Geiſter unheimlich, ſie deuten die Formen der Berge auf Drachen, Geſpenſter und dergl.; ſie haben zahlreiche Beſchwörungs- und Zauberformeln, Amulete, namentlich in Form von kleinen Stücken Papier die mit Koranſprüchen beſchrieben ſind, vielerlei gute und böſe Vorzeichen, Glücks- und Unglückstage, ja die verſchiedenen Stunden jedes Wochentages gelten als glücklich oder unglücklich für beſtimmte Geſchäfte (in

Pontianak), Astrologie und Traumdeutung spielt bei ihnen eine große Rolle, sie haben Leute welche das Wetter bestimmen zu können vorgeben, glauben an Mittel um sich unverwundbar zu machen u. s. f. (Newbold II, 191 ff., Thomson a. a. O. 138, Angelbeek in Verhand. XI, 34, Tijdschr. 1853 II, 234, Marsden 3d ed. 70). Für besonders geschickte Zauberer halten sie die Orang Benua, und es scheint als sei dieser Ruf bis nach Palembang gedrungen, wo bisweilen Menschen auftreten die dadurch einen Anhang um sich zu sammeln und Macht zu gewinnen wissen daß sie sich höhere Erleuchtung zuschreiben und für einen Gott oder Götterſohn ausgeben: man nennt sie Pujang — wahrscheinlich derselbe Name (Poyang) den die Zauberer der Orang Benua führen (s. Tijdschr. VI, 3, 203).

In Rücksicht der Behandlung der Todten bemerken wir nur daß sie in Sumatra meist in eine Seitenkammer gelegt werden die man im Grabe anbringt (Marsden 3d ed. 287). So auch bei den Lampongs die dasselbe 7 Fuß tief machen, mit einem hohen Deckel versehen, einem Erdhügel und zwei achteckige Stücken Holz darauf anbringen; Häuptlinge werden bei ihnen in Parade ausgestellt, am 3ten, 7ten, 40sten, 100sten, 1000sten Tage und dann alljährlich nach dem Tode aber Leichenmahle gehalten (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 271), wie in Malakka Java und auf den Philippinen, wobei dem Todten Gewürze Blumen und andere gute Dinge dargeboten werden (Raffles I, 327, Wilker V, 407).

Die geistige Begabung der Malaien ist offenbar bedeutend. Crawfurd (I, 46) ist ihr wohl nicht gerecht geworden wenn er sagt daß die begabtesten unter ihnen nicht über die Mittelmäßigkeit civilisirter Europäer hinausreichten, obschon man zugestehen muß daß sie von jeher mehr nur fremde Bildungselemente, besonders indische und arabische, in sich aufgenommen als Eigenes producirt haben; die Bereitwilligkeit aber mit der sie von Andern gelernt und geistige Güter sich angeeignet haben, ist von denen die allen Culturfortschritt von den Europäern allein herleiten zu müssen glauben, sogar zu der Folgerung benutzt worden daß sie kaukasisches Blut in sich haben müßten (Ham. Smith, Nat. hist. of the human species Edinb. 1848 p. 229). Sie sind im Allgemeinen thätiger und von schnellerer Fassungskraft als die Javaner (Angelbeek in Verhand. XI, 33). Manche ihrer Fürsten begünstigen jede Art von Unternehmungen von denen sie sich einen Fort-

ſchritt verſprechen; ſo namentlich die von Bruni, wo man ſich vielfach bemüht nach europäiſchen Muſtern zu arbeiten (Trad. Lay 177, 200). Im Rechnen, zu dem man Knoten oder Kerben zu Hülfe zu nehmen pflegt, leiſten die Malaien wenig und ihre Vorſtellungen von der Geſtalt der Erde und den Himmelserſcheinungen ſind ſehr mangelhaft: die erſtere halten ſie für eirund und glauben daß ſie ſich viermal im Jahre um ihre Achſe drehe, daß die Sonne ſich um die Erde bewege und daß bei Finſterniſſen der Sonne oder des Mondes eine große Schlange dieſe zu verſchlingen drohe (Newbold II, 362, 358). Aehnliche Anſichten über den Mondwechſel hat als auf Sumatra herrſchend ſchon Marsden (364) erwähnt. Die Mondmonate nach denen die Malaien rechnen — von einem Sonnenjahre wiſſen nur wenige — ſind in Wochen zu 7 Tagen getheilt und umfaſſen gewöhnlich nach arabiſcher Weiſe abwechſelnd 30 und 29 Tage; bisweilen werden die Monate wie bei den Perſern zu 30, anderwärts „nach der Weiſe von Rum" zu 31 Tagen gerechnet. Nur wenige haben ein Jahr von 354 Tagen und 8 Stunden, in welches alle drei Jahre 34 Tage eingeſchaltet werden; die meiſten beachten nur die Jahreszeiten; die gebräuchlichen Cyclen ſind der 120jährige und der 8jährige der Araber (Newbold II, 356 f.). Unter den Künſten iſt die Muſik nur wenig bei ihnen entwickelt: ſie haben eine Flöte und eine Art Violine mit zwei Saiten, doch ſoll ihr muſikaliſches Gehör vortrefflich ſein (Angelbeek a. a. O. 41, Crawfurd I, 49, Newbold II, 184).

Die Schriftzeichen deren ſich jetzt die Malaien meiſt bedienen ſind bekanntlich die arabiſchen. Es geſchieht dieß in Malakka, in Atjin Tijdschr. IX, 4, 160) und überall wo der Einfluß der Muhammedaner ſich ausgebreitet hat. Arabiſche Charaktere finden ſich auch auf den Siegeln der Briefe, deren Datum mit arabiſchen Ziffern angegeben wird (Newbold II, 194, 363). Daß ſie in Sumatra vor der Annahme des arabiſchen Alphabetes ſchon ein älteres eigenes beſeſſen zu haben ſcheinen das dem der Redjang gleich oder ähnlich war, und daß manche Inſchriften in den Malaienländern Kawi-Charaktere zeigen, iſt ſchon früher erwähnt worden. Der Redjang-Schrift bedient man ſich ferner, jedoch nur zur Aufzeichnung von Cultusformeln und zu Liebesbriefen, in Paſſumah lebar (Boers in Tijdschr. II, 2, 570). Endlich iſt noch das Alphabet der Lampongs zu nennen, das nach Zollinger (ebend. IX, 1, 140) dem der Redjang ähnlich, nach Steck (Bijdr. N. V. IV, 109)

dagegen ganz eigenthümlich ist (Abbildungen der auf Sumatra gebräuchlichen Schriftzeichen bei Marsden 3d ed. 200 nebst den zugehörigen Tafeln, correctere der Lampong-Schrift bei Zollinger a. a. O. 306). Das Material auf welches man schreibt oder vielmehr die Buchstaben eingräbt mit einem Dolche oder anderen spitzigen Werkzeuge, ist die innere Rinde eines Baumes, Bambus, Lontarblätter; in Cron an der Grenze von Benkulen hat man auch einen aus Bambus bereiteten pergamentähnlichen Stoff zur Aufbewahrung von Schriften benutzt die von den Heilkräften der Pflanzen handeln (Zollinger a. a. O. 308). Sonst scheint es keine literarischen Werke bei den Lampongs zu geben, doch kann jedermann bei ihnen lesen und schreiben, selbst viele Frauen verstehen die Schreibkunst, deren sie sich namentlich zu Liebesbriefen bedienen, obwohl sich Schulen und zwar muhammedanische wie überall nur auf den großen Handelsplätzen finden (ebend. 140, Steck a. a. O. 109, Tijdschr. 1862 I, 169).

Die malaiische Literatur ist sehr verschieden beurtheilt worden. Dozon (Journ. As. 4me série VII, 429) sagt von ihr daß sie als die Literatur eines vorzugsweise nüchternen praktischen Volkes bei dem Mangel aller Wissenschaft fast ganz der bloß subjectiven Erfindung ihren Ursprung verdanke, sich an der bunten Mannigfaltigkeit abenteuerlicher Dichtung und Fabel ergötzend ohne Kritik und Reflexion sei und mit Vorliebe daher nur den Roman cultivire. Dulaurier (ebend. 579) mißbilligt an dieser Charakteristik namentlich das Letztere, weist darauf hin daß die Malaien sowohl der muhammedanischen Theologie als auch der Geschichte eine vielfache und eifrige schriftstellerische Thätigkeit zugewendet haben und ist mit jenem Gesammturtheil überhaupt nicht einverstanden. Als noch verkehrter bezeichnet er (ebend. 3me série X, 54) die Ansicht Jacquet's (ebend. IX, 1832, p. 97), dem nur weil er die größeren malaiischen Werke nicht kannte, diese Literatur als eine deminutive erscheine und ihr eine mehr nur locale Bedeutung und Färbung zuschreibe: klein nämlich, sagt Jacquet, ist die Conception, klein die Formen der Darstellung, klein die Sorgfalt für den Stil, klein auch der äußere Umfang, denn für jeden Gegenstand, für Chroniken, Dramen und Legenden wie für die politischen und religiösen Gesetzbücher und die Romane, reichen 50—60 unserer Octavseiten aus. Daß Dulaurier der genauere Kenner und billigere Beurtheiler sei, unterliegt wohl keinem Zweifel. Crawfurd (II, 56) hat sich mit gewohnter Schärfe dahin

ausgesprochen, daß alle diese malaiische Poesie geistlos und kindisch sei und als bloße Spielerei betrachtet und behandelt werde, während Hollander (153) ihre Kindlichkeit und oft rührende Naivetät rühmt.

Die Literatur der Malaien ist seit der Einführung des Islam bei ihnen emporgekommen, nur ein kleiner Theil derselben ist poetisch und sie ermangelt der Originalität: ihre Hauptquellen sind das Javanische, Indische (Kling) und Arabische (Leyden), Einiges hat auch das Siamesische und das Persische beigetragen und diese Bestandtheile sind oft auf das Bunteste durcheinandergemischt (Newbold II, 317). Wir müssen uns hier darauf beschränken auf die kurze Charakteristik einiger poetischer und prosaischer Hauptwerke und auf die lobenswerthe Gesammtübersicht der Literatur zu verweisen welche Hollander (154 ff.) gegeben hat. Daß die historischen Schriften der Malaien mit wenigen Ausnahmen für die Geschichte keinen oder nur geringen Werth haben, weil sie mit vielen Fabeln versetzt sind und die Zeitrechnung ganz unzuverlässig ist, haben wir früher schon angeführt; es giebt in ihnen keine feste Grenze die sie vom Romane scheidet. Als zu dieser gemischten Gattung gehörig nennen wir außer den früher besprochenen die von Roorda herausgegebenen Werke: Hikajat Sulthan Ibrahiem, Isma Jatiem — ein Roman welcher die Tugenden und Schicksale eines Fürstendieners wie er sein soll, darstellt (Auszug und theilweise Uebersetzung in Verhandel. X) —, Tadju Elsalathin, Sri Rama, letzteres eine Nachbildung des indischen Ramayana, zum Theil von Dozon (a. a. O.) analysirt. Der berühmteste historische Roman der Malaien aber ist der von Crawfurd so ungünstig beurtheilte Hong Tuah (Newbold II, 325, woselbst sich der Hauptinhalt von einigen dieser Werke angegeben findet). Als zweite Hauptgattung malaiischer Schriftwerke sind die Gesetzbücher zu nennen (s. oben p. 117, 142) unter denen das von Menangkabao vermuthlich das älteste ist, das von Malakka aus dem 13., mehrere andere aus dem 15. und 16. Jahrh. stammen, während die von Atjin Quedah und Johor erst dem 17. angehören, in welchem die malaiische Literatur und Bildung unter europäischem Einfluß mehr und mehr zu sinken begann (Braddell in Journal V, 16). Ferner giebt es ethische und muhammedanisch theologische Werke; zu jenen gehört u. A. das von Roorda ins Holländische übersetzte Makuta Segala rajah rajah, die letzteren sind arabisch ihrem Ursprunge und zum Theil selbst der Sprache nach (Newbold II, 334 ff.). Auch ihre Medicin haben

die Malaien von den Arabern: die Theorie derselben kommt im Wesentlichen darauf hinaus das Gleichgewicht unter den vier Elementen zu erhalten aus denen der Körper besteht. Sie besitzen ferner einen aus dem Arabischen übersetzten Traktat über Physiognomik, astronomische und besonders astrologische Bücher theils aus derselben theils aus indischer Quelle (ebend. 351 ff.).

Die Poesie hat meist acht- bis zehnsilbige Verse von trochäischem Rhythmus, doch giebt es auch Verse von sechs und solche bis zu zwölf oder dreizehn Silben. Sie sind stets gereimt, der Reim ist aber nicht immer für das Ohr, sondern bisweilen nur für das Auge bestimmt. Der Accent bestimmt in der Regel die Quantität der Silben; die Prosodie ist, wie es scheint, nur unvollkommen entwickelt. Die Namen für den Reim und das Metrum sind arabisch. Die größeren Gedichte von historischem und beschreibendem Inhalt (Sjiar) bestehen aus Versen von vier Zeilen die meist alle miteinander reimen; die kleineren besingen Götter oder Menschen, enthalten sittliche Betrachtungen, sind Klagen über die Nichtigkeit der Welt oder die Unbilligkeit des Schicksales, Liebeslieder und dergl. (Hollander 152 ff., Newbold II, 345). Zu der ersteren Art gehört das von Hoëvell (Verhand. XIX) publicirte Gedicht Bidasari (Inhaltsangabe ebend. p. VIII ff., Proben daraus in freier Nachbildung in Tijdschr. VI, 2, 37, Journal I, 38), das er für eine ursprüngliche malaiische Composition zu halten geneigt ist (a. a. O. p. XXIII); der muhammedanische Glaube tritt darin deutlich hervor, dagegen findet sich von europäischem Einfluß keine Spur. Aus einem anderen Gedichte, Kin Tambuhan, das Dulaurier herausgegeben hat, findet sich ein Stück in holländischer Uebersetzung mitgetheilt in Tijdschr. 1856 II, 46 um eine Probe seiner Schönheiten zu geben; fernere Beispiele malaiischer Poesie finden sich in Tijdschr. IV, 1, 573. Im gegenwärtigen Jahrhundert haben sich Radja Ali Hadji von Rhio und Abd' Allah von Singapura einen Namen als malaiische Schriftsteller und der erstere insbesondere als Dichter erworben (Hollander 504); das bedeutendste Gedicht des ersteren findet sich, Text und Uebersetzung, in Tijdschr. IX, 4, 285; ein Werk desselben von geringerem Umfange, aber anziehendem Gedankeninhalt sind die 12 Spruchgedichte in Tijdschr. a, II, 11.

Die beliebteste und am meisten verbreitete Form für kleinere Gedichte ist das Panton (Pantum), das aus vier Zeilen besteht die alterni-

rend reimen und so beschaffen sind daß zwischen den beiden Hälften des Gedichtes eine innere Beziehung stattfindet, wie die von Gleichniß und Anwendung und dergl., so daß das Interesse desselben auf den versteckten Anspielungen beruht die es enthält. Nach Marsden sind die ersten beiden Zeilen sinnbildlich, die beiden andern aber, die einen moralischen sentimentalen oder verliebten Inhalt haben, sollen jenen zur Erklärung dienen, obwohl dieß nur selten wirklich der Fall ist, daher v. Hoëvell (in Verhand. XIX, p. XVI) die Ansicht ausgesprochen hat daß die genaue Beziehung des zweiten Theiles auf den ersten, wo sie sich finde, mehr nur zufällig zu sein scheine. Oft, sagt er, enthalten die Pantons völligen Unsinn, der aber gesungen wie in europäischen Liedern erträglich und selbst ergötzlich wird. Ein Wechselgesang in solchen kleinen Liedern ist eine sehr beliebte Unterhaltung und wird oft stundenlang fortgesetzt; doch ist die Improvisation dabei meist nur scheinbar. Im geselligen Verkehr und besonders bei der Bewerbung um die Gunst der Frauen spielen die Pantons eine große Rolle, und es spricht sich in der durchgängig feinen und anständigen Behandlung des weiblichen Geschlechtes, das man nur auf diese Weise zu gewinnen strebt, unleugbar etwas Ritterliches, eine gewisse höhere Bildung aus (Journal IX, 132. Beispiele dieser Gattung von Gedichten ebendas. 134, I, 150, 924, II, 182, 372, III, 270, 273, Marsden 367, Crawfurd II, 48, Ausland 1856 p. 1050). Wir lassen einige der besseren hier folgen.

Was hilft es meine Lampe anzünden zu wollen, wenn sie kein Docht hat?
Was helfen verliebte Blicke, wenn man keine ernstlichen Absichten hat?

Wo kommt der Blutigel her? Vom Sawah zum Reishalm.
Wo kommt die Liebe her? Von den Augen in das Herz.

Die Wellen sind weiß am Ufer von Kataun; Tag und Nacht wogen sie auf und ab.
Viele weiße Blumen stehen im Garten, aber nur einer gehört meine Liebe.

Das tiefe Wasser ist noch tiefer geworden und der Regen auf den Bergen hat noch nicht aufgehört.
Die Sehnsucht meines Herzens ist noch tiefer geworden und seine Hoffnung hat sich noch nicht erfüllt.

Viele dieser Pantons gleichen, wie Newbold (II, 347) sagt, den Dohras und Kubitas des Hinduri- und Bruja-Dialektes von Indien. Liebe, Ehe, Tadel und Satire sind Gegenstand und Zweck derselben. Ne-

ben ihnen giebt es auch noch andere Formen der Poesie, wie z.B. die Seramba bei den Redjang; auch unterhält man sich mit mancherlei Räthseln (ebend. II, 184, Beispiel in Journal IX, 137).

Durch europäische Einflüsse sind die Völker von denen wir bisher gehandelt haben, zwar vielfach berührt, aber im Ganzen nur wenig verändert worden. Zuerst war es die Macht der im Jahr 1806 unter Alonzo Talesso zuerst nach Sumatra gekommenen Portugiesen, die durch glänzende Waffenthaten um die Mitte des 16. Jahrh. im ostindischen Archipel zu einer schnellen, aber auch eben so rasch wieder vorübergehenden Blüthe kam. Seitdem sind die Holländer zu entschiedenem Uebergewicht gelangt, deren ostindische Compagnie im J. 1602 gestiftet, ursprünglich wie späterhin nur auf Handelsgewinn, nicht auf Ländererwerb ausging, sich aber bald in die Nothwendigkeit versetzt sah um des ersteren willen auch dem letzteren ihre Anstrengungen zuzuwenden. Sie hat den größten Theil ihres Gebietes nicht durch unmittelbare Eroberung, sondern durch Einmischung in die Streitigkeiten der Eingeborenen, durch Dienste die sie den einheimischen Fürsten leistete, und durch Transactionen gewonnen und immer die Politik verfolgt in die inneren Verhältnisse der Länder mit denen sie zu thun hatte, möglichst wenig einzugreifen und deren politische und sociale Verfassung möglichst unverändert zu lassen. Ihr schon aus dem letzten Viertel des 17. Jahrh. sich herschreibender Verfall, eine natürliche Folge des beschränkten rein kaufmännischen Interesses der Ausbeutung das sie verfolgte, führte endlich zu ihrer Auflösung und mit dieser ging die höchste Gewalt in diesen Meeren von ihr auf die holländische Regierung über.

Des Guten das den Malaien von den Europäern gekommen, ist nur wenig. Der einheimische Handel wurde gelähmt, niedergedrückt, fremden Interessen dienstbar gemacht, Landbau und Industrie blieben unentwickelt oder wurden nur soweit gefördert oder auch nur geduldet als sie den Fremden einen unmittelbaren Gewinn abzuwerfen versprachen, die Länder überließ man sich selbst, alle Mißbräuche, alle Institutionen welche die höhere Entwickelung der Völker hinderten oder unmöglich machten, ließ man unangetastet. Sklaverei, Menschenraub und Menschenhandel bestanden nach wie vor und die Holländer sahen ihnen nicht bloß ruhig zu, sie betheiligten sich auch selbst offen daran. Erst in der neuesten Zeit (1854) ist der öffentliche Verkauf von Sklaven in Niederländisch Indien verboten worden (Tijdschr. 1855 II, 273).

Unter portugieſiſcher Herrſchaft iſt für die Ausbreitung des Chriſtenthums wenig oder nichts geſchehen. Die Bemühungen des Franciscus Xaverius, der 1545 nach Malakka kam (Valentyn VII, Beschr. v. Mal. 354) iſt ſo ziemlich das Einzige was ſich anführen läßt. Malaiiſche Bücher zur Unterweiſung im Chriſtenthum gab es zwar ſchon um die Mitte des 17. Jahrh. (ebend. VI, 7), aber noch immer gilt Valentyn's Klage daß die Malaien die Bibel und die religiöſen Bücher die man ihnen in die Hand gegeben hat, nicht verſtehen, obſchon man bemüht geweſen iſt die hoch-malaiiſche Bibelüberſetzung ſo weit umzubilden als die Möglichkeit des Verſtändniſſes für ſie erfordert (Brumund I, 173 f.), und der kaufmänniſche Geſichtspunkt aus welchem die Holländer von jeher ihre Kolonieen faſt ausſchließlich betrachtet haben, ſchloß keine Aufforderung zur Miſſion in ſich. Die Thätigkeit der Miſſionäre iſt ſogar vielfach von den holländiſchen Behörden ſelbſt gehindert worden; man mahnte jene ab und ſagte ihnen ſogleich daß ſie zu weit gingen und zu viel thun wollten (Trad. Lay 92, 101, die Miſſionsgeſch. des oſtind. Archipels ſ. im Baſeler Miſſ.-Magazin 1840, IV). Für die Kinder der Europäer und inländiſchen Chriſten hat der Unterricht in Niederländiſch Indien neuerdings Fortſchritte gemacht: von 1817—49 beſtanden für ſie 30 Gouvernements-Schulen und von 1850—58 ſind noch ebenſoviele gegründet worden, aber für die nicht-chriſtlichen Eingeborenen geſchieht in dieſer Hinſicht ſo gut wie nichts und ſelbſt das Intereſſe daran ſcheint ſtark abgenommen zu haben (Tijdschr. 1861 I, 328, 402). Was man in dieſer Beziehung gethan hat iſt kaum nennenswerth, obgleich der Schulunterricht, wo es ſolchen giebt, die Eingebornen ſtets eifrig zum Lernen gefunden und gute Früchte getragen hat (ebendaſ. 1860 I, 46 nach Algemeen Verslag v. d. staat v. het schoolwezen in N. Ind. Batav. 1859). Auf Sumatra iſt 1858 eine Schule zu Padang, 1856 zu Bukit Tinggi (Fort de Kock) ein Lehrerſeminar geſtiftet worden (Hollander 497). Die katholiſche Propaganda beſitzt ein Collegium auf Pulo Pinang (Newbold I, 93).

Die Orang Benua ſind nomadiſche oder halb-nomadiſche Völker die jedoch neben Jagd und Fiſcherei, wie es ſcheint, alle etwas Landbau treiben, Hunde und Geflügel beſitzen. Die Jakuns von Johor bauen zum Theil Reis, andere pflanzen Yams Plantanen Waſſermelonen Zuckerrohr, bisweilen auch etwas Tabak, namentlich aber Durianbäume

(durio zibethinus), auf die sie um ihrer Früchte willen einen hohen Werth setzen (Logan in Journal I, 254 ff., Favre ebend. II, 259). Das einzige Ackergeräthe der Sakai besteht in einem spitzigen Stocke (ebend. IV, 429). Die Vorbereitungen dazu beschränken sich auf das Fällen der Bäume und das Abbrennen des Buschwerkes. Vor der Aussaat opfern sie dem Jin Bumi, die Mintira halten ein Fest zur Erntezeit (Logan a. a. O.). Sie rauchen Tabak und kauen Betel oder statt dessen Kassi-Blätter mit Gambir und Kalk zusammen die sie von den Malaien der Küste eintauschen (Logan, Newbold II, 406). Die Kleidung ist ärmlich malaiisch, die der Männer oft nur ein Leinwandschurz (bei den Mintira und Udai), bei den Weibern ein Sarong (Logan a. a. O. 252). Sie pflegen sich die Zähne spitzig zu feilen; die Beschneidung haben sie nicht, schlitzen aber die Vorhaut auf (ebend. 271). Die allgemeinste Waffe der nördlicheren Stämme (Besisi, Sakai u. a.) ist das Blasrohr mit Giftpfeilen, Bogen und Pfeil sind ihnen zwar bekannt, aber nicht im Gebrauch; sie führen keine Kriege (ebendas. 272 f., III, 405 f., IV, 429). Das Blasrohr ist bei vielen oben mit einer Lanzenspitze versehen, wie bei den Dajaks häufig. Das der Sabimba wird ihnen von auswärts und zwar von Sambas in Borneo durch die Malaien der Küste zugeführt, von denen sie auch andere Geräthe und namentlich Reis erhalten (Thomson in Journal I, 347 f., das 10 Fuß lange Blasrohr der Benua und die Bereitung ihres Pfeilgiftes hat Newbold II, 395 ff. beschrieben). Die Jakuns, welche ihre Pfeile nicht vergiften sollen, führen außer dem Blasrohr auch Speere und lange Messer (Favre in Journal II, 262), die Mintira haben neben dem Blasrohr und Speer auch das Schwert und den Kris (Logan ebend. I, 330). Die Hütten der Orang Benua sind in Größe und Einrichtung verschieden, haben meist nur einen Raum im Innern, stehen auf Pfählen und werden auf einer Leiter erstiegen; manche sind nicht ohne allen Comfort: es finden sich in ihnen chinesische Vorhänge zur Abtheilung der Gemächer und einige chinesische Schüsseln (ebendas. 253 f.); meist aber höchst ärmlich und schlecht, an den Seiten nur mit Blättern oder Baumrinden geschützt und werden von den Bewohnern verlassen, wenn ein Todesfall eintritt (Newbold II, 404, Borie in Tijdschr. a, X, 420, Netscher ebend. II, 138, Moor 242). Die Jakuns von Malakka bauen sie nur 2′ hoch, 4′ breit, und 6′ lang, stellen sie auf Pfähle und umgeben sie mit einem Bollwerk von Dornen um sich gegen die Tiger zu schützen

(Favre a. a. O. 257). Zur Flußschifffahrt haben sie (mit Ausnahme der Sabimba) Kähne die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, auf die See wagen sie sich aber nicht, fürchten diese vielmehr in hohem Grade (Logan in Journal I, 271, 284, 297, 332. Thomson ebend. 347). Von Musikinstrumenten wird nur eine Bambusflöte und eine Art von Guitarre bei den Mintira erwähnt (Borie a. a. O. 424). Die Lage des Landes bringt es mit sich daß aller Handel mit den Benua in den Händen der Malaien ist, welche ihnen Zeuge, Töpfe, Schüsseln, Eisenwaaren u. s. f. gegen ihre Landesprodukte liefern, sie aber auch durch Schulden zu denen sie sie verleiten, Betrügereien und andere Unrechtfertigkeiten schwer drücken (Logan a. a. O. 261, 285).

Von Charakter sind die Orang Benua offen und gutmüthig, ohne Stolz und Eitelkeit, doch von gleicher Sensibilität für Schmeichelei und Beleidigung wie die übrigen Malaien; ihr Wesen ist sanft und friedlich, dabei aber furchtsam und mißtrauisch. Verbrechen gegen Leben und Eigenthum, Ausschweifungen kommen selten bei ihnen vor, doch ist Ehebruch häufiger, nur den Biduanda Kallang ist auch dieser fremd (ebend. 267 ff., 300, 330. Borie a. a. O. 423. Newbold II, 397. Netscher a. a. O. 139). Der Gegensatz ihres Charakters zu dem der gebildeteren Malaien (Favre a. a. O. 274) scheint sich genügend aus den Lebensverhältnissen beider Völker zu erklären. Den Europäern schließen sie sich leicht und gern an (ebend. 280). Polygamie kommt bei ihnen nicht leicht vor, doch hat Scheidung und daher ein Wechsel der Weiber keine Schwierigkeit. Zur Ehe gehört vor Allem die Einwilligung der Väter und selbst über den verheiratheten Sohn behält das Haupt der Familie noch große Gewalt. Verletzung der ehelichen Treue ist selten und wird bei einigen mit dem Tode gestraft (Logan a. a. O. 266 ff., Favre a. a. O. 264, 269). Die Ehe wird nach Netscher (a. a. O. 138) ohne weitere Ceremonie geschlossen als daß der Mann ein Blasrohr, das Mädchen einen irdenen Topf von ihren Eltern erhält; nach Logan ist es wesentlich daß das junge Paar zusammen ißt aus derselben Schüssel, Borie (a. a. O. 428) erzählt von langen Reden welche die Häuptlinge bei dieser Gelegenheit hielten, und von einem Ringe den der Mann seiner Braut schenke. Die Frau gebietet im Hause und ißt stets mit ihrem Manne zusammen der nicht das Recht hat sie zu schlagen, sondern sich an ihre Eltern wenden muß wenn er über sie zu klagen hat (Logan). Die Malaienfürsten sind nur dem Namen nach die Beherrscher des Lan-

des; die Orang Benua stehen unter ihren eigenen Häuptlingen (Batin), deren Würde in ihrer Familie erblich ist, obwohl das Volk dem Nachfolger die Anerkennung versagen und ihn zurückweisen kann, wenn es sich nöthig zeigt (Logan in Journal I, 273. Favre ebend. II, 268). Der Batin erhält keine regelmäßigen Abgaben, aber häufige Geschenke und die Hälfte von den Bußen welche bei Vergehungen in groben chinesischen Tellern gezahlt werden; der Zahlungsunfähige wird Sklave. Die nördlicheren Stämme haben mehrere einander untergeordnete Häuptlinge von abgestufter Macht (Logan a. a. O.), und wahrscheinlich bezieht es sich auf diese wenn Newbold (II, 392) den Jemang und den Jurokra als unter dem Batin stehend bezeichnet. Besonders bemerkenswerth ist daß in Sungin Ujong wie in Johor und Jompol die 12 Häuptlinge der Orang Benua einen bedeutenden Einfluß bei der Wahl der dortigen malaiischen Panghulus besitzen oder doch besaßen und daß der Panghulu von Rumbar sogar abwechselnd aus den Jakuns gewählt wurde (Newbold bei Moor Append. 63, 84).

Als der Schöpfer und Regierer der Welt wird von den Orang Benua Pirman angesehen, der unsichtbar oberhalb des Himmels wohnt. Er zerbrach einst die Haut von welcher die Erde umschlossen war und in Folge davon erhoben sich aus der Tiefe die mächtigen Berge welche den Bau der Erde zusammenhalten; darauf setzte er das erste Menschenpaar in eine Praum und dieses mußte längere Zeit auf dem Wasser umherschwimmen. Zwischen Pirman und den Menschen in der Mitte stehen die Jin, deren mächtigster der Erdgeist, Jin Bumi, ist, welcher die Krankheiten sendet und am Leben der Menschen zehrt. Ihm untergeordnet sind die Geister (hantus) der verschiedenen Arten von Bäumen, der Flüsse, Berge u. s. f. Die Zauberer, Geisterbeschwörer und Aerzte der Orang Benua, Poyang genannt, rufen wenn sie die Kur von Kranken unternehmen, Jewajewa (bisweilen Dewadewa gesprochen) an; ihre Macht soll sich namentlich auch auf die Tiger erstrecken, in die sie sich angeblich nach ihrem Tode verwandeln, und wird von den Malaien außerordentlich gefürchet, während manche Benua nicht an sie glauben Logan a. a. O. 275 ff., 328. Newbold II, 387). Logan hat darauf hingewiesen daß der Glaube an einen höchsten Gott und Weltschöpfer bei den Benua nur entweder indischen oder muhammedanischen Ursprungs sein könne: auf Ersteres deute der Umstand daß Bischnu im südlichen Indien den Namen Pirmál führe, auf Letzteres die Verbindung

in welche das Wort Allah bisweilen von den Benua mit dem Namen ihres Gottes Pirman gebracht werde. Favre (in Journal II, 249) beſtätigt daß ein großer Theil derſelben Gott Tuhan Allah nennen; in einigen Zauberformeln der Mintira wird ſogar Mohammed angerufen und in den beim Landbau gebräuchlichen Gebetsformeln derſelben findet ſich, obwohl ſie im Weſentlichen nicht malaiiſchen Urſprunges zu ſein ſcheinen, das Wort Smillahi, d. i. Bismillah (Logan a. a. O. 309, 329). Wenn es richtig iſt daß manche Benua an zwei höchſte Weſen glauben die ſie Dewa und Bilur nennen (Newbold II, 387), ſo würde ſich daraus mit einiger Sicherheit auf altindiſchen Einfluß ſchließen laſſen, der jedoch ebenfalls erſt durch die Malaien vermittelt ſein könnte. Tempel oder Idole haben ſie nicht. Was Borie (in Tijdschr. a, X, 430) von chriſtlichen Traditionen bei ihnen erzählt, die er von Miſſionären herleitet welche im 7. oder 13. Jahrh. nach China gegangen ſeien, iſt zu verworren und großentheils zu unwahrſcheinlich als daß es bei dem Mangel einer ferneren Beſtätigung genauer berückſichtigt zu werden verdiente: ſogar religiöſe Bücher ſollen ſie beſeſſen haben und Chriſtus Radya Brahil (Raja Ibrahim) oder wie die Malaien Nabi Iſa oder Tuhan Iſa nennen. Einige führen ihre Abſtammung auf weiße Affen, andere auf einen Gott als Schöpfer zurück; die Mintiras erzählen daß ihr Stammvater von Rum gekommen ſei (ebend. 415 f.). Mit beſonders vielem Aberglauben iſt bei den Benua das Kamferſuchen verbunden, man bedient ſich ſogar einer eigenthümlichen Sprache dabei, der ſog. Kamferſprache, deren Wörter willkürlich gebildet ſind (Logan a. a. O. 263). Sie haben ferner eine Weiſe der Eidesleiſtung, die bei malaiiſchen Völkern oft vorkommt und namentlich auch angewendet wird um ein Bündniß zu ſchließen: man trinkt eine mit Blut gemiſchte Flüſſigkeit in die ein Dolch oder einige Pfeilſpitzen getaucht werden, welche dem Treuloſen den Tod bringen ſollen (Jansz. Menie in Bijdragen N. V. IV, 130. Newbold II, 395). Obgleich Logan (a. a. O. 279) behauptet daß ſich keine Spur von Unſterblichkeitsglauben bei ihnen finde, erzählt er doch ſelbſt (325) von den Mintira daß ſie ein Paradies für die Geiſter ihrer Todten haben, eine ſehr fruchtbare im Weſten gelegene Inſel; auch pflegen die Jakuns ihren Todten Waffen und Geräthe, Reis Waſſer und Tabak mit in's Grab zu geben (Favre a. a. O. 265). Auch daß die Sabimba und Sletar keine Spur von religiöſen Vorſtellungen, auch keinen Geiſterglauben hätten (Thomson in Journal I,

344, 348), wird man bis auf Weiteres bezweifeln dürfen. Manche Stämme der Benua begraben ihre Todten in sitzender Stellung, werfen einen Erdhügel auf dem Grabe auf und überbauen es mit einem Dache; die nördlicheren unterhalten drei oder sieben Nächte lang ein Feuer auf demselben und stecken ein Bambusrohr in die Erde das bis an die Nase des Todten reicht, besonders wenn dieser im kindlichen Alter gestorben ist, wahrscheinlich zu dem Zwecke ihm zu trinken zu geben (Logan a. a. O. 271, 297. Newbold II, 408).

Ueber die Semang ist nur sehr weniges bekannt. Sie unterscheiden sich im äußeren Aufputz des Körpers von den Benua dadurch daß ihnen eine tättowirte Linie von der Stirn zur Wange auf beiden Seiten herabläuft und daß sie das rechte Ohr allein durchbohren, obwohl die erstere Sitte von ihnen auch auf die benachbarten Benua übergegangen ist (Logan in Journal VII, 32). Sie haben nur sehr schlechte Hütten, keine festen Wohnungen, und kleiden sich hauptsächlich in Baumrinde. Zur Jagd bedienen sie sich des Blasrohrs mit vergifteten Pfeilen, doch besitzen sie auch Speere, und wissen selbst über die Elephanten Herr zu werden. Von den Malaien tauschen sie Zeuge, Waffen und Tabak ein, und so wird sich ihnen der Besitz von Privateigenthum wenigstens nicht ganz absprechen lassen. An der Spitze ihrer einzelnen herumschweifenden Horden stehen Häuptlinge und sie sollen die Sonne verehren (ebend. IV, 425 ff.). Daß sie ihre Todten verzehrten und nur deren Köpfe begrüben (Newbold II, 379), ist wohl eine Fabel der Malaien, und kaum glaubwürdiger scheint es, wenn von den Semang von Perak erzählt wird daß sie auf die Blätter des Stebbal zu schreiben verständen (ebend. I, 422).

Ueber die rohen Völker von Sumatra sind wir nicht besser unterrichtet. Die Orang Kubu leben stets nur in geringer Anzahl familienweise zusammen, tragen nur einen Schurz von Baumrinde und haben keine ordentlichen Wohnungen, sondern übernachten nur unter Dächern von Blättern oder kriechen in hohle Bäume. Sie treiben keinen Landbau und verstehen nicht zu weben, nähren sich von wildwachsenden Früchten und Fleisch, doch sind sie keine Canibalen. Von Hausthieren haben sie nur den Hund. Mit den Nachbarvölkern treiben sie einigen Tauschhandel, doch lassen sie sich dabei nicht sehen, sondern legen ihre Waare nieder und holen dann den Preis an derselben Stelle ab. Ihre Waffen sind hölzerne Lanzen, Schilde haben sie nicht; Kampf und Streit ist nicht selten unter ihnen. Sie besitzen ein Musikinstrument das aus

mehreren Stückchen von Bambusrohr besteht, die geschlagen werden. An der Spitze mehrerer Sukus steht bei ihnen ein gewählter Passirah. Sie glauben an gute und böse Geister, von welchen letzteren sie die Krankheiten herleiten, der Hauptgegenstand ihres Aberglaubens aber sind die Geister der Todten (Sturler in Batav. Courant 28. Apr. 1827 und daraus bei de Waal II. Boers in Tijdschr. I, 2, 290 ff.).

Die Orang Lubu wohnen in zerstreuten Hütten, bedecken sich ebenfalls nur mit Baumrinde, bauen aber etwas Reis und sammeln Damarharz ein, das sie verhandeln. Sie führen ein Blasrohr mit Giftpfeilen und sind noch roher als die Orang Ulu welche in hölzernen Häusern leben und Ringe von Kupfer zum Schmuck tragen (Sal. Müller in Bijdragen II, 251. Hollander 478). Von den Kumring oder Komaring hören wir nur daß sie voll Selbstgefühl, tapfer und fleißig sind, in großen stark gebauten Häusern zu vielen Familien zusammenleben, die Ehe durch djudjur noch haben und Idole verehren (Tijdschr. VIII, 3, 317).

Banka, hauptsächlich durch seine im J. 1710 entdeckten Zinnminen wichtig, die jedoch jetzt hauptsächlich durch Chinesen bearbeitet werden (Specielles darüber bei Lange 99 ff.), stand früher unter den Fürsten von Palembang, an welche es durch Heirath von seinen einheimischen Herrschern übergegangen ist. Seit 1785 hatte es von den Ilanuns und anderen Seeräubern (Rajats) viel zu leiden, wurde 1812 nebst Billiton von dem Sultan von Palembang an die Engländer abgetreten und kam 1814, Billiton 1824, von diesen an die Holländer (Näheres bei Lange 14 f. Reding 232 und namentlich bei Horsfield in Jornal II, 303 ff.). Die Eingeborenen von Banka, Orang Gunong (Gebirgsbewohner) sind von sanftem Charakter, mäßig und haben nur geringe Bedürfnisse, halten zähe fest an ihren alten Sitten, sind furchtsam, feig und abergläubisch; Diebstahl, Raub, Spiel, Trunk, Ehebruch kommen fast gar nicht bei ihnen vor, obwohl sie in Folge von Liebesintriguen bisweilen zum Morde greifen, und auch das Amoklaufen ihnen nicht fremd ist (Lange 47 ff. Horsfield a. a. O. 334). Meist leben sie nicht in Dörfern zusammen, sondern nur in einzeln liegenden Häusern und wechseln mit ihren Feldern den Wohnplatz (ebend. 333); anderwärts haben sie kleine Dörfer mit regelmäßig geführten Straßen und einem viereckigen Platze in der Mitte angelegt, die Häuser sind von Holzwerk, das Rath- und Logirhaus (Balei) ist an drei oder an allen

vier Seiten offen und mit einer Balustrade umgeben (Lange 55 f.). Ihre Reisfelder werden in Reihen eingesäet, durch Zäune und Vogelscheuchen geschützt, auch bauen sie Bataten, doch nur zum Tauschhandel mit den Chinesen; an Fleiß und Betriebsamkeit fehlt es ihnen in hohem Grade. Sie flechten Matten, spinnen und weben aber nicht, Zeuge erhandeln sie nur und tragen im Innern nur ein Beinkleid, eine Jacke ohne Aermel und ein Kopftuch, zu denen sie den Stoff aus Baumbast gewinnen, welchen sie ganz wie die Polynesier in Wasser einweichen und klopfen (Horsfield a. a. O. 336. Lange 48). Sie stehen unter einzelnen Häuptlingen (Batins), deren Würde meist erblich ist, wenn nämlich das Volk, von dessen Vertrauen der Einfluß jener abhängt, mit der Nachfolge einverstanden ist (Horsfield a. a. O. 332). Nach einem andern Berichte (Tijdschr. VIII, 4, 132) wären sie vielmehr ihren Häuptlingen sklavisch unterwürfig. Diese erhalten keine Abgaben oder Geschenke, außer von der Ernte. Von Seiten der holländischen Regierung ist die Bevölkerung nur zu einigen Herrendiensten verpflichtet (Lange 59). Bei der Heirath haben die Batins ihren Rath zu ertheilen (Horsfield a. a. O. 336). Seit der Gründung von Minto sind sie zum Theil Muhammedaner geworden, haben aber ihren alten Aberglauben meist behalten: die Wälder stehen unter dem Schutze besonderer Geister, daher man Opfer bringt und Zauberformeln spricht, wenn man sie abräumt um Felder anzulegen; ebenso haben Berge, Felsen, Flüsse ihre besonderen Antus (hantus, Geister) (ebend. 332, 334), und namentlich dieser Aberglaube, die erwähnten Zauberformeln, die Würde der Batins, machen es wahrscheinlich, daß dieses Volk in naher Beziehung zu den Orang Benua von Malakka steht. Die einheimische Bevölkerung von Billiton (Orang Darat) scheint sich dagegen den Malaien von Sumatra näher anzuschließen, da sie die Suku-Einrichtung zu haben scheint, der gemäß der Mann und die Kinder der Frau folgen (Schepen in Tijdschr. a, IX, 62). Ihr Charakter, der Betrieb des Landbaues, das Verhältniß zu den Häuptlingen wird indessen ganz ähnlich geschildert wie bei den Orang Gunong von Banka. Die Würde der letzteren (depati) geht nach einheimischem Rechte auf den ältesten Sohn über, doch wird sie jetzt von den Holländern vergeben (ebend. 58). Der dort herrschende muhammedanische Glaube soll mit buddhistischen und andern heidnischen Elementen stark gemischt sein (ebend. 61). Die Bearbeitung des Eisens auf die sich die Eingeborenen verstehen (Hollan-

der 691), deutet auf eine etwas höhere Culturstufe hin als die der Orang Gunong von Banka.

Zu den eigenthümlichsten und interessantesten Völkern von Sumatra gehören unstreitig die Battas, welche trotz des Abscheues den ihr Canibalismus erregt, auf einer höheren Culturstufe stehen als die meisten ihrer Nachbarn. Abgeschlossen durch ihre geographische Lage im Innern der Insel wie durch ihre Institutionen, denen gemäß ihnen jeder Fremde als Feind und als vogelfrei gilt, treiben sie Landbau als Hauptbeschäftigung und — was sonst bei Malaienvölkern ungewöhnlich ist — neben diesem ziemlich ausgedehnte Viehzucht. Reis, zum Theil auf künstlich bewässerten Feldern gezogen, in den ärmeren Gegenden Mais, sind ihre vorzüglichsten Erzeugnisse. Neben diesen bauen sie mancherlei Knollengewächse, Baumwolle und in neuerer Zeit (1847 ff.) ist es gelungen die Kaffeekultur in Mandaheling und Angkola in bedeutender Ausdehnung einzuführen, was die besten Früchte für den Gesammtzustand des Landes und die sittliche Erhebung des Volkes getragen hat (Näheres in Tijdschr. 1862 I, 1 ff.). Als Ackergeräthe bedienen sie sich einer Hacke mit 4—5 Zähnen und eines mit Eisen beschlagenen Stockes, hier und da auch des Pfluges und der Egge die von Büffeln gezogen werden (Junghuhn II, 70, 84, 187 ff. Burton and W. in Transactt. R. As. Soc. I, 511. Tijdschr. IX, 4, 190). Ihre Viehzucht erstreckt sich außer Büffeln auf Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner und Pferde. Büffel und Ziegen, Pferde und Hunde, welche letzteren beiden förmlich gemästet werden, dienen in der Regel nur bei festlichen Gelegenheiten zur Speise, bei welcher indessen das Salz oft mangelt. In Pertibie, dessen Wohlstand die Einfälle der Padries vernichtet haben, ist das Vieh verwildert, in Mandaheling dagegen nimmt die Viehzucht neuerdings zu, während die Goldproduktion geringer wird (Junghuhn II, 4. Tijdschr. a. a. O. 192. Willer ebend. VIII, 2, 301, 356, 375). Das Getränk der Battas ist meist Wasser, doch bereiten sie in einigen Gegenden auch Palmwein, in anderen Kaffee aus den Blättern der Pflanze. Der Gebrauch des Betel ist allgemein in Mandaheling und Pertibie, anderwärts nur beschränkt und wohl erst in neuerer Zeit eingeführt da er in Tobah ganz fehlt; dagegen kauen sie Kalk und Gambir-Blätter als Reizmittel und rauchen Tabak (Willer a. a. O. 301, 304. Junghuhn II, 81. Burton and W. a. a. O. 493).

Die Dörfer bestehen aus reihenweise gruppirten Häusern, deren Gie-

belſeite der Straße zugewendet iſt, ſind zum Theil an ſehr ſichern Plätzen angelegt und alle mit Wall Graben und Palliſaden oder Bambushecken befeſtigt (Burton a. a. O. 490. Junghuhn II, 72. Tijdschr. IX, 4, 197). Nicht ſelten wohnen namentlich in Tobah viele Familien in einem Hauſe zuſammen, daher es Häuſer giebt die bis 100 Fuß lang ſind (Low in Journal R. As. Soc. II, 44). Der Bau ſelbſt wird in Mandaheling und Pertibie, wenn nöthig, zwar mit gemeinſamen Kräften, aber ohne Sorgfalt ausgeführt; die Häuſer beſtehen meiſt nur aus einem Zimmer, davor ſteht eine Scheuer und ein an allen Seiten offener Sopo, wo die Frau arbeitet und Beſuche empfangen werden, nur die der Häuptlinge haben mehrere Räume, durchlaufende Bänke und ſind mit Schnitzwerk verziert (Willer a. a. O. 298 ff.). Die Form der Häuſer iſt überall länglich viereckig; ſie haben ein Gabeldach das auf allen Seiten weit überſteht und ruhen auf 4—8 Fuß hohen Pfählen; einzeln liegende werden oft ſelbſt 25—30 F. hoch auf der Gabelabtheilung eines Baumes erbaut. Bisweilen iſt der Zugang von unten, wo das Vieh ſich aufhält, durch eine Fallthür; einen Oberſtock der als Vorrathskammer dient, und einen Balkon an der Giebelſeite haben nur die Häuſer der Häuptlinge (Junghuhn II, 59 ff., 78). Außerdem giebt es Verſammlungshäuſer, wo die Fremden aufgenommen und die Bücher und ſonſtigen Koſtbarkeiten aufbewahrt werden. Irden- und Bambusgeſchirr, Fackeln, hier und da Lampen ſind die einzigen häuslichen Bequemlichkeiten. Die erbeuteten Köpfe der Feinde werden meiſt an der Decke aufgehängt (Burton and W. a. a. O.). Von anderen Bauwerken ſind im Battalande nur noch Brücken zu erwähnen die aus Rottan-Seilen hergeſtellt werden (S. Müller in Bijdragen III, 354).

Die Battas tättowiren ſich nicht, wohl aber iſt das Feilen der Zähne bei ihnen im Gebrauch (Junghuhn II, 95. Willer a. a. O. 304), das überhaupt im indiſchen Archipel ſehr allgemein iſt als Zeichen der Mannbarkeit (Raffles I, 95. Crawfurd I, 215). Ihre Kleidung iſt der gewöhnlichen malaiiſchen ähnlich, nur pflegen ſie den Oberleib ganz unbedeckt zu tragen, auch die Frauen die daher nur den Sarong haben (Junghuhn II, 90, 298). Eigenthümlich iſt ihnen nur ein vier Ellen langes und zwei Ellen breites Stück Zeug das ſie um die Hüften tragen und mit einem Gürtel befeſtigen, und ein zweites das als Mantel dient (v. Kessel in Bijdragen IV, 61); ähnlich iſt es in Mandaheling und Pertibie, wo die Mäntel der Vornehmen an den Rändern mit vielen

künstlichen bunten Figuren verziert, die nach dem Range verschiedenen Kopfbedeckungen aber jetzt meist abgekommen und dem einfachen malaiischen Kopftuch gewichen sind (Willer a. a. O. 306 ff.). Als Schmuck dienen Ringe von Elfenbein Muscheln und Kupferdraht oft in großer Menge; Goldschmuck, dem der javanischen Braut ähnlich und daher vielleicht von indischem Ursprung, tragen nur die höchsten Stände (ebendas. 304). Das Spinnen, Färben und Weben der Baumwolle an einem einfachen Webstuhle besorgen die Weiber, deren Geschäft auch die Töpferarbeit ist (Junghuhn II, 69 ff.). Wie in der Weberei stehen sie aber auch in der Zimmer- und Schmiedearbeit, die nicht als besondere Handwerke betrieben werden, den Malaien nach; nur was aus Kupfer verfertigt wird (Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe u. dergl.) ist in Tobah vortrefflich (v. Kessel a. a. O. 62. Burton and W. a. a. O. 511. Willer a. a. O. 359). Künstliche Schnitzereien, Blumen und Arabesken, finden sich vielfach an den Eckpfeilern der vornehmen Häuser und an alten Kriegspanieren (Junghuhn II, 223). Ihre Musikinstrumente sind den javanischen ähnlich (ebend. 176. Vgl. Willer a. a. O. 349 ff.). Als Handwerkszeug und Waffen führen sie Aexte, Hämmer, Meisel, Bohrer und verschiedene Arten von Messern die sie selbst machen, nicht den Kris; dann Lanzen, bisweilen Säbel und kleine Luntengewehre mit kupfernen Schlössern, die wie das grobe Pulver, dessen sie sich bedienen und zu dem sie den Salpeter durch Auslaugung von Ziegenmist gewinnen, von ihnen selbst verfertigt werden; Schilde, Pfeil und Bogen sind bei ihnen nur noch bei festlichen Pantomimen zu sehen (Tijdschr. IX, 4, 189, 198. Willer a. a. O. 310. v. Kessel a. a. O.). Zwar giebt es im Innern des Landes an einigen Orten Märkte die von 3—4000 Menschen besucht werden — spanische Thaler und Gold nach dem Gewicht (tail) sind das gangbare Geld, aber der Handel nach auswärts ist fast ganz unentwickelt (v. Kessel 69, 71. Willer 360), und auf die See, die sie für den Sitz böser Geister halten, wagen sich die Battas nicht, sie scheuen selbst deren Anblick (Moor Append. 1).

In Rücksicht der politischen Verfassung hören wir daß jedes Dorf selbstständig und unabhängig ist und an dessen Spitze ein Häuptling steht, der seine Würde auf den ältesten Sohn, dann auf den Bruder (auf den ältesten, dann auf den jüngsten Sohn nach Andern) vererbt, aber fast nur in Kriegszeiten Gehorsam findet, während er im Frieden an den

Willen des Volkes gebunden ist, dessen Versammlungen oft sehr stürmisch sind. Seine Gewalt hängt daher großentheils von seiner Persönlichkeit ab, doch bleibt er Eigenthümer des Landes, auch wenn sein Volk von ihm abfällt und ihn verläßt, und erhält für die Erlaubniß zur Benutzung desselben geringe Abgaben oder Dienste von seinen Untergebenen (Burton and W. a. a. O. 511. Low a. a. O. 48. Tijdschr. IX, 4, 196. Moor Append. 4. Junghuhn II, 96, 104, 106. v. Keffel a. a. O. 62). Neben den Häuptlingen der einzelnen Dörfer giebt es indessen auch solche die über mehrere gebieten (Tijdschr. IX, 4, 194). Burton and Ward erzählen sogar von einem obersten Häuptling der seine Stellvertreter habe und mit einem hohen Rathe umgeben sei, doch besitzen diese höchsten Würdenträger keine Macht von Bedeutung. Daß bei den Battas wie bei den Malaien von Menangkabao die bürgerlichen Institutionen unmittelbar aus der Familie hervorgewachsen sind in patriarchalischer Weise ergiebt sich vor Allem daraus daß ein altes Gesetz dem Manne gebot sich stets mit einer Frau aus einem andern Dorfe zu verheirathen (Junghuhn II, 100) und daß die Dorfbewohner mit ihrem Häuptling auf dem Fuße der Gleichheit verkehren. Bestände nicht ein wesentlicher Unterschied darin daß die Kinder den Vater beerben und zwar (nach Tijdschr. IX, 4, 196) zu gleichen Theilen, so würde man nach dem Berichte Willer's über Mandaheling und Pertibie glauben müssen daß die Battas durchgängig und selbst in Tobah (wie in Tijdschr. 1852 I, 114 behauptet wird), die Suku-Einrichtung der Malaien hätten, wenn auch unter anderem Namen; so aber ist es, so lange nicht eine genauere Untersuchung das Gegentheil herausstellt, wahrscheinlicher daß nur in den südlichen von den Malaien eroberten Gegenden (s. oben p. 25) die malaiischen Institutionen den Battas aufgedrängt worden sind, obwohl nicht ohne zugleich einige wesentliche Aenderungen zu erleiden. Insbesondere stimmt das was über die Einrichtung der vier miteinander verbündeten Corias von Mandaheling, die den Sukus entsprechen, gesagt wird (Tijdschr. a. a. O.), sowie die dortigen speciellen Mittheilungen über das Eigenthum an Land und über das Gebrauchsrecht desselben auf's Genaueste mit den Berichten über das altmalaiische Recht von Menangkabao überein.

Der musterhaften Darstellung Willer's (Tijdschr. VIII, 2, 149 ff.) können wir leider nicht in's Einzelne folgen; das Hauptsächlichste ist Folgendes. Die politische Verfassung stellt eine Uebergangsstufe dar von

der patriarchalischen Form zu einer bundesgenossenschaftlichen Adelsregierung die durch repräsentative Elemente gemäßigt ist (271). Der Marga, dessen Angehörige als blutsverwandt gelten und daher nicht untereinander heirathen, entspricht dem malaiischen Suku, der Pamusuk an seiner Spitze dem malaiischen Panghulu: wie dieser ist er der Schirmherr seiner Untergebenen, muß sie frei kaufen wenn sie anderwärts in Sklaverei verfallen, darf sie unter Umständen aber sogar verpfänden, bezieht seine Haupteinnahme aus den aufgelegten Geldstrafen und verfügt über das Busch- und Weideland, wenn es an Feldern fehlt (150, 163 ff., 218). Wie in Menangkabao sind Grund und Boden Gesammteigenthum, unveräußerlich, und nur das Besitzrecht wird vererbt; verkäuflich ist auch dieses nicht, nur verpfändbar und vertauschbar innerhalb derselben Gemeinde (161). Ein wesentlicher Unterschied ist daß das Kind nicht zum Marga der Mutter, sondern zu dem des Vaters gehört. Der Marga besteht aus drei Ständen: Adel, Bürger und bedingt Freigegebenen, welche letzteren im Interesse des Gemeinwohls verkauft werden können. Weiber Sklaven Schuldsklaven und Kinder haben keine politischen Rechte und stehen stets in fremder Gewalt (149 ff.), auch können die ersteren nicht erben (185). Die Selbstständigkeit der Gemeinde ist unverlierbar, sie kann selbst durch Krieg keiner andern einverleibt werden oder zinsbar werden. Gesetzgebung Regierung und Gericht wird in ihr durch den Gemeinderath und den Bürgerrath ausgeübt, die hauptsächlich aus den Vertretern der erwähnten drei Stände gebildet sind. Der Pamusuk ist Vorsitzer des ersteren und hat ein Veto; die Beschlüsse des Bürgerraths können durch den Gemeinderath reformirt werden (153 ff.). Mehrere Gemeinden treten zu Bundesgenossenschaften zusammen, an deren Spitze ein Bundesrath steht; Krieg ist indessen auch unter Bundesgliedern nicht selten, obgleich Streit unter diesen immer durch den höheren Bundesrath beigelegt werden soll, dem die niederen Räthe der Abtheilungen untergeben sind (159 f.). Der Bürger bleibt an die Scholle gebunden, muß arbeiten und in den Krieg ziehen nach dem Befehle des Gemeinderaths und darf ohne dessen Zustimmung nicht einmal verreisen (167).

Recht wird bei den Battas vor dem versammelten Volke gesprochen und der Geist und die Hauptbestimmungen ihres Strafrechtes kommen mit denen des malaiischen überein: fast alle Strafen lassen sich in Geldbußen verwandeln — ein Grundsatz der vom Eigennutz der Häuptlinge

ausgebeutet wird — für Verbrechen und Schulden ſind die nächſten Angehörigen, für erſtere, wenn der Thäter verborgen bleibt das ganze Dorf haftbar; Sklaverei und Schuldſklaverei entſtehen und beſtehen auf dieſelbe Weiſe wie bei den Malaien; die Sklaven werden gut behandelt und können nicht willkührlich von ihrem Herrn, ſondern nur nach Richterſpruch geſtraft werden (Junghuhn II, 145. Tijdschr. IX, 4, 185, 194. Burton and W. a. a. O. 507 f. v. Keſſel a. a. O. 61, 67, 71). Nur den einen barbariſchen Zug ſcheint dieſes Strafrecht eigenthümlich zu haben daß der Canibalismus in ihm als eine geſetzliche Inſtitution auftritt. Marsden (3d ed. 391) erklärt dieß daraus daß die ſchimpfliche Vertilgung des Verbrechers durch Auffreſſen den allgemeinen Abſcheu gegen ſeine That an den Tag legen ſolle. Alle Strafe geht urſprünglich aus dem Rachegefühl hervor das ſtrenge Vergeltung fordert; die Rache iſt es die zum Auffreſſen des Feindes führt und an dieſem betheiligen ſich außer dem Rächer ſelbſt auch ſeine Genoſſen, weil ſie ſeinen Haß theilen: ſo kann der Canibalismus zu einer geſetzlichen Strafe werden. Bei den Battas trifft er den Ehebrecher, Landesverräther, Spion, nächtlichen Räuber (die Angaben darüber lauten verſchieden) und insbeſondere den Kriegsgefangenen, der ſogar lebendig verzehrt wird (Junghuhn II, 156. Burton and W. a. a. O. 507. Tijdschr. IX, 4, 184. v. Keſſel a. a. O. 64. Life and service of Sir Stamf. Raffles IV, 425): er wird an einem hölzernen Kreuz mit ausgeſpannten Armen und Beinen befeſtigt, man ſtürzt mit Meſſern und Aexten, Zähnen und Nägeln über ihn her um Stücke Fleiſch von ihm abzureißen, die in eine Miſchung von Salzwaſſer und Citronenſaft getaucht verſchlungen werden (Moor 123. Low in Journal R. As. Soc. II, 49). Iſt das Opfer ein Verbrecher, ſo haben deſſen Verwandten ſelbſt durch Lieferung von Salz und Citrone ſich dem Strafacte mit zu unterwerfen (Willer a. a. O. 201). Zwar ſoll der Canibalismus eigentlich nur als Strafe ausgeübt werden, doch hält er ſich nicht immer in den geſetzlichen Grenzen, da der Genuß von Menſchenfleiſch mit einem Feſte bei den Battas verbunden iſt und deſſen Wohlgeſchmack von ihnen gerühmt wird. Nach Anderson (225) ſoll es Rajahs geben die aus dieſem Grunde täglich ſolches verzehren; man hat erzählt daß Menſchenfleiſch bei ihnen auf den Märkten verkauft werde, doch ſcheint dieß nicht hinreichend verbürgt zu ſein. Zu weit geht aber wohl Willer (a. a. O. 345) wenn er behauptet daß an dem Canibalismus, der in Manda-

heling unter muhammedaniſchem und holländiſchem Einfluß jetzt ganz verſchwunden iſt, der Wohlgeſchmack überhaupt keinen Theil gehabt habe. In Kriegszeiten iſt er bei den Battas gewöhnlich (Junghuhn II, 14), und früherhin ſollen ſie ſelbſt ihre alten und kranken Angehörigen verzehrt haben, die man auf einen Baum ſteigen ließ, welchen man dann ſchüttelte unter dem Geſang der Worte: „Die Zeit iſt gekommen, die Frucht iſt reif, ſie muß herunterſteigen", worauf das Erſchlagen und Aufeſſen folgte. Boudyck (II, 67) erhielt in Bezug hierauf von einem Batta die Antwort daß ſie ihre Verwandten aus Pietät fräßen um ſie nicht den Würmern in der Erde zu überlaſſen. Angeblich wäre der Canibalismus bei ihnen erſt neueren Urſprungs, wie man auch daraus hat ſchließen wollen daß er auf den Nias Inſeln fehlt (Junghuhn II, 23. Hollander 648), doch findet er ſich ſchon im 15. Jahrh. (bei Ramusio, ſ. Junghuhn II, 276) erwähnt und noch früher erzählt M. Polo (III, c. 11 u. 14) von dem Gebrauche kranke Verwandte aufzueſſen.

In Rückſicht des Gerichtsweſens und des Strafrechtes von Mandaheling müſſen wir auf Willer's (a. a. O. 152, 168, 187 ff.) ausführliche Darſtellung verweiſen. Daſſelbe Vergehen wird ſchwerer an den niederen als an den höheren Ständen geſtraft, ſchwerer wenn der Beſchädigte ein Vornehmer als wenn er ein Geringer iſt, ſchwerer meiſt der böſe Wille allein als die That ſelbſt ohne dieſen. Als eigenthümlich heben wir noch hervor daß eine geſtohlene Ziege ſiebenfach erſetzt werden ſoll, „denn auch Arme haben bisweilen Ziegen", und daß der Verluſt eines Prozeſſes der bis in die höchſte Inſtanz verfolgt worden iſt, noch beſonders beſtraft wird. Der Zinsfuß iſt nicht höher als 20%. Die Strafe des Meineides bleibt der Gottheit überlaſſen; überhaupt aber ſollen Eidesleiſtungen möglichſt beſchränkt werden, weil es beſſer ſei daß ein Unrecht ungeſtraft bleibe als daß jemand der Rache der Geiſterwelt preisgegeben werde.

Der Charakter der Battas, den Burton and Ward (a. a. O. 498) und Low (a. a. O. 47) weſentlich anders ſchildern als Junghuhn (II, 237, 229), unterſcheidet ſich nach letzterem von dem des Javaners vor Allem durch größere Offenheit, ſelbſt in der Rachſucht, durch größere Unabhängigkeit und Männlichkeit, die ihn leichter ungeduldig ungehorſam und zum Streite geneigt macht, obwohl er ſonſt treu und zuverläſſig, gutmüthig und dankbar iſt. Er beſitzt nicht die Eiferſucht und

Wolluſt noch die Leichtgläubigkeit des Javaners; dieſer iſt eitler, dabei viel feiger und hartherziger als der Batta. Anhänglich an Geburtsort und Familie, ohne Falſch im Handel, zeigt ſich der letztere aber zugleich faul und ſorglos auf der einen und verſchwenderiſch, freigebig, dem Spiel ergeben auf der anderen Seite. Nur Anderson (268) rühmte an den Battas Fleiß und Sparſamkeit ohne Prahlerei, wie ſie den Malaien eigen ſei. Ein ähnliches Bild entwirft Willer (a. a. O. 264 ff., 395 ff.) von der Bevölkerung von Mandaheling: Unkeuſchheit iſt ihnen fremd, ſelbſt in Tänzen und Liedern, ebenſo Trunk und Opiumgenuß, doch ſind ſie leidenſchaftlich im Spielen und Wetten; ehrlich, offen, und dabei vorſichtig im Reden, erlauben ſie ſich gleichwohl nicht ſelten Erpreſſungen und Betrug im Handel; zwar hülfreich gegen Angehörige, läßt es ihre Faulheit, für die ſie ſich gern auf ſprüchwörtliche Redensarten berufen, doch oft zur Verpfändung der Familie kommen und bereitet der Frau ein hartes Loos; ihre kriegeriſche Tapferkeit ſteht nicht außer Zweifel; Vergiftungen ſcheinen häufig zu ſein, künſtlicher Abortus aber gilt für ſtrafbar.

Die Battas haben zweierlei Art der Ehe welche dem djudjur und dem ambil anak der Malaien entſprechen und auf einfachem Kauf der Frau oder des Mannes beruhen. Scheidungen bei denen die Kinder ſtets dem letzteren bleiben, ſind ſelten und können bei der erſten Weiſe der Ehe von Seiten der Frau nur durch Rückkauf, vom Mann dagegen durch bloße Entlaſſung bewirkt werden (Junghuhn II, 135). Die Weiber, deren ſelten mehr als zwei einem Manne angehören, werden zwar nicht hart behandelt, aber es ruht auf ihnen faſt alle Arbeit, namentlich in Tobah, während anderwärts der Mann den größten Theil der Feldarbeit verrichtet, ſonſt aber nur raucht und die Kinder wartet (ebend. 133, 81. Burton and W. a. a. O. 509). Die Frau kann für Schulden des Mannes verkauft, verpfändet, bei Mangel an männlichen Nachkommen zurückgeſchickt und gegen eine Schweſter vertauſcht werden, auch wird ſie mitvererbt (Tijdschr. IX, 4, 201). Kindermord kommt nicht vor, wohl aber Abtreibung der Frucht (Junghuhn II, 58). In Mandaheling hatten die Padries die Ehe nach semando eingeführt, mit dem Verfall ihrer Macht iſt aber auch dieſe wieder dem alten tuhor (d. i. djudjur) gewichen, deſſen Folge iſt daß viele Mädchen ledig bleiben, viel prozeſſirt wird und die Entwickelung von Handel und Induſtrie gehindert iſt durch die hohen Brautpreiſe für die der Mann allein arbeitet

um dann wieder zu faullenzen (Willer a. a. O. 317). Wegen der eigenthümlichen Art der dort gebräuchlichen Bewerbung und Verlobung, des dortigen Familien- und Eherechtes und verwandter Gegenstände müssen wir auf Willer (a. a. O. 172—183, 219—227) verweisen: Blutsverwandtschaft wird in Mandaheling nur nach der männlichen Linie gerechnet, so daß Kinder von Bruder und Schwester einander heirathen dürfen, nicht aber solche von Bruder und Bruder; die Frau wird durch die Heirath verwandt mit der Familie des Mannes, nicht dieser mit der ihrigen; selbst die Wittwe kann Ehebruch begehen, nämlich mit einem anderen Manne als demjenigen auf welchen sie durch Erbschaft übergeht; sogar die nächsten Blutsverwandten der Frau können diese allein und in Abwesenheit ihres Mannes nicht in ihrem Hause aufsuchen ohne der Strafe versuchten Ehebruches zu verfallen; unzüchtige Reden oder Handlungen gegen Frauen und Mädchen werden mit Geldbußen gestraft.

Die Kinder der Battas erhalten ihren Namen bei einem Feste das man feiert und werden bei dieser Gelegenheit in einem Bache gebadet (Junghuhn II, 129). Mit 10—12 Jahren feilt man ihnen die Zähne spitzig und schwärzt sie (Burton and W. a. a. O. 496). Fast alle lernen lesen und schreiben. In Mandaheling werden sie zu schwerer Arbeit angehalten, damit die Erwachsenen faullenzen können (Willer a. a. O. 340).

Die Zunahme der Bevölkerung wird hauptsächlich durch innere Kriege gehindert, zu denen Schuldforderungen besonders häufig führen: man fängt zuerst Einzelne und behält sie als Geißeln; geschieht aber ein Mord, so steigt die Erbitterung, der Krieg bricht aus und endigt meist erst mit der Vernichtung des ganzen feindlichen Dorfes (Junghuhn II, 57, 165, 173). Man bereitet ihn vor durch Geschenke und Botschaften die man an befreundete Dörfer sendet um sie zur Theilnahme einzuladen; dann folgen Gastmähler, bei denen man namentlich Büffelfleisch ißt zum Zeichen der Verbündung; die Kriegserklärung geschieht dadurch daß ein Rohrstab und ein aus Holz geschnitztes Menschengesicht auf einem Pfahle an der Straße aufgepflanzt wird (Moor Append. 4); bisweilen ist auch die Erklärung schriftlich an dem Pfahle angebracht (Low a. a. O. 48). In Mandaheling werden dem Feinde selbst Ort und Zeit für die erste zu liefernde Schlacht angesagt, es finden weder Brandstiftungen noch nächtliche Ueberfälle statt, und nur die Gemeinen, nicht

die Pamusuks werden im Kampfe getödtet (Willer a. a. O. 170). Blutsverwandte haben selbst während des Krieges zum Theil die Freiheit einander unbelästigt zu besuchen (v. Kessel in Bijdragen IV, 68). An der Spitze der feindlichen Heere kämpfen die Vorfechter, deren Stelle bei den Battas von Pak-pak ein kleines hölzernes Bild vertritt das mit den Ueberresten eines verfaulten und in die Erde gegrabenen Menschenkopfes bestrichen worden ist. Dieser Kopf nämlich ist der eines Knaben, welchen die Priester in die Erde gegraben, einige Zeit lang nur mit Pfeffer und Salz gefüttert und dann enthauptet haben, nachdem er das Versprechen abgelegt hat ihnen im Kampfe als Vorfechter dienen zu wollen (Tijdschr. a, III, 458). Nach einem andern Berichte (Tijdschr. IX, 4, 180) hat dieses Verfahren vielmehr den Zweck an dem eingegrabenen Menschen einen Schutzgeist zu gewinnen der alles Uebel und Unglück abwende.

Die Battas glauben an einen höchsten allmächtigen Gott, Diebata, an dem sie den allweisen Willen und die Schöpfer- und Erhaltermacht unterscheiden. Er wohnt im siebenten Himmel, hat aber nach der Schöpfung die Regierung der Welt hauptsächlich drei anderen Göttern überlassen, dem Batara Guru, Sri Padi und Mangala Bulan, von denen der erste im Himmel regiert, Vater der Menschen ist und zur Bildung der Erde mitgewirkt hat, die von Anfang an auf dem Haupte der gehörnten Schlange Naga Padoha ruhte, von diesem aber abgeschüttelt wurde, so daß sie versank; der zweite beherrscht den Luftkreis, der dritte die Erde. Diese drei, welche auch beziehungsweise als Gott der Gerechtigkeit, als Gott der Gnade und als das böse Princip bezeichnet werden, haben aber die Sorge für das Einzelne in der Welt wieder niederen guten und bösen Geistern, Diebatas und Begus aufgetragen, von denen die einen vorzugsweise im Himmel, die anderen mächtigeren und daher häufiger verehrten in der Unterwelt wohnen (Olivier II, 375. Anderson 130. Tijdschr. IX, 4, 178. Willer a. a. O. 169, 292. Tijdschr. a, III, 459. Baseler Miss.-Mag. 1840 IV, 66. Burton and W. a. a. O. 499. Vgl. auch Latham, Nat. hist. of the varieties of man 1850 p. 143). Die Dreiheit der Götter, über denen ein ursprünglicheres selbstständiges Wesen steht, deutet nebst mehreren der angeführten Namen, wie W. v. Humboldt (I, 246) bemerkt hat, bestimmt auf indische und zwar auf buddhistische Lehre hin. Auf dieselbe Quelle führen auch die geringen Reste von alten Bauwerken und Bildern

zurück die sich im Lande finden (v. Kessel in Bijdragen IV, 65. Willer a. a. O. 402). Es gehört dahin zum Theil auch was Willer (a. a. O.) über die Götter der sechs niederen Himmel erzählt: im sechsten wohnt Diebata's Tochter, die Göttin des Lichtes, und der Richter über die Menschen, im fünften der Gott der Ernte, des Viehes und des Bergbaues, im vierten der Gott des Pflanzenreiches und der Arzeneien, im dritten die Götter welche über die Lebenszeit der Menschen bestimmen, im zweiten der oberste böse Geist mit seinem Begleiter, dem Vogel Garudu, im ersten der weibliche böse Geist und sein Diener. Dann folgen die Geister der Berge Wälder Höhlen Gewässer u. s. f. Vorzüglich hoch verehrt werden aber von den Battas die Geister der Vorfahren, die sie bei einigen ihrer Eidesleistungen anrufen, während der höchste Schwur bei Diebata geschieht und an heiligen Gräbern vollzogen wird (Burton and W. a. a. O. Willer a. a. O. 341). Zu den guten Geistern gehören außer den abgeschiedenen Seelen großer Häuptlinge die auf den Bergen in einem unsichtbaren Lande leben, auch die Seelen derer die keines natürlichen Todes gestorben sind; die bösen werden nach den hauptsächlichsten Krankheiten unterschieden welche die Menschen heimsuchen, und durch Talismane und Zaubermittel bekämpft (Junghuhn II, 246 ff.). Priester, Tempel, einen regelmäßigen Cultus und Idole haben die Battas nicht, wohl aber Zauberärzte und Geisterbeschwörer von zweierlei Art (ebend., Willer a. a. O. 169, 295, 392. Tijdschr. a, III, 459). Die Bilder bei welchen Eide geleistet werden, sind schwerlich Idole, wie Burton and Ward (a. a. O. 503) sie nennen, sondern stellen wohl nur die Ahnen vor. Fast nur in Unglück und Gefahr wendet man sich an die Götter und bringt ihnen Opfer, das für die wohlthätigen Götter stets in einem weißen Thiere bestehen muß. Der Glaube an Vorbedeutungen, Wahrsagerei, Glücks- und Unglückstage und dergl. ist sehr verbreitet. Die Battas von Padang lawas sind zum Theil jetzt Muhammedaner, ebenso ein kleiner Theil des Adels von Mandaheling und Pertibie, wo es den Padries zwar gelungen ist den alten Glauben zu lockern, nicht aber den Islam zu befestigen (Sal. Müller in Bijdragen III, 369. Willer a. a. O. 169, 296), doch soll dieser in Mandaheling und Angkola allmälich überhand nehmen (v. Kessel a. a. O. 61). Meist erstreckt er sich wie in Pak-pak nur auf Aeußerlichkeiten, auf die Annahme der Beschneidung und des Kopftuches (Tijdschr. a, III, 454).

Die großen und sehr kostspieligen Leichenfeierlichkeiten der Battas, bei denen bis zu hundert Büffeln geschlachtet werden, sind öfter beschrieben worden (Tijdschr. IX, 4, 205. Willer a. a. O. 320). Am Sterbetage eines großen Rajah wird ein Reisfeld angelegt, bis zu dessen Reife man den Todten im Hause aufbewahrt und in Parade ausstellt. Dann wird der Reis geschnitten und das große Todtenfest gehalten, bei welchem der Todte seinen Platz in einem Troge erhält der auf Rollen steht und zuletzt zum Grabe hingefahren wird. Auf diesem das meist in der Nähe der Wohnung oder des Dorfes liegt, stellt man mancherlei meist unzüchtige Bildwerke auf, ein Gebrauch der mit den jetzigen religiösen Vorstellungen der Battas in keiner Beziehung steht und daher aus indischem Einfluß zu erklären sein mag (Junghuhn II, 137. Willer a. a. O.). Nach dem Glauben der Battas gelangen die guten Menschen, d. h. diejenigen welche Diebata geopfert, ihre Eltern geehrt, mit Andern im Frieden gelebt und ihnen Gutes gethan haben, in den Himmel, doch nur in den dritten, wenn sie nicht von Adel sind, denn für diesen ist der sechste bestimmt; die Seelen der Bösen dagegen müssen zu ihrer Qual auf Erden umherirren (Willer a. a. O. 294. Vgl. auch Latham a. a. O.).

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Die großen und sehr kostspieligen Leichenfeierlichkeiten der Batta bei denen bis zu hundert Büffeln geschlachtet werden, sind öfter beschr ben worden (Tijdschr. IX, 4, 205. Willer a. a. O. 320). Am St betage eines großen Rajah wird ein Reisfeld angelegt, bis zu dess Reife man den Todten im Hause aufbewahrt und in Parade ausste Dann wird der Reis geschnitten und das große Todtenfest gehalten, welchem der Todte seinen Platz in einem Troge erhält der auf Roll steht und zuletzt zum Grabe hingefahren wird. Auf diesem das meist der Nähe der Wohnung oder des Dorfes liegt, stellt man mancher meist unzüchtige Bildwerke auf, ein Gebrauch der mit den jetzigen re giösen Vorstellungen der Battas in keiner Beziehung steht und da aus indischem Einfluß zu erklären sein mag (Junghuhn II, 13 Willer a. a. O.). Nach dem Glauben der Battas gelangen die gut Menschen, d. h. diejenigen welche Diebata geopfert, ihre Eltern geeh mit Andern im Frieden gelebt und ihnen Gutes gethan haben, in d Himmel, doch nur in den dritten, wenn sie nicht von Adel sind, den für diesen ist der sechste bestimmt; die Seelen der Bösen dagegen müss zu ihrer Qual auf Erden umherirren (Willer a. a. O. 294. Vgl. au Latham a. a. O.).

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Die

Völker der Südſee.

Zweite Abtheilung.

Die Mikroneſier und nordweſtlichen Polyneſier.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloſter U. l. Fr. zu Magdeburg.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloster U. l. Fr. zu Magdeburg.

Fünfter Theil.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleischer.

Vorrede.

Viel ſpäter, als ich beim Erſcheinen der erſten Abtheilung dieſes Bandes hoffte und hoffen konnte, erſcheint jetzt endlich der zweite Theil deſſelben, welcher indeß nicht, wie zuerſt beabſichtigt war, die Schilderung ſämmtlicher Völker des großen Oceans, ſoviel deren von Neuholland bis zur Oſterinſel wohnen, ſondern nur Mikroneſien und diejenigen zum Theil höchſt verwickelten Vorfragen umfaſſt, welche einer Beſprechung des eigentlichen Polyneſiens nothwendig vorausgehen müſſen. Ein ſechſter Band, deſſen Druck ſchon begonnen hat und der in der erſten Hälfte des kommenden Jahres erſcheinen ſoll, wird dann das noch Uebrige enthalten: zunächſt die ethnologiſche Specialſchilderung der eigentlichen Polyneſier, dann der Melaneſier und der Auſtralier. Mit ihm wird die Anthropologie der Naturvölker abgeſchloſſen ſein.

Ich habe nun zunächſt mich über das verſpätete Erſcheinen, ſodann über mein Verhältniß zu dieſer Arbeit überhaupt auszuſprechen.

An dem Tage, an welchem ich zuletzt meinen Lehrer und ich darf wohl ſagen Freund Waitz vor ſeinem Tode ſah — es war zu Marburg an einem unvergeßlichen Sommertage des Jahres 1863 — ſprachen wir auch über die Anthropologie und den letzten Band derſelben, zu welchem er die Vorarbeiten ſoeben der Hauptſache nach vollendet hatte. Es war ihm darum zu thun, die drückende Laſt dieſes Werkes, die nun ſchon ſo lange auf ſeinen Schultern lag, los zu werden, um von dieſen anthropologiſchen Arbeiten, welche ihn der Natur der Sache

gemäß auf so manches nicht zur Philosophie gehörige Feld hinführten, wieder zu rein philosophischen Aufgaben zurückkehren zu können. Zunächst wollte er die Religionsphilosophie, dann die Logik, zu welcher er schon bedeutendes Material liegen hatte, ausarbeiten. Allein er erlag der Last der Anthropologie, deren Vollendung ihn nicht mehr erfreuen sollte. Von München, wohin er Ostern 1864 gereist war, um noch fernere Studien für den stillen Ocean zu machen, kam er tödtlich erkrankt zurück und er erstand nicht wieder: am 21. Mai starb er. Was seine Familie, was seine Freunde durch seinen Tod verloren haben, ist unersetzlich: noch heute ist die schmerzliche Empfindung des Verlustes so groß wie am ersten Tag oder vielmehr viel, viel größer. Doch darüber soll hier nicht gesprochen werden. Auch was er der Wissenschaft war, braucht hier nicht auseinander gesetzt zu werden: es ist von bedeutenderer Kraft wenn auch nur kurz in dem schönen Nekrolog behandelt, welcher den 2. Juni 1864 in der Beilage der Augsburger allg. Zeitung erschien. Aber noch bis auf den heutigen Tag scheint man in Deutschland dem Verstorbenen nicht die Beachtung schenken zu wollen, welche er in so hohem Maaße verdient und in anderer Zeit gewiß noch findet; denn seine Anthropologie ist, wie man in England gleich bei ihrem Erscheinen aussprach, ein epochemachendes und für lange Zeiten grundlegendes Werk, ein Werk, dessen Wichtigkeit sich dann erst zeigen wird, wenn ein späteres Geschlecht die Consequenzen alles dessen was es enthält ziehen kann — und zu ziehen wagt. Daß es die Grundzüge der Lehre Darwin's und ihre wichtigste, folgenschwerste Consequenz aufs allerbedeutsamste und schlagendste bestätigt und ergänzt, wird jedem Einsichtig-Unbefangenen klar sein; daß es daher als Grundlage einer späteren Philosophie (wie ja Waitz die ungeheure Arbeit aus philosophischem Interesse unternahm) erst seine ganze Bedeutung bekommen wird, das kann man auch ohne prophetischen Geist behaupten, um so zuversichtlicher, als ethnologische Studien auch in Deutschland sich jetzt immer mehr und lebhafter ausbreiten; als man auch bei uns doch endlich wieder zu der Ueberzeugung mehr und mehr zu gelangen scheint, daß dies spröde Absondern jedes einzelnen Wissenszweiges

vom anderen dem Wissen selbst im höchsten Grade nachtheilig wird. Eine solche Vereinigung der Wissenschaften, ein solches Mit- und Füreinanderwirken wird immer mehr eintreten, wenigstens ist dafür mit allen Kräften zu wirken: dann wird ein neuer Geist alles Wissen durchdringen, dann auch wieder eine wahre lebenskräftige Philosophie (von der so vieles Heil zu erwarten steht) sich ausbreiten und nicht bloß über den Kreis der Gelehrten, sondern über alle wissenschaftlich Gebildeten; eine Philosophie, welche den Grundideen und tiefsten Grundlagen der neuen Zeit entsprechend das Wort des Vaters der kritischen Philosophie befolgt: *ὁμοίως οἱ λόγοι ἀληθεῖς ὥσπερ τὰ πράγματα;* eine Philosophie, welche von allen geistigen Bestrebungen nur und allein im Stande sein wird, das große Problem der Gegenwart zu lösen, an dem man sich so viel versucht, an dessen Lösung man so oft von beiden Seiten verzweifelt hat. Dies Problem ist die Vereinigung der wie es jetzt scheint entgegengesetzten Pole des geistigen Lebens, der Naturwissenschaften und des religiösen Glaubens. Nur eine solche Philosophie kann es lösen und sie wird es dereinst lösen, so wenig mächtig sie jetzt noch auftritt; sie wird es lösen zu reinster Harmonie in kommenden Jahrhunderten, wie sie es jetzt für den einzelnen Forscher löst. Für eine solche Philosophie wirkte Waitz, für sie schrieb er seine Anthropologie: und was würden wir für ein Werk besitzen, wenn er seine Religionsphilosophie noch hätte schreiben können! Wie würde dasselbe den tiefsten Bedürfnissen der Zeit entgegen gekommen sein!

Im Oktober 1864 forderte mich die Wittwe des Verstorbenen auf, die Vollendung der Anthropologie zu übernehmen: ich hatte im Sommer 1856 bei Waitz Anthropologie gehört und nach dem Erscheinen des Werkes die ersten Bände desselben in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie angezeigt. Männer, welche den Umfang der Arbeit besser übersahen, als ich damals, hatten die Uebernahme abgelehnt. Nur von der Londoner ethnologischen Gesellschaft war das Anerbieten gemacht, daß in England das Werk fortgesetzt und vollendet werden sollte. Drei Gründe vornehmlich waren es, welche mich trotz aller Bedenken die Fortsetzung des Werkes übernehmen ließen. Ein-

mal und zunächst, weil es das Hauptwerk meines Lehrers war, weil ich glaubte und wünschte, durch die Vollendung desselben so weit es eben meine Kräfte vermochten ihm, dessen Leben und Umgang mir so viel fürs ganze Leben gewesen war, meine Dankbarkeit noch nach dem Tode zu beweisen. Zweitens hatt' ich Lust und Liebe zur Sache und drittens, was soll ich es verschweigen? hielt ich es für eine nationale Ehrensache, daß dies Werk, wie es von einem Deutschen und gewiß von einem der Bedeutendsten und Besten seiner Zeit begründet und fast vollendet war, auch in Deutschland und in deutscher Zunge beendet würde, dies Werk, von welchem die anthropological review, das Organ der Londoner ethnologischen und anthropologischen Gesellschaft im November 1863 sagt: it is almost enough to shame our national pride to think that such a work should not come from one of our countrymen. Wie hätte es unseren nationalen Stolz beschämen müssen (der freilich in solchen Dingen nicht eben leidenschaftlich ist), wenn nun doch dies Werk von einem Ausländer in fremder Sprache vollendet wäre. Das waren die Gründe, weshalb ich die Arbeit übernahm, welche mich rechtfertigen mögen, wenn mein Unternehmen zu kühn, ja fast leichtsinnig erscheint; wenn ich es nicht so habe ausführen können, wie es ausgeführt zu werden verdiente.

Die Papiere, welche ich nun bekam, bestanden zunächst in der vollendeten ersten Abtheilung dieses Bandes, welche sofort gedruckt wurde; sodann in einer reichen Anzahl Excerpte aus den verschiedensten Werken; drittens in dem fertigen Manuskript, wonach Waitz zwei oder dreimal sein Collegium über Anthropologie gelesen hat. Weil dies Material sich sehr gut übersehen ließ, glaubt' ich auch, es leicht bewältigen zu können: aber darin hatt' ich mich geirrt, wie ich mit jedem Tage deutlicher einsah. Denn jene Excerpte waren alle nur ganz kurze Citate und Angaben, wo etwas und was da stehe, sie waren für die Art berechnet, wie Waitz zu arbeiten pflegte, und wohl wenige Menschen giebt es, welche einen so geringen Apparat brauchen, wie er; denn die kürzeste Notiz genügte ihm, um alles Gelesene wieder in ihm zu reproduciren und

da er bei seinen Vorstudien auch immer nebenher an der Form seiner Werke geistig zu arbeiten pflegte, so konnte er, wenn die Vorarbeiten beendigt waren in außerordentlich kurzer Zeit, in einem Flusse und Gusse das Manuskript seiner Werke niederschreiben, fast ohne ein Buch noch aufzuschlagen, fast ohne auch nur einen Satz zu ändern. Daher sah ich bald, daß, wenn ich was ich einmal übernommen und zugesagt hatte ausführen wollte, daß ich die Werke, welche Waitz excerpirt hatte, selbständig studiren mußte, und so dehnte sich meine Arbeit von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr: denn oft war es sehr schwer, die nöthigen Bücher zu erhalten und wenn ich sie erhielt, so mußte ich alles Lesen und Excerpiren selbstverständlich auf die Zeit aufsparen, welche bei meiner amtlichen Thätigkeit als Lehrer an einem sehr schülerreichen Gymnasium mir frei blieb. So ist es gekommen, daß die Vollendung des Werkes so lange auf sich warten ließ; und aus den mitgetheilten Umständen hoff' ich auch auf Nachsicht, wenn Sachkundige Manches vermissen werden, was man nicht vermissen sollte. Ich weiß wohl, daß Bücher noch zu benützen waren, die ich bis jetzt nicht benutzt habe. Aber einmal mußte doch, wenn das Werk jemals erscheinen sollte, gewaltsam ein Abschluß gemacht werden: ich habe ihn jetzt gemacht, am Schluß des Jahrzehnds, doch nicht mit leichtem Herzen. Auch an Reisen, um Bibliotheken zu benutzen, hinderten mich meine Verhältnisse so gut wie ganz.

Aus dem Angeführten geht nun auch schon mein Verhältniß zu dem Theile des Werkes, welchen ich liefere, hervor. Die Mehrzahl der von mir angeführten Werke hab' ich selbständig durchgearbeitet, die bedeutenderen fast alle. Das Manuskript, nach welchem Waitz seine Vorlesungen gehalten hatte, enthielt nur eine möglichst gedrängte Schilderung der Polynesier, Melanesier, Australier, welche auf verhältnißmäßig wenig zahlreichen Quellen beruht. Mikronesien sowie alle Fragen über Wanderungen u. dergl. waren in demselben fast gar nicht behandelt; daher zunächst die vorliegende Abtheilung des 5ten Bandes vollständig mein Eigenthum ist. Selbst nicht einmal irgend eine Andeutung war vorhanden, wie Waitz

den Plan dieſes ſeines letzten Bandes einzurichten gedachte, ob er Mikroneſien ſelbſtändig ſchildern, ob er auf das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander eingehen wollte oder nicht. Daher erſcheint denn auch dieſe zweite Abtheilung mit eigener Paginirung und überhaupt ganz ſelbſtändig, wodurch ihr Verhältniß zum erſten Hefte des Bandes am klarſten ausgeſprochen iſt. Die Inkonvenienzen, welche den Beſitzern des Werkes daraus erwachſen, durften zugelaſſen werden, da ſie doch verhältnißmäßig unbedeutend und mehr äußerlicher Art ſind. Aber auch der folgende Band wird ganz mein Eigenthum ſein, weshalb ich ihn auch unter meinem Namen veröffentlichen muß. Das was Waitz angehört, iſt nur der Theil des Materials, den ich nicht ſelbſtändig bearbeiten konnte, der aber trotz dem oben Geſagten immer noch bedeutend genug iſt, und ſodann das äußere Gerippe der Anordnung, welche bei der ethnologiſchen Schilderung dieſer Völker befolgt iſt, obgleich ich auch hier bisweilen von ſeiner Anordnung abgewichen bin, wo ich nach meiner Auffaſſung nicht anders konnte. Die Verwendung des Einzelnen, ſowie die wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Ganzen gehen ganz und gar von mir aus, da Waitz keine Andeutungen darüber hinterlaſſen hat. Ich muß alſo die Verantwortung für Alles, was der noch erſcheinende Reſt des Werkes enthält, ganz auf mich nehmen.

Denn freilich ging ich von nicht ganz denſelben Grundlagen und Grundgedanken aus, wie Waitz ſelber. Er war Philoſoph: was ihn zu ſeinen anthropologiſchen Arbeiten antrieb, was ihn dabei intereſſirte, das war der ſichere Gewinn, den er für ſeine Philoſophie daraus zog. Nur um der Philoſophie — ſein nächſtes Werk ſollte die Religionsphiloſophie ſein — eine feſte Grundlage zu geben, ſtudirte und ſchrieb er die Anthropologie, wie er zur feſten Begründung der Pſychologie lange Zeit Anatomie ſtudirte und als Frucht dieſer Studien ſeine treffliche „Grundlegung der Pſychologie“ (Hamburg und Gotha, Perthes, 1846) ſchrieb. Ich aber bin Philolog und hatte mich vornehmlich aus pſychologiſch-linguiſtiſchem Intereſſe zum Studium der Anthropologie gewendet, ohne welches mir das Studium menſchlicher Rede ſeiner letzten und tiefſten Begrün-

dung sowohl psychologisch als physiologisch und historisch zu entbehren schien und immer mehr erscheint, je tiefer ich in anthropologische Studien eindringe. Als drittes fesselte und trieb mich naturgeschichtliches Interesse — und so fürcht' ich, denn ich fühlt' es oft bei der Arbeit, daß mich meine Interessen bei der Vollendung dieses Werkes zu sehr beherrscht haben, daß dadurch der Schluß desselben eine andere Färbung erhält, wie die ersten Bände. Da indeß der erste Band schon die allgemeinen philosophisch wichtigen Resultate gibt, zu welchen die folgenden Bände nur die Belege sein sollten, so wird diese Ungleichheit auch der philosophischen Brauchbarkeit, wie ich hoffe, keinen großen Abbruch thun; denn die Belege für jene Resultate, soweit sie dem stillen Ocean entnommen werden müssen, wird meine Arbeit dennoch bieten können.

Auch darin bin ich minder als es scheint vom Plane des Verfassers abgewichen, daß dieser fünfte nicht der letzte Band des Werkes sein sondern ihm noch ein sechster nachfolgen soll. Waitz selber äußerte an dem Tag, wo ich ihn zuletzt sah, und hat es auch sonst noch ausgesprochen, daß er nicht wisse, wie er das massenhafte Material zum fünften Band in einen einzigen Band bringen solle; er werde wohl einzelne Theile ausscheiden und irgendwo selbständig abdrucken lassen. Welche Theile, in welcher Form und wo er sie veröffentlichen wollte, darüber hatte er noch keinen festen Plan. Vielleicht also wäre auch ihm dieser letzte Band noch in zwei zerfallen, vielleicht auch nicht; aber jedenfalls stimmt es mit seinen Gedanken, wenn ich das Material, um den fünften Band nicht zu gewaltig anzuschwellen, in zwei Bände geschieden habe. Der Punkt, an welchem ich diesen Band abgeschlossen habe, ist allerdings insofern zufällig, als er hauptsächlich durch Rücksichten auf den Raum bedingt wurde. Da er aber immerhin einen Abschnitt bot, wenn dieser auch nicht scharf ist; da ferner der sechste Band unmittelbar nach diesem fünften erscheinen soll, so trug ich weiter kein Bedenken, bei ihm stehen zu bleiben.

So mag denn diese Frucht jahrelanger Studien in die Oeffentlichkeit dahin gehen und möge man sie nur nicht zu tief unter den ersten Bänden stehend finden! Möge es mir ge-

lungen sein, meine Dankbarkeit und Liebe auf eine würdige Art zu bethätigen! In den düsteren Fieberphantasien seiner letzten Krankheit hat Waitz öfters ausgerufen: „verlorenes Leben, nichts als Arbeit und keine Wirksamkeit" — seine Schriften wirken schon jetzt und werden wirken und daß auch in seiner unmittelbaren Lehrthätigkeit sein Leben kein verlorenes war, das möchte dieses Buch beweisen: das Gute, was es enthält, gehört Waitz an, da es auf seiner grundlegenden Anregung beruht. —

Eine Hauptschwierigkeit bei meiner Arbeit war die Beschaffenheit des zu beschreibenden Gebietes, welches in lauter meist sehr kleine Inseln zerfällt, die über so gewaltige Räume zerstreut sind. Sehr häufig hat man daher Nachrichten nur von einzelnen Inseln, welche sich auf das ganze Gebiet beziehen, während umgekehrt bisweilen allgemein ausgesprochene Urtheile der Reisenden nur von einzelnen Inseln abstrahirt erscheinen. War es hier durchaus nicht immer leicht, kritisch das Richtige zu treffen, so machte dieser Umstand auch meiner eigenen Darstellung viel zu schaffen. Ich habe daher meist die Insel oder Inselgruppe, auf welche sich eine Angabe bezieht, genannt und nur dann dies unterlassen, wenn eine solche Angabe wirklich für das ganze Gebiet, zu welchem die einzelne Insel gehört, Geltung hat. Eine andere große Schwierigkeit lag in der geographischen Unsicherheit des Terrains. Ueber die Existenz mehrerer Inseln unserer Karten ist man noch im Zweifel; auf einige sind die Namen irrthümlich von anderen Inseln übertragen, wieder andere haben von verschiedenen Reisenden verschiedene Namen bekommen, dieselben Namen sind verschiedenen Inseln beigelegt und es ist oft schwer, sich aus diesem Labyrinth herauszufinden. Mein Grundsatz war, wo es irgend anging, den einheimischen Namen der Inseln zu benutzen, denn die ältesten Bewohner eines Landes müssen doch wenigstens das Recht haben, ihm seinen Namen zu geben, welcher Grundsatz ja auch in der neueren Zeit überall befolgt wird. Schwierigkeit macht dies namentlich in Mikronesien und Paumotu, da hier fast keine Insel ohne zwei bis drei Namen ist. Für Mikronesien aber hat Gulick im naut. mag. 1862

und für Paumotu Meinicke bei Wappäus Bahn gebrochen, indem sie die einheimischen Namen zusammenstellen. Ihnen folg' ich daher im Text und um den Lesern die Uebersicht über diese Namen zu erleichtern, folgt nach dieser Vorrede ein Verzeichniß derselben, soweit dasselbe nicht durch die Karten, welche dem sechsten Band beigegeben werden, überflüssig wird. Die Eingeborenen Polynesiens nennen die zusammengehörigen Inselgruppen gewöhnlich nach der Hauptinsel. Diesen Sprachgebrauch befolgt die neuere Geographie gleichfalls und so steht auch auf den folgenden Blättern Hawaii häufig für den Sandwicharchipel, Tahiti für die Gesellschaftsinseln u. s. w. Ein Mißverständniß ist nicht zu befürchten; wenigstens hab' ich mich stets bemüht, die Möglichkeit eines solchen zu vermeiden. Den Ausdruck Malaisien für das von Friedrich Müller angewandte Malainesien hab' ich beibehalten, um nicht ohne Noth am einmal herkömmlichen, so weit es brauchbar ist, zu rütteln.

Verschiedene Gelehrte haben sich nun auch bemüht, für die Mikropolynesier einen gemeinschaftlichen Namen aufzufinden. Da sind verschiedene Vorschläge und Versuche gemacht. Schirren (S. 48, Anm. 1) will die „sogenannten polynesischen Inselstämme" nur Maori nennen; und es ist wahr, daß dies Wort, über welches wir S. 46 genauer handeln und es auch für Mikronesien nachweisen werden, überall im Ocean „wahr ächt eingeboren" bedeutet, daß fast überall die Bewohner der einzelnen Inseln mit diesem Beiworte sich bezeichnen. Daß dies Wort stets mit tangata, taata, ta, tane u. s. w. Mensch verbunden vorkommt, ist kein Grund gegen seinen Gebrauch; ebensowenig, obgleich dies schon wichtiger ist, daß auf einigen Inseln das Wort von den Vornehmen, auf anderen vom gemeinen Volk und keineswegs überall von der Gesammtbevölkerung im Gebrauch ist. Der durchschlagende Grund gegen den Gebrauch desselben, wie ihn Schirren will, liegt darin, daß Maori vorzugsweise oder vielmehr so gut wie ausschließlich von den Neuseeländern gebraucht wird, ebenso wie Kanaka, das sich freilich auch sonst nicht zur Gemeinbezeichnung aller Mikro-Polynesier geeignet hätte, beschränkt ist auf die Bewohner Ha-

waiis. Wollte man Maori für alle Polynesier brauchen, so würde man fortwährend Mißverständnisse zu befürchten und zu verhüten haben. Auch ist nicht abzusehen, warum der Name Polynesier so „fatal“ ist, wie Schirren behauptet; und so gebrauchen wir ihn wie den entsprechenden Namen Mikronesier, Melanesier ohne irgend welches Bedenken.

Es bleibt mir nun noch die angenehme Pflicht, meinen Dank auszusprechen für manche Förderung meiner Arbeit, wie ich sie von verschiedener Seite her empfangen habe. Namentlich hat mich Se. Excellenz Herr geh. Rath H. C. v. d. Gabelentz mit seinem Rath sowohl als auch mit den Schätzen seiner reichen Bibliothek aufs freundlichste unterstützt und nicht geringeren Dank bin ich den Herren Bibliothekaren der Universitätsbibliothek zu Marburg schuldig, was öffentlich auszusprechen mir erlaubt sein mag. Auch dem Herrn Verleger, für welchen die Verzögerung der Vollendung des Werkes doch besonders unangenehm sein mußte, sage ich meinen Dank für die Freundlichkeit, mit welcher er mir überall entgegen kam.

Ich kann dies Vorwort nicht besser beschließen als mit den Worten, welche Waitz auf ein kleines Zettelchen sehr sorgfältig aufgeschrieben hat, das ich in seinen anthropologischen Papieren fand. Sie lauten:

„Es gehört zu den bewundernswerthesten Lehren, die uns das Studium des Menschen gibt, daß materielle Noth, Eitelkeit und Ehrgeiz unter allen die kräftigsten Triebfedern der Menschen und die mächtigsten Hebel zu wahrhaft bedeutenden Leistungen sind. Der Unverstand klagt über die Uebel in der Welt und Philosophen haben deshalb die göttliche Weisheit gegen seine Anklage rechtfertigen zu müssen geglaubt. Es ist wahr, die Masse des Uebels und des Bösen ist ungeheuer, aber es wird zu wenig bedacht, daß die Fehler und Schwächen der Menschen die Grundbedingungen für die meisten Fortschritte sind, welche die Gesellschaft macht. Selbst die eigentliche Erbsünde unseres Geschlechtes, die Trägheit, ist für den Bestand aller Cultur wesentlich nothwendig, denn ohne sie würde eine Autorität in der Kirche, im Staate, in der Kunst, in der Wissenschaft weder entstehen noch sich halten können, die

ſpäteren Generationen würden nicht die Bildung der früheren traditionell ſich anzueignen bereit, die niedere Claſſe aber in jedem Augenblick die Ordnung und den Beſtand der ganzen Geſellſchaft in Frage zu ſtellen geneigt ſein.

Mit den menſchlichen Fehlern zwar ſoll und kann dieſe Erkenntniß uns nicht verſöhnen, aber ſie vermag uns eine höhere Weisheit in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ahnen zu laſſen, als die der Menſchen ſelbſt und weiſt uns eindringlich darauf hin, daß wenn auch dieſe es ſind welche die Weltgeſchichte bewegen, doch deren Leitung und Zielpunkte ganz andere ſind als diejenigen, welche ſie ſelbſt ſich vorſetzen."

Magdeburg, den 22. Nov. 1869.

Georg Gerland.

Die Inseln der Südsee.

(Die einheimischen Namen, welche wir anwenden, geben wir mit gesperrter Schrift; von den europäischen Benennungen der einzelnen Inseln stellen wir nur die hauptsächlichsten hier zusammen. Inseln, bei welchen keine Mannigfaltigkeit der Namen vorliegt oder kein Irrthum möglich ist, führen wir hier nicht an, da sie durch die Karte genau genug bezeichnet werden. Selbstverständlich will dies Verzeichniß keinerlei geographische Bedeutung haben; es ist nur für die Bequemlichkeit des Lesers berechnet.)

I) Mikronesien (Gulick naut. magaz. 1862, 358 f.).

Karolinen.

1) Palau, Pelew, Palaos. Einzelne Inseln: Babelthuap, Koror u. s. w. Kyangle, Angour. 2) Ngoli, Lamoliork, Matelotas. 3) Eap, Yap. 4) Ulithi, Elivi, Mackenzie, Egoi, Lumululutu, Mogemug, Mugmug (Chamisso 102). 5) Fais, Feis. 6) Sorol, Zaraol, Philippsinseln. 7) Sonsorol, St. Andrewinsel. 8) Anna, Curent, Wull. 9) Merir, Mariera, Warren-Hastings. 10) Tobi, Lord North, Nevil, Peakedhill. 11) Pegan, David, Freeville. 12) Eauripik, Kama. 13) Wolea, Ulie, Ulea (Chamisso) Thirteen Insel. 14) Faraulep, Farroilap, Gardner. 15) Ifalik, Ifeluk, Wilson. 16) Olimarao, Ollimirau, Lutke. 17) Elato, Elath, Haweis J. 18) Lamotrek, Lamurek, Namurek, Lamurka, Lamursee, Mugnak, Schwedeninsel. 19) Faiu, Fahieu, Falu, Fallao, Westfaiu (vergl. 27). 20) Satawal, Setoan, Seteuel, Satahoal, Tucker. 21) Pikela, Bigelle, Biguela, Lydia. 22) Pikelot, Pighe, Coquille. 23) Suk, Scheug, Suge, Polosuk, Ibargoita. 24) Poloat, Buluath, Enderby. 25) Tamatam, los Martires, Fanadik (?). 26) Namonuito, Lamoil, Anonima, Livingstone. 27) Faiu, Ostfaiu, Falalu, Lutke. 28) Namolipiafane, Namolipiafau. 29) Morileu, Morilö, Hall J. 30) Truk, Hogoleu, Rug, Tuch Torres, Royalist J. 31) Losap, Luasap, Duperrey. 32) Mokor, Haschmy. 33) Namoluk. 34) Etal, Mortlock. 35) Lukunor, Lugunor, Mortlock. 36) Sotoan, Young, William, Mortlock. 37) Nukuor, Nuguor, Monteverde, Dunkin. 38) Pigiram Greenwich fehlt bei Gulick. 39) Oraluk, St. Agostino, Bordelaise, Larkins Riff, Meaburn, J. St. Rasael (?) 40) Ngatik, Ngarik, Los Valientes, Raven J. 41) Pakin Pagenema. 42) Anton, Andema, Frazer. 43) Ponapi, Fanope, Falupet, Bonabey, Puinipet, Ascension. (41—43 Senjavin J.) 44) Mokil, Aura, Duperrey, Wellington. 45) Pingelap, Tugulu, Musgrave, Mac Askill. 46) Kusaie Ualan Strong J.

Ralikkette.

1) Ebon Boston. 2) Namerik Baring. 3) Kili Hunter. 4) Dschaluit Bonham. 5) Ailinglabelab Menschikoff, Lambert. 6) Dschabwat Bonham. 7) Lib Princessa. 8) Namo Margareta. 9) Lae Brown J. 10) Kwadschalein Quadelen, Catherine. 11) Udschae Lydia. 12) Wotho Schanz. 13) Ailinginae Rimski Korsakoff. 14) Rongerik Rimski Korsakoff. 15) Kongelab. 16) Bikini Eschholtz. 17) Eniwetok Brown.

18) Udſchilong, Caſobos, Providence, Arreciſe. 4, 5, 6 bilden eine Gruppe, ebenſo 13, 14, ſo daß die Geſammtzahl ſich auf 15 Gruppen ſtellt.

Ratak-Kette.

1) Mili Mulgrave. 2) Madſchuro Arrowſmith. 3) Arhno Daniel und Pedder. 4) Aurh Ibbetſon. 5) Maloelab, Kawen, Calvert. 6) Erikub Biſhop. 7) Wotje, Otdia, Romanzoff. 8) Likieb Count Heiden. 9) Dſchemo Steeple. 10) Ailuk Kruſenſtern, Tindal, Watts. 11) Medſchit Neujahrsinſel. 12) Utirik Kutuſoff, Button. 13) Taka Suwaroff. 14) Bikar Bigar, Dawſon. 15) Taongi Gaspar Riko, Cornwallis.

Gilbertinſeln.

1) Makin Pitt. 2) Butaritari Tonching. 3) Marakei Mathew. 4) Apaiang Charlotte. 5) Tarawa Knoy, Knox. 6) Mariana Hall. 7) Apamama Simpſon, Hopper. 8) Kuria Woodle. 9) Aranuka Nanuki, Henderville. 10) Nonuti Sydenham, Biſhop. 11) Tapiteuwea Drummond. 12) Peru Francis J. 13) Nukunau Byron. 14) Tamana Rotcher. 15) Onoatoa Clerk J. 16) Arorai Hope Hurd.
Vereinzelt Banaba Ocean, Nawodo Onavero, Pleaſant.

2) Polyneſien.

Ueber die einzelnen Inſeln des mittleren, nördlichen und nordweſtlichen Polyneſiens ſiehe S. 167 f. 177 f.

Nukuhiva, Markeſas-, Mendanagruppe; der nördliche Theil der Gruppe Revolutionsinſeln, Waſhingtoninſeln (Meinicke bei Wappäus 567). Fatuhiva St. Madalena. Mohotani St. Pedro. Tahuata St. Chriſtina. Hiva-oa la Dominika, Marchand. Fatahuku Hood. Uapoa Adams. Nukuhiva Federal, Banx. Uahuka Waſhington. Motu-iti Hergeſt. Hiau Maſſe. Fatu-uhu Hatutu, Chanal.

Paumotu, Tuamotu, niedrige, gefährliche Inſeln. (Meinicke eb. 565 f.)
Wir beginnen im Weſten.

Mata-hiva Lazareff. Tikahau Kruſenſtern. Rangiroa Fliegeninſel. Nairſa Prinz Wales Inſeln. Arutua Rurik. Apatiki Hagemeiſter. Makatea Matia, Aurora. Kaukura Palliſer. Toau Eliſabeth. Fakarawa Wittgenſtein. Faaiti Miloradowitſch. Anaa Chain, Ketteninſel. Ahii Peacock. Manihi Waterland. Takaroa, Takapoto König Georg, Sondergrond. Tikei Romanzoff. Aritika Karlshoff. Kawahi Vincennes. Raraka. Katiu Sacken. Makemo Philipp. Tahama Tſchitſchagoff. Motutunga Adventure. Hekueru Bird. Taenga Holt. Takume Wolkonsky. Raroia Barclay de Tolly. Nihiru. Marutea Fourneaux. Marakau, Ravahere Twogroups. Rengonengo Pr. William Henry. Manuhangi Cumberland. Amanu Moller. Hao Hau, Harfe, Bogen. Paraoa Glouceſter. Rganaiti. Tatakotoroa Egmont, Narciſſo. Tepoto Diſſapointment. Henuake Hundeinſel. Pukapuka Clerke. Pukaruha Serle. Reao Clermont Tonnere. Akiaki Kön. Charlotte. Tematangi St. Elmo, Bligh, Bligslagoon. Bairatea Osnabrück. Maturevavao Akteon. Marutea Lord Hood. Morane Barſtow. Mangareva Gambier. Pittkairn. Waihu Teapi, Oſterinſel.

Inhalts-Verzeichniss.

1. Abtheilung des fünften Bandes.

Die Bevölkerung Oceaniens. Ueber das Verhältniß der Völker malaiischer Race, der Malaien und Polyneſier zu einander. Letztere von Weſten ſtammend, ſind auf älterer Bildungsſtufe ſtehen geblieben. Crawfurds entgegenſtehende Anſichten zurückgewieſen. Die Frage über den Zuſammenhang der Malaiopolyneſier mit anderen Völkerſtämmen. Logans Anſichten. Der malaiiſche Stamm iſt mit keinem anderen verwandt; die einheimiſchen Sagen verdienen kein Zutrauen.

Der Ausgangspunkt der Malaiopolyneſier nicht Auſtralien, vielleicht Aſien. Die Einwanderungszeit iſt ganz dunkel. Die Melaneſier muthmaßliche Urbewohner Auſtraliens, Melaneſiens, vielleicht Malaiſiens. Polyneſien iſt von Weſten her bevölkert, wie Sprache, Strömungen, Winde beweiſen. Zeit dieſer Bevölkerung. . . . . S. 6.

Die Völker der oſtindiſchen Inſeln.

1) Ethnographiſche Ueberſicht.

Schwierigkeit derſelben. Verſchiedene Verſuche. . . . . S. 10.

1. Die Bewohner von Malakka, Malaien im engeren Sinn. Urſprüngliche Bedeutung des Wortes „Malaien“. Verbreitung der malaiiſchen Sprache. Hof- und Bulgärſprache. Einwanderung der Malaien nach Malakka. Ihre Grenzen nach Norden. Quedah, ſeine Geſchichte. Die Staaten Salangor und Malakka, Sungie, Ujong, Rumbowe, Johole, Soimenanti, Naning; letztere von Menangkabao (Sumatra) bevölkert. Bevölkerung der Straße von Malakka; der Oſtküſte der Halbinſel. Im Inneren lebende Völker: Orang Benua. Sie ſind zurückgedrängte malaiiſche Stämme. Ebenſo die Orang Sletar (Biduanda Kallang) und die Orang Sabimba; die Ubai, Jakun, Sakai, Semang. Inſeln im Südoſten Malakkas. Rhio, Lingga, Bintang, Banka, Billiton. Orang Laut; weſtlicher, öſtlicher Stamm derſelben. S. 12.
2. Sumatra. Fünf Hauptvölker: Atjineſen, Battas, Malaien von Sumatra, Menangkabao. Die Korinchi. Die Redjang und Paſſumah (Serawi). Bevölkerung der Oſtſeite Sumatras. Rohe Stämme des Inneren, Orang Ulu, O. Tubu, O. Kubu, O. Gugu, die Kumring, die O. Papagan. Südſumatra, Palembang; ſtarker javaniſcher Einfluß daſelbſt. Die Lampong. Weſtliche Inſeln: Pulo Simalu; Nias-, Batu-, Pageh-, Enzano-Inſeln. . . . S. 23.
3. Java. Javaner. Sundaneſen. Ihre Sprachen. Indiſcher Einfluß zunächſt auf Oſt-Java. Die Baduwis. Die Orang Kaluaran. Chi-

neſen, Makaſſaren, Bugis u. ſ. w. in Java. Iſolirte Stämme: Die Kalang, Pinggio, Gadjah-mati. Die großen Handelsplätze Javas.
Madura. Inſel Bawean. Bali. Sprache und Abſtammung der Balineſen. Indiſche Einflüſſe. Lombok, Balineſen und die Saſſak daſelbſt. Sumbawa. . . . . S. 35.

4. Borneo. Die Dajak. Sprachliche und ethnographiſche Verhältniſſe der Inſel. Die Ngadju. Die Orang Ot. Die Punan und andere rohe Stämme des Inneren. Die Idaan im Norden. Die Tedong im Oſten. Angebliche Papuas des Inneren. Abſtammungsſagen der Dajaks. Einflüſſe von Indien, Java, Celebes. Malaien auf Borneo. Bewohner und Sprachen der Küſtenſtädte. Einheimiſche Reiche. Bruni. Seine Geſchichte. Lanun-Piraten. Völkermiſchung der Nordoſt- und Nordküſte. . . . . S. 43.

5. Die Suluinſeln. Sprache. Abſtammung der Bewohner. Fremde Einflüſſe. Papuas des Inneren zweifelhaft. Die Biſayas und ihre Sprache. Mindanao. Die Caragas, die Mindanaos, die Subanos, die Lutaos. Rohe Völker des Inneren. Papuas oder Negritos hier, auf Palawan u. ſ. w. Die Aetas auf Luzon. Die Philippinen. Das Tagalog. Die Tagalen. Heidniſche Stämme: die Igorrotes. Die Tinguianes. Die Buriks, Buſaos u. ſ. w. Indiſche, chineſiſche, japaneſiſche Einflüſſe auf den Philippinen. Baſchi-inſeln. Formoſa. . 53

6. Celebes. Das Bugi, Makaſſariſche, Mandhar. Inſeln Manui, Peling, Xulla. Alfuren auf Celebes. Etymologie und Bedeutung des Wortes. Ausländiſche Einflüſſe auf Celebes. Geſchichte der Inſel. Sangirinſeln. Inſeln ſüdlich von Celebes: Flores, die Rokka, Langa, Wogo; die ſchwarzen Portugieſen. Papuas zweifelhaft. Sumba. Solor. Lomblem. Timor. Etymologie des Namens. Die Beloneſen, Timoreſen, Kupangneſen. Geſchichte der Inſel. Die Inſeln Rotti, Daauw, Savo. Schwarze Portugieſen auf Timor. Die Mardeiker. Negritos zweifelhaft. Die Südweſtinſeln Timorlaut. Die Keyinſeln. . . . . S. 62.

7. Die Molukken. Sprachen. Gilolo. Ternate. Papuas daſelbſt. Amboina durch Cerameſen, Javaneſen bevölkert. Andere Beimiſchungen der Bevölkerung. Papuas. Buro. Ceram. Abſtammung der Bevölkerung. Einmiſchungen. Papuas. Ceramlaut. Banda. Key- und Aruinſeln, Alfuren, Papuas. Nikobaren. Madagaskar. S. 73.

2) Phyſiſche Eigenthümlichkeiten.

Mannigfaltigkeit derſelben. Allgemeine Merkmale der oceaniſchen Völker nach Hombron. Miſchlingstypen. — Schilderung der Malaien im engeren Sinne auf Malakka und Sumatra. Malaien von Naning; von Quedah. Das Aeußere der Orang benua und verwandten Stämme, der Sakai, Beſiſi, Sletar u. ſ. w. Die Semang. Die Bewohner der Andamanen; ihre Verwandtſchaft mit den Semang; ihr muthmaßlicher Urſprung. Die Bewohner von Banka; die Badjos. — Die Atjineſen. Phyſiſche Schilderung der Battas. Bergvölker, Bewohner des Inneren von Sumatra. Die Lampong. — Bewohner der Nias und Batuinſeln. Die Menkawies. Die Eingeborenen von Engano. — Die Sundaneſen. Die Beduwis. Die Javaner. Die Madureſen. Die Bewohner von Bali, Lombok, Sumbawa. — Die Malaien des weſtlichen Borneo. Die Dajak und die ihnen verwandten Stämme. — Die Bevölkerung der Suluinſeln. Phyſiſche Eigenthümlichkeiten der Biſayas; der Tagalen, der Igorrotes, Tinguianes und der übrigen Stämme Luzons und der Philippinen. Die Negritos der Philip-

pinen. Negritoähnliche Mischlinge daselbst. Die Aetas. Bewohner der Baschiinseln. Die Formosaner. — Die Makassaren, die Bugis, die Bewohner von Buton. Bewohner von Gorontalo, Minahassa; Alfuren von Menado. Bevölkerung der Sangirinseln. — Negritos, östlich von Java, zweifelhaft; Bevölkerung von Flores, Sumba, der Inseln nordwestlich von Timor, die Soloresen, die Bewohner von Ombay. Die Timoresen. Die Bevölkerung von Samau, Rotti, Savu, der Südwestinseln, von Gilolo. Die Eingeborenen der Molukken. Die Amboinesen, Ceramesen, Bandanesen; die Bewohner der Key- und Aruinseln, der Nikobaren. . . . . S. 82.

3) Kulturhistorische Schilderung.

Unmöglichkeit ihrer Zusammenfassung für die Gemeinschaft aller hierhergehöriger Völker. **Die Malaien.** Ihre ältesten historischen Sagen: das Sejara Malayu. Glaubwürdigkeit des letzteren Werkes und der malaiischen Geschichtsschreibung. Gründe gegen die Grundzüge des Sejara Mal. nicht stichhaltig. Sumatra empfing Kolonien und Cultur von Indien; ist das Stammland der Malaien in Malakka. Friederichs Ansicht, daß alle indische Kultur Sumatras von Java stammt. Sie ist nicht wahrscheinlich. Die Malaien in Malakka. Stammland der Orang Benua. Beziehungen der übrigen Malaien zu Sumatra, Java, Indien. Alter des Namens Malaien. Unsicherer, vielleicht indischer Ursprung desselben. — Spätere Geschichte der Malaien. Der Islam. Verfall Menangkabaos. Einfluß der Araber; der Chinesen. Geschichte der malaiischen Sultane. — Brennpunkte malaiischer Kultur. Geschichte von Atjin. Das Reich von Malakka. Brune. Seine Geschichte, Größe, seine Sitten. Kultur, welche die Malaien ohne fremde Einflüsse erlangt haben. Schreibkunst. Zeitrechnung. Schifffahrt. Was die Malaien von Indien gelernt. . . . . S. 109.

Jetzige Kultur der Malaien auf Malakka und in Menangkabao auf Sumatra. Ackerbau. Viehzucht. Kultur und Ertrag der Sagopalme. Mahlzeiten der Malaien. Geistige Getränke, Reizmittel. — Kleidung, Farbe derselben. Abfeilen, Schwarzfärben der Zähne. Tattuiren. — Hausbau. Form der Häuser. Innere Ausstattung derselben. — Mechanische Künste, Handwerke. Gegenstände des malaiischen Gewerbfleißes. Gewebe. Goldarbeiten. Bergbau, Gold-, Diamantwäschereien. Bearbeitung des Eisens, Gewehrfabrikation. — Handel. Geld. — Schiffbau. Die Orang Laut sind die kundigsten Seefahrer. Orang Laut in Billiton. Die Orang Sletar, die Biduanda Kallang. Die Badjos. Seeräuberei im indischen Archipel. Gilt unter den Malaien als „noble Passion." Treiben, Schlupfwinkel der Seeräuber. . . . . S. 126.

Politische Verfassung der Malaien. Gewalt und Würde des Herrschers von Menangkabao. Die Sukus. Die Panghulus. Macht der letzteren. Die Pagawe. Die Palawan. Ursprung der Sukus. Die Lara oder Stämme. Eintheilung des Landes, der Bevölkerung. Grundlage der malaiischen Verfassung ist die Familie. Der Suku ist alleiniger Eigenthümer des Landes. Zugehörigkeit zu einem Suku, Vererbung, Blutsverwandtschaft beruht ganz auf der weiblichen Linie. Das Muhammedanische Erbrecht ist nur in einigen Gegenden aufgekommen. Abgaben. . . . . S. 139.

Rechtsverhältnisse. Haftbarkeit der Familie. Schuldsklaven. Sklaven. — Ehe. Drei Arten derselben: Heirath durch Djudjur, durch Semando, durch Ambil anak. Eherecht. Polygamie. Scheidung. . S. 142.

Altmalaiische Institutionen im übrigen Sumatra; in Indrapura, Moko-moko, Passumah lebar, bei den Redjangs; in Benkulen; bei den Lampongs. Politische Verfassung derselben; Rechtsverhältnisse, Ordalien.

Ehe. Palembang: Ehe. Politische Zustände. Eintheilung der Bevölkerung, die Matagawes und Aliengans. Indragiri. Politische Zustände. Erbrecht. Siak-Atjin. Verfassung. Rechtsverhältnisse. . . . S. 145.

Altmalaiische Institutionen auf Malakka. Verfassung. Die Suku. Rechtsverhältnisse. Einzelnes aus den Gesetzbüchern von Malakka und Johor. — Verfassung der Malaienstaaten auf Borneo. Schuldsklaven. Sklaven. . . . . S. 152.

Familienleben der Malaien. Temperament und moralischer Charakter derselben. Verschiedenheit des Urtheils über den letzteren. Charakter der Sumatraner. Sie stehen höher als andere malaiische Völker, mit Ausnahme Benkulens und der raub- und rachgierigen Lampongs. Leidenschaftlichkeit der Malaien im engeren Sinne. Amocklaufen. Friedliche Grundzüge ihres Charakters. Ihr Ehrgefühl; ihre Höflichkeit. Gesellige Vergnügungen. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl. Tapferkeit. — Malaien von Borneo. — Ritterlichkeit der Malaien. Zweikämpfe. Kriegführung. Vorkämpfer. Kopfensnellen. Waffen. Der Kris . . . . . S. 156.

Religion der Malaien. Islam. Seine Geschichte und Verbreitung. Schulen; Schulstrafen. Die Sekte der Padaries oder Padrias. Kriege, welche durch sie hervorgerufen sind. — Alteinheimische Religion. Ihre starke Versetzung mit fremden Elementen. Die Dewas, die guten, die Djins, die bösen Geister. Seelenkultus. Religiöse Gebräuche. Aberglauben. Zauberer. Behandlung der Todten. . . . . S. 163.

Die geistige Begabung der Malaien ist bedeutend. Wissenschaften. Künste. Schrift; verschiedene einheimische Alphabete. — Die malaiische Literatur. Historische Schriften. Gesetzbücher. Theologische Werke. Medicinische, astronomische Bücher. Poesie. Metrische Form. Reim. Größere Gedichte von historischem Inhalt. Einzelne Schriftsteller der Jetztzeit. Lyrische Gedichte. Das Panton oder Pantum. — Europäische Einflüsse auf die Malaien. Die Portugiesen. Die Holländer. Schädlichkeit dieser Einflüsse. Mission. Schulen. Propaganda . . . . . S. 168.

Einzeln stehende malaiische Völker. Die Orang Benua. Ihre Lebensart. Ihr Charakter. Ehe. Politische Verfassung. Religiöse Vorstellungen. Mythen. Behandlung der Todten. Die Semang. Die rohen Völker von Sumatra. Banka. Lebensweise der Orang Gunong, Verfassung. Religion. Die Orang Darat auf Billiton . . . . S. 175.

Die Battas. Ackerbau. Viehzucht. Wohnungen. Feilen der Zähne. Kleidung. Schmuck. Industrie. Waffen. Märkte. Politische Verfassung. Der Marga-Suku. Der Pamusuk. Die Vererbung ist in der männlichen Linie. Bedeutung der Gemeinde. Rechtsverhältnisse. Strafen. Cannibalismus. Auffreßen der Alten, der Kranken. Gerichtswesen und Strafrecht von Mandaheling. Charakter der Battas. Ehe. Blutsverwandtschaft beruht auf der männlichen Linie. Namengebung. Erziehung. Kriege. Religiöse Vorstellungen. Die höchsten Götter. Fremde Einflüsse. Seelencultus. Eide. Aberglauben. Aufkommen des Islam. Behandlung der Todten. Leichenfeier . . . . . S. 183.

2. Abtheilung.

Hauptgruppen der oceanischen Inselwelt . . . . . S. 1.

Natürliche Beschaffenheit der Inseln. Hohe und niedere Inseln. Geologische Beschaffenheit der Koralleninseln. Größe der Atolle. Brandung. Geologische Beschaffenheit der hohen Inseln. Berge, Riffe derselben. Vulkanische Thätigkeit und einzelne Vulkane des Gebiets. Erdbeben. Mangel

an Metallen. Wasserarmuth der Koralleninseln. Klima der verschiedenen Inseln. Passat- und andere Winde. Orkane. Wichtigkeit der Luftströmungen für die Gestalt der Koralleninseln. Meeresströmungen. Armseligkeit der Flora auf den Koralleninseln. Wichtigste Pflanzen derselben. Pflanzen, die der Blüthe wegen gezogen werden. Nach Westen wird die Flora immer reicher. Flora der hohen Inseln. Nahrungs- und Nutzpflanzen. Flora Neuseelands. Abstammung der polyn. Flora. Fauna des Gebietes. Ratte. Schwein. Hund. Vögel. Amphibien. Fische. Insekten. Eingeführte europäische Hausthiere. Schwierigkeit dieser Verhältnisse für menschliche Entwickelung. Natureinflüsse; auf Nukuhiva; Paumotu; Tahiti. Gleichbleiben des polynesischen Lebens durch lange Zeiträume . . . . . S. 1.

Ursprung der Polynesier. Sie sind keine Ureinwohner des Gebietes. Sie stammen von Westen. Fahrten von West nach Ost, von Nord nach Süd und umgekehrt. Dauer dieser Fahrten. Sprachliche Gründe für ihre Abstammung aus Malaisien. Die Flora sowie die Benutzung der einzelnen Pflanzen spricht dafür; ebenso Sagen und Ueberlieferungen. Gründe gegen eine Abstammung aus Hawaii, Amerika. Malaiische Völker mit melanes. Typus . . . . . S. 18.

Die Frage nach der **Urbevölkerung** Polynesiens. Gründe gegen eine ursprüngliche Negritobevölkerung des Gebietes. Dunkele kraushaarige Individuen im übrigen Polynesien, auf Neuseeland. Sie können nicht durch vorhistorische Mischung mit Melanesischem Blut erklärt werden. Die Sklaven sind nicht vorzugsweise dunkel. Geringe Entwickelung melanesischer Schifffahrt. Die melanesische und polynesische Sprache sind urverwandt; spätere Einwirkung der erstern auf letztere hat nicht stattgefunden. Variabilität der Polynesier. Umstände, welche sie befördern und Abweichungen befestigen. S. 25.

Mikronesien.

Umfang des Gebietes. Marianen. Karolinen. Marshal- und Gilbertinseln. Ethnographische Eintheilung der Karolinen. Cantova; sieben Bezirke. Sprachliche Verhältnisse Mikronesiens. Oestlicher, westlicher Stamm der Mikronesier. Wanderungen derselben. Ursprung der Gilbertinsulaner. Vier Centren des mikronesischen Lebens. Selbständigkeit Mikronesiens . . . . . S. 37.

Physische Eigenthümlichkeiten. Bedeutung des Wortes Chamorri; seine Verbreitung. Physische Eigenthümlichkeiten der Marianer. Ihre Verwandtschaft mit den Tagalen. Heutige Marianer. Leibliche Beschaffenheit der Karoliner. Ponapi. Kusaie. Marshall- und Gilbertinsulaner. Schädelbau der Mikronesier, der Malaio-Polynesier. Er beweist nichts für melanesische Einmischung. Lebensdauer und Gesundheitszustand des Gebietes. Hautkrankheiten. Organische Fehler. Eingeschleppte Krankheiten. Jetzige Kopfzahl der Mikronesier. Künstliche Umbildung einzelner Körpertheile. Durchbohren der Ohren. Ausschlagen, Färben der Zähne. S. 47.

Kleidung der Marianer. Schildpattschmuck. Kleidung des übrigen Mikronesiens. Haartracht. Putz. Einreiben mit Curkuma. Tattuirung. Instrumente, Zeit, Preis der Operation. Unterschied derselben nach den Geschlechtern. Religiöse Bedeutung des Tattuirens . . . . . S. 60.

Hausbau der Marianer; der Karolinen. Ponapi. Die Palaus. Kusaie. Dörfer. Hafen- und sonstige Bauten. Gemeindehäuser. Beschreibung der Ruinen auf Ponapi. Sagen über dieselben. Sie sind mikronesisches Ursprungs. Ihr Zweck. Andere Alterthümer auf Ponapi und Kusaie . . . . . S. 68.

Die Nahrungsmittel der Marianer meist vegetabilische. Das Feuer war ihnen bekannt. Schweine fehlten. Lebensmittel der niedern, der hohen Inseln Mikronesiens. Thierische Nahrung. Reizmittel. Ackerbau. Zahlreiche Varietäten ihrer Culturpflanzen. Art zu kochen. Tageseintheilung und Lebensweise. Reinlichkeit. Ratak . . . . . S. 76.

Technische Leistungen. Kähne; Seetüchtigkeit der Marianer. Kähne der Karoliner; der Marshall- und Gilbertinsulaner. Seetüchtigkeit der Marshallinsulaner. Astronomische und geographische Kenntnisse der Karoliner. Zeitrechnung derselben; der Marianer. Fischfang. Der Handel beruht nur auf Tausch. Geld hatte man nicht. Waaren, die man verhandelt. — Instrumente, Geräthe, Leim, Firniß, Oel. Schnitzereien. Malereien. Musikinstrumente. Gesang. Tanz. Poesie der Marianer; ihre Beredtsamkeit. Poesie der Karoliner. Epische Erzählungen. Lieder. Schrift war unbekannt . . . . . S. 82.

Temperament und moralischer Charakter der Marianer. Ihre Dieberei. Rachsucht. Fähigkeit sich zu verstellen. Ihre Freiheitsliebe. Ihr Stolz. Ihre Unbeständigkeit u. s. w. Charakter der jetzigen Marianer. Verschiedenheit im Charakter der Karoliner nach der Oertlichkeit; nach der Zeit. Die Palaus. Chamissos Freund Kadu. Cheynes Urtheile. Begehrlichkeit, Wildheit der Marshallinsulaner. Die Bewohner des Gilbertarchipel. Gesammtbild des mikronesischen Charakters . . . . . S. 97.

Familienleben, Stellung der Weiber. Die Weiber werden milde behandelt. Die Unverheiratheten sind gänzlich frei; Schamhaftigkeit fehlt nicht. Strenge der Ehe. Polygamie. Eherecht. Ehebruch. Strafe desselben auf den Marianen. Rechtliche Stellung der Frau. Blutsverwandtschaft beruht auf der weiblichen Linie; Marianen. Karolinen. Gilbertinseln. Verschlechterung des Familienlebens durch die Europäer. Geburt. Namengebung. Erziehung auf den Marianen, den Karolinen, auf Tobi. Innigkeit der Blutsverwandtschaft auf den Marianen. Kindermord. Ausschweifungen. S. 104.

Stände auf den Marianen. Vorrechte des Adels. Verfassung. Der magalahi der Insel. Seine Stellung. Rechtsverhältnisse. Verfassung der westlichen Karolinen. Die Tamols. Rechtsbestimmungen. Verfassung von Ponapi. Der Tschipau. Versammlungen der Häuptlinge. Rechtsverhältnisse. Verfassung und Recht von Kusaie, der Ratak- und Ralikette; der Insel Nawodo; der Gilbertinseln. Polizeibestimmungen. Ursprüngliche Verfassung Mikronesiens. Die alten Stände. Die Königswürde. Umänderungen dieser Verfassung. — Höflichkeitsformen. Gruß. Gesellige Vergnügungen der Marianer. Gastfreiheit, Gruß, Höflichkeit, Spiele, Feste der Karolinen. Freundschaftsbund; Namentausch. — Waffen. Krieg auf den Marianen; den Karolinen; dem östlichen Mikronesien. Loos der Besiegten. Cannibalismus . . . . . S. 112.

Religion der Marianen. Puntan. Der höchste Gott der Karolinen. Karolinische Mythen. Ihre Verwandtschaft mit polynesischen Mythen. Der Maui-mythus. Andere Götter. Mythen über die Erschaffung des Menschen, der Welt. — Die später aufgekommene Religion, die Verehrung der Ahnen und Todten. Sie herrscht auf den Marianen allein. Ihre Bedeutung auf den Karolinen. Aufenthalt der Seelen nach dem Tode. Paradies. Hölle. Das Paradies lag jenseits des Meeres oder auf einem Berg. Nur der Adel gilt als beseelt. — Priester. Tempel. Feste. Götterbilder. Loose. Aberglaube. Tabu. Die Ulitaos der Marianen. Eine Spur von ihnen in Mikronesien. — Behandlung der Krankheiten. Behandlung der Todten und Sterbenden eine doppelte, eine ältere und jüngere. Behandlung der Todten auf

den Marianen. Todtenklagen. Auf den Karolinen. Begraben der Todten. Todtenklagen; auf Cap; den Gilbertinseln . . . . . S. 134.

Geschichte der Marianen. Quellen. Erste Berührung mit den Spaniern. Aufstände. Nationale Partei. Christliche Partei. Krieg der Ulitaos. Aguarins Aufstand. Quiroga. Verzweiflungskampf auf Rota. Aufstand des Djoda. Esplana. John Eaton. Beendigung des Krieges. Bedrückung der Eingebornen durch die Spanier. Verminderung und Aussterben der Bevölkerung. Jetzige Zustände. — Geschichte der Karolinen. Ponapi. Die Engländer auf den Palau. Geschichte des östlichen Polynesiens. — Mission . . . . . S. 155.

Polynesien.

Grenzen des Gebietes. Unbewohnte Inseln am Nordrande desselben. Zerstreute Inseln im Centrum. Die Nivagruppe. Nordwestliche Inseln Polynesiens. Polynesische Colonien in Melanesien . . . . . S. 166.

Ethnologische Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen und Inseln. Westlicher, östlicher Stamm. Vereinzelte Inseln: Tongarewa; Sprache, Aeußeres, Sitten. Nive, Schöpfungssagen; Sitten und Aeußeres, Mission, Geschichte. Ono-inseln. Niva-inseln, Aeußeres, Sitten und Gebräuche, Verfassung, Religion, Volkszahl. Uwea gehört zu Tonga. Selbständigkeit der Niva-inseln. . . . . S. 168.

Die **Tokelau- und Ellice-inseln.** Ihre Bewohner bilden mit denen der nordwestlichsten Inseln einen Stamm. Nachrichten des Quiros. Gemeinschaftliche Namensform der hergehörigen Inseln. Widerlegung der Ansicht, daß die Tokelau- und Ellice-inseln von Samoa bevölkert seien. Der Ifibaum. Zustand, in welchem Quiros diese Inseln fand. Bedeutung des Namens Tokelau im übrigen Polynesien; auf Samoa und Tonga. Hales Erklärung abgewiesen. Name des Ostwinds auf Tukopia. — Sprachliche Gründe für die Selbständigkeit dieser Inseln; reicherer, härterer Consonantismus; Suffigirung des Artikels. Sprachschatz. Unsere Quellen hierfür. — Die Ansicht von mikronesischen Einflüssen auf diese Inseln abgewiesen. Beziehung derselben zu Fidschi. Nachrichten des Quiros über Tukopia. Beziehungen Rotumas zu Samoa. Abstammungssagen der Sikayaner; Southisland, tonganische Beziehungen. Selbständigkeit dieser Inseln. Zeit der Einwanderung, Herkunft dieses Stammes. Alter Einwanderungsweg der Polynesier. Verhältniß des nordwestlichen Stammes zu Mikronesien. . . . . S. 176.

Ethnologische Schilderung des nordwestlichen Stammes. Physische Eigenthümlichkeiten. Einmischung melanesisches Blutes abgewiesen. Bewohnerzahl des Gebietes, Krankheiten. Kleidung. Tattuirung. Bauten. Nahrung. Fehlen der Hühner und Schweine. Reizmittel. Seetüchtigkeit, Geräthe, Handel. Einfachheit und Reinheit ihres Charakters. Seltenheit des Krieges. Waffen. Polygamie. Strenge der Ehe. Wittwen. Freiheit der Mädchen. Verschlechternder Einfluß der Europäer. Schließung der Ehe auf Rotuma, Tukopia. Geburt. Knabenmord auf Tukopia. Stellung der Weiber. Gesellige Vergnügungen. Höflichkeitsformen. Verfassung der Tokelau-, der Ellice-inseln; Rotumas, kleinerer Inseln, Tukopias. Religiöse Färbung der tukopischen Verfassung. Rechtsverhältnisse. Religion der Tokelau- und Ellice-inseln. Tui-tokelau. Gott des Meeres. Rotumanisch-tonganische Sage. Religion der Insel Tukopia. Mythus von der Entstehung des Menschen. Fortexistenz der Seelen. Anbetung derselben ist hier noch nicht durch-

gedrungen. Tempel. Tabu. Behandlung der Kranken, der Todten. Gebräuche der Leidtragenden. Menschenopfer. Geschichte, Mission. . S. 185.

Wanderungen der Polynesier.

Wanderungen der Gegenwart, nach Melanesien u. s. w. Aelteste Wanderungen. Samoa bildete (Hale) für die Polynesier im Osten und Süden der Gruppe den Ausgangspunkt. Hawaiki, Hawaii heißt überall das sagenhafte Stammland der Polynesier. Sagen der Rarotonganer. Karte des Tupaya. Schirrens Ansichten, Havaiki sei ein rein mythologischer Name, widerlegt. Alttahitisches Lied. Havaiki als Todtenreich. Geschichtlicher Kern dieser Sage; Hales Ansicht als richtig behauptet. Anderes, was für dieselbe spricht; der Name des Südwinds. Monatsnamen. Sprachliche Ausdrücke. Schirrens mythologische Deutung der Wandersagen ist ohne Kritik; deshalb zurückzuweisen. Geschichtlicher Kern der Wandersagen. Bedeutung Tongas. Dreifaches Havaiki. Schirrens Verdienst in der Kritik der polynesischen Genealogien. Diese haben keinen geschichtlichen Werth. Hales geographische Deutung des Namens des Paradieses, Pulotu ist abzuweisen. Richtige Erklärung des Wortes durch Meinicke. Zeit der polynesischen Wanderungen. Friedrich Müller. Der erloschene Vulkan Rangi-toto, „blutiger Himmel" in Neuseeland. Auch die physischen Eigenthümlichkeiten der Polynesier und Malaien sprechen für ein sehr hohes Alter der Selbständigkeit beider Stämme. Einwanderung der Mikronesier. Die Gleichheit der polynesischen Sprachen, namentlich des östlichen Zweiges der Polynesier, spricht nicht gegen eine sehr frühe Einwanderung. Weg für die Einwanderung der Polynesier von Westen her nach Samoa. Er führte nicht über Mikronesien. . . . . S. 201.

Wanderungen der östlichen Stämme. Tahiti. Tahiti Mittelpunkt des Ostens. Nukuhiva, Hawaii, der größte Theil Paumotus von dort bevölkert. Bevölkerung von Mangarewa. Rarotonga bevölkert von Tonga und Tahiti; die Australinseln von Tahiti. . . . . S. 218.

Alterthümer auf einzelnen unbewohnten Inseln; auf Nukuhiva, Mangarewa, Pitkairn. Alterthümer auf Waihu. Es sind altpolynesische Bauten. Sprachliche Alterthümer. Heilige Sprache mancher Inseln. Höflichkeitssprache. Jargon des hawaiischen Adels. Tamehamehas Sprachänderung. Diese sprachlichen Alterthümer sprechen durchaus gegen die Annahme einer melanesischen Urbevölkerung des Gebietes. Beispielloses Sichgleichbleiben der Polynesier. Lebenskraft derselben. Schluß des Bandes. . . . . S. 223.

Literatur*).

Aanteekeningen betr. eene reis door de Molukken v. z. Exc. Duymaer van Twist. 'sGravenhage 1856.

Abd-Allah Ben-Abd-el Kader, Voy. de Singapore à Kalantan ed. Dulaurier. Paris 1850.

Adnarte, Hist. de la provincia de Filipinas Japon y China. Tomo I. Zaragoça 1693.

Anderson, Mission to the East coast of Sumatra in 1823. Edinb. 1826.

Andersſon, Weltumſegel. mit d. ſchwed. Kriegsfreg. Eugenie. Lpz. 1854.

Andrew, grammar of the hawaiian language Honolulu 1854.

Angas, Savage life in Australia and N. Zealand. Lond. 1847.

Anſon, Reiſe um die Welt (1740—44). Gött. 1763.

d'Argensola, Hist. de la conquête des Molnques, tr. de l'Esp. Amst. 1706.

Australia felix. Berlin 1849 (nach Westgarth).

v. Baer, Crania selecta ex thesaur. anthrop. Acad. Petropol. Petropol. 1859.

— Ueber Papuas und Alfuren. Petersb. 1859.

Baker, Sydney and Melbourne. London 1845.

Barchewitz, oſtindianiſche Reiſebeſchreibung. Chemnitz 1730.

Barrington, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1810.

— a, An account of a voy. to N. S. Wales. 2d ed. Lond. 1810.

— b, A sequel to his voy. to N. S. Wales. Lond. 1800.

Beechey, Narr. of a voy. to the Pacific (1825—28). Lond. 1831.

Karl Friedrich Behrens Reiſe durch die Südländer und um die Welt. Frankf. und Leipz. 1737.

Belcher, Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang (1843—46). Lond. 1848.

— Narr. of a voy. round the world in H. M. S. Sulphur (1836—1842). Lond. 1843.

Bennett, Wanderings in N. S. Wales. Lond. 1834.

— Narr. of a whaling voy. round the globe (1833—36). Lond. 1840.

Bijdragen, tot de taal-, land- en volkenkunde v. Neerl. Indië. 'sGravenhage 1853 ff.

Bischoff, Sketch of the hist. of V. Diemen's Land. Lond. 1832.

Bleeker, Reis door de Minahassa en den Molukschen Archipel. 1ste deel. Batavia 1856.

Bligh, R. in das Südmeer. Berl. 1793.

Bougainville, R. um d. Welt (1766—69). Leipz. 1772.

Boudyck-Bastiaanse, Voy. faits dans les Molnques, à la N. Guinée et à Célebès (1830). Paris 1845.

* Das hier Fehlende findet ſich in den Literaturangaben des zweiten und dritten Bandes angeführt. Unwichtiges iſt nicht erwähnt. Nachträge bringt der 6. Band.

Bowring, A visit to the Philippine Islands. Lond. 1859.
Braim, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1846.
Bratring, die Reiſen der Spanier nach d. Südſee. Berl. 1842.
Breton, Excursions in N. S. Wales, W. Australia and V. Diemen's Land. London 1823.
Brief Statement of the aggression of the French on the island of Tahiti by the Directors of Lond. Miss. Society. London 1843.
Brodie, Remarks on the past and present state of New Zealand. London 1845.
Brooke, Narr. of events in Borneo and Celebes 2d ed. Lond. 1848.
Broughton, Voy. dans la partie septentr. de l'Océan pacif. (1795 ff.) Paris 1807. (Entdeckungsreiſe in d. ſtille Meer. Aus d. Engl. Weim. 1805.)
Brown, N. Zealand and its aborigines. Lond. 1845.
Brumund, Indiana, verzameling v. stukken over landen volken oudheden en gesch. v. d. Ind. Arch. Amst. 1853.
— a, Het Volksonderwijs onder de Javanen. Batavia 1857.
de Bry, orientaliſches Indien. Frankf. 1597 ff.
Buckton, Western Australia. Lond. 1840.
Buschmann, Aperçu de la lang. des Marquises et de la l. Taitienne. Berl. 1843.
Buzeta, Diccionario geogr. est. hist. de la islas Filipinas. Madrid 1850.
Byrne, Twelve years' wandering in the Br. Colonies (1835—47). London 1848.
Byron, R. um die Welt in Geſchichte der Seereiſen u. ſ. w. v. Hawkesworth, überſ. v. Schiller. 3 Bde. Berlin 1774.
Byron, Voy. of H. M. S. Blonde to the Sandwich isl. Lond. 1826.
Campbell, R. um d. Welt (1806—12). Jena 1817.
Careri, Gemelli, Voy. du tour du monde t. V. Paris 1719.
Carteret, R. um d. Welt in Geſchichte der Seereiſen u. ſ. w. von Hawkesworth, überſ. v. Schiller. Berlin 1774.
Chamisso, Bemerk. auf einer Entdeckungsreiſe (1815—18). Weimar 1821.
Cheever, Life in the Sandwich Islands. Lond. 1851.
Cheyne, a description of islands in the Western Pacific Ocean, north and south of the Equator. London 1852.
Clutterbuck, Port Phillip in 1849. Lond. 1850.
Collins, Account of the colony in N. S. Wales. Lond. 1798.
Colnett, Voy. to the S. Atlantic and into the Pacific Ocean. Lond. 1798.
On the colonisation of N. Zealand by the Committee of the Aborig. Protection Soc. Lond. 1846.
P. Franc. Combes, Hist. de las islas de Mindanao. Madr. 1667.
Comyn, Estado de las islas Filipinas en 1810. Madr. 1820.
Cook, 1. Reiſe in Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeere von Hawkesworth, überſ. v. Schiller. 3 Bde. Berl. 1774.
2. Reiſe in Samml. d. Reiſeb. XV. ff. Berl. 1776.*)
3. Reiſe, überſ. v. G. Forſter, Berl. 1789.
Cotter, Adventures in the Pacific. Dublin 1845.
van der Crab, De moluksche eilanden. Reis door d. G. G. Pahud. Batavia 1862.
Crawfurd, Hist. of the Ind. Archipelago. Edinb. 1820.
— a, Descriptive Dictionary of the Indien Islands. Lond. 1856.
Crozet, R. R. durch die Südſee (1771 ff.). Leipz. 1783.
Cruise, Journal of a ten months' resid. in N. Zealand. Lond. 1823.

*) Im erſten Theil des Bandes ſind alle drei Reiſen Cooks nach dieſer Sammlung citirt.

Cunningham, Two years in N. S. Wales. Lond. 1827.
Dalrymple, Voy. dans la mer du Sud par les Espagnols et les Hollandais. Paris 1774.
Dampier, Nouveau voy. autour du monde (1679—91. Amst. 1701.
Darwin, Naturwiſſ. Reiſen, überſ. v. Dieffenbach. Braunſchw. 1844.
Davis, Maori Mementos. Auckland 1855.
Dawson, The present state of Australia. Lond. 1830.
Dentrecasteaux, Voy. à la recherche de La Pérouse (1792). Paris 1808.
Dieffenbach, Travels in New-Zealand. Lond. 1843.
Dillon, Narr. of a voy. in the South Seas. Lond. 1829.
Dulaurier, Liste des pays qui relevaient de l'empire de Madjapahit. Paris 1846.
Dumont d'Urville a, Voy. de l'Astrolabe. Paris 1830.
— b, Voy. au Pole Sud. Paris 1841.
Duperrey, Voy. autour du monde (1822—25). Zoologie I.
Du-Petit-Thouars, Voy. autour du monde. Paris 1840.
W. Earl, a, The Eastern Seas or voy. and adv. in the Ind. Archip. London 1837.
— b, Enterprise in Tropical Australia. Lond. 1846.
— c, The native races of the Ind. Archipelago. Papuans. Lond. 1853.
A. Earle, Narr. of a nine month's resid. in New Zealand in 1827. London 1832.
Eden, Hist of. New Holland. Lond. 1787.
Ellis, Polynesian Researches. Lond. 1832.
Epp, Schilderungen aus Holländiſch Indien. Heidelb. 1852.
Erskine, Journal of a cruise among the isl. of the Western Pacific. London 1853.
Eſchels-Kroon, Beſchr. der Inſel Sumatra, herausg. von Schirach. Hamburg 1781.
Evans, Hist. and descr. of the present state of V. Diemen's Land. London 1824.
d'Ewes, China, Australia and the Pacific Islands in 1855—56. Lond. 1857.
Eyre, Journals of expedd. of discov. into Central-Australia (1840 f.). London 1845.
Field, Geographical Memoirs on N. S. Wales. Lond. 1825.
Finlayson, Mission to Siam and Hue (1821 f.) Lond. 1826.
Finsch, Neu-Guinea und seine Bewohner. Bremen 1865.
Flinders, Voy. to Terra Australis (1801—1803). Lond. 1814.
Forrest, Voy. to New Guinea and the Moluccas (1774—76). Lond. 1779.
Forſter, Bemerk. auf ſeiner R. um die Welt. Berl. 1783.
— Derſ. Reiſe um die Welt 1772—1775, beſchr. u. herausg. v. Georg Forſter. Berl. 1784.
Forſter, Georg, Geſammelte Werke. Leipzig 1843.
Fox, The six colonies of New Zealand. Lond. 1851.
Freycinet, Voy. autour du monde (1817—1820). Paris 1827 (nebſt Zoologie p. Quoy et Gaimard).
P. Mathias G***, Lettres sur les îles Marquises. Paris 1843.
v. der Gabelentz, H. C., Die melaneſiſchen Sprachen (in Abhh. der K. Sächſ. Geſ. der Wiſſ. 1861).
— Grammatik der Dajak-Sprache. Leipzig 1852.
Fr. Gaspar de S. Augustin, Conquistas de las Islas Philipinas. Madr. 1698.
Geſchichte der chriſtl. Miſſionen auf den Freundſchaftsinſeln. Bremen 1857.
(Gervaise), Description hist. du royaume de Macaçar. Paris 1688.
Gill, Gems from the Coral islands. Lond. 1855.

de la Gironière, Aventures d'un gentilhomme Breton aux îles Philippines. Paris 1855.
Le Gobien, Histoire des Isles Marianes. Paris 1700.
Grant, Narr. of a voy. of discovery to N. S. Wales. Lond. 1803.
Grey, G., Journals of two expedd. in NW. and W. Australia (1837 — 1839). Lond. 1841.
— a, Pol. mythology and ancient trad. hist. of the N. Zeal. race. Lond. 1855.
— b, Proverbial and popular sayings of the Ancestors of the N. Zeal. race. Cape Town 1857.
Grey and Bleek, The library of Sir George Grey. Lond. 1858.
Gulick, Micronesia, nautical Magazin 1862.
Haast, report of a topogr. a. geol. explor. of the west. distr. of the Nelson prov. Nelson 1861.
Haensel, Letters on the Nicobar Islands. Lond. 1812.
Hageman, Handleiding tot de Kennis der geschiedenis enz. v. Java. Batavia 1852.
Hale, Ethnography and Philol. (U. St. Explor. Exped.). Philad. 1846.
A. Hamilton, A new account of the East Indies. Edinb. 1727.
G. Hamilton, R. u. d. Welt i. d. Kön. Freg. Pandora. Mag. v. Reiseb. XI.
A. Häolé, Sandwich Island notes. Lond. 1854.
van der Hart, Reize rondom het eiland Celebes. 'sGravenhage 1853.
Haßkarl, Australien und seine Kolonieen. Elberf. 1849.
— b, Aantekeningen over het nut door de Bewoners van Java aan eenige planten van dat eiland toegeschreven uit berigten der inlanders. Amsterdam 1845.
Haussmann, Voy. en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie (1844 ff.) Paris 1847.
Haydon, Five years in Australia felix. Lond. 1846.
Henderson, Excursions and adv. in N. S. Wales. Lond. 1851.
Hill, Travels in the Sandwich and Soc. Islands. Lond. 1856.
Hobbart Town Almanack for the year 1830.
v. Hochstetter, Neuseeland. Stuttgart 1863.
Hockin, A supplement to the account of the Pelew Isl. Lond. 1803.
Hodgkinson, Australia from P. Macquarie to Moreton Bay. Lond. 1845.
Hodgson, Reminiscences of Australia. Lond. 1846.
van Hoëvell, Reis over Java, Madura en Bali. Amsterd. 1849.
Hogendorp, Coup d'oeil sur l'île de Java. Bruxelles 1830.
de Hollander, Handleiding by de beoefening der Land- en Volkenkunde v. Nederl. Oost-Indië. — Ide deel. Breda 1861.
— a, Handleiding tot de Kennis der maleische taal en letterkunde. Breda 1845.
Howitt, Impressions of Australia felix. Lond. 1845.
— a, Abenteuer in Australien. Berl. 1856.
Humboldt, W. v., Ueber die Kawi-Sprache. Berl. 1836.
Hunter, R. nach R. S. Wallis (Magaz. v. Reiseb. XI).
Hursthouse, Account of the settlement of N. Plymouth in N. Zealand. Lond. 1849.
Jameson, New Zealand, S. Austr. and N. S. Wales. Lond. 1842.
Jarves, Hist. of the Sandwich Islands. Lond. 1843.
Informe sobre el estado de las islas Filipinas en 1842. Madrid 1843.
Journal of the Indian Archipelago. Singapore 1847 ff.
Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly (Capt. Blackwood 1842 ff.) Lond. 1847.
Junghuhn, Reisen durch Java. Magdeb. 1845.
— Die Battaländer auf Sumatra. Berl. 1847.

Keate, Account of the Pelew Islands. Basil 1789.
Keppel, Exped. to Borneo of. H. M. S. Dido. Lond. 1846.
— a, Visit to the Ind. Archip. in H. M. S. Maeander. Lond. 1853.
King, Nachr. v. d. Norfolk-Insel u. Rückkehr über P. Jackson (1788) im Magaz. v. Reiseb. XI.
King, a, Narr. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Australia (1818—1822). Lond. 1827.
King and Fitzroy, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Adventure and Beagle (1826—36). Lond. 1839.
v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten auf einer R. nach d. russ. Am., Mikronesien u. Kamtschatka (1826 ff.). Gotha 1858.
Kolff, Voy. of the Dutch Brig Dourga to the Moluccan Archip. and N. Guinea (1825 ff.). Lond. 1840.
v. Kotzebue, Entdeckungsreise (1815—18). Weimar 1821.
— Neue Reise um die Welt (1823—26). Weimar 1830.
Krohn, Das Missionswesen in der Südsee. Hamb. 1833.
Krusenstern, Reise um die Welt (1803—6). Petersb. 1810.
Kussendrager, Beschreibung der Insel Java, aus d. Holl. frei bearbeitet v. J. Müller. Berl. 1860.
Labillardière, Relation du voy. à la recherche de La Pérouse (1791 ff.). Paris an VIII.
Lafond, Quinze ans de voy. autour du monde. Paris 1840.
D. Lang, View of the origin and migrations of the Polynesian nation. Lond. 1834.
— a, Account of N. S. Wales. 3d ed. Lond. 1840.
— b, Cooksland in N. E. Australia. Lond. 1847.
Lange, H. M., Het eiland Banka en zijne aangelegenheden. 's Hertogenbosch 1850.
v. Langsdorff, Bemerk. auf e. Reise um d. Welt (1803—7). Frankf. 1812.
Laplace, a, Voy. autour du monde (1830 ff.). Paris 1833.
— b, Campagne de circumnavigation (1837 ff.). Paris 1841.
La Pérouse, Entdeckungsreise (1785). Berl. 1799 f.
de La Salle, Voy. autour du monde sur la Bonite comm. p. Vaillant (1836 s.) Paris 1845.
Lassen, Indische Alterthumskunde II. Bonn 1852.
Lauts, Het eiland Balie en de Balienezen. Amsterd. 1848.
Trad. Lay, Notes made during the voy. of the Himmaleh in the Malayan Archip. (in dessen: Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New Y. 1839).
Leichhardt, Tagebuch einer Landreise in Australien. Halle 1851.
Leigh, Reconnoitering voy. in S. Australia. Lond. 1839.
Lesson, Voy. médical autour du monde (1822—25). Paris 1829.
Lesson, P. A., Voy. aux îles Mangareva. Rochefort 1845.
Leyden, Malay Annals, transl. Lond. 1821.
Lilienfeld, Reise um die Welt. Marb. 1854.
Lindschotten's Reise, s. unter de Bry.
Lisiansky, A voy. round the world (1803—6). Lond. 1814.
H. Low, Sarawak, its inhabitants and productions. Lond. 1848.
Lundie, Missionary life in Samoa. Lond. 1846.
Lutké, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1835.
Lutteroth, Gesch. der Insel Tahiti. Aus d. Französ. von Brunè. Berl. 1843.
Macgillivray, Narr. of the voy. of H. M. S. Rattlesnake (1846—50 command. Capt. Owen Stanley). Lond. 1852.
M'Leod, Voy. of H. M. S. Alceste. 2d ed. Lond. 1818.

Majoribanks, Travels in N. S. Wales. Lond. 1840.
Mallat, Les Philippines. Paris 1846.
Marchand, Die neueſte Reiſe um die Welt (1790—92). Lpz. s. a.
Mariner, Tonga Islands. Lond. 1818.
Marryat, Borneo and the Ind. Archipelago. Lond. 1848.
Marsden, Sumatra. Berl. 1788.*)
— Miscellaneous works. Lond. 1834.
Marshall, Rückreiſe v. N. S. Wales (1788, Magaz. v. Reiſeb. I).
Martin, New Zealand. Lond. 1845.
Mason, Burmah, its people and natural productions. Rangoon 1860.
Meinicke, Die Südſeevölker u. d. Chriſtenthum. Prenzlau 1844.
— a, Das Feſtland Auſtralien. Prenzlau 1837.
— b, Beiträge z. Ethnographie Aſiens (Programm). Prenzlau 1844.
— c, Neue Bearbeitung von Auſtralien in Wappäus Handbuch der Geogr. u. Statiſtik. Leipz. 1866.
Melville, Vier Monate auf den Marqueſas-Inſeln. Lpz. 1847.
— a, The present state of Australia. Lond. 1851.
Memoirs of a Malayan family transl. by Marsden. Lond. 1830.
Mertens, recueil des actes d. l. séance publ. de l'Ac. imp. Scienc. de St. Petersburg, 29. Dec. 1899.
Meyen, Reiſe um d. Erde (1830—32). Berl. 1834.
Michelena y Rojas, Viajes científicos en todo el mundo (1822—42). Madrid 1843.
Mitchell, Place expedd. into the Interior of E. Australia. Lond. 1838.
— Journal of an exped. into the Interior of Trop. Austr. London 1848.
Moerenhout, Voy. aux îles du grand Océan. Paris 1837.
Moor, Notices of the Ind. Archipelago and adjacent countries. Singapore 1837.
Mortimer, Observv. made during a voy. in the B. Mercury (1789, command. Cox.). Lond. 1791.
Müller, a, Friedr., ling. Theil der Novaraexped. Wien 1867.
— b, Ethnographie der Nov. expedition. Wien 1868.
Müller, Joh., Ueber Alterthümer des oſtind. Archipels. Berl. 1859.
Müller, Sal., a, Bijdragen tot de Kennis v. Sumatra. Leiden 1846.
— b, Land- en Volkenkunde in Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederl. overzeesche bezittingen door de leden der natuurkundige commissie in Indië. Leiden 1839—44.**)
Mundy, Our antipodes or residence in the Australasian colonies. London 1852.
Nahuijs, Brieven over Beencoolen. 2de druc. Breda 1827.
Die Neuſeeländer nach dem Engl. (nach Knight). Leipz. 1833.
Newbold, Account of the British settlements in the Straits of Malacca. London 1839.
Nicholas, Reiſe nach Neu-Seeland (1804 f.) Weimar 1819.
Nieuw Guinea, ethnogr. en natuurk. onderzocht in 1858 door sen Nederl. Ind. Commissie. Amsterd. 1862 (Bijdragen N. V. 5de deel.).
Nixon, cruise of the Beacon. London 1857.

---

*) Wo die 3. Ausgabe dieſes Buches (Lond. 1811) benutzt iſt, findet ſich dies beſonders angegeben.

**) Iſt identiſch mit Sal. Müller, Reizen en onderzoekingen in den Indischen Archipel. Amst. 1857.

Novara, Reise der österr. Fregatte (1857—59) unter der Bef. des B. von Müllerstorf. Wien 1861.
Olivier, Land- und Seereisen im Niederländischen Indien (1817—26). Weimar 1829.
Olmsted, Incidents of a whaling voyage. N. York 1841.
de Oosterling, Tydschrift toegew. aan de verbreiding de Kennis v. Oost-Indië d. Olivier. Kampen 1835.
Oxley, Journals of two expedd. into the Interior of N. S. Wales (1817 f). London 1820.
de Pagès, Reisen um die Welt (1767—76). Frankf. u. Leipz. 1786.
Parkinson, Journal of a voy. to the South Sea in H. M. S. Endeavour. London 1773.
Perkins, Na Motu or Reef-rovings in the South Sea. N. York 1854.
Péron, Voy. de découvertes aux terres Australes (1800—4). 2de éd. p. Freycinet. Paris 1824.
— a, Mémoires sur ses voyages. Paris 1824.
Pfyffer zu Neueck, Skizzen von der Insel Java. Schaffh. 1829.
Phillip, R. nach N. S. Wales (Magaz. v. Reiseb. I.).
— Tagebuch a. d. Ereignissen in Port Jackson (1790—92. Ebend. XI.).
Pigafetta, Premier voy. autour du monde sur l'escadre de Magellan 1519—22). Paris an IX.
Pickering, Memoir on the Languages and Inhabitants of Lord Norths Island. Cambridge 1845.
Polack, Manners and customs of the New Zealanders. Lond. 1830.
— a, New Zealand, being a Narrative of travels and adv. (1831—37). London 1838.
Porter, Journal of a cruise made to the Pacific Ocean (1812—14). 2d ed. N. York 1822.
Power, Sketches in New Zealand. Lond. 1849.
Quatrefages, hist. naturelle de l'homme Rev. des 2 mondes 1864.
Quoy et Gaimard, Zoologie zu Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe.
St. Raffles, Hist. of Java. Lond. 1817.
Reding, Atlas van het Kon. der Nederlanden. 'sGravenhage 1841 (in Mendel's Album v. d. Aardryksk).
Reuvens, Verhandeling over drie groote steenen beelden (Java). Amsterdam 1826.
Reinwardt, Reis naar het oostelyk gedeelte van d. Ind. Archipel (1821). Amst. 1858.
Remy, Hist. de l'Archipel Hawaiien, texte et traduction Paris et Lpz. 1862.
Reynolds, Voy. of the U. St. frigate Potomac (1831—34). New Y. 1835.
van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel. Rotterdam 1851.
Rink, Die nikobarischen Inseln. Kopenh. 1847.
Röding, Schilderung der Insel Van Diemens Land. Hamb. 1823.
Roorda van Eysinga, Handboek der land- en volkenkunde v. Nederl. Indië. Amst. 1841.
Roquefeuil, Journal d'un voy. autour du monde (1816—19). Paris 1823.
Ruschenberger, Narr. of a voy. round the world (1835—37). Lond. 1838.
St. John, Horace, The Indian Archipelago, its hist. and present state. London 1853.
Salazar, Vicente de, Hist. de la prov. de Philipinas China y Tunking. 3za parte Manila 1742*).

*) Ist die wenig bekannte Fortsetzung von Aduarte u. Santa Cruz.

Salvado, Memorie storiche dell' Australia, part. della miss. benedettina, Roma 1851.
Santa Cruz, Baltas. de, Hist. de la prov. de Filipinas, Japon y China. Tomo II. Zaragoça 1693.
Saugnier, Relation de ses voyages (1783 ff.) publ. p Laborde, Paris 1799.
Savage, Some account of New Zealand. Lond. 1807.
Schirren, Die Wanderſagen der Neuſeeländer u. der Mauimythos. Riga 1856.
Schmarda, R. um die Erde (1853—57). Braunſchw. 1861
Diarium vel descriptio laboriosissimi et molestissimi itineris facti a G. Corn. Schoutenio 1615—17. Amst. 1660.
Schwaner, Borneo, Beschr. van het stroomgebied van den Barito en reizen (1843—47). Amst. 1853.
Seemann, Reiſe um die Welt u. nach d. nördl. Polarmeer (1845—51). Hannover 1853.
Selberg, Reiſe nach Java. Oldenb. 1846.
Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, sechs Skizzen. Würzb. 1869.
Shortland, The southern districts of New Zealand. Lond. 1851.
— a, Traditions and superstitions of the New Zealanders. Lond. 1854.
Steen Bille, Bericht über die Reiſe der Corvette Galathea um die Welt (1845—47). Kopenh. u. Lpz. 1852.
Stewart, Journal of a resid. in the Sandwich isl. (1823—25). Lond. 1828,
— a, Visit to the South Sea im Baſeler Miſſ.-Magaz. 1839.
J. L. Stokes, Discoveries in Australia (1837—43). Lond. 1846.
Strzelecki, Physical descr. of N. S. Wales and V. Diemen's Land. Lond. 1845.
Sturt, Two expeditions into the interior of S. Australia. Lond. 1834.
— a, Narr. of an exped. into Central Australia (1844—46). Lond. 1849,
de Surville, Reiſen in d. Südmeer. Berl. 1793.
Swainson, New Zealand and its colonization. Lond. 1859.
Taylor, Rich., Te Ika A Maui or New Zealand and its inhabitants. Lond. 1855.
Tegg's N. S. Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney.
Teichelmann and Schürmann, Outlines of a grammar of the aborig. lang. of South Australia. Adelaide 1840.
Temminck, Coup d'oeil sur les possessions néerland. dans l'Inde Archipelagique. Leide 1846.
Tench, Voy. à la Baie Botanique in Voyages dans les pays des Hottentots etc. trad. de l'Anglais. Paris 1790.
— a, Geſchichte Port Jackſons in Neuholl. v. 1788—92. Hamb. 1794.
Thomson, The story of New Zealand. Lond. 1859.
Tydschrift voor Neêrland's Indië Batavia 1838 ff., fortgeſ. Groningen u. Zalt Bommel 1849 ff.
Tydschrift a, voor indische taal-, land- en volkenkunde. Batavia 1853 ff.
Turnbull, Reiſe um die Welt (1800—4). Berl. 1806.
Turner, Nineteen years in Polynesia. Lond. 1861.
Tweejaarige Reyze rondom de wereld met drie schepen (1721) door last v. d. Nederl. westind. maatschappen. Dordrecht 1728.
Tyermann and Bennet, Journal of voy. in the S. Sea islands. Lond. 1831.
Valentyn, Ond en Nieuw Oost-Indiën. Dordr. en Amst. 1724.
Vancouver, Reiſen nach der Südſee (1790—95). Berl. 1799 f.
Van Diemen's Land Almanack for the year 1831.
Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap der Konsten en weetenschappen.
Joh. Verken, Elfte Schifffahrt od. kurze Beſchr. einer R. ſo v. d. Holländern in d. Oſt-Indien 1607—9 verrichtet worden. Frankf. 1612.

Veth, Borneo's wester-afdeeling, geogr. statist. hist. Zaltbommel 1854.
Vincendon-Dumoulin et Desgraz, Iles Marquises. Paris 1843.
—, Iles Taïti. Paris 1844.
Virgin, Erdumſegelung der Fregatte Eugenie (1851—53), überſ. v. Eßel. Berl. 1856.
Vocabulary of dialects spoken by aboriginal natives of Australia (intercolonial exhibition 1866). Melbourne 1867.
Vosmaer, Beschcrijving van het zud-oostelijk Schiereiland van Celebes. Batavia 1835.
de Waal, E., Indisch Magazijn I 4—12, II 1—12. Batavia 1844 f.
Wagner, Moritz, Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen, Leipzig 1868.
Wakefield, E. J., Adventure in New Zealand. Lond. 1845.
Walckenaer, Die Inſelwelt, überſ. v. Leidenfroſt. Weimar 1822.
Wallace, A. R., Der malayiſche Archipel, die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Deutſch von A. B. Meyer. 2 Bände. Braunſchweig 1869.
Wallis, Reiſe um die Welt. Berl. 1774 (ſiehe Cook 1. Reiſe).
Walpole, Four years in the Pacific (1844—48) 2d ed. Lond. 1850.
Wegener, Geſch. der chriſtl. Kirche auf d. Geſellſchafts-Archipel. Berl. 1844.
Westgarth, ſ. Australia felix.
White, Reiſe nach N. S. Wallis im Magaz v. Reiſeb. V.
Wilhelmi, Manners and customs of the Australian natives. Melbourne 1862.
Wilkes, Narr. of the United. States-Explor. Exped. Philad. 1845.
Willer en Cornets de Groot, Het eiland Boeroe. Amst. 1858.
Williams, narrative of Miss. Enterprises. Lond 1837.
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians ed. by Rowe. Lond. 1858 (im Baſeler Miſſ-Mag. 1838).
Wilson, Miſſionsreiſe in d. ſtille Meer (1796—98). Berl. 1800.
Wilson, Narr. of a voy. round the World. Lond. 1835.
Wise, Los Gringos or an in side view of Mexico and Calif. Paris 1850.
Woodard, Geſch. ſeiner Schickſale auf Celebes. Weimar 1805.
Woordenboek, aardrijkskundig en statistisch, van Nederl. Indiš I. Amsterdam 1861.
Yate, Neu Zealand im Baſeler Miſſ.-Mag. v. 1836.
Yldefonso de Aragon, Descripcion de la Ysla de Luzon. Manila 1819.
Zuñiga, Hist. de las islas Philipinas. Sampaloc 1803.

Die zweite Hauptabtheilung der malaiiſchen Völker bilden die zahlreichen Stämme, welche man unter dem Namen Polyneſier zuſammenfaßt. Sie bewohnen das weite Gebiet der Inſelwelt oſtwärts von den Malaien bis faſt zum amerikaniſchen Feſtland; und wie ſie ſich von den Malaien durch ihr Aeußeres, ihre Sprache, ihre Lebensweiſe trotz ihrer Verwandtſchaft mannigfach und deutlich genug unterſcheiden, ſo beſtehen auch unter ihnen eine Menge größerer und kleinerer Gegenſätze, wie ſchon die weite Ausdehnung des Gebietes, welches ſie bewohnen, annehmen läßt. Gleich dem erſten Blick unterſcheiden ſich mehrere Hauptgruppen: Mikroneſien, welches den nordweſtlichen Theil des bezeichneten Gebietes umfaßt und deſſen Völker wie räumlich ſo auch geiſtig und leiblich den Malaien näher ſtehend erſcheinen; öſtlich von ihnen die Inſelwelt, welche man im engeren Sinn Polyneſien zu nennen gewohnt iſt und welche den Samoa- und Tonga-Archipel, Neuſeeland, die Cooksinſeln, die Geſellſchafts-, Auſtral- und Paumotugruppe bis zur Oſterinſel, die Markeſas- und Sandwichinſeln, ſowie viele einzelne Eilande innerhalb dieſer Grenzen umfaßt; und drittens und im merkwürdigen Gegenſatz zu den beiden erſten Abtheilungen der Fidſchiarchipel, der obwohl der Tongagruppe ſo nahe und mit ihr in fortwährendem lebhaftem Verkehr eine melaneſiſche Bevölkerung beſitzt.

Wohl nirgends auf der ganzen Erde hat ſich ein ganzer großer Völkerſtamm unter eigenthümlicheren Bedingungen entwickelt, als im ſtillen Ocean und nirgends iſt es daher nöthiger, ſich ein Bild der umgebenden Natur zu machen, als gerade hier. M'Culloh ſcheint zuerſt die Anſicht ausgeſprochen zu haben (in den researches on America, welche 1817 zu Baltimore erſchienen), daß Polyneſien urſprüng-

lich ein großer Continent gewesen sei, welche Ansicht dann später durch Dana, den Geologen der amerikanischen explor. expedition, und durch Darwin weiter ausgeführt und wissenschaftlich begründet ist.

Nehmen wir nun auch an, daß dies nach und nach gesunkene Festland aus mehreren gänzlich geschiedenen Theilen bestand, zu welcher Annahme wir durch den Umstand gezwungen sind, daß die Hawaiigruppe sowohl wie Neuseeland botanisch und zoologisch als ganz isolirte Gebiete für sich stehen, so sind doch alle Inseln zwischen Neuguinea und Paumotu gleichmäßig Reste oder letzte Spuren dieser verschwundenen Welt, indem wir in den hohen Inseln die höchsten Bergspitzen derselben oder Producte ihrer jetzt unterseeischen Vulkane zu sehen haben, die niedrigen Inseln aber nichts sind als meist ringförmige Felsen von Korallenkalk, welche sich beim Untertauchen des Landes um die Berggipfel anbauten und immer höher stiegen, je tiefer der jetzt zum Meeresgrund gewordene Boden sank. Diese niederen Inseln herrschen in Mikronesien bei weitem vor und hohe sind selten, während in Polynesien gerade das umgekehrte Verhältniß gilt. Hoch sind in Mikronesien zunächst die Marianen, deren nördlichste Inseln fast nur aus unwirthbaren Felsenspitzen bestehen; allein auch der Süden der Kette ist gebirgig und enthält, wie die Insel Aguiguan, so unwegsame Felsenpartieen, daß ihre Eroberung den Spaniern außerordentlich erschwert wurde (le Gobien 308). Die Palaus sind gleichfalls eine Gruppe hoher basaltischer Inseln, welche nur im Westen von einem Korallenriff umgeben sind (Keate 381. Gulick N. M. 174). Von den 48 Inselgruppen dagegen, welche die Kette der Karolinen bilden, sind nur vier basaltisch und hoch, zunächst Eap, dann Truk (Hogoleu), Ponapi und Kusaie (Ualan); doch sind auch sie mit Riffen umgeben. Im eigentlichen Polynesien dagegen sind niedrige Inseln nur die Union- und Phönixgruppe nebst allen den kleinen zerstreuten Inseln bis nach Hawaii hin, ferner der gesammte Paumotuarchipel außer Mangareva (Gambier), Pitkairn und Waihu (Osterinsel) und die Cooksinseln außer Rarotonga. Doch sind letztere in so fern eigenthümlich, als der Korallenfels, aus welchem sie bestehen, durch vulkanische Einflüsse bis zu 300 Fuß gehoben ist, eine Erscheinung, welche wir auch sonst nicht selten finden, z. B. bei einem Theile der Australinseln, einigen Inseln des Paumotuarchipels, bei Nive (Savage, Beechey 1, 45), in Mikronesien an der südlich von den Karo-

linen liegenden merkwürdigen Inſel Banaba (Ocean), die durch ihre ſteil abfallenden Wände faſt unzugänglich iſt für den Schiffsverkehr (Choyne 74), bei Fais in den Karolinen (Kittlitz 2, 417) und ſonſt.

Eine ſolche Koralleninſel iſt äußerſt merkwürdig geſtaltet. Sie beſteht aus einem verhältnißmäßig ſchmalen Riff aus Madreporenkalk, welches, meiſt von ovaler oder runder oder ſonſt gebogener Geſtalt, entweder ganz oder nur an einzelnen Stellen über dem Waſſer emporragt. Die Windſeite des Riffs iſt die höchſte, weil die felsbildenden Polypen die Brandung lieben; nächſt ihr die hervorragenden Ecken des Atolls. An dieſen Punkten trägt das Riff, wenn es ſich nicht ganz über das Waſſer emporhebt, meiſt mehrere Inſeln, welche durch die unterſeeiſche Mauer, die zur Zeit der Ebbe oft gangbar iſt, zuſammenhängen. Iſt aber das Riff ganz über die Meeresfläche erhöht, dann bildet es eine einzige ringförmige Inſel, die in ihrem Inneren wieder einen See einſchließt, welcher zwar meiſt durch irgend eine Lücke auf der Leeſeite der Umfaſſungsmauer mit dem Ocean zuſammenhängt, ſich aber ſtets von demſelben durch ruhigeres Waſſer und viel geringere Tiefe unterſcheidet. Denn während nach dem Meere zu das Riff meiſt ſehr ſteil oft in fadenloſe, faſt immer aber höchſt bedeutende Tiefe abfällt, ſo iſt die Lagune nie ſehr tief, es ſteigen öfters Felſen meiſt aus Korallenkalk, doch auch aus vulkaniſchen oder anderem Geſtein in ihr empor, wodurch oft Binneninſeln entſtehen, ja bisweilen — und ſo natürlich immer bei den gehobenen Koralleninſeln — trocknet ſie ganz aus und dann bildet das Riff nur ein mehr oder weniger rundes, in der Mitte vertieftes Eiland. Doch iſt dies ſeltener; meiſt haben die niederen Inſeln eine entweder ganz ringförmige Geſtalt, oder ſie beſtehen aus mehreren im Kreis liegenden Inſeln, oder das Ganze bildet, wenn Binneninſeln vorhanden ſind, einen Inſelhaufen von zwei bis fünfzig und mehr Eilanden, von denen indeß nur die größten bewohnt werden; das größeſte Atoll Mikroneſiens, Maloelab (Kawen) im Marſhall-Archipel, enthält 64 größere und kleinere Inſeln. Das größte inſeltragende Riff, welches Beechey beobachtete, hatte 30 Seemeilen, das kleinſte nicht ganz eine Seemeile im Umfange (1,186); die Lagune fand er nirgends über eine halbe Meile breit, oft aber viel kleiner; und dieſe Beobachtungen, welche er im Paumotuarchipel machte, gelten für alle niederen Inſeln. Wahrhaft fürchterlich iſt die Brandung, welche dieſe Riffe auch bei ruhiger

See umtoſt, und bei ihrer Niedrigkeit ſind ſie der Gefahr überfluthet und dadurch von Waſſer und Sand gleichmäßig verwüſtet zu werden ſehr leicht ausgeſetzt, obwohl das Meer ſelbſt im Lauf der Zeiten hiergegen ſie in etwas ſchützt, indem es am Rand der Inſeln oft einen nicht unbedeutenden Damm von Korallentrümmern aufhäuft. Auch ſonſt iſt ihre Niedrigkeit gefahrvoll: Der einheimiſche Schiffer verliert die Heimath gar zu leicht aus dem Geſicht, da man die meiſten von ihnen nur wenige Seemeilen weit ſehen kann; die Landung, welche für größere Schiffe oft ganz unmöglich iſt, hat auch für kleinere oft große Gefahren; und wie gefährlich für europäiſche Schiffe die Fahrt in dieſen Korallengewäſſern iſt, davon zeugen alte und neue Reiſeberichte gleichmäßig.

Die hohen Inſeln, deren Hauptgebiet man von dem der niederen abſcheiden kann durch eine Linie, welche man nach Hales Vorgang etwa von Pitkairn zwiſchen den Paumotu- und Geſellſchaftsinſeln, ſodann zwiſchen Samoa und der Uniongruppe bis zum Ellicearchipel hinzieht, die hohen Inſeln ſind in mancher Beziehung günſtiger geſtaltet durch ihre oft ſehr bedeutende Höhe und ihre größere Ausdehnung, wie denn z. B. Eap in den Karolinen 20 Seemeilen lang iſt (Gulick 174). Allein auch ſie ſind immer noch ungünſtig genug. Zunächſt ſind mehrere von ihnen im Innern ſo ſteil und faſt unzugänglich ſchroff aufſteigend, daß ſie bis auf einen nicht eben breiten Küſtenſaum unbewohnbar ſind, wie z. B. Tahiti mit ſeinem 7000′ hohen außerordentlich ſchroffen Pik, den man nur mit Lebensgefahr beſteigen kann; Darwin, der das Wagniß unternahm, ſchildert ſeine Mühſeligkeit. Nicht anders iſt der Bau der Markeſasinſeln, namentlich Nukuhivas; und Hawaii mit ſeinen bis zu 14,000′ aufſteigenden Bergen, dem Maunaloa, Maunakea, dem Hualalai iſt theils durch dieſe Höhen, theils durch ſeine wildvulkaniſche Beſchaffenheit zum großen Theil unbrauchbar wenigſtens für ein uncultivirtes Volk. Auch Oahu iſt großentheils wüſt (Pickering 88). Die meiſten hohen Inſeln haben ferner Korallenriffe, die ſie oft ganz umgeben und nur den Mündungen der Bäche gegenüber Lücken haben, da die Lithophyten gegen ſüßes Waſſer außerordentlich empfindlich ſind; natürlich iſt dadurch der Zugang vielfach erſchwert. Die aber, welche frei ſind von dieſen Umwallungen, wie viele Inſeln oder Küſtenſtrecken im Samoa-, Hawaii- und Markeſasarchipel, fallen meiſt ſteil und ohne rechten Ankergrund in unendliche Tiefe ab. Für die Entwickelung ihrer Bewohner

wie nicht minder für ihre eigene geologiſche Stellung iſt der Umſtand wichtig, daß beinahe alle Inſeln der Südſee in Gruppen oder Reihen beiſammen liegen, niedere wie hohe, in Gruppen die Markeſas-, Fidſchi-, Samoa-, Cooks- und Geſellſchaftsinſeln, in Ketten, welche in ihrer Hauptrichtung von Oſten nach Weſten ſtreichen, die Karolinen, die Uniongruppe nebſt den zwiſchen ihr und den Markeſas ſich hinziehenden einzelnen Inſeln, die Phönixgruppe; mehr in der Richtung von Nord nach Süd die Marianen, die Palaus, die Ralik- und Ratakkette, der Tongaarchipel, die Kingsmill- und Sandwichinſeln.

Schon die vorhin beſprochene Senkung eines großen Theiles des Meeresbodens — die noch heute fortdauert z. B. in den Karolinen, da Hale (85—6) daſelbſt Gebäude jetzt im Waſſer ſtehend fand, welche einſt auf dem trockenen Lande geſtanden haben mußten — ſo wie die ruckweiſe Erhebung mancher Koralleninſeln beweiſen, wie ſehr vulkaniſch dieſer Theil der Erde iſt. Man kann wohl ſagen, keine Gegend der Welt iſt es mehr. Wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß ſämmtliche inſelbildende Korallenriffe auf Kratern unterſeeiſcher Vulkane ſich aufgebaut haben; ſo haben es einige doch gewiß, wie z. B. das Riff von Mangareva, welches vulkaniſche Inſeln einſchließt und faſt alle hohen Inſeln des Oceans verdanken entweder Vulkanen ihren Urſprung oder ſind ſelbſt Vulkane. So die nördlichen oder (bei le Gobien) neuen Marianen, die Ganiinſeln, welche die Spanier geradezu las islas de Bolcanes nannten und von denen Pagon zwei, Aſſonſong einen noch jetzt ſehr thätigen Vulkan beſitzt; ſo die Tongainſeln; Samoa enthält ausgebrannte Krater, Fidſchi heiße Quellen; ſo Neuſeeland und vor allen Hawaii mit jenen ſchon genannten vulkaniſchen Bergrieſen und dem überaus merkwürdigen Feuerſee Kilauea, einem Krater, der vier deutſche Meilen Umfang und 1000′ Tiefe mißt und deſſen Boden aus flüſſiger Lava beſteht. Von Erdbeben, die indeſſen nie ſehr ſtark ſind und anderen vulkaniſchen Naturereigniſſen dieſer Gruppe berichtet Jarves 17—22. Auch auf Tonga und Samoa ſind Erdbeben nicht ſelten (vergl. Petermann 1866, 198), beſonders ſtark und häufig ſind ſie auf den Karolinen (Chamiſſo 123). Vulkaniſches Geſtein zeigen alle hohen Inſeln, die Palaus, die hohen Karolinen, die Geſellſchaftsinſeln u. ſ. w., auf welchen letzteren jedoch wie auf Neuſeeland, Hawaii und manchen anderen Urgeſtein zu Tage geht (Ellis 1, 112). Auch die beiden Gebirgsſeeen Tahitis ſind wohl vulkaniſchen Urſprungs (Cook 3. R. 2, 328).

Metalle finden ſich in ganz Polyneſien nicht, wenigſtens nicht als ſelbſtſtändiges Geſtein und waren daher den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer gänzlich unbekannt. Ueberhaupt gab es auf den niederen Inſeln und alſo faſt in ganz Mikroneſien kein anderes Geſtein, als jenen Korallenkalk, der freilich, da er ziemlich leicht und in breiten Platten bricht als Baumaterial nicht zu verachten iſt. Doch iſt er daran Schuld, daß die niederen Inſeln ſehr waſſerarm ſind, da der harte Boden das Regenwaſſer nicht aufnimmt und Quellen ſich alſo nicht bilden können. Da er aber Ritzen und Spalten genug hat, in denen es ſich ſammeln kann, ſo benutzt man dieſe oder gräbt auch künſtliche Ciſternen, welche z. B. auf Lukunor (Mortlock, Karolinen) Waſſer genug zum Baden und Waſchen, ſo wie zum Bewäſſern der eßbaren Kalladien enthalten (Kittlitz 2, 90 f.). Chamiſſo (108) fand auf Wotje (Otdia, Ratak) ſogar einen Süßwaſſerteich. Auf Oatafu (Union) dagegen, das gänzlich waſſerlos iſt, ſchneiden die Einwohner Löcher in die Kokosbäume, um in ihnen das Regenwaſſer zu ſammeln (Wilkes bei Behm, Petermann 1859, 182). Ebenſo macht man es im Paumotuarchipel. Die hohen Inſeln ſind ſämmtlich an Waſſer reich, wie denn Tahiti ſeinen Waſſerfällen, Neuſeeland ſeinen vielen Seen einen großen Theil ſeiner landſchaftlichen Reize verdankt.

Das Klima iſt natürlich bei einem ſo ungeheuer ausgedehnten Gebiet nicht ganz gleichmäßig, im allgemeinen aber mild und geſund und nirgends übermäßig heiß, weil es ſtets durch die Seewinde abgekühlt wird, welche z. B. in Tahiti ganz regelmäßiger Morgens und Abends einmal nach dem Lande das andere mal nach dem Meere zu wehen. Plötzliche Uebergänge von heiß zu kalt oder umgekehrt kommen nie vor. Die niederen Inſeln ſind natürlich heißer als die meiſt dicht bewaldeten hohen, deren gebirgiges Innere häufig bedeutend kälter iſt, daher denn im Innern von Hawaii wegen der hohen Berge Regen, ja zur Zeit auch Schnee und Hagel gar nicht ſelten vorkommen (Jarves; Beechey 433), der Küſtenſaum aber hat gleiches Klima mit dem übrigen Polyneſien. Regen fällt auf Tahiti nur vom Dezember bis März, wo der Paſſatwind nicht weht, viel und heftig, während er in der übrigen Zeit nicht gerade ſelten aber immer nur leicht iſt; zu jener Regenzeit entladen ſich oft auch ſtarke Gewitter, welche manchen Schaden verurſachen (Ellis 1, 27 f.). Im Centrum des Gebietes, in Tonga und Samoa iſt das Klima wechſelnder als ſonſt in Polyne-

sien, obwohl noch immer gesund, und die Regenmenge zu allen Jahreszeiten nicht unbedeutend. Neuseeland außerhalb der heißen Zone liegend hat ein dem englischen ähnliches, das ganze Jahr hindurch gleichmäßiges Klima, das auf der Ostküste kälter ist, wie auf der Westküste. Allein da die beständigen Winde stets Wolken herbeiführen, so ist ein steter Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein, ohne daß dies feuchte Klima, welches durch die vielen Berge und Wälder noch verstärkt wird, dem animalischen Leben wirklich schädlich wäre. Die Temperatur sinkt im Winter bisweilen, aber nur selten bis zum Gefrierpunkt (Dieffenbach 1, 172—184).

Mikronesien liegt fast ganz im Bereiche des Passatwindes, welcher von Nordost wehend auch noch den Marshall- und Gilbertarchipel erreicht, obwohl der letztere zum Theil wenigstens in der Region der Aequatorialcalmen liegt. Doch weht der Passat nur in den Sommermonaten, im übrigen Theil des Jahres herrschen veränderliche und westliche Winde vor (Gulick 414). Ganz dasselbe gilt von den Sandwichinseln, wo der Passatwind bis zu sturmartiger Heftigkeit sich bisweilen steigert. Auch hier wehen vom Dezember bis März Westwinde, welche indeß häufig mit Südwinden abwechseln und diese letzteren sind oft sehr heftig so wie durch allzustarken Salzgehalt schädlich (Beechey 433, Jarves 12—16). Im übrigen Polynesien mit Ausnahme von Neuseeland herrscht der Südostpassat vom April bis November, welcher gleichfalls vom Dezember bis März durch veränderliche meist indeß aus Westen kommende Winde abgelöst wird (Ellis 1, 27 f. Virgin 2, 36). Nach Beechey (169) liegen die sämmtlichen Inseln Ostpolynesiens noch im Bereich der Westmonsune. Im Paumotuarchipel ist auch der Passatwind veränderlich genug, welche auffallende Erscheinung wohl durch die große Menge der Inseln, welche den Archipel bilden, veranlaßt wird (Beechey 197). Stürme sind namentlich zur Zeit der veränderlichen Winde häufig und auf den Marianen, (le Gobien 282, 383) den Karolinen, den Ralik- und Ratakketten, wo Chamisso (110) ihre schlimmen Spuren sah, oft von so verheerender Wirksamkeit, daß sie ganze Inseln der Pflanzendecke beraubt und unbewohnbar gemacht haben (Chamisso 123), daher man sie sehr fürchtet. Furchtbaren und alles verheerenden Orkanen sind gleichfalls die Paumatugruppen sowie die Austral- und Cooksinseln ausgesetzt, allerdings nach Mörenhout, der genauer über sie berichtet, nur alle 8—10 Jahre (1, 362— 5); und in Fidschi,

Tonga und Samoa, wo überhaupt die Winde ziemlich unregelmäßig sind, trifft man schon jene schrecklichen Wirbelstürme, welche weiter nach Westen immer häufiger, namentlich das chinesische Meer so gefährlich machen. Günstiger sind die Gesellschafts-, Markesas- und Sandwichinseln gestellt; denn wenn gleich auch hier heftige Stürme manchen Schaden anrichten, so kommen eigentliche Orkane hier nie vor (Ellis Jarves a. a. O.). — Diese Luftströmungen sind von großer Wichtigkeit, namentlich aber für die niederen Inseln, da auf ihnen die Gestalt der Korallenriffe beruht. Denn weil die Lithophyten auf der Windseite am höchsten bauen, die von Osten wehenden Passate aber im ganzen Gebiete bei weitem vorherrschen, so erstrecken sich die Atolle meist von Osten nach Westen und bilden mit nur seltenen Ausnahmen die Hauptinseln auf der Ostseite.

Auch die Meeresströmungen, auf welche die Winde einen so großen Einfluß haben, müssen wir kurz besprechen. Mörenhouts Behauptung (2, 231), daß unter den Tropen die Strömungen der Südsee alle nach Westen gerichtet seien, ist für die Inseln südlich vom Aequator richtig; nicht aber für die, welche nördlich liegen. Denn wenn auch hier die Hauptströmung, welche von China und Japan beginnt und unterhalb der Aleuten bis nach Kalifornien hinströmt, sich von Amerika aus wieder nach Westen wendet, so daß auch die Sandwichinseln wie die Marianen und die nördlichsten Gruppen des Marshalsarchipels und der Karolinen gleichfalls in westlicher Strömung liegen: so fließt doch, kleinere Strömungen, wie z. B. die von Fidschi nach Tonga und Samoa nicht gerechnet, im Gegensatz hierzu ein mächtiger Strom, welcher etwa 10 Breitengrade vom Aequator nach Norden zu einnimmt, von Malaisien aus ostwärts bis zur Küste von Amerika, indem er die Karolinen (Gulick 414), den Marshall- und Gilbertarchipel, sowie die dicht am Aequator liegenden Inseln des eigentlichen Polynesiens bespült (vergl. Berghaus Weltkarte 1864). Diese Strömung ist es hauptsächlich, welche Mikronesien mit Treibholz, Schleifsteinen u. s. w. versorgt; ihr aber werden diese Inseln auch die meisten ihrer vegetabilischen Produkte verdanken.

Diese letzteren sind freilich armselig genug auf den Koralleninseln, wie man nach der Schilderung ihrer Bodenbeschaffenheit nicht anders erwarten kann. Doane fand auf Ebon (Marshallarchipel) nur etwa 50 Pflanzenarten (Zeitschr. f. allg. Erdk. 1861, 216), Chamisso

auf Ratak 59, darunter 7 angebaute, und wenn er auch der Meinung ist, daß einzelne seltenere sich seinem Blicke entzogen hätten, so kann ihm doch auf keinen Fall Vieles entgangen sein. Auf Romanzoff (Tikei) im Paumotuarchipel fand er 20 Arten, welche bis auf zwei alle auch auf Ratak vorkamen (139). Dieselbe Zahl gibt Forster (Bemerk. 132) für Waihu an. Auf vielen dieser Inseln, wenigstens auf den trockeneren (nördlicheren) Gruppen des Marshallarchipels hat alles Grün (Doane a. a. O.) ein krankes, gelbliches Aussehn, und während die drei wichtigsten Pflanzen, die Kokospalme, der Pandanus (P. odoratissimus) und der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa mit vielen Varietäten und integrifolia) auf den einigermaßen begünstigten Koralleninseln gut gedeihen, ja besser sogar und fruchtreicher wohl durch die freiere Einwirkung der Seeluft (Gulick 364) als auf den hohen Inseln: so wächst der Brodfruchtbaum auf den nördlichen Ratakgruppen schon gar nicht mehr oder nur noch selten, die Kokospalme trägt nur kleine Früchte, verkümmert auf den nördlicheren Inseln zusehends und ist schon auf Taongi (Cornwallis, Gaspar Riko) ganz verschwunden (Cham. 111; 122). Noch unfruchtbarer, überhaupt die unfruchtbarsten Inseln Mikronesiens, sind die des Gilbertarchipels nach Gulick (411), welcher 1852 daselbst den Brodfruchtbaum nirgends fand; doch bemerkte ihn Pierson (1855) auf dem kleinsten Atolle der Gruppe, auf Peru. Ganz gleiche Armuth zeigen die meisten Gruppen des Paumotuarchipels (Mörenhout 1, 364, Beechey 135). Bei weitem die wichtigste Pflanze für den östlichen Theil Mikronesiens und die niederen Inseln überhaupt ist der Pandanus, der auf den Gilbertinseln bis zur Höhe der Kokospalme gedeiht und das beste Bauholz liefert (Gulick 305), und dessen außerordentlich wohlriechende Blüten, der gesuchteste Schmuck der Eingebornen, die Lüfte mit ihrem Duft erfüllen und den Seefahrenden oft auf weite Ferne die Nähe des Landes verkünden. Bananen, ferner die eßbaren Aroideen (Calladium esculentum macrorrhizon sagittifolium), die oft, wie z. B. auf Tobi (Lord North), mit der äußersten Mühe gebaut werden, so wie Tacca pinnatifida wachsen nur auf den reicheren Inseln. Als Faserpflanzen haben die ärmeren mehrere strauchartige Urticeen (Boehmeria), welche zu Netzen und Stricken ein gutes Material liefern, ferner, aber seltener, die Thespesia populnea, aus deren Blüten zugleich eine gelbe Farbe bereitet wird und die zu Klei-

derzeugen den Bast gebende Tiliacee Triumfetta procumbens. Rankt letztere in Gemeinschaft einiger anderer Pflanzen auf dem weißen Korallensand des Strandes umher, der meist als breiter Gürtel die niederen Inseln umzieht, so sind die Hauptpflanzen des Inneren außer den schon genannten Bäumen noch Inocarpus edulis, der wegen seiner wohlriechenden Blüten und eßbaren Früchte überall in Polynesien und Malaisien (Haßkarlb Nr. 106) gezogen wird, dann Terminalia mollucana (mit eßbaren Früchten eb. 485), Hernandia sonora, Calophyllum inophyllum, welcher schöne Baum indeß auf Ratak (Chamisso 108) selten ist und gleichfalls selten und angebaut am Ufer Rhizophora gymnorrhiza. Das Unterholz fehlt diesen Wäldern fast ganz; Moose, Schwämme sind selten (Chamisso 139). Auch der Blumen wegen, die man zu Kränzen und zum Schmuck braucht, werden manche Gewächse gezogen, Guettarda speciosa, Ixora coccinea, und manche andere, sowie man ein Crinum (wie auf Tahiti Forster Bem. 142) und eine Dracäne besonders hoch hält, wobei bemerkt werden mag, daß die Dajaken auf Borneo ganz ähnliche Pflanzen, Pancratium amboinense, und gleichfalls eine Dracäne heilig halten (Low 273). Auch wildwachsende Pflanzen sucht man der Blüthen wegen auf, wie Scaevola Koenigii und die gelbblühende Suriana maritima. Durch Einführung (wie z. B. die von Chamisso angepflanzte Yamswurzel nebst der verwilderten Katze Kotzebue auf seiner zweiten Reise noch vorfand Cham. Werke I. 366), und was für uns wichtiger ist, durch Anschwemmung bereichert sich die Flora fortwährend; so fand Chamisso angeschwemmte Früchte von Barringtonia speciosa, Aleurites triloba, der Nipapalme, ja er fuhr bei Sumatra (ges. W. I. 401) wie durch grünende Wiesen, welche ganz von keimenden Baumfrüchten gebildet waren, und so vorbereitet kann allerdings ein Keim leicht Wurzel fassen. Je weiter man daher vom Osten Mikronesiens nach Westen kommt, um so reicher wird die Flora: auf den Karolinen finden wir schon die Arekapalme, eine Cycas (Kittlitz), Bambus, Zuckerrohr, Orangen (diese und eine Feigenart auch auf Ebon nach Doane), Curcuma longa, den Kawapfeffer, den Gewürznelkenbaum, diesen aber nicht im Gebrauch, vielmehr als Beispiel alles schlechten, häßlichen, nutzlosen ganz verachtet (Cham. 123), ferner als Bastpflanzen Hibiscus tiliaceus und verschiedene Musaarten, dann zu lebenden Zäunen gezogen (Kittlitz I. 371) und mit eßbarer

Wurzel (Ellis I. 64) Dracaena terminalis, ferner Bataten, Dioscorea und manches Andere. Die Marianen, auf welchen auch Reis gebaut wurde (Garcia de Loaisa 1526 bei Navarrete V. 50; Fra Gasp. de S. Augustin 71), besaßen ganz den Reichthum der Philippinen, wenn auch Guaham nach le Gobien und Kittlitz 2. 124, an einigen Stellen Steppencharakter hat. Die Schilderungen, welche le Gobien und noch vierzig Jahre nach ihm Lord Anson machen im Vergleich mit den Zuständen, welche Byron, Marshal und Andere vorfanden, beweisen, wie groß die Bodenkultur der so rasch ausgerotteten Bevölkerung war.

Die Flora der hohen Inseln ist natürlich eine viel reichere, tropisch üppige, wenn sie freilich auch weit hinter der Fülle und Mannigfaltigkeit anderer tropischen Länder zurückbleibt. Tahiti ist bis zum Gipfel gut bewaldet, die Bäume sind hoch und als Bauholz brauchbar; unter ihnen finden sich außer den schon auf den niedern Inseln genannten Casuarina equisetifolia, dann Aleurites triloba, dessen ölreiche Nüsse als Lichter dienen, die prachtvolle Barringtonia speciosa, Calophyllum inophyllum, ebenso schön, wie als Bauholz werthvoll; neben Thespesia und Hibiscus Morus papyrifera, dann mehrere Ficusarten, darunter auch sehr alte Exemplare von ficus religiosa u. s. w. Von Nahrungspflanzen hat man außer den schon genannten die Batate, die Yamswurzel (Dioscorea) in verschiedenen Varietäten, Bananen, welche kultivirt meist samenlos sind und wild sehr häufig den Wanderer bis auf die Höhe des Gebirges begleiten (Darwin 2, 183), wo jetzt allein noch der früher so verbreitete Kawapfeffer Piper methysticum vorkommt, Spondias dulcis, Eugenia malaccensis nebst vielen anderen; in der neueren Zeit Ananas, Kaffee, Citronen, Orangen, kurz fast alle Nutzpflanzen warmer Länder, von denen sich die Guave zum lästigen Unkraut vermehrt hat und immer mehr vermehrt. Wohlriechende Blumen werden auch hier vielfach gezogen. Dieselben Pflanzen zeigen alle polynesischen Inseln, doch sind die Markesas (z. B. durch die schöne Leguminose Abrus precatorius) und namentlich Tonga und Samoa reicher. Auch die Sandwichgruppe, auf welcher das wichtige Santelholz reichlich wuchs, hatte dieselben Nutzpflanzen, obwohl sie sonst ganz selbstständig für sich steht, denn mit Griesebach (bei Petermann 1866, 53) müssen wir drei große Abtheilungen in Flora und Fauna des stillen Oceans unterscheiden, zunächst Hawaii, dann Neuseeland mit den Norfolk-, Auckland- und

Warekauri- (Chatham-) Gruppen und endlich drittens alle übrigen Inseln von den Marianen bis Paumotu und Waihu. Neuseeland war an Nahrungs- und Nutzpflanzen ärmer als die anderen Gebiete des Oceans; es hatte zu Cooks Zeiten eßbare Farrenkräuter (Pteris esculenta, Cyathea medullaris) und einige andere Wurzeln, wenige Baumfrüchte, eine Palme mit gutem Palmkohl (Areca sapida, Hochstetter 418) und die beste Faserpflanze Polynesiens Phormium tenax; die Wälder geben reichliches und treffliches Holz zu allen Zwecken. Da das Land namentlich reich an Akotyledonen nnd Nadelhölzern ist, so ist es von dichten düsteren blüthenlosen Wäldern und ausgedehnten Gebüschfluren bedeckt (Hochstetter 410 f.). Tropische Produkte hat nur die Nordinsel. Die Flora jenes mittleren Mikronesien ganz und Polynesien fast ganz umfassenden Gebietes steht in so vollkommener Abhängigkeit von der indisch-malaiischen, das ihr außer einigen nach Melanesien weisenden Pflanzen alle übrigen angehören. Sie muß ganz aus Malaisien eingewandert sein.

Noch ärmer als die Flora, welche reich nur in Neuseeland genannt werden kann und auch da kaum, ist die Fauna dieser Inseln, die gleichfalls meist von Westen stammt. Es gibt, die hohen Breitengrade und etwa die Wüsten abgerechnet, keine thierärmere Gegend auf der Erde, als dies Inselgebiet des stillen Oceans, welches von Säugethieren außer einigen Walarten nur das Schwein, den Hund und die Ratte — in Mikronesien, Samoa und Tonga auch eine Art Fledermaus, wohl Pteropus edulis — besaß. Die Ratte, mus setifer findet sich als wahre Landplage durchs ganze Gebiet (doch fand sie Chamisso auf Tikei im Paumotuarchipel nicht), ja selbst auf vielen unbewohnten Inseln und muß auch auf letzteren schon sehr lange eingebürgert sein, denn auf Enderbury hatten diese Thiere, um den Ueberfluthungen zu entgehen, welche die Insel häufig treffen, ihre Nester auf 2—3′ hohen Grasbüscheln angelegt (Behm bei Petermann 1859, 181 nach Wilkes) und auf Howland (Hague bei Petermann 1863, 84) waren sie durch Klima und Lebensweise auffallend verändert und nur von der Größe einer Maus. Das Schwein war in Mikronesien vor Ankunft der Europäer unbekannt (Kittlitz 2, 8) und auch jetzt ist es daselbst noch nicht häufig, (Virgin 2, 97; 100). Nach Chamisso (97) tödteten die Karoliner die von Torres am Ende des vorigen Jahrhunderts gebrachten Schweine und Rinder, weil sie die jungen Kokos-

pflanzungen zerstörten. In Polynesien ist das Schwein häufig, doch fehlte es auf Fakaafo (Turner 528) und Neuseeland (Forster Bem. 166). Dies oceanische Schwein gehört nach Forster 166 zur chinesischen Raçe, welche sich durch hängenden Bauch, aufrecht stehende Ohren und nur dünne und krausbehaarte Haut kennzeichnet. Die tahitischen Schweine waren so an ihre einheimische Nahrung gewöhnt, daß sie eher Hungers starben, als auf den europäischen Schiffen etwas fraßen; ebenso die Hühner daselbst (Wallis 1, 245. Cook 1. R. 2, 266). Auch die Hunde waren auf den Karolinen keineswegs häufig (Clain bei le Gobien 405), aber sie fanden sich daselbst vor Ankunft der Europäer vor (Kittlitz 2, 77); in Polynesien waren auch sie verbreiteter, doch fehlten sie nach Forster 166 auf den Markesas- und Tougainseln. Sie hatten einen dicken Kopf, kleine Augen, langes Haar und kurzen starkbehaarten Schwanz; sie waren dumm und träge und heulten nur, ohne jemals zu bellen (Forster 167), was wohl daher kam, daß man sie förmlich mästete, um sie zu essen. Jetzt ist diese Raçe sowie die des polynesischen Schweines durch Kreuzung mit europäischen Thieren zerstört. Zahlreicher sind die Vögel. So war das Huhn von gleicher Raçe wie das unsere (Bougainville 176) mit einziger Ausnahme der Marianen (le Gobien 44) und der Uniongruppe (Hale 153) gleichmäßig durch Mikronesien wie Polynesien verbreitet, obwohl man es selten aß. Doch hielt man es öfters gezähmt. Ferner fanden sich über den ganzen Ocean verschiedene Arten prächtig gefärbter Tauben und Papageien, verschiedene Singvögel, Schnepfen- und Numeniusarten, Reiher, wilde Enten (Ellis 1, 70 f.) und natürlich, doch im östlichen Mikronesien minder häufig als im eigentlichen Polynesien, zahlreiche Seevögel, unter denen der Tropikvogel (Phaethon) wegen seiner langen Schwanzfedern, die zum Schmuck eifrig begehrt werden, genannt werden mag. Besonderer Erwähnung verdient noch der berühmte Didunculus strigirostris von Samoa, Tonga und Fidschi, ein lerchenähnlicher Vogel auf Paumotu, dessen Vorkommen hier, da er sehr ungern fliegt und fast nur läuft, sehr merkwürdig ist (Mörenhout 1, 397), verschiedene Nektarineen der Sandwichgruppe, denen wegen ihrer schönen Federn sehr nachgestellt wurde, etwa noch eine Art Kukuk auf Ebon, da (Doane) er den Eingeborenen zu verschiedenen Sagen den Anlaß gegeben hat und schließlich die merkwürdigen Kiwis auf Neuseeland, deren strausgroße Arten zwar schon vor Ankunft der

Europäer ausgerottet waren, deren kleinere Species sich wenigstens auf der Südinsel noch findet. Raubvögel gibt es nirgends; auch treten eigentlich zahlreich wohl nur die Seevögel auf, während die Zahl der Landvögel, die sich in wenig Arten vertheilten, viel geringer ist (Vergl. Hartlaub Ausland 1867 S. 1079—80).

Von Amphibien finden sich nur Schildkröten und einige Arten nicht großer Eidechsen, nur auf Neuseeland soll, nach den Erzählungen der Eingebornen welche das Thier sehr fürchten, eine 4—8' große schwarze Landeidechse sich in den Gebirgen aufhalten. Von Schlangen, die sich sonst im ganzen Gebiete nirgends finden, soll eine kleine ungiftige Art auf den Markesas vorkommen; das Krokodil zeigt sich nur im äußersten Westen des Gebietes (Keate. Chamisso 125). Dagegen sind die Fische äußerst zahlreich, ja sie scheinen hier wie auch die niedere Welt der Seethiere, Muscheln, Korallen u. s. w., eine größere Mannigfaltigkeit in Farbenpracht und Bildung zu entwickeln als irgendwo sonst auf der Welt. Der Haifisch ist überall häufig; auch gibt es giftige Fische (Chamisso 113). — Auffallend arm ist die Insektenwelt, von welcher nur die Stubenfliege weiter verbreitet und zahlreich auf einzelnen Inseln vorkam, schon zu Schoutens Zeit (1616), der auf Rangiroa (Paumotu) mit seinem Reisegefährten peinvoll unter ihnen litt und deshalb das Eiland Fliegeninsel nannte. (Diar. 28). Die Insel, auf welcher die Spanier 1772 eine ähnliche Qual litten (Bratring 92) war wohl dieselbe. Auf den meisten übrigen Gruppen ist sie erst durch die Europäer verbreitet, wie dies z. B. le Gobien von den Marianen und Jarves 10 von Hawaii sagt. Jetzt fehlt sie wohl nirgends. Auch den Floh (Chamisso 126 Gulick 239) so wie die Moskitos, welche Plage früher dem ganzen Ocean fremd war, haben erst die Europäer hingebracht (Jarves 10) und schon Byron (1, 114) ward von ihnen aufs ärgste gequält auf den ganz verwilderten Marianen. Ameisen, Skolopender, wenige Schmetterlinge und Käfer und einige ungefährliche Skorpione (doch hat Mikronesien auch einen bösartigen Cham. 126) finden sich überall (Cham. 114; Wallis 1, 264 Ellis 1, 70 f.) Unangenehm ist der große Reichthum der Eingebornen an Läusen, welche z. B. die Karoliner wie so viele uncultivirte Nationen zu essen pflegen (Lütke 1, 378). Die Krustaceen sind zahlreicher vertreten und von den niederen Seethieren verdienen etwa noch Erwähnung der in Mikronesien häufige

Trepang, die Perlenmuschel, welche am häufigsten im Paumotuarchipel gefunden wird, die Riesenmuschel, deren Thier man auf den Palaus (Keate 400) ißt, und das überall als Trompete dienende Tritonshorn. — Daß jetzt auf den meisten Gruppen die europäischen Hausthiere eingeführt sind, ist selbstverständlich; und so trifft man jetzt fast überall Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe (welche wegen des allzufeuchten Klimas in Neuseeland nicht recht gedeihen), Katzen, auch Mäuse, welsche Hühner Enten, Tauben, Gänse in der Südsee an (Pickering 313; 333).

Nach allem Vorstehenden wird man mit vollstem Rechte behaupten können, daß nirgends auf der ganzen Welt, die höchsten Polarkreise ausgenommen, die Verhältnisse für die Entwickelung des Menschengeschlechtes so ungünstig sind, als auf den Inseln des stillen Oceans, auf diesen in der Unermeßlichkeit des Meeres so verschwindend kleinen Punkten, die, wenn sie einmal etwas größer sind, im Inneren theils so hohe Berge oder so unfruchtbare Strecken haben, daß nur der Strand bewohnt werden kann. Dana, der Geolog der amerikanischen Expedition, nennt das Leben auf den Koralleninseln auch in seiner besten Form ein elendes, ein Vorwurf, welchem zwar Gulick wenigstens in Beziehung auf einzelne Inseln widerspricht, in den aber Chamisso, der doch sonst eher zu günstig urtheilt, mit einstimmt, wenn er das Leben auf diesen Inseln eintönig und ermüdend nennt (109). Nirgend, weder auf den niederen noch auf den hohen Inseln, Neuseeland mit eingerechnet, lebt ein den Menschen wahrhaft förderndes Hausthier, das er als Lastthier oder als wirklich ausgiebiges Nahrungsthier verwerthen können; nirgend auch nur ein größeres Jagdthier, wenn man hier nicht den von den Maoris ausgerotteten Riesenapteryx erwähnen will, dessen Jagd aber gewiß keine gefährliche war; dabei entweder üppiger Nahrungsüberfluß ganz ohne oder doch schon bei sehr geringer Anstrengung der Eingeborenen, wie auf den hohen Inseln und in der guten Jahreszeit, oder empfindlichster Mangel an Lebensmitteln trotz aller Anstrengung wie in Neuseeland, auf fast allen niederen Inseln und auf den hohen nach einem von jenen Stürmen, und meist auch in der schlechten Jahreszeit; nirgend Metalle; ferner ringsher der wildbrandende für jede Art von Schifffahrt gefährliche Ocean mit seinen unendlichen Entfernungen, welcher keineswegs durch bequeme Küstengliederung, wie das mittelländische Meer zu leichter Befahrung einlud; daher waren die Bewohner — und dies war das allerschlimmste

— auf ihre enge Insel oder Inselgruppe und die wenigen auf ganz gleicher Bildungsstufe stehenden nächsten Nachbarn angewiesen, so daß selbst ein Krieg nichts neues lehren konnte; ja und hatte man wirklich die ungeheure Wasserwüste bezwungen und eine fernliegende Inselgruppe erreicht, fand man nicht genau dieselben Menschen, Producte und Verhältnisse wieder? Konnte man sich hierdurch zu einem häufigen, dauerndem Verkehr, selbst wenn er möglich gewesen wäre, angeregt fühlen? Konnte ein solcher Verkehr fördernd sein, der nicht ein einziges neues Culturelement brachte? Nur im Fidschiarchipel trafen die Polynesier mit einem fremden Volke, mit Melanesiern zusammen; diese aber standen an Bildung tief unter ihnen und so traf sie zumeist die Förderung durch diesen Verkehr, der indeß nicht ohne Segen auch für die Polynesier blieb; denn sicher ist er ein sehr wesentlicher Grund für die hervorragende Stellung, welche Tonga und Samoa zur Zeit der Entdeckung einnahm. Wie viel günstiger war die Lage fast aller anderen Stämme der Menschheit, welche nicht zum wenigsten auch durch die wechselnden Schicksale, die sie betrafen, zur Cultur erzogen sind. Aber was konnte denn die Polynesier in ihrer eintönigen beschränkten Umgebung Anregendes treffen? Sie konnten kaum etwas anderes erleben, als alle Tage dasselbe; ein schwererer Schlag, eine Verwüstung ihres Landes durch Naturereignisse oder Krieg konnte sie nur zerstören, da sie ihm nicht aus dem Weg zu gehen vermochten. Hale hat durchaus Recht, wenn er (14) sagt: „bei einer Bevölkerung von wenigen Tausenden, auf eine kleine Insel zusammengedrängt, ohne Metalle, ohne größere Thiere zur Arbeit und zum Transport, ohne Nachbarn, die durch Handelsverkehr das Mangelnde gewähren konnten, findet der Fortschritt der Civilisation über einen gewissen Punkt hinaus unübersteigliche Hindernisse." So hatten wohl schon lange vor Ankunft der Europäer die Polynesier die Stufe der Bildung, welche ihre Naturumgebung irgend zuließ, erreicht, ja nach Meinickes (6) und Bakers (ethnol. soc. of London N. S. 1, 48) gewiß sehr richtiger Ansicht waren sie schon im Verfall begriffen, welcher eintreten muß, wenn ein befähigtes lebhaftes Volk durch unüberwindliche Mächte geistig zurückgehalten wird. Dasselbe behauptet Hale (74 f.) wenigstens von Mikronesien. Wir müssen diesen Einfluß noch etwas näher specialisiren. Die ewigen Kämpfe, in welchen die Markesasinsulaner (und so auch die Bewohner der hohen Inseln Mikronesiens) befangen

sind, hat seinen letzten Grund in der eigenthümlichen Gestalt der Inseln. Nukuhiva z. B. erhebt sich vom Meere ohne Küstensaum steil bis zu einem Scheitelpunkt, zu welchem sich von verschiedenen Seiten einzelne Thäler, die meist von schroffen, schwer zu übersteigenden Graten getrennt sind, hinanziehen. Nur diese Thäler also sind bewohnbar, und jedes nur von einem Stamm bewohnt; doch ist ihr beschränkter Raum natürlich nicht sehr ausgiebig und so ist einerseits die erbitterte Feindschaft und der ewige Krieg zwischen allen diesen Stämmen, andererseits der Umstand begreiflich genug, daß die Markesaner noch bis zu Hales Zeit (1840) wenig oder nichts von europäischer Bildung angenommen hatten (Hale 17). Ein ähnlich zersplitterter Zustand und Krieg aller gegen alle herrschte zur Zeit der Entdeckung auf Neuseeland, das namentlich im Inneren, wo Fische und Schalthiere fehlten, nicht Nahrung genug bot, um die Bevölkerung zu sättigen (Pickering 78. Hale 17). Daher mußten sich auch früher vereinte Stämme trennen. Diese Trennung aber erzeugte Entfremdung und Krieg, und jener Krieg mit den eigenen Volksgenossen wieder die wilde Grausamkeit und den Blutdurst, welchen die Neuseeländer zeigten. Aehnlich erklärt Hale 17 die Wildheit der Paumotuaner durch ihr Zerstreutsein über so viele kleine Inseln und den dadurch entstandenen ewigen Krieg; ihre Rohheit aber, welche sie am tiefsten von allen Polynesiern und geradezu den Neuholländern nahe stellt, erklärt sich nur aus der engen Abgeschlossenheit und der gänglichen Sterilität der einzelnen Inseln, welche der Cultur so hindernd entgegentritt, daß selbst höher cultivirte Völker, als die jetzigen Bewohner bei ihrer Einwanderung waren, zu den ersten Anfängen menschlicher Gesittung zurückgeworfen wären. Auch die grenzenlose Stumpfheit und Faulheit dieser roheren Völker wird hierdurch bedingt, wie auf der anderen Seite die große Unkeuschheit, welche man durch fast ganz Polynesien, nirgend aber ärger als auf dem fruchtbaren und bequemen Tahiti findet. Die Bewohner hatten nichts, was sie tiefer und dauernd anregte; kam daher der Hang zur Wollust in ihnen auf, so mußte er gar bald sie ganz beherrschen und daß er aufkam, lag wiederum in ihrer Thatlosigkeit begründet. Allerdings sind in Mikronesien bei gleicher Gestaltung der Inseln nicht dieselben Folgen, wenigstens nicht in dem Grad wie in Polynesien eingetreten; aber Mikronesien hat, wie wir gleich sehen werden, seine Bevölkerung viel

später empfangen als Polynesien, ferner kam sie schon entwickelter in ihre jetzigen Sitze und sie hatte durch die Berührung mit den gebildeten Marianen, die wieder mit den Philippinen nicht außer Zusammenhang waren, mancherlei Anregung.

Mag nun auch Kindermord und Kannibalismus, die beide den Polynesiern so gefährlich geworden sind, zwar keineswegs hervorgerufen aber doch mannigfach unterstützt sein durch die Natur dieser Inselwelt; wichtiger ist der Einfluß dieser Natur nach einer andern Seite hin, die wir noch kurz betrachten müssen. In Sitte, Sprache, aber auch in leiblicher Beschaffenheit haben die Polynesier sich durch verhältnißmäßig sehr lange Zeiten fast ganz unverändert gehalten. Zu Cooks Zeiten verstanden sich Tahitier und Neuseeländer, deren Trennung vielleicht auf mehrere 1000 Jahre anzuschlagen ist und noch genauer Tahitier und Markesaner, obwohl auch seit der Auswanderung der Markesaner aus Tahiti sehr lange Zeiträume verstrichen sein müssen. Dieses fast ans wunderbare grenzende Gleichbleiben des geistigen und leiblichen Lebens ist nur zu erklären aus der ganz gleichen Natur und dem engen Vorstellungskreis der Inseln, welche eine neue Anregung durchaus nicht gab und deshalb keine Aenderung hervorrief. Wir finden ein solches Gleichbleiben nirgend in der Welt wieder, da nirgend in der Welt sich eine solche Gleichmäßigkeit der Lebensbedingungen durch Jahrhunderte hindurch erhalten hat; und so zeigt sich in dieser Erscheinung ein wichtiger Beleg für Wagners Behauptung (die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen) daß ohne Wanderung eine Weiterbildung der Organismen nicht zu denken sei. Freilich, die polynesischen Sprachen haben sich in Tahiti Hawaii, Neuseeland von einander geschieden. Wodurch aber? nur durch weiterschreitende Verkümmerung und Verweichlichung, gerade wie die Polynesier selbst — was wir indeß hier nur andeutend berühren, später erst genauer entwickeln können.

Wenn wir nun nach dem muthmaßlichen Ursprung der polynesischen Bevölkerung fragen, so haben wir zunächst näher auf das einzugehen, was in der ersten Abtheilung dieses Bandes S. 8 kürzer berührt ist: auf die Möglichkeit der Einwanderung von Westen nach Osten, welche von namhaften Gelehrten geleugnet ist. Ist doch sogar die Ansicht laut geworden, die Polynesier seien die Urbewohner jenes [redacted] versunkenen Continentes. Allein hiergegen spricht (um nur einiges

anzuführen) zunächſt der Umſtand, daß ſich auf den Coralleninſeln überhaupt keine Bewohner halten konnten, da ihnen Bildung erſt nach dem Untergang des Landes möglich war, daß ferner Neuſeeland und Hawaii erſt in ſpäterer, geſchichtlicher Zeit, wie aus den unzweifelhaften Ueberlieferungen der Eingeborenen hervorgeht, durch Einwanderung bevölkert ſind und endlich, daß die ſämmtliche Pflanzen- und Thierwelt des mittleren und bei weitem größeren Gebietes des ſtillen Oceans aus Malaiſien ſtammt — wie hätte ſich aber der Urmenſch jener verſunkenen Welt halten können und keins ihrer ſonſtigen Produkte? Wovon hätte der Menſch leben ſollen? Die jenen Inſeln eigenthümlichen nicht eben zahlreichen Thiergattungen beweiſen nichts hiergegen, da ſie nur Vögel und Inſekten ſind, dieſe aber leicht einwandern und dann in dieſer Abgeſchloſſenheit und der langen Reihe der Jahrhunderte ſich eigenthümlich verändern mußten (Wagner, Migrationsgeſetz).

Da nun aber Flora und Fauna nach Aſien hinweiſt, und da ſie, weil die Uebereinſtimmungen immer zahlreicher werden, je mehr man ſich Aſien nähert, ſicher eingewandert ſein müſſen und nicht blos wie man einwenden könnte, auf gleichem Urſprung beruhen: ſo liegt es auch nahe, anzunehmen, daß die Menſchen dieſes Gebietes von Weſten ſtammen. Unfreiwillige Fahrten von Weſten nach Oſten ſind häufig genug und werden uns auch nach der Schilderung der Winde und Strömungen der Südſee nicht eben Wunder nehmen. So kamen 1832 verſchlagene Japaneſen nach Oahu (Jarves 27 Bennetta 1, 142, Wilkes V, 260), 1833 ſogar nach Point Greville an der amerikaniſchen Küſte (Wilkes V, 295), wohin ſelbſt chineſiſche Schiffe bisweilen verſchlagen werden (Michelis 49). Japaneſen, welche nach Oahu verſchlagen waren, erwähnt auch Cheever 57, und von einem japaneſiſchen Schiff das in Hawaii ſcheiterte, erzählt Belcher 1, 304 mit dem Bemerken, daß ein derartiges Verſchlagenwerden von Japaneſen nach Ausſage der Hawaiier gar nicht ſelten ſei. Die große japaneſiſche Strömung iſt es, welche dieſe Schiffe wegführte. Kleiner war die unfreiwillige Fahrt der Bewohner von Anaa (Chaininſel, Paumotu), welche Beechey (172) auf Barrow fand, obwohl die Entfernung immer noch 420 Seemeilen beträgt. Eingeborene der Karolinen ſind nicht ſelten nach den Ralik- und Ratakketten verſchlagen, wie Kadu, jener Freund Chamiſſos, von Wolie, wie Einwohner vom Cap und von Lamotrek (Chamiſſo 87). Einen andern Fall erwähnt

Dillon 1, 294, daß nämlich ein Rotumaner nach einer Fahrt von 3 Monaten endlich nach Samoa getrieben wurde und besonders wichtig ist der Umstand, daß Wilkes (Behm bei Petermann 1859, 181) Treibholz, das von Westen stammen mußte, auf Enderbury (Phönixgruppe) angetrieben fand. Beispiele des Verschlagenwerdens von Norden nach Süden oder umgekehrt, sind gleichfalls nicht selten; so kamen Japanesen 1690 nach Manilla (Careri V, 64) und nach den Marianen sollen sie öfters Fahrten unternommen haben; ein Bewohner der Kingsmillinseln gerieth nach Rotuma (Polack narr. 2, 427), ein Rotumaner nach dem Fidschiarchipel (Quoy bei d'Urville a V, 362). Giebel (Tagesfr. a. d. Naturgesch. 90) erinnert daran, daß Cook auf Tahiti 3 Eingeborene aus Watau vorfand, welche 550 Seemeilen weit hergetrieben waren und Williams (narr. 469) erzählt die Geschichte eines Bewohners von Rurutu (Australinseln), welcher nach einer Irrfahrt von 6 Wochen bis nach Manahiki (Humphrey) verschlagen wurde. Aber auch freiwillige Fahrten nach Westen sind häufig. So segeln die Rotumaner nicht selten nach Vaitupu, Fidschi und Samoa (Dillon 2, 103), Schiffsverkehr zwischen Ratak und Ralik herrscht fortwährend (Cham. 121), ebenso nach Mariner zwischen Fidschi und Tonga, zwischen Tahiti und den Cooksinseln (Hervey), um von dem Verkehr Tahitis mit dem Paumotuarchipel und mehreren Inseln desselben untereinander gar nicht zu reden. Die Bewohner der Karolinen fuhren häufig nach den Marianen und wieder zurück (Cham. 95), welcher Verkehr schon alt sein muß, denn bei der Zerstörung der marianischen Cultur durch die Spanier flüchteten viele der vertriebenen Eingebornen nach den Karolinen und ebenso fuhren nach der neuseeländischen Sage die Einwanderer zwischen Neuseeland und Samoa öfters hin und her (Grey a 130—5; 136 f.). Ein merkwürdiges Beispiel führt Dillon an, der (2, 104—5) erzählt, daß im Juni 1824 ein amerikanisches Schiff in den Hafen von Valparaiso einlief, welches von Mulgravesarchipel an Samoa vorbei immer mit West- und Nordwestwinden gefahren war. Auch Hale, welcher sich gleichfalls gegen die Wanderungen der Polynesier von Ost nach West erklärt und freilich anfangs nicht ganz stichhaltige Gründe vorbringt, fügt hinzu, daß er selbst im Februar 1840 durch widrige Westwinde im Samoaarchipel festgehalten sei, daß die Westwinde, welche während unsrer Wintermonate bis über motu wehen, weit heftiger als die Ostwinde sind und so viel

Wolken und Nebel heraufführen, daß der Himmel ganz verhüllt und dadurch den polyneſiſchen Schiffen jedes Mittel der Orientirung genommen iſt (118 f.). Man ſieht alſo, Wanderungen von Weſt nach Oſt und nach Norden und Süden waren nicht nur möglich, ſondern ſogar häufig genug auch unfreiwillig; ſie wurden natürlich durch den Inſelreichthum des Oceans ſehr erleichtert, wie denn Humboldt (Hist. de la geogr. II., 58) bemerkt, eine Fahrt von Japan nach Amerika ſei möglich, ohne daß man jemals länger als zwei Tage zur See ſei. Freilich hatten die meiſten Verſchlagenen längere Seereiſen auszuhalten und es iſt erſtaunlich, was ſie alles zu ertragen fähig waren; Kadu irrte mit ſeinen Gefährten 5 Monate umher, indem ſie ſich von gefangenen Fiſchen nährten und zum Trinken in Kokosſchalen Seewaſſer aus größerer Tiefe heraufholten, weil dies minder ſalzig ſei. Von einer anderen Irrfahrt, die 9 Monate gedauert hatte, ſowie von einem Weib, das 5 Tage in offener See umhergeſchommen war, berichtet Chamiſſo 121 f. Jener Rotumaner, welcher nach Fidſchi kam, war 3 Monate, die Japaneſen, welche 1832 in Oahu landeten, gar 11 Monate unterwegs geweſen. Lyell (princ. of geol. 1832 II, 121) ſtellt ſehr merkwürdige und gut beglaubigte Fälle monatelanger Seereiſen zuſammen, die über hunderte von Meilen (leagues) ſich erſtreckten und von den Eingeborenen verſchiedener Länder ohne andere Nahrung als gefangene Fiſche und Regenwaſſer vollbracht wurden.

Aus allem Vorſtehenden ergibt ſich, daß Mörenhouts Behauptung die Polyneſier könnten nicht von Aſien herſtammen, weil ſie nicht von Weſten hätten einwandern können (2,230) durchaus falſch iſt; weder Winde noch Strömungen hindern es und die Erfahrung ſpricht gegen ihn. Vielmehr ſind die mannigfachen Strömungen in Luft und Meer, die nach den verſchiedenſten Seiten hin gerichtet, nach den verſchiedenſten Seiten die Wanderung erſt ermöglichten, der Grund, weshalb man bei der Entdeckung ſo ziemlich das ganze Polyneſien bevölkert fand.

Daß dieſe Bevölkerung von Weſten kommen konnte, iſt bewieſen, aber keineswegs, daß ſie von dorther gekommen ſein muß. Crawfurd wenigſtens erklärt ſich gegen den Zuſammenhang der Polyneſier mit den Malaien und ebenſo Schirren (46 f.), der es für vorſichtiger hält, ein ſelbſtändiges Schöpfungscentrum im ſtillen Ocean anzunehmen, als die Verwandtſchaft zwiſchen Malaien und Polyneſiern zuzugeben. Spricht nun ſchon gegen letzteres die Gleichheit der oceaniſchen Flora

und Fauna, wie denn auch das, was Schirren 45 n. 1. gegen Hooker vorbringt, ſehr nichtsſagend iſt, ſo bleibt es ebenfalls ganz unbegreiflich, wie man nach Humboldts Kawiſprache jene ethnologiſche Trennung vornehmen will: wenn irgendwo ſo wird hier der Zuſammenhang beider Völkergruppen durch die Sprache bewieſen, welche nicht nur in der inneren Sprachform ſondern auch in den Wurzeln ſo ſehr übereinſtimmt, daß an der allerengſten Stammverwandtſchaft nicht zu zweifeln iſt. Und doch ſpricht Schirren den Crawfurdiſchen Satz nach, die Aehnlichkeit beider Sprachen beruhe nur auf einem dürftigen lexikaliſchen Schatz! (50). Allein trotzdem bliebe es doch immerhin möglich, daß, wie Mörenhout will, die Malaien aus Polyneſien, nicht die Polyneſier von Weſten hergekommen ſeien. Denn wenn Hale (117 f.) als Beweis für das letztere anführt, daß die Sprachen im Weſten vollkommener in Form und Wortſchatz ſeien als die öſtlichen und daß die Mythologie im Weſten des Gebietes einfach, im Oſten zu blutigem Götzendienſt verkehrt ſei, ſo wär' es doch auch möglich, daß die weſtlichen Völker bei ihren Wanderungen erſt die reinere und höhere Geiſtesentwickelung erlangt hätten, welcher Sprache und Religion dieſen Aufſchwung verdankten. Aber freilich ſtützt er ſich auf den wichtigen Umſtand, daß die malaiiſchen Sprachen den polyneſiſchen gegenüber häufig die urſprüngliche Bedeutung und die Worte bewahrt haben und außerdem gibt es noch einige andere Punkte, welche zu der Annahme zwingen, daß die Polyneſier von Malaiſien in ihre jetzige Heimath eingewandert ſeien und zwar zu einer Zeit, wo die einfacheren Sprachformen, welche ſie uns aufbewahrt haben, noch allgemeine Geltung hatten für den ganzen Sprachſtamm. Zunächſt muß hier wieder auf die malaiiſch-indiſche Heimath der oceaniſchen Thier- und Pflanzenformen hingewieſen werden, nach deren Einwanderung erſt der Menſch dies Gebiet betreten konnte. Allein von dieſen Pflanzen ſind, wie wir ſchon ſahen, die meiſten auch auf den malaiiſchen Inſeln von derſelben praktiſchen Bedeutung für den Menſchen, wie in Polyneſien, ja ſie werden ſogar meiſt ganz ebenſo dort wie hier gebraucht und die polyneſiſche Flora beſteht in ihren ärmeren Gebieten faſt nur aus malaiiſchen Nutzpflanzen. So werden in Malaiſien zu verſchiedenen Zwecken gebraucht Cerbera (Haßkarl b 173) Morinda citrifolia (Blätter und Früchte zur Speiſe, auch zum Färben eb. 866), Ixora, Gardenia (die aus Japan nach Malaiſien

eingeführt iſt), Erythrina in verſchiedenen Arten ſind als Zierpflanzen um die Häuſer angebaut und dienen zu Kränzen und zum Schmuck, ganz wie im ſtillen Ocean (Haßk. 193; 447; 207 f.; Chamiſſo, Ellis, über die Wichtigkeit der Erythrina-Blüthen für die Neuſeeländer Grey a 136 f.); Cassyta filiformis (Haßk. 109) verſchiedene Böhmerien als Baſtpflanzen (eb. 326, 472); Barringtonia (822), Termin. Katappa, Inocarpus edulis, Calophyllum inophyllum, wegen der eßbaren und ölreichen Früchte und wohlriechenden Blumen (485, 306, 416); die ölreichen Früchte von Aleurites vertreten dort wie hier (in Polyneſien freilich ausſchließlicher) die Stelle von Lampen (459. Cook 1 R. 2, 203; 155). Von Pandanus (345, 351), der Kokospalme, von Spondias dulcis, Eugenia malacc. Broussonetia papyrifera, Hernandia sonora und noch einer Reihe anderer Pflanzen gilt daſſelbe. Und nicht minder von den wenigen Hausthieren der Polyneſier, zunächſt vom Huhn, das ſeine Heimath ohne Zweifel auf den malaiiſchen Inſeln hat, vom Schwein, das ſchon durch ſeine Racheneigenthümlichkeit nach Aſien weiſt, vom Hund und von der Ratte, deren polyneſiſche Species (mus setifer) gleichfalls auf den Sundainſeln zu Haus iſt. Keins dieſer Thiere, wenigſtens Huhn, Schwein und Hund nicht, konnten ſich ohne Zuthun des Menſchen verbreiten, vielmehr läßt ſich ihr Vorhandenſein in Polyneſien nicht anders als durch die Annahme erklären, daß die erſten Einwanderer ſie mit ſich eingeführt haben.*)

Iſt hierdurch ſchon die Einwanderung aus Malaiſien bewieſen, ſo weiſen auch alle Sagen und Ueberlieferungen der Polyneſier nach Weſten, nicht eine einzige nach Oſten. Von Weſten kamen in faſt allen Mythen, wie wir nachher ausführlicher betrachten werden, die erſten Menſchen nach Tonga, nach Tahiti, in verſchiedene andere Gruppen des Archipels: wenn dagegen wirklich eine Einwanderung von Oſten ſtattgefunden hätte, ſo würde die polyneſiſche Sage, welche ſo treu das Aelteſte feſthält, auch dies uns wenigſtens andeutend überliefert haben. Und wenn die Oceanier von Oſten kamen, wo kamen

*) Es ſcheint auch, als ob die Ratte überall durch den Menſchen eingeführt ſei, denn auf den meiſten jetzt unbewohnten Inſeln, wo ſie vorkommt, fand man auch Schiffstrümmer oder Spuren ehemaliger Bewohner. Auch iſt es ſehr denkbar, daß Ratten auf einzelnen Inſeln eingeführt ſind durch nur vorübergehende Beſucher.

ſie her? Dieffenbach (2, 85) und Taylor (192) meinen (verleitet durch eine mißverſtandene Sage) von Hawaii im Sandwicharchipel. Allein wie kamen ſie dahin? Dort konnte doch kein Völkercentrum ſein? und wenn es war — müßten wir dann nicht von Hawaii an die Sprachen bis nach Malaiſien hin immer entwickelter, ſelbſtändiger und freier finden? Doch dies iſt keineswegs der Fall, vielmehr ſtehen alle polyneſiſchen Sprachen ſo ziemlich auf derſelben Stufe. An Amerika iſt nun vollends nicht zu denken, denn Sprache, Sitte und Leibesbeſchaffenheit ſetzen einer ſolchen Annahme unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegen, und wenn Ellis (I, 123) erſt Malaien oder Japaneſen nach Amerika verſchlagen und von da nach Hawaii gelangen läßt, um nun von ihnen wieder die Polyneſier ableiten zu können, ſo widerlegt ſich dieſe Annahme ſchon durch ihre Künſtlichkeit, ganz abgeſehen davon, daß ſie nichts Neues bringt: denn auch Ellis läßt ja die Polyneſier von den Malaien abſtammen. Wenn er jedoch (124) gegen ihre direkte Herleitung aus Malaiſien einwendet, daß die polyneſiſchen Kähne für ſo weite Fahrten zu ſchlecht wären, ſo bleiben ja weite Seewege, z. B. von Hawaii nach Nukuhiva, auch bei ſeiner Annahme, und wenn man ferner an die Fahrten denkt, welche die Polyneſier zu allen Zeiten unternommen haben, von den Karolinen nach Guaham, von Hawaii nach Tahiti (Turnbull 158), von Rotuma nach Fidſchi, Tonga und Vaitupu, ſo wird man eine Einwanderung von Weſten her durchaus nur leicht finden. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß man in Malaiſien ſelber, in abgelegenen Gegenden, z. B. auf den Pagehinſeln, auf Engano (erſte Abth. dieſes Bandes 34 f., 93 f., Koner 16, 420 f., von Roſenberg 409) Völker findet, welche einen ganz polyneſiſchen Typus und polyneſiſche Sitten haben. Auch die Dajaken (Hombron bei d'Urville b Zool. I, 284) ſind den Polyneſiern ähnlich, ebenſo die Battas und andere malaiiſche Bergvölker auf Sumatra (v. Keſſel 60). Wir werden ſpäter auf die Wanderungen der Oceanier genauer eingehen: für jetzt genügt es zu wiſſen, daß die Polyneſier von Weſten in den Ocean gekommen ſind und zwar von Malaiſien aus. Ueber dies letztere Gebiet hinaus ſie zu verfolgen iſt, bei dem jetzigen Stand ethnologiſcher Forſchung, unmöglich und Alles, was man über ihre Abſtammung aus Aſien (Lang polyn. nat. Lesson; Lütke; Bopp; Wegener 198)t oder gar über ihren moſaiſchen Urſprung (Swainson 14) geſagt ha

iſt wiſſenſchaftlich haltlos. Hombron (a. a. O.) und Rienzi ſind der Meinung, daß die Polyneſier von den Dajaken unmittelbar abſtammen, wobei ſie ſich auf die ebenerwähnte Aehnlichkeit ſtützen. Obwohl nun dieſe Anſicht noch aus manchen anderen und wichtigeren Gründen alle Beachtung verdient und vielleicht das Richtige trifft, ſo dürfte doch auch ſie ſicher kaum zu erweiſen ſein und mag hier eben nur erwähnt werden.

Dagegen müſſen wir auf eine andere wichtige Frage genauer eingehen: fanden dieſe Einwanderer in dem ungeheuren Gebiet von den Marianen bis nach Waihu, von Neuſeeland bis Hawaii eine Urbevölkerung vor, die ſie ausrotteten oder mit der ſie verſchmolzen? Leſſon iſt allerdings dieſer Anſicht (Mangareva 110), die auch von anderen vielfach ausgeſprochen oder wenigſtens als möglich zugegeben iſt. Nach D'Urville a II 387 f. war die von den Polyneſiern unterdrückte Raçe eine Negritobevölkerung, welche dereinſt auf allen Inſeln des Oceans exiſtirte, ſpäter aber in die polyneſiſche Raçe aufging (Jacquinot bei D'Urville b, Zool. II, 274). Crozet (26. 72) und Quatrefages (Rev. des deux mondes Febr. 1864, 525 f.) laſſen gar die Polyneſier aus drei Raçen, einer weißen, gelben und ſchwarzen gemiſcht ſein und Hale iſt einer Miſchung wenigſtens der Mikroneſier mit Negritoſtämmen nicht abgeneigt. Und freilich wird dieſe Anſicht ſehr unterſtützt durch den Umſtand, daß überall in Polyneſien ſich Individuen finden, welche durch dunkele, ja ſchwarze Farbe und krauſes oder wolliges Haar den Bewohnern Melaneſiens ſehr nahe ſtehen. So erwähnt ſchon Cantova am Anfang des 18. Jahrhunderts (lettres edif. tom. XV und demnach Sprengel Beiträge 10, 217 f.) ſchwarze Menſchen niederes Standes auf den Karolinen, welche er aus Neuguinea eingeführt glaubt (233). Aehnliches berichtet ſein Zeitgenoſſe Clain (eb. 206) von einer anderen Inſelgruppe der Karolinen, deren ſchwarzbraune Bewohner er wie die Melaneſier mit Bogen und Pfeil bewaffnet ſein läßt. Hale (82) nennt das geringe Volk auf Ponapi einen Negerſtamm und rechnet es zu den Papuas. Wenn er dies aber mit der Autorität Lütkes ſtützen will (er ſelbſt war nie in Ponapi) ſo iſt das ein Irrthum, denn Lütke nennt die Eingeborenen der Inſel keineswegs Papuas, ſondern ſagt nur (2, 25), daß ſie ſich im Vergleich mit den Bewohnern von Kuſaie (Ualan) mehr dem Papuatypus näherten. Hale erfuhr von OConnell, einem Engländer, der 5 Jahre auf Ponapi gelebt hatte,

die Haut der Insulaner fühle sich wie die der Melanesier rauh an, ihr Haar aber sei schlicht. Letzteres deutet er sich jener Annahme einer Negerbevölkerung zu Liebe dahin, daß OConnell mit schlicht nur nicht wollig gemeint habe; was denn doch ein seltsamer Sprachgebrauch wäre. Mehr freilich weiß Morrell (bei D'Urville a 5, 369) von einer Negerbevölkerung auf den zu Truk (Hogoleu, Karolinen) gehörigen kleinen Inseln zu erzählen, die er als klein, aber muskulös und gut gebaut mit kleinen Händen und Füßen und krausem aber nicht negerartigem Haar, kurzem dicken Hals u. s. w. schildert. Allein wie das ganze Buch des Verfassers einen romanhaften Anstrich hat, so wird auch die Schilderung dieser Neger, die kein anderer Berichterstatter kennt, mit jedem Zuge gewählter, überschwenglicher und alberner, so daß wir diese Neger und alles übrige, was Morrell berichtet, ganz auf sich beruhen lassen können. Aber auch Gulick sah (178) einzelne Individuen auf Ponapi, die keineswegs der Sonne besonders ausgesetzt und doch so schwarz waren, daß man unwillkührlich an eine Vermischung mit Melanesiern zu denken veranlaßt wurde, um so mehr, als sie schon die ersten Entdecker der Insel vorfanden, daher man weder einen Einfluß von Melanesiern, die durch Europäer eingeführt wurden, noch etwa der Neger annehmen konnte, welche sich häufig auf europäischen Schiffen befinden. Diese negerähnlichen Individuen sind nun aber auch über das eigentliche Polynesien weithin ausgebreitet. Roggeveens Begleiter fanden 1722 unter den braunen Bewohnern der Osterinsel einzelne sehr dunkle Menschen (Behrens 87), Bougainville 1767 auf Tahiti Leute mit ganz krausem und hartem Haare, das von dem weichen schlichten oder nur leicht gekräuselten der übrigen Eingeborenen sich sehr unterschied (179, 153) und dem Haare der Melanesier gleich war. Auch Ellis sah solche Tahitier (1, 81). Wolliges Haar auf Nukuhiva erwähnt 1804 Krusenstern (1, 175); und Jacquinot (D'Urville b, Zool. II, 254) der solche Individuen gleichfalls daselbst antraf, die dunkler waren als die andern Markesaner, nennt sie geradezu scheinbare Melanesier. Auch auf der Hawaiigruppe, deren Bewohner ohnehin dunkler als die übrigen Polynesier sind, giebt es einzelne noch dunklere Individuen (Cook 3 R. 2, 429), deren Schwarz den afrikanischen Negern gleich kommt und findet melanesisch-krauses Haar sich daselbst ebenfalls, wenn auch selten (Jarves 79). Nicht anders ist es auf Neuseeland. Denn dort findet sich

ein ganzer Stamm, die Ngatipowa (Browne 30), der kraushaarig, dunkelgefärbt und den Negritos ähnlich iſt, der aber durch allmähliche Zwiſchenſtufen in den dort vorherrſchenden gelbbräunlichen Menſchenſchlag übergeht (Dieffenb. 2, 10 f.). Daher nimmt auch Polack zwei verſchiedene Raçen in Neuſeeland an, eine braune und eine ſchwarze von kleiner Statur und ſchlechten Proportionen (1, 129; narr. 1, 360), welcher letzteren die Eingeborenen am Oſtcap (doch widerſpricht Dieffenb. 2, 11) angehören ſollen; und nach ihren eigenen Erzählungen ſind dieſe nicht von gleicher Abſtammung wie die übrigen Maoris (Polack narr. 1, 360). Nach Thomſon ſind dieſe dunkleren Individuen über das ganze Land verſtreut und zwar ſo, daß auf 100 braune Eingeborene drei ſchwarze kommen, deren Haar kraus iſt und in Büſcheln wächſt (72). Dieſe Schwarzen treten ganz ſporadiſch in den braunen Familien auf, oft ohne in ihrer Verwandtſchaft nur einen ihres Gleichen zu haben (Thomſon in British and foreign medico-chirurg. rev. 1854 n. XXVI, 489). Dieffenbach (2, 8) fand ſie an der Küſte häufiger als im Inneren. Während nun Thomſon und ebenſo Quatrefages dieſe ſchwarzen Maoris durch Miſchungen die vor der Einwanderung ſtattfanden, erklären wollen, hat man andererſeits von eingeführten Negritoſclaven geſprochen, welche Mangamanga genannt würden (Quart. rev. June 1854) und auch D'Urville a 2, 26 fand die Sclaven ſo verſchieden von ihren Herren, daß man ſie leicht für eine andere Raçe hielt. Noch zahlreicher aber ſind dieſe dunklen Menſchen auf dem Paumotuarchipel, der obwohl ſich auch hellere Eingeborene daſelbſt finden (Beechey 1, 154, 156), im ganzen doch von einer den Melaneſiern vielfach näherſtehenden Bevölkerung bewohnt iſt (Belcher a 1, 386; Beechey 1, 138; 147; 175; Wilkes 4, 276; 319; 344; D'Urville a II, 618; Hale 11), welche D'Urville geradezu für eine Zwiſchenſtufe zwiſchen Polyneſiern und Melaneſiern erklärt. Auch die Bewohner der Unionsgruppe haben, abweichend von den übrigen Polyneſiern, ſtarke Bärte und wolliges Haar, daher denn Hale (163) auch bei ihnen an Miſchung mit Melaneſiern, wenn auch ablehnend, denkt. Ganz ähnlich aber finden wir die Haare auf Nive: auf der Kokos- und Verrätherinſel (und ſo ſchon Schouten*), auf Tonga und Samoa, alſo überall im ganzen

*) Diar. 44: dictu mirum: nonnullis capillos stetisse erectos ad longitudinem quadrantis ulnae, in modum setae porcinae.

Ocean. Diese melanesische Urbevölkerung hätte also die ganze Inselwelt in Besitz gehabt, als die Polynesier sie unterjochten. Denn wie will man aus einer Einmischung melanesisches Blutes vor der Einwanderung, die doch nur vorübergehend zu denken wäre, ein so constantes Erscheinen schwarzer Individuen erklären? Aber wenn auch die Inseln alle noch mit Melanesiern besetzt waren, wunderbar ist diese Dauer des schwarzen Typus ohne neue Beimischung melanesisches Blutes im höchsten Grad, da sie allen übrigen Erscheinungen in der Natur widerspricht; denn sonst merzt die Stammart, sobald sie nach einer vorübergehenden fremden Einmischung sich selbst überlassen bleibt, nach wenig Generationen das fremde Blut wieder vollständig aus. Der braungelbe Typus muß doch, weil er der bei weitem vorherrschende ist, der Stammtypus der Polynesier sein; je mehr aber Rückschlag eintritt, um so weniger können schwarze oder helle Individuen geboren werden. Daher erklärt die Annahme einer früheren Mischung jene anders gefärbten Menschen nicht.

Hätte aber wirklich eine so starke Einwirkung von Seiten jener Urbevölkerung stattgefunden, daß das Blut der polynesischen Einwanderer durch sie auf die Dauer versetzt wäre, müßten wir da nicht im ganzen Ocean eine Mulattenbevölkerung antreffen, welche den Typus beider Stammarten zugleich zeigte, etwa ähnlich, wie wir die stark mit Polynesiern gemischten melanesischen Fidschiinsulaner wirklich finden? Gerade bei der Kleinheit der einzelnen Inseln sind wir zu dieser Erwartung berechtigt.

Da sich diese aber nicht bestätigt und da namentlich das niedere Volk, die dienende Classe die Eigenthümlichkeiten jenes dunkeln Menschenschlags bewahrt hat, z. B. auf Ponapi (Hale 82), auf Tahiti (Ellis 1, 84) und nach Dieffenbach (2, 9 f.) und anderen auf Neuseeland, so hat man behauptet, daß die Urbevölkerung von den Einwanderern unterjocht und zu Sclaven gemacht seien, daher denn freilich der melanesische Typus der Sclaven sich erklären würde. Allein woher kam es denn, daß auch in den Familien der Häuptlinge solche melanesisch gebildeten Individuen durchschnittlich eben so häufig vorkommen, als im niederen Volk? Denn wenn sie auch auf Neuseeland (nach Dieffenbachs Behauptung gegen Thomson Ausland 1855, 107) unter den Sclaven häufiger sind, so finden wir sie auf Tonga, der Unionsgruppe, den Markesas (Roblet bei Marchand 1, 116) auf Tahiti

wohl ebenso oft unter den Vornehmen, ja Browne (im directen Widerspruch mit Dieffenbach), spricht (30) auch den neuseeländischen Sclaven die dunklere Farbe ganz ab, die nach ihm nur einzelne Stämme vom Adel bis zum Sclaven besitzen. Gänzlich unmöglich gemacht wird aber diese Sclaventheorie durch schon erwähnte Bemerkung Thomsons, daß jene melanesischen Individuen — und nicht bloß in Neuseeland sondern überall — so ganz sporadisch inmittelst nur brauner Verwandten auftreten. Diese physische Eigenthümlichkeit haftet also nicht am Stand.

Von minderem Gewicht, aber doch nicht zu übergehen, ist ein dritter Grund gegen eine solche Urbevölkerung des Oceans: das ist die sehr geringe Entwickelung der melanesischen Schifffahrt. Wir finden Negritos außer an manchen Punkten des eigentlichen Malaistens auf dem Festlande von Neuholland, sowie der Inselreihe von Neuguinea bis Neukaledonien, nirgends also durch größere Meeresstrecken von einander getrennt. Auch ihre am weitesten nach Osten vorgeschobene Niederlassung im Fidschiarchipel, wie gering ist ihre Entfernung im Vergleich zu den gewaltigen Bahnen der Polynesier. Nirgends treten die Negritos als eine seefahrende, ja auch nur wasserliebende Nation auf, wo sie unberührt von polynesischem Einflusse sind: nur wo sie mit Polynesiern in Berührung kamen, haben sie, von diesen mehr angeregt, gleichfalls mehr Eifer für die Schifffahrt bekommen, wie in manchen Punkten des westlichen Melanesien (Gegend um Tukopia, D'Urville a V. 135, Uwea Gill 205, Fotuna u. s. w.) und vor allen Dingen im Fidschiarchipel selbst, dessen Schiffe nach D'Urville b 4, 259 besser sind, als alle polynesischen. Daß aber auch die Fidschis erst von den Polynesiern im Schiffsbau unterrichtet sind, geht aus den alten Sagen über die alte Bevölkerung des Archipels (Hale 177 f.) klar hervor. Nautische Kenntnisse aber oder Geschicklichkeiten haben die übrigen Melanesier gar nicht; nie bot sich irgend ein Melanesier als Begleiter europäischer Seeleute an. Auch ist nicht zu glauben, daß sie je, vor langen Jahrhunderten etwa, anderer Natur waren, da man gar keinen Grund einsieht, warum sie das Meer später vermieden hätten, zumal sie doch ihre Schiffe nach derselben Art bauen, wie die Malaio-Polynesier überhaupt.

Spricht also auch dieser Umstand nicht für eine melanesische Urbevölkerung der polynesischen Inselwelt, so läßt sich doch aus ihm kein

ganz ſtreng beweiſender Schluß ziehen. Ein ſolcher aber ergibt ſich ferner vielleicht aus einer genaueren Betrachtung der polyneſiſchen Sprache, von welcher man (z. B. Hale 163) geradezu geſagt hat, daß ſie durchaus nichts melaneſiſches enthalte; und finden wir dieſe Behauptung beſtätigt, ſo würde damit jede Miſchung abgewieſen ſein. Denn die Polyneſier haben, abgeſchieden wie ſie waren auf ihren kleinen Inſeln, ihre Sprache in der Reihe der Jahrhunderte ſo außerordentlich wenig verändert, daß der Sprachſtoff noch heute faſt ganz in den verſchiedenen malaiiſchen Sprachen ſich nachweiſen läßt und die Sprachform ſich noch heute nicht von der unterſcheidet, welche ſie aus ihrer malaiiſchen Urheimath mitbrachten. Miſchten ſie ſich alſo auf eine ſo dauernde Weiſe mit Melaneſiern, daß ihr leiblicher Typus dadurch verändert wurde, lebten ſie auf ihren kleinen Inſeln mit Melaneſiern, mochten dieſe nun frei bleiben oder als Sklaven dienen, längere Zeit zuſammen, ſo muß durchaus ihre Sprache melaneſiſche Elemente zeigen.

Und die zeigt ſie denn auch und ſehr reichlich. Denn erſtlich iſt die Art der Wortbildung, ſodann auch vieles in der Formenlehre der melaneſiſchen (ſo weit ſie bekannt ſind) und der polyneſiſchen Sprachen mit einander verwandt, die Pronomina aber und die ſo ſehr wichtigen Determinativpartikeln faſt ganz identiſch (Gabelentz S. 253 f.).

Durch die von den Polyneſiern unterjochten oder doch wenigſtens als Urbevölkerung der öſtlichen Inſeln vorgefundenen Melaneſier können dieſe Eigenthümlichkeiten, wenn ſie wirklich polyneſiſchen Urſprungs waren, unmöglich nach Melaneſien gebracht ſein und doch treffen wir dieſelben Sprachformen in Neukaledonien wie im Salomonsarchipel. Alſo ſind ſie vielleicht urſprünglich melaneſiſches Eigenthum und von den ſiegreichen Polyneſiern in ihre eigene Sprache herübergekommen. Allein gerade das, was in beiden Sprachen gemeinſchaftlich iſt, kann überhaupt nicht entlehnt ſein, weil es das innerſte Weſen und die tiefſte Grundlage menſchlicher Rede betrifft und die hat noch nie ein Volk vom andern entlehnt, wenn es nicht die eigene Sprache aufgegeben hat und wird ſie auch nie entlehnen aus Gründen, die nahe genug liegen, am allerwenigſten aber ein Volk der Sieger von dem beſiegten Stamm. Auch v. d. Gabelentz (266) kommt, wenn gleich zweifelnd und zögernd, doch mit Norris zu dem Reſultat, „daß die melaneſiſchen und polyneſiſchen Sprachen mehr mit einander gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen von der anderen

hervorgehn kann". Ohne nun hier auf diesen höchst interessanten Gegenstand der eine Behandlung für sich verlangt näher einzugehen, müssen wir wenigstens soviel behaupten, daß diese Aehnlichkeiten beider Sprachen für unsere Frage durchaus nichts entscheiden. Denn sie beruhen auf einer Zeit, in welcher, wenn Melanesier und Polynesier jemals eine Einheit bildeten, die Trennung in zwei Völkerstämme noch nicht vor sich gegangen war; allein diese Zeit liegt natürlich weit von aller Geschichte und weit vor allen polynesischen Wanderungen. Die Stücke, hinsichtlich deren eine Sprache von der andern entlehnt, eine auf die andere einwirkt, sind zunächst das Lautsystem, ferner der Wortschatz und drittens die Syntax. Das Lautsystem nun der polynesischen Sprachen zeichnet sich durch große Armuth und eine gewisse Kraftlosigkeit und Weichlichkeit aus und wenn diese Eigenschaften auch im Laufe der Jahrhunderte zugenommen haben, so sind sie doch auch wohl schon bei der Abtrennung von den malaiischen Sprachen vorhanden gewesen, da auch die malaiischen Sprachen ähnliches zeigen, denn auch sie haben ein ursprünglich keineswegs reiches Lautsystem und auch sie vermeiden Consonantenhäufungen im Inlaut und noch mehr im Auslaut (Müller, linguist. Theil der Novarareise 279). Das Melanesische aber hat bis auf den heutigen Tag zahlreichere Consonanten und kräftigere Consonanzen, inlautend und auslautend, bewahrt (Gabelentz 253). Nur das Fidschi, welches stark mit Polynesischem versetzt ist, macht eine Ausnahme; aber nicht diese Sprache hat auf das Polynesische gewirkt, sondern umgekehrt von diesem so starke Einwirkungen erfahren, daß es jetzt gleichfalls einen polynesisch weichlichen Consonantismus besitzt. Wäre also nach dieser Seite hin irgend welche melanesische Einwirkung erfolgt, so hätte sich wenigstens, auch ganz abgesehen von direkter Bereicherung, der Consonantismus des Polynesischen kräftiger und dauernder erhalten. Der Wortschatz zeigt mancherlei Berührungspunkte. Am meisten mit dem Fidschi (v. d. Gabelentz 10 f.), allein hier hat diese Sprache nicht das in beiden Gleiche, wenigstens bei weitem nicht alles aus dem Polynesischen entlehnt, denn einmal sind es Worte, welche eine Sprache nicht von einer anderen entlehnt, weil sie zum ersten Grundbesitz jeder Sprache gehören, wie fast alle bei Gabelentz a. a. O. angeführte und zweitens findet sich eine ganze Reihe dieser Worte in den übrigen melanesischen Sprachen und zwar so sehr umgestaltet wieder, daß man sieht, alle diese Sprachen haben

ihr eigenes Erbgut nach eigener Weiſe verwendet und die Aehnlichkeiten beruhen auf urſprünglicher Gleichheit des Sprachſtoffes. Wenn das Fidſchi aber mehr übereinſtimmende Worte beſitzt, als die übrigen melaneſiſchen Sprachen bei v. d. Gabelentz (die aber weit mehr entſprechendes aufzuweiſen haben, als Gabelentz anzunehmen ſcheint); ſo hat dieſe Erſcheinung darin ihren Grund, daß das Fidſchi ſeit langen Jahrhunderten dem polyneſiſchen Einfluß ausgeſetzt war, daher es nicht wundern kann, wenn es gerade die Wurzeln bewahrte, welche mit dem Polyneſiſchen gleich oder verwandt waren. Nirgends aber finden wir eigenthümlich melaneſiſche Worte in irgend einer polyneſiſchen Sprache, wenn wir nicht einiges wenige im Neuſeeländiſchen und mehr natürlich im Tonganiſchen und Samoaniſchen anführen wollen (v. d. Gab. 266). Allein das erklärt ſich natürlich aus der weſtlichen Lage dieſer Inſeln, welche dadurch nothwendig ſich mit jenen Völkern berühren und dann auch einzelnes aufnehmen mußten. Wäre aber eine Miſchung beider Völkerſtämme nach Niederſetzung ihrer jetzigen Sprachgeſtalt im ſtillen Ocean erfolgt, ſo müßte doch der Oſten, die Unionsgruppe u. ſ. w. gleichfalls ſolche melaneſiſche Spuren zeigen, die man aber ſowohl im Markeſaniſchen, als Tahitiſchen, Hawaiiſchen u. ſ. w. vergeblich ſucht.

Wenn nun auch die Syntax beider Sprachſtämme manche Aehnlichkeiten gleich dem erſten Blick ſchon aufzuweiſen hat, ſo iſt doch auch hier von einem Einwirken des Melaneſiſchen auf das Polyneſiſche gar keine Rede, denn beide Sprachen weichen in außerordentlich wichtigen Punkten total von einander ab, die Uebereinſtimmungen aber ſind, wie man deutlich ſehen kann, denn wir finden (Fidſchi in einigen Fällen ausgenommen) nirgends ſklaviſche Nachahmung, ſelbſtſtändige Verwendung gleiches Grundeigenthums. So können wir wohl behaupten, daß auch hier die Sprache gegen eine Miſchung und alſo auch gegen eine melaneſiſche Urbevölkerung der polyneſiſchen Inſeln entſchiedenes Zeugniß ablegt. Das mikroneſiſche Gebiet gehört zwar ſprachlich zu den unbekannteſten der ganzen Erde, denn außer Hales Tarawagrammatik haben wir eigentlich nur Wortverzeichniſſe (Hale, Chamiſſo, Keate, Marsden, Cheyne, Pickering u. ſ. w.). Aber aus dieſen dürftigen Quellen läßt ſich ſoviel doch mit Sicherheit abnehmen, daß die mikroneſiſchen Sprachen den melaneſiſchen viel ferner ſtehen als die polyneſiſchen und daß von einer Einwirkung des melaneſiſchen Sprach-

ſtamms auf ſie nicht die Rede ſein kann. Sie ſchließen ſich in ihrer Form am nächſten dem einfacheren malaiiſchen Sprachſtamm an, ohne jedoch eine gleichfalls nahe Verwandtſchaft zu den polyneſiſchen Sprachen zu verläugnen. Das was ſie mit dem Malaiiſchen gemein haben, beruht gleichfalls auf Urverwandſchaft.

So iſt denn auch die Sprache, welche anfangs jene Miſchungstheorie ſehr zu begünſtigen ſcheint, bei genauerer Betrachtung ſtreng gegen ſie. Aber noch ein anderer ſehr wichtiger Umſtand iſt zu erwähnen, der, indem er jene Theorie widerlegt, den Grund derſelben, die dunkle Farbe mancher Polyneſier, zugleich auf eine andere Weiſe ſo befriedigend erklärt, daß hiermit die Annahme einer ſchwarzen Urbevölkerung des geſammten Oceans vollkommen haltlos wird. Und das iſt der Umſtand, daß die Farbe der Polyneſier ſich ganz und gar von Natureinflüſſen abhängig, daß ihre ganze phyſiſche Erſcheinung die größte Variabilität zeigt. Phyſiognomie und Hautfarbe iſt bei den Karolinern ſehr verſchieden (Arago 2, 30), ſo daß Hale (71) ſogar — offenbar übertrieben — behauptet, die Völkermiſchung Mikroneſiens ſei etwa der des römiſchen Reiches gleich! Auch von Polyneſien wird eine ganz europäiſche Mannigfaltigkeit der äußeren Erſcheinung vielfach erwähnt. Und in Betreff der Hautfarbe erzählt Mörenhout*) (2, 247—8 Note), daß ſehr dunkle Paumotuaner ſo hell wie die Bewohner von Tahiti wurden, als ſie auf jener kühleren, ſchattigeren und minder kärglichen Inſel einige Zeit gelebt hatten. Umgekehrt erzählen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26), daß Hawaier, welche gewaltſam nach Mikroneſien geſchleppt waren, dort ſo dunkel wurden, daß man ſie kaum noch als zur braunen Race gehörig wieder erkannte. Auch an ſehr dunkelfarbigen Individuen ſind ferner die Stellen, welche vom Gewande ſtets bedeckt ſind, weit heller als der übrige Leib und daher auch die Frauen, da wo ſie reichlichere Gewänder tragen und mehr im Schatten leben, durchſchnittlich lichter gefärbt als die Männer.

*) Man könnte freilich ſich verſucht fühlen, dieſen Mittheilungen nicht ganz ſtrengen Glauben zu ſchenken, da Mörenhout ebendaſelbſt verſichert, daß er trotz eifrigſtes Forſchens nie auch nur ein kraushaariges Individuum auf den polyneſiſchen Inſeln gefunden habe. Indeß iſt es vielleicht nur eine andere Auffaſſung des Begriffes kraushaarig (crépus), der ihn zu dieſer allen übrigen Berichten widerſprechenden Behauptung verleitet hat. Denn die kraushaarigen Polyneſier ſind niemals ſo crépus, wie die afrikaniſchen Neger, aber das ſind die Melaneſier ebenſowenig.

Auffallend ist die Erscheinung, daß die Fürsten meist heller sind als das gemeine Volk und dies um so dunkler wird, je tiefer seine Stellung ist; wie man ja auch gerade hierdurch auf den Gedanken gekommen war, das gemeine Volk, die Sklaven gehörten einer anderen unterdrückten Raçe an. Allein einmal finden sich auch in den fürstlichen Familien solche dunkele Individuen (Gulick 178) und ferner bedenke man nur, daß jene Fürsten durch bequemes Leben, reichlichere Nahrung, bessere Kleidung und Wohnung u. s. w. außerordentlich vor dem Volke bevorzugt sind, welches bei geringer Nahrung so gut wie keinen Schutz gegen Sonne, Wind und Regen hat. Sind nicht bei uns Leute in denselben Verhältnissen gleichfalls dunkler gefärbt als andere? Daher wollte Hale (11) und Dieffenbach (2, 10) das Vorkommen dunklerer Menschen unter den Mikronesiern und Maoris nur aus diesem Grunde erklären und auch Ellis sagt (1, 81) nur, daß die Fischer, der ausgesetzteste Stand, der dunkelste sei. Hierzu stimmt auch die wichtige Erscheinung, daß die Paumotuaner auf ihren meist kleinen heißen, ungeschützten und so überaus kärglichen Inseln dunkler sind als die übrigen Polynesier und ebenso die Bewohner anderer kleinerer Inseln, z. B. von Nive (Virgin 2, 55) von Penhryn (Behm bei Petermann 1869, 185) und die More-ore auf den ziemlich baumlosen Warekauriinseln, welche den Neuseeländern nahe verwandt doch viel dunkler waren als sie (Travers bei Peterm. 1866, 62). Doch wird von anderen auch das Gegentheil berichtet, wie denn die Bewohner der Uniongruppe (Hale 11) und Tukopia (Wilson 410; D'Urville a V, 312) keineswegs sehr dunkel sind. Auch über die Mikronesier schwanken die Urtheile: während nach Meinicke (Zeitschr. n. F. 1863, Bd. 15, 396) die östlichen dunkler sind als die Hawaier, während auch Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26) die Bewohner von Satawal (Tucker, Karol.) für besonders dunkel halten wegen ihrer niederen heißen Inseln, sagt Gulick, der gerade im Osten Mikronesiens verweilt hat, daß die Mikronesier heller seien, als die Polynesier (416), womit die Abbildung bei Virgin 2, 102 und Hales Beschreibung (71) übereinstimmt. Die verschiedenen Urtheile mögen durch die Verschiedenheit der Bewohner verschiedener Gruppen hervorgerufen sein.

Die größere oder geringere Hitze scheint also nicht allein, auch nicht vorzugsweise dunklere Farbe hervorzurufen; Feuchtigkeit vielmehr und Nahrungsmangel, überhaupt ungesunderes und kärglicheres

Leben ſcheinen die Haupturſachen zu ſein, zu welchen ſich denn oft noch der Sonnenbrand hinzugeſellt. So würde ſich wohl auch die dunklere Farbe der Hawaier, der Neuſeeländer erklären. Hombron (D'Urville b, Zool. 282) hat die Beobachtung gemacht, daß, wo Polyneſier in einem ſumpfigen Lande wohnen — z. B. auf den überſchwemmten Stellen von Samoa — ſie den Malaien gleich würden, welcher unbeſtimmte Ausdruck doch nur bedeuten kann, da er (278) die Polyneſier „nur verſchönerte Malaien" nennt, daß an ſumpfigen Stellen der Wuchs zurückbleibt, das Aeußere verkümmert. Malaien, welche auf Bergen wohnen, bekommen nach ihm ein polyneſiſches Gepräge.

Mögen dieſe Einflüſſe, über die wir durchaus noch nicht aufgeklärt ſind, ſein wie ſie wollen, ſo darf man doch gewiß aus ihnen oder ähnlichem die dunkleren Bewohner verſchiedener Inſeln der Tahitigruppe (Ellis 1, 83) und die dunklen Stämme auf Neuſeeland erklären. Bei der Abgeſchloſſenheit, in welcher dieſe Stämme und Inſulaner lebten, war es eine Naturnothwendigkeit, daß, wenn durch irgend eine Veranlaſſung die dunkele Farbe unter ihnen aufkam, ſie im Laufe der Generationen, welche ſtets auf demſelben Raum verweilten, nur immer mehr Ueberhand nahm. Daß übrigens auch die malaiiſchen Stämme ſelbſt vom Schwarz bis zu Hellgelb durch alle Farbennüancen ſchwanken, lehrt die erſte Abtheilung dieſes Bandes; gleiche Schwankungen nimmt Gulick (414) zur Erklärung der dunkleren Individuen in Mikroneſien an; und ähnlicher Meinung ſind die Gelehrten der Novara-Expedition. Gewiß mit Recht. Lag aber jene dunklere Farbe, jenes krauſe Haar im Kreis der Variationen, welche die Körperbeſchaffenheit der Malaiopolyneſier durchmachen kann, ohne in ihrem Weſen alterirt zu werden, ſo iſt damit das Auftreten dunkler, kraushaariger Individuen in allen Theilen des Gebietes und inmitten lichter gefärbter Familien ganz vollſtändig erklärt. Bleibend konnte die dunkle Farbe im Allgemeinen nicht werden, da die betreffenden ſich mit hellfarbigen Individuen ungehindert kreuzen konnten. Wo dies aber nicht der Fall war, wie in dunkleren Stämmen, oder wo die dunklere Farbe durch irgend welche äußeren Einflüſſe begünſtigt wurde, da breitete ſie ſich immer mehr und mehr aus. So erklärt es ſich, daß uns ganze Inſeln und Stämme mit ſchwärzerer Haut begegnen.

Nach allem Geſagten wird Niemand mehr eine ſchwarze Urbevöl-

kerung des stillen Oceans anzunehmen geneigt sein. Aber auch an spätere Mischungen ist außer auf Fidschi und der Ostküste Melanesiens, wohin die Polynesier in jüngerer Zeit manche Streifzüge unternommen haben, nicht zu denken. Die geringe Entfaltung melanesischer Schifffahrt verbietet die Annahme irgend welcher Negritoexpeditionen freiwilliger oder unfreiwilliger Art; die Mikronesier haben, so weit wir geschichtliche Rückschlüsse machen können, nie ihre Fahrten nach Melanesien gerichtet und hätten sie es auch, so würden sie dabei nicht anders als die Polynesier verfahren haben, welche die Küstenstrecke, die Insel, wo sie landeten (z. B. Futuna, Immer in Melanesien) nach Verdrängung der Eingeborenen mit denen sie sich nicht mischten für sich behielten, indem sie dort neue Wohnungen aufschlugen, nicht aber etwa mit Beute und Sclaven beladen — dies verbot schon die Kleinheit der polynesischen Schiffe — sich wieder nach Haus begaben. Also war auch hierdurch melanesischer Einfluß auf Polynesien nicht möglich, wenn auch an jenen neu eroberten Punkten sich manches melanesische Element unter den Eroberern erhalten mochte. — Auch was Hale (82) als Folge einer melanesischen Urbevölkerung in Mikronesien zu sehen glaubt, die strenge Scheidung der Stände in Ponapi u. dergl. ist allgemeine polynesische Sitte und keineswegs fremdem Einfluß zuzuschreiben.

Unser Resultat ist also, daß eine schwarze Urbevölkerung nirgend in Mikro- und Polynesien, melanesischer Einfluß aber nur da zu finden ist, wo beide Stämme in nächster Nähe an einander grenzen, also im Gebiet des Fidschiarchipels. Doch war hier die Einwirkung der Polynesier auf die Melanesier bei weitem bedeutender, als die der Melanesier auf jene. Einzelnheiten freilich in Körperbeschaffenheit und Lebenseinrichtungen, von welchen aus man hiergegen noch Einwände erheben kann und erhoben hat, werden wir noch an verschiedenen Stellen später besprechen, da sie hier minder verständlich sein und anderwärts uns fehlen würden.

So können wir denn jetzt zur Betrachtung jenes helleren Stammes der Südsee selbst übergehen. Er zerfällt in zwei große Abtheilungen, deren eine, welche bisher im Zusammenhang noch nicht erschöpfend geschildert ist, Mikronesien, deren andere das eigentliche Polynesien bewohnt. Wir beginnen mit

Mikroneſien.

Die nördlichſte hierher gehörige Gruppe ſind die Marianen. Denn die Boninſeln waren, als Beechey 1827 ſie für England in Beſitz nahm, trotz ihrer Fruchtbarkeit unbewohnt (Beechey II,, 576 f.) und ebenſo fand ſie Kittlitz (II, 165); doch 1830 haben ſich Hawaier von Oahu im Verein mit einigen Europäern verſchiedener Nationalität dort als Colonie niedergelaſſen (Journ. of the royal geogr. society, Bd. 24, 233). Die Marianen gehören gleichfalls hierher, jetzt aber faſt nur noch geographiſch, da nur noch die beiden ſüdlichſten Inſeln bewohnt ſind, auf denen eine Miſchbevölkerung von 4000 Seelen lebt, Spanier, Tagalen und vielleicht noch die letzten Reſte der Urbevölkerung, welche indeß ganz zu Tagalen umgebildet ſind (Chamiſſo 81). Früher aber war die Gruppe reichbevölkert, nach le Gobien (46) und Anſon (463) hatten die drei Inſeln Guam, Saypan und Tinian jede 30,000 Einwohner, und da die übrigen kleineren Inſeln in demſelben Verhältniß bevölkert waren, ſo muß man nach dieſen Angaben die Geſammtziffer der Bevölkerung etwa auf 100- bis 120,000 Seelen anſetzen. Obwohl nun manche Berichte noch höhere Zahlen, bis zu 300,000, anführen, ſo ſind doch auch andere wieder niedriger als die bei le Gobien. Nach den ſpaniſchen Archiven (Freycinet II, 327 f.) hatten die drei ſüdlichen Inſeln im Ganzen über 50,000 Einwohner, was nach Freycinet der die Zahl nach der Größe der Inſeln theilt, für Guam 35,000, für Saypan 11,000. für Rota 8000 und für Tinian 7000 Seelen ergibt; die Gani-Inſeln hatten 12,000 Einwohner, die ganze Gruppe nach dieſen Berichten alſo 73,000, was auf jede einzelne Quadratmeile 1325 Seelen beträgt. Die geringeren Angaben bei Chamiſſo 79, der ſich gleichfalls auf ſpaniſche Quellen ſtützt, beziehen ſich wohl immer auf die ſüdlichen Inſeln und treffen dann, wenn man noch die Volkszahl der Gani-Inſeln hinzufügt, mit Freycinets Zahlen zuſammen, welche letztere durchaus nicht übertrieben erſcheinen. Allein ſchon am Anfange des 18. Jahrhunderts waren die Eingebornen durch die ſpaniſche Eroberung, Chriſtianiſirung und Bedrückung faſt ganz vernichtet. Auch die Anſiedlung, welche 1809 einige Engländer mit gewaltſam entführten Hawaiern auf Tinian und Saypan machen wollten, ſowie eine friedliche Colonie von Amerikanern, Engländern und Sandwich-

inſulanern, welche ſeit 1807 des Sandelholzes wegen auf Agrigan beſtand, haben die Spanier aufgehoben (Chamiſſo 82 f., Freycinet II. 223; 225).

Die erſte wirklich von Völkern der gelben Raçe bewohnte Gruppe Mikroneſiens ſind heut zu Tage deshalb die Karolinen, 48 Gruppen mit 4—500 Inſeln (Behm, Peterm. 1859, 190), von denen nur einige kleinere Gruppen nicht, hingegen die großen verhältnißmäßig ſtark bevölkert ſind. Behm, der den bewohnbaren Flächenraum der ganzen Gruppe auf nur 17½ Quadratmeile und doch immer noch höher angibt als Dana oder Mertens, welcher letztere ihr Gebiet nicht größer ſchätzt als St. Petersburg (99), Behm ſetzt die Bewohnerzahl auf etwa 9000 an; Gulick dagegen, welcher die Palaus mit ihren 2000 Einwohnern ſowie die Inſeln Sonſorol, Wull, Anna, Merir und Tobi (Revill, Lord North), mit zu den Karolinen zählt, gibt ihnen 21,680 Seelen, und da ſeine Nachrichten auf genaueſter Sachkenntniß und eigenem Augenſchein beruhen, ſo iſt ihm natürlich voller Glauben beizumeſſen. Unbewohnt ſind nach ihm nur Ant (Frazer), Oraluk (Auguſtin, Bordelaiſe), Mokor, Pikelot, Pikela, Faiu und Faraulep. Auch die Pegangruppe (Freewill Carteret bei Schiller I, 388, David) gehört mit ihren drei Koralleninſeln: Pegan, Orello und Onata (Carterets Karte), welche alle drei von einem großen Riff umſchloſſen ſind, ſowohl ihrer Struktur als auch ihrer Bevölkerung nach hierher; wenigſtens zeigt dieſe letztere mit ihrer Kupferfarbe, ihrem langen ſchwarzen Haar, ihren guten Zähnen und der Reiſeluſt der Einwohner, deren einer die Engländer auf ihrer Fahrt begleitete, durchaus nichts Melaneſiſches, und das eine Wort, parram, Eiſen, welches Carteret (I, 388) aus ihrer Sprache anführt, finden wir auf den Karolinen wieder: auf Wolea heißt Eiſen parang (Chamiſſo 61), auf Satawal paran.

Oeſtlich von den Karolinen ſtoßen wir auf 2 den Marianen etwa parallele, von Nord nach Süden ſtreichende Inſelreihen, die Ralik- und Ratakkette, oder, wie man beide mit einem Namen benennt, Marſhalls Archipel. Ratak- und Ralikinſulaner haben faſt dieſelbe Sprache (Gulick 170; Chamiſſo 110; Vocabular von Mille Hale 432 f.; von Ebon, Turner 19 years Sprachtafel, von Ratak Cham. 55 f.), welche auch auf den weſtlich nach den Karolinen zu gelegenen iſolirten Inſelgruppen Eniwetok (Brown, 30 Einwohner, welche nach

Kittlitz 1, 350 sich auf der eigentlich unbewohnten Gruppe nur vorübergehend aufhielten) und Ujilong (Providence, Arrecife, 1000 Einwohner) gesprochen wird (Gulick 359 f.). Der gesammte Archipel, dessen beide Ketten aus je 15 Gruppen bestehen, hat gegen 11,000 Einwohner (Gulick 358 f.); unbewohnt ist in Ratak nur Kili (Hunter) und Ailinginae (Rimski Korsakoff), in Ratak Bikar Taongi und Erikub, denn die 5 Familien, welche Chamisso dort vorfand hielten sich zu Gulicks Zeiten nicht mehr dort auf (Gulick a. a. O.; Chamisso 109; 122). — Geographisch nah mit Marshalls Archipel verbunden, dessen südliche Fortsetzung er bildet, ist Gilberts Archipel, der gleichfalls, da Makin (Pitt) und Butaritari (Touching) zusammengehören, aus 15 Atolls besteht, aber viel reicher als Marshalls Archipel bevölkert ist. Die Einwohnerzahl beträgt nach Randalls genauen Forschungen, auf welche gestützt Gulick seine Angaben gemacht, an 50,000 Seelen. Sprachlich steht er zwischen Mikronesien und Polynesien (Gulick 411), wie denn auch starke Einwanderungen von Samoa aus stattgefunden haben (Gulick 414; Hale 190). — Zu ihm sind wohl noch zwei isolirte Inseln, welche in dem noch wenig durchforschten Theil des stillen Oceans südlich von den Karolinen liegen, zu rechnen: Banaba (Ocean) von Cheyne (74 f.) und Nawodo (Pleasant) von Rojas (176) und Cheyne (76 f.) genauer beschrieben. Simpson (naut. mag 1844 und daher bei Cheyne 79) stellt die Bewohner von Banaba ihrem Aeußeren nach denen von Ponapi gleich, wozu auch der gleiche Name beider Inseln stimmt. Allein nach anderen ist das Aeußere dieser Insulaner gleich den Bewohnern des Gilbertsarchipel, zu welchen sie auch sprachlich gehören, wie auch die Inseln in Flora und Fauna diesem Archipel gleich sind (Meinicke, Zeitschr. n. F. 15, 385); daher sie auch Gulick (358) zum Gilbertarchipel rechnet.

Sehen wir so im Osten des Gebietes zwei Sprachcentren, so bilden die Karolinen ein drittes, deren Sprache (Gulick 170) mit der von Ratak und Ralik nahe verwandt ist; daher wurden verschlagene Karoliner, wie Chamissos Freund Kadu von Wolie stammend auf Ratak vollkommen verstanden. So dürftig nun auch unsere Nachrichten über karolinische Sprachen sind, so können wir doch durch genauere Betrachtung derselben die Karolinen in verschiedene kleine sprachlich und also auch ethnologisch näher zusammenhörige Gruppen eintheilen, welche aufzustellen bei der großen Längenausdehnung des

Gebietes, die über 30° beträgt, nicht unwichtig iſt. Schon Cantova (letters édif. XV. Sprengel Bd. 10) unterſcheidet fünf „Provinzen“ der Karolinen; doch ſind ihm die öſtlichen Inſeln des Gebiets unbekannt. Seine weſtlichſte Provinz (bei ihm die 5te) umfaßt die Palaus und dieſe ſtehen nach den Wortſammlungen bei Keate, Hockin und Cheyne allerdings ſelbſtändig genug da. Zunächſt nach Nordoſten folgt Eap, deſſen Sprache (Chamiſſo Wortverz.*) wieder ganz für ſich ſteht und nur noch auf der nächſtgelegenen Gruppe Ngoli (Cham. 103) die von Eap aus bevölkert iſt (Cheyne 141) geredet wird. Doch war ihnen ein Eingeborener der Palaus verſtändlich (Cheyne 146). Beide Gruppen, letztere unter dem Namen Lamoliork ſtellt auch Cantova zu einer abgeſchloſſenen Provinz, zur 4ten zuſammen; wir zählen ſie als 2ten Bezirk. Gleichfalls in nordöſtlicher Richtung ſchließt ſich Cantovas 3te Provinz an, die auch wir als 3ten Bezirk zählen; ſie umfaßt Ulithi (bei Cantova Egoi oder Lumul-ulutu) und Fais, obwohl Cheyne die Sprache dieſer letzteren Inſel mit der von Eap zuſammenſtellt (140) und Kittlitz 2, 417 ihre Bewohner denen von Wolie gleich nennt, ſowie die kleine Gruppe Sorol (Zaraol Cantova, Phillippsinſeln Hunter 1791 p. 152), welche nach den ſagenhaften einheimiſchen Berichten Kadus von Ulithi (Mogemug) aus bevölkert waren. Dieſe Gruppe, welche zu Chamiſſos Zeiten faſt menſchenleer war (Cham. 104), erwähnt Gulick gar nicht, wie er denn von den 48 Karolinengruppen (170) nur 43 (358 f.) mit Namen aufführt. Sprachproben haben wir ſo gut wie keine; doch beweiſen die paar Worte ſchon, welche Chamiſſo aus der Sprache von Fais zu ſeinem Verzeichniß von Wolie hinzufügt, eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit wenigſtens dieſer Inſel: und da zu Cantovas Bericht noch Kadus Ueberlieferungen hinzukommen, müſſen wir dieſe 3te Provinz fürs erſte gelten laſſen. Möglich, daß genauere ſprachliche Durchforſchung dieſes Gebietes etwas andere Reſultate gibt. — Der geographiſchen Lage nach wird man geneigt ſein, die kleinen weſtlichſten Inſeln der Karolinen, Tobi, Merir, Anna, Sonſorol zu den Palaus zu ſtellen und alſo zu unſerem erſten Bezirk zu rechnen. Allein

*) Auch Cheyne giebt ein ſolches von Eap, das zu Chamiſſo nur zum Theil ſtimmt. Vielleicht hat die Inſel, welche nach Kadu (Cham. 103) in 46 Bezirke zerfiel, ſelbſt verſchiedene Mundarten. Doch iſt Cheyne auch in ſeinen melaneſiſchen Wörterverzeichniſſen ſehr ungenau.

Chamiſſo bemerkt ausdrücklich (104), daß alle dieſe Eilande ſprachlich zu Cantovas zweiter Provinz gehören, welche die Gruppen Wolie Eauripik, Ifalik, Faraulep, Olimarao, Elato, Lamotrek, Satawal und einige kleinen Gruppen umfaßt und in welcher überall die Sprache von Wolie herrſcht. Dieſe Angabe beſtätigt ſich nach unſeren Wortverzeichniſſen; denn was Pickering (nach Horaz Holden) und Hale von Tobiwörtern geben, ſtimmt ziemlich genau zu dem, was wir von dem Sprachſchatz der Inſel Satawal durch Gaimard (bei D'Urville a, Philol. 2, 182) und von dem der Inſel Wolie durch Chamiſſo wiſſen, obwohl jede dieſer Inſeln wieder ſcharf begrenzte wunderliche Abweichungen zeigen. Es ſcheint alſo, daß z. B. Tobi ſeine Bewohner irgendwie aus jenen freilich etwas entlegenen Gegenden, wo wir die genannten Inſeln finden, erhalten hat; daß dieſe Bewohner dann, in längeren Jahren der Iſolirung, ihre Sprache mundartlich weiter bildeten. Auch die Pegangruppe rechnen wir, freilich nur auf jenes eine ſchon erwähnte Wort geſtützt, hierher. Zählen wir dieſe Inſeln als vierten Bezirk, ſo iſt die Hauptinſel des fünften Truk, welches Cantova zu ſeiner erſten Provinz zählte und das nach Torres (Chamiſſo 100) eine eigene Sprache hat. Nach Cantova gehört auch Poloat und Suk hierher, während Kadu (Cham. 100) behauptet, auf letzteren beiden Inſeln redete man die Sprache von Wolie. Da aber die wenigen Sprachproben von Poloat (Buluath) bei Chamiſſo ſich von der Sprache von Wolie nicht unweſentlich unterſcheiden, und da Kadu, wie wir gleich ſehen, den Sprachbezirk von Wolie auch auf ſolche Inſeln ausdehnt, welche ihm entſchieden nicht angehören, ſo rechnen wir jene beiden Inſeln zum fünften Bezirk, zu Truk, wohin gleichfalls Morileu, Namolipiafane, Faiu, Namonuito und Tamatam (Fanadik) gehören. Die weiter nach Oſten gelegenen Karolinen hat Cantova nicht gekannt: Kadu aber behauptet (Cham. 100) daß die Inſeln Savonnemuſch und Nugor, die öſtlich von Truk liegen, jede eine eigene Sprache hätten, obwohl er ſelbſt nie dort war. Mögen wir nun unter Nugor Nukuor oder Lukunor denken, jedenfalls werden wir in die Gegend der Mortlockinſeln verwieſen und thun wohl nicht unrecht, ſie als den Mittelpunkt eines ſechſten Bezirkes hinzuſtellen, der dann alſo außer Lukunor (Mortlock) Sotoan, Etal, Nuguor und Namoluk umfaßt. Auch Kittlitz (2, 80) ſagt, daß die Sprache dieſer Inſeln eine ſelbſtändige ſei. — Die öſtlichſten Karolinen ſind

noch übrig, welche wir zusammenfassen zum 7. Bezirk. Cantova kennt aus dieser Gegend nur den Namen Falupet, der so wie Kadus Fanopé (Cham. 100) gewiß nichts anderes ist als Ponapi (Banaba, Bornabi, Funopet, Puinipet). Letzteres, zu dem Ant, und einige andere Inselgruppen gehören, schließt sich nach Kittlitz in Beziehung auf Sprache und Sitte näher an Kusaie (2, 71) an, so daß wir auch diese Insel hierher ziehn, obwohl freilich das Wortverzeichniß, welches Cheyne von Ponapi gibt, so gut wie gar nicht zu dem von Kusaie stimmt. Aber Cheyne, der um Santelholz und Trepang für den chinesischen Markt zu holen diese Inseln besuchte, hatte nicht die wissenschaftliche Bildung, die ihn fähig machte, sprachliche Beobachtungen anzustellen; und deshalb folgen wir Kittlitz. Cheynes Buch, obwohl in mancher Beziehung sehr wichtig, will doch mit einer gewissen Vorsicht benutzt sein.

Alle diese verschiedenen Sprachen der Karolinen sind natürlich nur mehr oder minder verschiedene Dialekte, denn Kadu z. B. verkehrte mit Bewohnern von Truk (Chamisso 100), sang Lieder in der Sprache von Fais (ebds. 95) und nannte die von Ponapi, allerdings vielleicht ohne sie zu kennen, seiner heimathlichen Sprache gleich. Indeß sind die Sprachen des Marshallarchipel und der Gilbertinseln nicht weiter von den Karolinischen Sprachen unterschieden als unter sich, wie denn auch Kadu die Rataker verstand und von ihnen verstanden wurde. Auch Lütke 2, 350 sagt, daß von Lukunor bis Ulithi, also fast durch alle Karolinen, nur eine Stammsprache herrscht. Dabei aber ist es höchst merkwürdig, daß alle Wortsammlungen, welche wir aus Mikronesien haben, wenn sie sich nicht auf ein und denselben Dialect beziehen, wie z. B. Sprachproben von Mille und Ebon, die beide zum Marshallarchipel gehören, so weit auseinandergehen, daß ein Verständniß der verschiedenen Inselgruppen untereinander fast unmöglich scheint. Mag auch das viele Hin- und Herfahren der Eingeborenen von einer Insel zur anderen manches erklären, so scheint es doch, daß der Sprachschatz jedes einzelnen jener Dialekte viel größer ist, als es im gewöhnlichen Verkehr erscheint, wie auch wir Hochdeutsche ohne große Mühe plattdeutsche oder strenghochdeutsche Mundarten verstehen, ohne die dort gebräuchlichen Worte in unserer Verkehrsprache zu haben. Genauere Kenntniß der mikronesischen Sprachen, für die bis jetzt gar kein Material vorliegt, wird noch manche genauere Aufklärung bringen.

Auf Guaham verſtand man die Karoliner nicht, da die Sprache der Marianer, die jetzt ausgeſtorben iſt, mit dem Tagaliſchen nähere Verwandtſchaft hatte (Chamiſſo 43 nach Fra Juan de la Concepcion; Strobach, einer der erſten Miſſionäre auf den Marianen, Sanvitores Zeitgenoſſe, neuer Weltbott I, 9; le Gob.; Müllerling. Th. der Nov. Reiſe 287). Uebrigens hatten die Marianen, ja wohl Guaham ſelbſt (Freycinet II, 377), wieder verſchiedene Mundarten, daher die Wortverzeichniſſe bei Marsden (nach Hervas), Chamiſſo, Freycinet (I, 199 f. 261, 372 u. a.) Abweichungen haben, welche nicht auf verſchiedener Wiedergabe eines und desſelben Wortes beruhen.

Aus allem Vorſtehenden ergeben ſich nun für die ethnologiſchen Verhältniſſe Mikroneſiens folgende Reſultate. — Die Mikroneſier zerfallen in zwei große Stämme, in einen öſtlichen, welcher die Karolinen Ratak-, Ralik- und Gilbertinſeln umfaßt, und in einen weſtlichen, der von den Bewohnern der Marianen gebildet wird. Letzterer iſt höher entwickelt als erſterer, woran wohl außer der natürlichen Beſchaffenheit ſeiner Wohnſitze auch die Nähe der Philippinen, vielleicht ſpätere Einwanderung Antheil hat. Beide Stämme aber muß man, den Uebereinſtimmungen in Sitte, Glauben u. ſ. w. zu Folge von gemeinſchaftlichem Ausgangspunkt gekommen denken, und zwar ſcheint die Gegend der Molukken das Thor geweſen zu ſein, durch welches wie die Polyneſier ſo auch die Mikroneſier in den Ocean einſtrömten.

Zunächſt breiteten ſich die Einwanderer über die Karolinen und den Marſhallarchipel aus, in welchem letzteren ſie bei faſt gänzlicher Abgeſchiedenheit ihr urſprüngliches Weſen in größerer Einfachheit und Reinheit bewahrten. So haben ſich hier manche Wortſtämme erhalten, welche ſich in anderen Gegenden, und nicht nur in Mikroneſien ſondern auch in Polyneſien nur noch als Eigennamen finden. Es ſind dies meiſt ganz allgemeine Begriffe, — lep — lib — lab — ib — pi groß, rek rik trek klein, muku luku Ort, Inſel, fanan farau pona bana Land u. ſ. w., daher es ein Irrthum von Hale iſt (82 Anm.), wenn er glaubt, man könne aus dieſen Namen Aufſchlüſſe über die Wanderungen der ozeaniſchen Stämme entnehmen.

Der Gilbertarchipel iſt ſpäter, und zwar von den Karolinen aus bevölkert, wenigſtens nach den Ueberlieferungen der Eingebornen, welchen gänzlich zu mißtrauen wir keinen Grund haben. Hale (und ähnlich auch Wilkes) erzählt nämlich (187 f.) nach dem Bericht

eines Engländers Kirby, der drei Jahre auf Kuria gelebt hatte, eine Sage der Eingeborenen, nach welcher die erſten Anſiedler der Gilbertinſeln in zwei Booten von Bánab gekommen ſeien, und zwar in Folge eines in ihrer Heimath wüthenden Bürgerkrieges. Dies Bánab lag, wie auf Makin ausdrücklich erzählt wurde (Hale 187), nach Nordweſten zu, und kann nichts anderes ſein, als Ponapi, deſſen Sprache, wie Hale (199) an einigen beſonders ſchlagenden Fällen nachweiſt, ſehr genaue Berührungen mit der Sprache der Gilbertinſeln hat. Kurz aber nach der Niederlaſſung dieſer Anſiedler von Bánab kamen, ſo heißt es weiter, gleichfalls in zwei Booten, Leute von Süden aus dem Lande Amoi, ſchöner, heller, mit anderer Sprache, als jene Einwandrer von Norden her, mit denen ſie erſt friedlich lebten, ſpäter aber wegen der Weiber in Streit geriethen, in welchem ſie beſiegt und erſchlagen wurden. Die von Amoi hatten die Brodfrucht, die von Bánab den Taro mitgebracht. Dieſelbe Ueberlieferung fand auch Gulick vor und erfuhr noch überdieß vom Capitän Randall, wohl dem genaueſten Kenner des Gilbertarchipels, in welchem er ſich mehrere Jahre aufgehalten, daß die Häuptlingsfamilie von Apamama vor vierzehn Generationen aus Tamoa gekommen ſein will (Gulick 415). Da nun die Sprachen des Gilbertarchipels kein s haben, ſo iſt jenes Amoi oder Tamoa wohl nichts anderes, als Samoa, und wirklich fand Hale (189) ſehr viel Aehnlichkeiten zwiſchen der ſamoaniſchen Sprache und dem Tarawa. Wir haben alſo in den Gilbertinſulanern eine Miſchung von Mikro- und Polyneſiern die vor noch nicht allzulanger Zeit, d. h. aber doch vor mindeſtens 400 bis 500 Jahren, wenn wir die vierzehn Generationen wörtlich nehmen, wahrſcheinlich aber noch früher entſtand, da jene Zeitbeſtimmung nur der ſagenhafte Ausdruck für einen großen und nicht mehr genau zu beſtimmenden Zeitraum iſt. So kann man ſie, aber nur in dieſem äußerlichen Sinne, als Bindeglied zwiſchen Mikro- und Polyneſien anſehen, ähnlich wie die Fidſchiinſulaner eine vermittelnde Stellung einnehmen zwiſchen Mela- und Polyneſien. Aus dieſer Miſchung iſt auch vielleicht die dunklere Farbe der Gilbertinſulaner zu erklären, da die Polyneſier im Allgemeinen und namentlich die Samoaner dunkler ſind als die Mikroneſier; daher erklärt es ſich auch wohl, wie Poulding bei Hale 88 dazu kommt, die Bewohner von Mili, alſo die Rataker, für eine von den Gilbertinſulanern verſchiedene Raçe zu erklären.

So haben wir denn vier Centren mikroneſiſcher Entwickelung zu betrachten. Zuerſt die alten Marianer vor der Unterjochung durch Spanier; dann die Karoliner, die, wenn auch mannigfach getrennt, doch ziemlich auf gleicher Stufe ſtehen; drittens den Marſhallarchipel, der durch ſeine größere Abgeſchiedenheit ein eigenthümliches Gepräge bewahrt hat; und endlich die Gilbertinſeln, wo die mikroneſiſche Bevölkerung durch polyneſiſche Einmiſchung eine andere Geſtalt angenommen hat. Nun meint zwar Hale (71), eine allgemeingültige Schilderung Mikroneſiens ſei bei der großen Völkermiſchung des Gebietes unmöglich, auch Gulick hat die einzelnen Diſtricte einzeln geſchildert und eine alles umfaſſende wiſſenſchaftliche Darſtellung Mikroneſiens exiſtirt unſeres Wiſſens noch nicht. Ueberhaupt iſt dieſer Theil Oceaniens bisher noch nicht zu ſeinem Recht gekommen. Wie die Quellen gerade über dies Gebiet auffallend ſpärlich fließen, wie es nautiſch und geographiſch zu den unbekannteſten des ganzen ſtillen Meeres gehört, ſo hat man auch ethnologiſch Mikroneſien immer nur als Anhang an Polyneſien behandelt, obwohl ſeine Bevölkerung als ſelbſtſtändiger Theil des großen malaiiſchen Stammes eine ſelbſtſtändige Behandlung fordern kann und muß, wenn alle ihre Eigenheiten ins richtige Licht treten ſollen. Wenn wir nun eine ſolche verſuchen, ſo hoffen wir trotz unſeres verhältnißmäßig geringen Materiales und trotz jener mannigfachen Verſchiedenheiten, welche denn doch nur individuelle Aeußerungen derſelben Anlage ſind, ein Bild geben zu können, welches die weſentlichen Züge Mikroneſiens widergibt; wir hoffen ferner auch das zu erreichen, was Hale S. 70 verlangt, nämlich durch genaue Betrachtung der Sprache, Naturanlage, Sitte, Ueberlieferung u. ſ. w. klareren Einblick zu erlangen über den Urſprung, das heißt denn doch über die ethnographiſche Stellung der Mikroneſier.

Die Marianer nannten ſich ſelbſt nach Magelhaens Bericht (Pigaf.) Chamorri, welches Wort nach Freycinet 2, 276 nur durch einen Irrthum zum Eigennamen geworden ſein ſoll: es ſei wohl entſtanden aus dem Ruf der ſeefahrenden Eingeborenen: ϑamo-ulin*) „brauch nicht mehr das Ruder.“ Doch ſchwankt Freycinet ſelbſt und gibt 277 eine

*) Das ϑ iſt nach Lepsius stand. alphab. gewählt zur Bezeichnung des tch, welches Freycinet, oder des tj, welches Chamiſſo (42) anwendet. Auch Hale ſchreibt ϑ.

andere Etymologie des Wortes aus ſpaniſch chamorro „kurz geſchoren.“ Allein beides iſt falſch. Der Name bezeichnete nur die vornehmen Marianer, nur die, welche wirklich frei und ſelbſtändig waren, den Adel der Nation; und ebenſo finden wir es wieder auf den Karolinen, wo z. B. tamōn, tamor oder tamol als Name der Vornehmen auf Wolie und einigen andern Inſeln geläufig ſind. Ganz daſſelbe Wort treffen wir in Polyneſien, zunächſt auf der kleinen Inſel Rotuma, von der ſich bei Hale ein kurzes Vokabular findet. ʻamuri bezeichnet daſelbſt einen Mann von niederem Rang, einen Mann aus dem Volke. Das Wort iſt zuſammengeſetzt aus rotum. ʻa Mann (bei Marsden ta), welches ſich auch in den meiſten übrigen malaiopolyneſiſchen Sprachen findet, tagal. tavo, marian. tau-ta, in allen polyneſ. Dialecten ta-ne oder erweitert tangata, taata, kanaka u. ſ. w., und aus rot. mūri, welches Hale als nur in dieſer Zuſammenſetzung vorkommend, welche gemeiner Mann, Mann der niederen Kaſte, bedeutet, nicht weiter erklärt. Das mūri, karol. -mōr -mōn -mōl wird nicht verſchieden ſein vom polyneſ. maóri (Neuſeel. Tahiti), maóni maoi (Samoa), moóni (Tonga), maolí (Hawaii), maoi (Nukuhiva, Mangareva), mari (Rarotonga) „wahr eingeboren ächt einzig nur“ (Hale ſ. o.), welche Worte auch im Polyneſiſchen den eingeborenen Namen des ganzen Stammes bilden, aber nie allein, ſondern ſtets mit tangata verknüpft (Schirren 48 Note). So haben wir auch im marian. chamorri, chamoru nichts anderes zu ſehen als ʻa-moru, den eingeborenen Mann, wie die karoliniſchen Formen und rotumaniſch ʻa-múri daſſelbe bezeichnet. Da nun der Adel dieſer Länder die allein freien, die allein wahren Menſchen waren, ſo kann es nicht wundern, wenn man ihn vorzugsweiſe ʻa-moru eingeboren, autochthon, nannte und ſo beſchränkte ſich in Mikroneſien dieſer Name, welcher eigentlich dem ganzen Volke gehörte, auf die Vornehmen. In Polyneſien erhielt er ſich entweder fürs ganze Volk, oder wurde, wie in Rotuma, auf den niederen Stand eingeſchränkt. Auf keinen Fall aber dürfen wir annehmen, daß durch dieſe Bezeichnung irgend wie die Annahme einer melaneſiſchen Einwanderung oder Urbevölkerung unterſtützt werde; ʻamuri, tangata maori heißt Autochthone, Einheimiſcher, wie ähnliche Namen auch bei europäiſchen Völkern geläufig ſind und wird, wenn es zum Unterſchied von andern Völkern angewandt wird, höchſtens nur im Gegenſatz zu den gleichfalls polyneſiſchen Bewohnern des

übrigen Archipels gebraucht; jeder betrachtete sich auf seiner Insel als ursprünglich zu Haus. Sicher gehört auch der Name der More-ore, der Bewohner der Warekauriinseln, so wie noch manches einzelne mikronesische hierher, dessen weitere Verfolgung uns zu weit führen würde.

Diese Chamorris nun hatten nach Garcia de Loaisa, welcher die Inseln 1526 besuchte, langes Haar und vollen Bart (Navarrete V, 49). Das Haar war schwarz und schlicht und fiel den Weibern bis auf den Gürtel (Pigaf. 60). Daß sie den Bisayas sehr ähnlich gesehen sagt Fra Juan de la Conception bei Chamisso 43 und hierzu stimmt auch Pigafettas Angabe, der die Marianer ganz wie die Tagalen schildert, olivenbraun die Männer, die Weiber lichter, auch zierlicher und schlanker als die großen und starken, aber wohl proportionirten und schönen Männer (60, 70). Bei der Geburt (Pig. 70) waren die Kinder weiß, wie dies bei farbigen Völkern immer der Fall ist. Auch der Jesuit le-Gobien, der sein 1701 erschienenes Buch nach den Memoiren der auf den Marianen seit 20 Jahren wirkenden Missionäre, nach Briefen von ihnen und offiziellen Missionsberichten schrieb und der zwar deshalb mit Vorsicht benutzt werden muß, aber dennoch für vieles unsere Hauptquelle ist, auch le Gobien schildert (45 f.) die Marianer den Tagalen an Gesichtszügen, Sprache und Farbe ganz gleich, nur daß sie etwas heller seien als die letzteren, auch er nennt sie groß und schön gewachsen und größer und kräftiger als die meisten Europäer. Die Insel Rota war namentlich durch die Schönheit ihrer Einwohner berühmt (Freycinet 2, 227). Trotz dieses hohen, ja wie Careri (1695) sagt riesenhaften und derben Wuchses, trotz einer Neigung zum Fettwerden (Noort 1599; allg. Hist. d. Reisen XI, 368) — namentlich der Bauch war dick und trat oft stark hervor (Freyc. a. a. O. le Gobien 47), eine Erscheinung, welche wohl in der meist vegetabilischen Nahrung der Insulaner ihren Grund hatte — waren sie körperlich geschickt, leicht beweglich und oft von erstaunlicher Muskelkraft (Careri 5, 298). Wie alle Polynesier zeichneten sie sich aus als tüchtige Schwimmer und Taucher; doch waren sie als Fußgänger nicht minder kräftig. Diese Vorzüge der körperlichen Bildung gehörten indeß vorzüglich dem Adel an; das geringe Volk war schwächer, kleiner, minder schön (Freycin. 2, 277).

Finden wir in dieser Beschreibung mancherlei, wodurch die

Marianer den Tagalen nahe rücken, so gehören sie doch auch schon dem Aeußeren nach näher zu den Polynesiern; ja Dampier (Crawfurd a 268) nennt sie den Bewohnern der Philippinen wenig ähnlich. Letztere haben meist platte, die Marianer ziemlich hohe Nasen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie den Völkern Malaisiens von allen Oceaniern am nächsten stehen; sie nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen beiden ein, trotzdem sie den östlichen Völkern näher angehören.

Auch heute noch, obgleich die alte Bevölkerung zum Theil vernichtet, zum Theil so stark mit Tagalen und anderen Malaiopolynesiern versetzt ist, daß sie mit ihrer Sprache jegliche alte nationale Eigenthümlichkeit verloren zu haben scheint, nehmen die Bewohner der Marianen eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Malaien und den Polynesiern (Virgin 2, 113). Während nun Kittlitz (2, 138) in ihrer Nationalphysiognomie nur den allgemein malaiischen Grundtypus als feststehend erkannte, nennt sie Gulick den Bewohnern der westlichen Karolinen ähnlich (N. M. 171). Diese Aehnlichkeit kann indeß nicht auf der Einwanderung oder dem Verkehr dieser Karoliner mit den Marianen beruhen; denn wenn auch beides stattgefunden hat (Freycin. 2, 277) und stattfindet, so ist es doch viel zu geringfügig, als daß es die Physiognomie der Bevölkerung hätte umändern können. Uebrigens ist dieselbe heut zu Tage häßlich genug: schlichtes schwarzes Haar, grobe Backenknochen, dicke Lippen und Nasenflügel, plumpe und zu kurze Beine, dicke Gliedmaßen und sehr dunkle Haut schreiben ihnen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zoologie 28) und Virgin zu, welcher die Weiber ganz besonders häßlich nennt. Häufig ist (nach Quoy und Gaimard) ihr innerer Augenwinkel schief gezogen, jedoch ohne daß die Lider wie bei den Chinesen angeschwollen sind. Dasselbe berichtet le Gobien (45) von den alten Marianen und wenn er eine Einmischung von Japan aus für nicht unmöglich hält, so muß zugestanden werden, daß Japanesen allerdings nicht allzu selten sei es freiwillig sei es von Stürmen verschlagen nach den Marianen gekommen sind; allein man darf auch ihren Einfluß wohl kaum für so mächtig halten, daß er die physische Natur des Volkes umgeändert habe; und dazu kommt, daß schiefe Augen auch sonst in Mikro- und Polynesien, aber auch bei anderen Völkern gar nicht so selten erwähnt werden.

Schwieriger ist es, sich von den Bewohnern der Karolinen ein

Geſammtbild zu machen, da die einzelnen Gegenden dieſes ausgedehnten Gebietes mannigfach von einander abweichen. Mertens der mit Lütke und Kittlitz reiſte, ſchildert (recueil des actes de l'acad. de St. Petersbourg 1829, 109) die Karoliner im allgemeinen als mittelgroß und darüber, eher hager als fett, mit hoher fliehender Stirn, eingedrückten Schläfen, ſchön geſchnittenen Augen mit guten Brauen, platter, im ganzen jedoch wohlgebauter Naſe, ziemlich großem Mund, dicken Lippen, wenig hervorſtehenden Backenknochen, vorſtehendem Kinn und nur bisweilen ſtarkem Bart. Sie ſind etwas minder ſchlank und nicht ſo zierlich gewachſen als die Polyneſier im engeren Sinne, meiſt auch dunkler als dieſe, kaſtanien- oder olivenbraun, was Quoy und Gaimard (D'Urville Zoolog. a, 26) durch das heiße Klima ihrer Inſeln und deren geringere Erhebung über den Ocean verurſacht glauben. Darin aber ſind ſie wieder ganz den Polyneſiern ähnlich, daß auch bei ihnen die Vornehmen größer und ſchöner ſind als das Volk, welches Leſſon geradezu häßlich und unter mittelgroß nennt. Specialiſiren wir nun dies allgemeine Bild. Padilla (1710; Coreal voy. 2, 293; Gomara 300; Clain im 15. Bd. der lettres édif.) nennt die Bewohner der weſtlichſten Karolinen olivenbraun oder noch dunkler und faſt kraushaarig. Die Bewohner der Palaus ſind dunkel kupferbraun, mittelgroß, gut gewachſen, von tüchtiger Musculatur; ſie haben langes ſchwarzes Haar, aber nur ſelten vollen Bart, da ſie die keimenden Barthaare ſofort mit der Wurzel ausrupfen (Keate 36). Ihre Augen ſind ſeltſam röthlich, wie mit Blut unterlaufen (Pickering 219) und häufig ſchief (Roquemaurel bei d'Urville b, V, 342). Krauſe Haare, ſtarke Bärte, hellere oder auch ſehr dunkele Farbe (Clain bei Sprengel 10, 206) finden ſich in jenen Gegenden gleichfalls (Cantova 1722, bei Sprengel 10 214), ſo z. B. ſind die Bewohner der kleinen Inſel Tobi licht kupferfarbig, nicht dunkler, wie die Spanier von Manila, während ſie ſonſt mit ihren breiten platten Naſen, den ſtarken Backenknochen ganz den Bewohnern der Palaus gleichen, nur daß ſie beſſere Zähne haben, da ſie keinen Betel kauen wie jene. Körper- und Barthaare reißen ſie aus und zwangen auch die gefangenen Engländer ein gleiches zu thun (Horaz Holden bei Pickering 224. 230). Auch die Bewohner von Pegan, welche Meares 1, 126 den Sandwichinſulanern ähnlich fand, zeichneten ſich, als ſie Carteret (1, 388) entdeckte, durch

ſchöne Zähne und angenehme Geſichtszüge aus; ſie waren ſtark, behend und hurtig. Die Bewohner von Cap ſind von lichter, hellkupferfarbiger Haut, ſchön gewachſen und kraushaarig; manche Weiber ſind ganz beſonders hell und hübſch (D'Urville a, V 391; Roquemaurel bei demſ. b, V, 341; Cheyne 143—4). Zwar gibt es auf der Inſel, wenigſtens nach Kadu's Bericht bei Chamiſſo 126 einen Diſtrict mit auffallend kleinem Menſchenſchlag; allein da ſich in demſelben auch ganz beſonders viele und auffallende Mißgeburten, welche ſonſt im ganzen Gebiete ſelten ſind, finden, ſo haben wir es ſicherlich hier nur mit einer ungeſunden Gegend zu thun und nicht an ſtammfremde Elemente zu denken. Während die Eingeborenen von Ulithi (Lütke 2, 310) ſich durch aufgeſtülpte Naſen und dicke Lippen in etwas von dem allgemeinen Typus der Karolinen entfernen, dem ſie in allen übrigen Stücken gleichkommen (Kittlitz 2, 417), repräſentiren die Bewohner der Centralgegenden des Archipels, die von Wolie, Satawal, Tamatam u. ſ. w., welche von angenehmen Geſichtszügen, hoher Stirn, theils ſchlicht, theils kraushaarig und olivenſchwarz bis kupferroth ſind (Freycinet 2, 93), dieſen Typus ohne hervorſtechende Abweichungen. Dagegen haben die Eingeborenen von Truk eine kleine, bisweilen runde Stirn, ſchiefe Augen, plattes Geſicht mit wenig vorſpringender Naſe (Desgraz bei D'Urville b, V, 312), die auch, bei dünneren Lippen, minder breit iſt; ihr Haar iſt meiſt ſchlicht (Lütke 2, 95). Die Bewohner von Lukunor ſind kaſtanienbraun, mittelgroß, aber ſtark; ſie haben ein plattes Geſicht und eine an der Wurzel eingedrückte, an den Flügeln aufgeworfene Naſe, einen dünnen, bisweilen aber langen Bart (Lütke 2, 66). Die Senjawininſulaner (die kleinen Inſeln um Ponapi) ſind nach Lütke (2, 25) papuähnlicher; er ſchreibt ihnen eine platte und breite Naſe, breites Geſicht, dicke Lippen, große vorſtehende Augen und eine kaſtanien- oder olivenbraune Farbe zu. Doch ſind ſie heller als die Kuſaier, denen die Bewohner von Etal, Lukunor und Sotoan ähnlich ſehen (Kittlitz 2, 70) und manche haben langes lockiges Haar (eb.), ſo daß auch hier an wirklich melaneſiſche Elemente nicht zu denken iſt. — Sehr viel reichlicher fließen die Quellen über die beiden Inſeln der Karolinen, welche am häufigſten beſucht werden, über Ponapi und Kuſaie. Die Bevölkerung der erſten Inſel iſt nach Rojas 184 kupferbraun, die Weiber jedoch viel heller, oft von kaukaſiſcher Phyſiognomie; indeß

ſah Rojas einen Häuptling, der mit ſeiner ganzen Familie chineſiſch ausſah, welches Ausſehen wohl nur durch ſchiefſtehende Augen hervorgerufen wurde, wie ſie auch Virgin daſelbſt beobachtete (2, 101). Auch Gulick (177 f.) hebt ihr Aeußeres hervor, nicht ſelten findet man bei ihnen eine hohe Stirn, die meiſt gut entwickelt, nicht zurückflieht, zartgezeichnete Augenbrauen, lange ſchlanke Adlernaſe, dünne feingeſchnittene Lippen und ein wohlgeformtes Kinn. Die Augen ſind ſchwarz und durchdringend, die Haare pechſchwarz und leicht gekräuſelt, bisweilen ſehr kraus. Ihr Geſicht iſt oft nur wenig breiter als das der Europäer, die Ohren klein, die Zähne vollkommen gut. Die Mehrzahl allerdings hat, wie auch Gulick angibt, niedrigere und plumpere Naſen, als die Europäer, dicke Lippen und breiten Mund (Novara 2, 416). Ihre Figur iſt nur mittelgroß (5′ 8″ iſt Durchſchnittsmaß für die Männer, Novara a. a. O.), da ſie verhältnißmäßig kurze Beine haben. Gulick nennt ſie kupfer- bis olivenbraun, Virgin (2, 101) dunkelrothbraun, wie die Bewohner von Nive. Allein der letzteren Behauptung widerſprechen die Abbildungen bei Virgin ſelbſt, welche den Ponapiten bedeutend heller als die Eingeborenen von Nive und nur gelbbraun darſtellen. Die Häuptlinge ſind, weil ſie mehr Schutz vor Wetter u. dergl., ſo wie überhaupt ein beſſeres Leben haben, im Allgemeinen von hellerer Farbe als das Volk (Novara 2, 416). Auf ihre Schönheit ſind dieſe Inſulaner ſtolz und nach Gulick, der doch ſonſt ein ſtrenges Urtheil hat, mit Recht, ihre Weiber ſind oft von überraſchender Anmuth und ihre Kinder bisweilen äußerſt reizend. Ebenfalls ziemlich hellgefärbt ſind die Bewohner von Pingelap und Mokil (Cheyne 92 f.), ſo wie die Kuſaier, obwohl es auch unter ihnen dunklere Individuen mit gröberem Haare gibt. Kittlitz nennt ſie geradezu dunkel kupferbraun (1, 351), welches wohl etwas zu allgemein behauptet iſt. Denn ſonſt iſt das Haar zart, der Wuchs klein und zierlich, auch hier die Augen leicht ſchiefſtehend, wie eingeſunken (Gulick 238) und die Weiber beſonders hell (Lütke 1, 352) und trotz ihrer ſtets hängenden ſpitzen Brüſte nicht ohne Anmuth, klein, mit ſchwarzen Augen, ſehr guten Zähnen und minder dicken Lippen als die Männer (Kittlitz 2, 3). Doch iſt, trotz ihrer Kleinheit und Magerkeit und trotz einer faſt unglaublichen Biegſamkeit der Glieder ihre Muskelkraft bedeutend (eb. 354). Ihr Bart iſt dünn und wird meiſt ausgeriſſen.

Kittlitz ſowohl (2, 10) wie Virgin (a. a. O.) ſtellen dieſe Mikroneſier zwiſchen Polyneſier nnd Malaien, und gewiß mit Recht; und gewiß mit Recht weiſt der Erſtere Leſſon's Anſicht einer mongoliſchen Einmiſchung als vollkommen grundlos zurück. Nachdem wir aber ſo die einzelnen Inſeln durchwandert haben, werden wir wohl Arago beiſtimmen müſſen, wenn er (2, 30) ſagt, daß Phyſiognomie und Hautfarbe auf den Karolinen ſehr verſchieden ſei; wir werden ferner Hales ſchon vorhin erwähnten Ausſpruch, in Mikroneſien herrſche eine Völkerverſchiedenheit wie im römiſchen Reich, zwar ſeiner Veranlaſſung nach begreifen, zugleich aber auch auf ſein richtiges Maß zurückführen können.

Saavedra (1526 und 1529) war wohl der erſte Europäer, wenigſtens von dem wir Kunde haben, welcher den Marſhallarchipel beſuchte; ihm folgte Juan Gaetan 1542. Saavedra ſchildert die Bewohner ſeiner Inſeln der Könige (1526), der Bärtigen (1529) oder der Gemalten (los Pintados), der heutigen Ralikkette (Gulick 298), als dunkelfarbig, mit ſtarken Bärten, von wilder Gemüthsart, die der Garteninſeln, welchen Namen Gaetan gab, des heutigen Ratak als hell und freundlich. Chamiſſo dagegen (87) und ebenſo Gulick (302), welche in neuerer und neueſter Zeit am genaueſten und zuverläſſigſten über dieſe Inſeln berichtet haben, nennen Beide die Bewohner beider Inſelreihen dunkler als die Karoliner, ſo daß wir ſie zu den dunkelſten Bewohnern der Südſee zu zählen haben. Das Haar iſt ſchwarz, ſchlicht, hinten in einen Knoten gebunden, bei Kindern dagegen frei hängend und lockig; die Bärte ſind lang, aber nicht dicht. Ihr Wuchs iſt hager, und ihre Farbe erſcheint in der Ferne durch ſehr reichliches Tattuiren faſt ſchwarz (Kotzebue 2, 46. 39), Die Stirn iſt hoch gewölbt, die Naſe gebogen, die Augen, welche nach Meinicke (Zeitſchr. f. allg. Erdk. n. F. 10. B. 396) bisweilen ſchwarz ſind, nennt Kotzebue braun. Ihre Knochen ſind fein, Hände und Füße klein und zierlich (Kotzebue 2, 61), und auch Chamiſſo ſchildert ſie als nicht groß, nicht ſtark, aber bis auf die Zähne wohlgebildet, welche wegen der ſüßen Pandanusfrüchte, die ſie fortwährend genießen, früh ſchlecht werden. Durch Größe, Stärke und Schönheit zeichnen ſich vor allen übrigen Ratakern die Bewohner von Likieb nach Kotzebue 2, 123 aus, vielleicht in Folge reichlicherer Fiſchnahrung, während man auf den übrigen Inſeln

meiſt nur kärgliche Pflanzennahrung genießt. — Die Bewohner von Mili, ganz im Süden der Ratakkette, ſind ziemlich hell gefärbt — ob auch Saavedra von einer ſolchen lichteren Inſel ſpricht? — mittelgroß, gut gewachſen, nur ſelten mit dicken Lippen und breiten Naſen und ſchöner als ihre ſüdlichen Nachbaren, die Gilbertinſulaner.

Dieſe letzteren ſchildern ihre Entdecker, Marſhall und Gilbert (1788), als fett und wohlgenährt, ſchön, ſtark und gutgewachſen, kupferfarbig mit langem ſchwarzem Haar, ſchwarzen Augen und guten Zähnen (Marſhall 183. 186. 201). Die Farbe wechſelt, einige Inſeln, z. B. Makin (Hale 94), ſind heller, andere wieder dunkler, wie das von Hale beſuchte Tapiteouwea. Wenn aber Hale (93) auch hier wie auf Ponapi eine melaneſiſche Urbevölkerung annimmt, ſo kann er dafür nicht einmal die Scheidung der Stände anführen; denn dieſe herrſcht auf Tapiteouwea wenig und iſt z. B. auf Makin, welches doch durchgehend hellere Bewohner hat, viel ſtärker. Meiſt ſind die Gilbertinſulaner dunkler als die eigentlichen Polyneſier, während aber nach Leſſon die Farbe der Mikroneſier von hier aus nach Weſten zu immer dunkler wird, behauptet Gulick, der entſchieden die genaueſte Kenntniß dieſes Gebiets beſitzt, daß dieſe Menſchen dunkler ſeien, als alle weſtlichen Mikroneſier (410), welche Farbe Meinicke für die Folge der tropiſchen Sonne und des ſtärkeren Einfluſſes der Luft erklärt. Auch Gulick ſagt, daß die Gilbertinſulaner größer, plumper und corpulenter (letzteres wie in Polyneſien namentlich die Häuptlinge) ſeien, als alle anderen Mikroneſier, und Hale (94) ſah auf Makin einen Menſchen von ſo unbehülflicher Dicke und ſo coloſſalem Wuchſe, daß man bei der Beſchreibung deſſelben an den Wuchs der hawaiiſchen Fürſten erinnert wird. Nach Süden zu nimmt in der Gruppe die Zierlichkeit des Wuchſes immer mehr ab (Gulick 410): zum deutlichen Beweis, daß dieſe ſtärkere Corpulenz eine Folge jener polyneſiſchen Einwanderung iſt, von der wir oben ſprachen. Die Haare waren auch hier ſchwarz glänzend, leicht gekräuſelt oder ringellockig; ihre ſchwarzen Bärte, die einige nur auf der Oberlippe, einige nur ganz ſchmal am Kinn (wie es Leſſon auch auf den Karolinen fand), andere ungeſchoren trugen (Byron 1, 110), ſind ziemlich voll. Backenknochen und Kinn ſtehen vor, auch die Naſe iſt vorſpringend, adlerförmig, oft aber unten etwas dick; der Mund iſt groß, die Lippen

voll (Hale, Gulick) — also auch hier tritt uns der gewöhnliche Typus Mikroneſiens entgegen. Wollen wir ſchließlich noch ein paar Worte von jenen einzeln gelegenen Inſeln Nawodo und Banaba ſagen, ſo fand Michelewa y Rojas (176) die Bewohner der erſteren ſchöner als alle anderen Polyneſier, mit ſtarkem Bart und kurzgeſchnittenem Haar. In letzterem unterſcheiden ſie ſich von den Bewohnern von Banaba, welche bartlos ſein ſollen (Simpſon bei Cheyne 77 f.). Sicher ſteht ſich die Bevölkerung beider Inſeln ſehr nahe; ſie ſind hellkupferfarbig, mit wohlgeformten Geſichtern (namentlich ſind die Weiber hübſch) und ſchwarzem krauſen Haar Cheyne 76). Nach Cheyne (79) gleichen ſie ganz den Ponapiten, während Meinicke (a. a. O. 384) ſie ganz zu den Gilbertinſulanern rechnet: ſie werden wohl beiden gleichen, indem ſie den mikroneſiſchen Typus bei ihrer Abgeſchiedenheit ziemlich rein bewahrt haben.

Die hohe Stirn der Mikroneſier wird überall erwähnt, ſo in Beziehung auf Ratak von Kotzebue (2, 39), auf den Gilbertarchipel von Gulick (411), für die centralen und weſtlichen Karolinen von Freycinet (2, 93), für Kuſaie, Ponapi und den Oſten von Mertens (recueil des act. de l'acad. de St. Petersb. 1829, 109), welcher letztere die Stirn zurückfliehend und an den Schläfen zuſammengedrückt nennt. Dies ſtimmt überein mit dem was Welcker (Archiv. für Anthropol. 1. H., S. 152, 1866) und Davis (anthrop. review 4, 48 ebendaher), über die Schädelform der Bewohner des ſtillen Oceans gelehrt haben. Davis ſtellt nämlich, ausgehend von der eigenthümlichen Form des karoliniſchen Schädels, der bei großer Länge und Schmalheit eine auffallende Höhe beſitzt und durch ſtarke Seiten- und Scheitelhöcker ausgezeichnet iſt, die Völker, welche eine ſolche Bildung zeigen, zu einer eigenen ethnographiſchen Gruppe zuſammen, da ſich dieſe Schädelform auch ſonſt im ſtillen Ocean findet, z. B. bei den Hawaiern, die einen von einer tiefen Furche umzogenen ſtark abſtehenden zitzenförmigen Scheitelhöcker zeigen, bei den Papuas, allen Malaien u. ſ. w. (Welcker a. a. O. 133). Welcker, welcher ſehr richtig nicht die einſeitige Hervorhebung von Höhe oder Breite, ſondern das Verhältniß zwiſchen beiden als die Hauptſache bei Schädelmeſſungen hinſtellt, auf die man ſyſtematiſirend fußen könne, Welcker entwirft nach dieſem Syſtem, welches die Eigenthümlichkeiten der Schädel gewiß ſehr richtig wiedergiebt, fünf Hauptklaſſen der Menſchheit, deren

erste und zweite, die hypsistenocephali, die schmalen Hochköpfe und die brachystenocephali, die breiten Hochköpfe, wie sie näher miteinander verwandt sind, auch alle die Völker umfassen, die uns hier näher beschäftigen. Die Höhe wiegt bei beiden vor und nur bei den Maduresen und den Makassaren steht sie mit der Breite gleich, ist aber auch bei diesen im Verhältniß zu anderen Völkern auffallend groß. Es ist von Wichtigkeit für uns, zu sehen, daß alle Völker von Malakka bis zur Osterinsel und von Hawaii bis zur Westküste von Neuholland, also Malaien, Mikro-, Poly-, Melanesier und Australneger gleiche oder doch verwandte Schädelbildung zeigen: denn wollen wir diese Völker alle als einen großen Zweig der Menschheit betrachten, so kann wenigstens von Seiten der Kraniologie nichts dagegen eingewandt werden. Man sieht nach allem diesen nicht ab, wie Quatrefages in dem schon vorhin erwähnten Aufsatz in der revue des deux mondes (histoire naturelle de l'homme Februar 1864, 522 f.) behaupten kann, daß die Polynesier in ihrem Schädelbau alle Eigenthümlichkeiten der „drei großen Racen" gemischt hätten, wenn nicht Quatrefages zu dieser Behauptung erst in Folge seiner Ansicht, die Malaien seien aus den 3 großen Racen Südasiens, der weißen, schwarzen und braunen gemischt, entstanden ist — welche Erkenntniß indeß, wie er selbst 527 bemerkt, „den meisten Anthropologen bis jetzt entgangen ist". Entgangen nun wohl nicht: denn wie oft ist sie in den verschiedensten Reisewerken ausgesprochen. Aber mit Recht hat sie nirgends Billigung gefunden, da sie bei wissenschaftlich genauer Betrachtung der Natur und Geschichte des Stammes sich als falsch erweist.

Auch darf man nicht aus der verschiedenfachen Gestaltung des polynesischen Schädels, wie v. Baer (a, 68) will, auf eine Einmischung von melanesischem Blut schließen: denn die vorhin aufgezählten Schwierigkeiten, die sich gegen diese Annahme erheben, entkräftet eine kraniologische Aehnlichkeit nicht und andererseits erklärt sich die Aehnlichkeit des Papua- und Australnegerschädels mit dem polynesischen und malaiischen — denn auch letztere ist vorhanden — viel leichter, wenn wir diese Völker für einen freilich schon lange abgetrennten aber verwandten Stamm halten.

Der Gesundheitszustand des ganzen Gebietes war bei der ersten Bekanntschaft mit den Europäern vortrefflich. Auf den Marianen

gab es nur wenige Krankheiten (le Gobien 47) und die Lebensdauer war oft eine sehr lange, wie denn der Pater Sanvitores im ersten Jahr seiner Ankunft (1668) 26 Männer taufte, welche alle über 100 Jahr alt gewesen sein sollen (le Gob. 47). Hautkrankheiten kamen indeß vor (eb. 231) und die schlimmste Form des Aussatzes, das Lazarusübel, welches Arago, und auch dieser trotz Virgins Behauptung (2, 115) wohl kaum übertrieben und Freycinet (2, 283) so fürchterlich geschildert haben, sah schon van Noort, als er 1599 die Ladronen besuchte, an mehreren Individuen. Den Gesundheitszustand der Ratakinseln und der Karolinen rühmen Kotzebue (2, 62 f. 92 f.) und Chamisso (114) sehr, indem sie sich namentlich über die geistige Frische und Regsamkeit der Greise, die auch hier nicht selten ein außerordentlich hohes Alter erreichen, freuen. Auch sind nach Chamisso (114) Hautkrankheiten auf Ratak nicht zu Hause, die sich aber bei der sonst gesunden Bevölkerung der Karolinen nicht selten fanden, so namentlich eine Art Ichthyosis und Aussatz (Kittlitz 2, 11, 396; Virgin 2, 103). Aehnliches berichtet Keate 150 f. von den Palaus, D'Urville von Truk, Cheyne von Ponapi (106) wo namentlich die Kinder bis zum 5ten Jahre von sehr bösen schwärenden Blattern heimgesucht sind (122). Obwohl nun diese Uebel jedes Alter und Geschlecht anfallen und bisweilen sehr schmerzhaft sind, so thun die Eingeborenen vollkommen apathisch in den meisten Fällen nichts dagegen, da sie doch ein Mittel kennen, wodurch die Krankheiten im Beginn zu heben sind, und sich auch sonst wohl manches dagegen thun ließe. Denn ein Knabe, der über und über von einem schuppigen Aussatz bedeckt war, verlor denselben gleich, als Cheyne ihn zu sich aufs Schiff nahm und er dort nur gesalzene Nahrung genoß (106). Krüppelhafte Mißbildungen sind sehr selten, werden aber doch einzeln von den einzelnen Inseln Mikronesiens erwähnt und namentlich war nach Kadu's Angaben, der lange auf dieser Insel lebte, Eap reich daran. Taubstumme, deren Chamisso auf Ratak einen sah, sind auf Eap häufig (Cham. 126). Auch Albinos, welche in Polynesien nicht selten erwähnt werden, finden sich ab und zu in Mikronesien.

Der jetzige Zustand aber ist anders, als jener alte, denn durch die Berührung mit den Europäern sind eine Menge Krankheiten eingeführt, welche sehr verheerend gewirkt haben. Auszehrung, welche

übrigens schon früher in einzelnen Fällen vorkam, ist jetzt häufig in Ponapi, welches 1843 durch eine Dysenterie, 1845 durch Influenza (Cheyne 122), 1854 durch die Blattern (Novara 2, 395) aufs furchtbarste verwüstet worden ist. Von Ebon wird aus 1858—9 von Gulick ähnliches berichtet. Nach dem Gilbert- und Marshallarchipel ist die Syphilis durch Seeleute eingeschleppt (Meinicke a. a. O. 398) und ebenso sind Kusaie und Ponapi durch die Waler heruntergekommen (Gulick 245). Am schlimmsten auch in dieser Hinsicht ist es den Marianen gegangen, deren Einwohner schon während der Unterjochung durch die Spanier, noch viel mehr aber im Anfang des 18ten Jahrhunderts von furchtbaren Seuchen aufgerieben sind (le Gob. 140, 376; Freycinet 2, 281 f.). Nach Freycinet a. a. O. ist allerdings die Syphilis daselbst sehr selten; dagegen hat der Aussatz in seinen fürchterlichsten Gestalten sehr überhand genommen und mit ihm die Indolenz der Bewohner.

Ueber die gegenwärtige Kopfzahl der mikronesischen Bevölkerung haben wir genaue Angaben bei Gulick (170), welcher für die 15 Korallengruppen des Gilbertarchipels 40—50000 Seelen angibt — und doch ist diese erstaunliche Zahl noch eher zu niedrig als zu hoch, denn der Kapitän Randall, dessen wir schon mehrfach als des genauesten Kenners dieser Inseln Erwähnung thaten, gibt die Zahl sogar auf 50—54000 an. Das kleinste Atoll hat 1000, die meisten anderen 2000, Nukunau 5—6000, Nonoti 6—7000, Tapiteouwea sogar 7—8000 Einwohner (Gulick 358; 410). Der Marshallsarchipel hat etwa 10000 Seelen; keine unbedeutende Zahl, wenn man den geringen Flächeninhalt des bewohnbaren Landes und seine noch geringere Nährkraft bedenkt. Einige Atolls (so Ebon) haben 1000, andere freilich nur 20—50, die meisten 200—500, Erikub, Bikar, Taongi gar keine Bewohner. Die Zahl der Karoliner beträgt (Gulick 170) etwa 25000*), von denen mindestens 14700 allein auf die hohen Inseln Kusaie, Ponapi, Truk, Eap und Palau kommen. Früher waren diese Zahlen noch höher. Hale fand 1840, nach Punchards Angaben, eines Engländers, der lange auf der Insel gelebt hatte, auf

*) 25000 Einwohner sagt Gulick (170) ausdrücklich und eine annähernd gleiche Zahl ergibt die Addition der Bevölkerungsziffern, welche er 358 f. für die einzelnen Inseln anführt Truk sagt er (175), hat allein 5—10000 Seelen. Meinicke irrt also, wenn er a. a. O. sagt, nach Gulick hätten die niederen Karolinen nur 7000, die hohen nur 10000 Einwohner.

Ponapi 15000 Einwohner (81); und wir werden diese Zahl nicht übertrieben finden, wenn nach jener furchtbaren Epidemie, die wir oben erwähnten, die Zahl jetzt noch 5000 beträgt. Ebenso ist die Bevölkerung von Kusaie in den letzten 20 Jahren fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen; 1852 betrug sie noch 12—1300 Menschen und Gulick (245) fand nur noch 700 vor. Allerdings gibt schon Kittlitz (1828) die Bewohnerzahl der Insel nur auf 409 Männer und 301 Frauen an (2, 9) und wundert sich selbst über diese geringe Zahl, da die Insel 50 Dörfer hat. Allein er muß sich nach Gulicks genauen Angaben geirrt haben, wodurch veranlaßt, ist freilich schwer zu ermitteln: vielleicht war ein Theil der Bevölkerung außer Land, denn überseeische Expeditionen sind in ganz Mikronesien nichts seltenes. Die Mitte der Karolinen, welche weniger besucht ist, sowie der Westen sind weniger arg decimirt.

Die Karolinen sind also verhältnißmäßig gut bewohnt, denn auf die Quadratmeile kommen ungefähr 1450 Menschen. Indeß bemerkt Meinicke (395) mit Recht, daß die niederen Inseln eine weit zahlreichere Bevölkerung haben als die hohen, denn während bei jenen (nach seiner Ansicht; nach Gulick noch viel mehr) 7000, so kommen bei diesen kaum 700 auf die Quadratmeile. Ganz Ratak beträgt nur eine Quadratmeile und hat 6000, Ralik von gleicher Größe 4000 Einwohner, allein der Gilbertarchipel, der auch nur 2 Quadratmeilen umfaßt, hat auf jeder derselben bei wie wir sahen recht ungünstigen Bodenverhältnissen 25,000 Seelen. Diese Erscheinung ist zu auffallend, als daß man nicht nach einer Erklärung derselben sich umschauen sollte. Ob man diese nicht in der Mischung der Gilbertinsulaner mit Samoanern finden kann? Auch die Fidschis sind, wie wir noch sehen werden, ein besonders kräftiger Menschenstamm: ob auch im Gilbertarchipel die Mischung zweier Elemente, von denen freilich das eine, die Samoaner, sich durch besondere Kraft auszeichnet, dem Volke eine höhere und reichere Entwickelung gab? Wird das Gesetz der Mischung verschiedener Elemente, welches bei der Veredlung und Erhaltung guter Racen durch die ganze Natur von solcher Wirksamkeit ist, nicht auch beim Menschengeschlechte gelten?

Von der ursprünglichen Zahl und dem unglücklichen Geschick der Marianer haben wir schon geredet. Die heutige Bevölkerung von Guam betrug nach Virgin (2, 114) im Jahre 1852 etwa 7000

Seelen, davon auf die Hauptstadt Agadna etwa 5000 zu rechnen sind; allein 1855—6 hat die Bevölkerung durch eine Seuche wieder neuen großen Schaden erlitten (Gulick 171). Leute von rein marianischem Blute wollte Freycinet (2, 277) nur noch auf Rota, das auch Anson 1742 (463) noch von 2—300 Menschen bewohnt fand, angetroffen haben. Guam könnte nach d'Urville (a V, 286) leicht an 40,000 Einwohner ernähren. Die jetzige Bevölkerung, welche gewaltig wie an Zahl so an Sitten abstieht von der, welche Pigafetta, Saavedra, v. Noort u. a. antrafen, ist schmutzig, träge, indolent. Seefahrer sind sie schon lange nicht mehr, ihre Kähne, ihre Hütten sind wie ihr ganzes Leben elend.

Einige nicht unwesentliche Züge werden dem Bild, welches wir uns von der äußeren Erscheinung der Mikronesier machen müssen, noch hinzugefügt durch einzelne auffallende Sitten dieser Stämme, von denen eine vor Zeiten bei allen Malaien herrschend sich nirgends so lange gehalten hat, als in dem am wenigsten berührten Mikronesien. Wir meinen das Durchbohren der Ohrläppchen, um Schmuck in die Oeffnung zu stecken, wo neben einzelne Völker, wie die Kusaier (Gulick 238) und die Bewohner von Cap oder Ngoli*) (Drake bei Sprengel und Forster, neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde 13, 29) auch noch den oberen Ohrrand zu gleichem Zweck — die Kusaier tragen dort immer ihre Tabakspfeife — durchbohren. Diese Sitte herrschte durch ganz Mikronesien (Karolinen, Cantova bei Sprengel a. a. O. 214; Freycinet 2, 93; Chamisso 126, 114; Palau Pickering 220; Tobi Hale 79) und zwar auf Ralik zu Chamisso's Zeiten so stark, daß einzelne Eingeborene dieser Kette das durchbohrte und mächtig ausgedehnte Ohrläppchen über den Kopf ziehen konnten; auch auf Ratak hatte die Oeffnung bei den Männern 3—4″ im Durchmesser, bei den Weibern war sie kleiner (Cham. 114; 121). Den Gilbertinsulanern hingen die oft ganz aufgeschlitzten Ohrläppchen bis auf die Schulter (Byron 1, 110) und bei den Tagalen waren sie zu Pigafetta's

*) Drake's Diebsinsel, welche, wie er sagt, etwa 8° nordwärts von der Linie liegt, muß Cap, das etwas über den 9. oder Ngoli, das etwa 8½° nördlich liegt, sein. Die Bewohner dieser Insel kauen allein in dieser Gegend Betel (Chamisso 124) und dasselbe sagt Drake von seinen Diebsinsulanern.

Zeiten (70) so groß, daß man den Arm durchstecken konnte. Auf den Karolinen und Palaus ward bisweilen auch der Nasenknorpel durchbohrt, um eine wohlriechende Blume durchzustecken (Chamisso 126. Keate 420).

Eine im übrigen Ocean sehr verbreitete Sitte ist es, sich einen oder mehrere Vorderzähne auszuschlagen; welche merkwürdiger Weise freilich ohne nähere Angabe Chamisso auch den Bewohnern von Ratak zuschreibt, von denen Gulick (178) wenigstens behauptet, daß sie sich die Zähne bisweilen entstellten. Und freilich, die Sitte sich die Zähne durch verschiedene Kräuter und etwas Muschelkalk schwarz zu färben, eine Operation, die fünf Tage fordert, ist auf den Palaus zu Hause (Keate 421) und war es auf den Marianen (le Gobien 47), wenn gleich die Nachricht Pigafetta's, sie färbten die Zähne der Schönheit halber roth und schwarz (60), wohl nur auf die Wirkungen des Betelkauens zu beziehen ist. Denn Betel wurde auf den Marianen viel gekaut: sonst aber finden wir dies Reizmittel nur noch auf den Palaus (Keate 37; Pickering 220) so wie auf Cap und Ngoli (Chamisso 124), während es im übrigen Mikronesien unbekannt ist.

Auf den Marianen gingen die Männer ganz nackt (Loaisa bei Navarr. 5, 49; Noort a. a. O. 368; le Gobien 48; Freycinet 2, 307; Mindana allg. hist. d. Reisen 18, 506; Pigafetta 61). Die Weiber trugen um die Hüften einen schurzförmigen Gürtel von Blättern oder Bast (Salaçar 1526 bei Oviedo XX. c. 16; Fra Gaspar de S. Augustin 68; le Gob. 48; Strobach im neuen Weltbott 1, 11; Pigafetta 61) und nackt gingen sie wohl nie, trotzdem es Loaisa 1526 (Navarr. V, 277) und Mindana (a. a. O.) sagt; allein ihre Angaben sind wohl nur nicht speciell genug. Im Krieg und auf dem Meere trug man meist eine ärmellose Jacke von Pandanuslaub, wie man auch Hüte vom selben Stoff und in verschiedenen Formen hatte, doch ging man meist barhäuptig (Freyc. 2, 307). Das Haar, welches die Weiber lang trugen, die Männer entweder bis auf wenige Locken und nach verschiedenen Moden abschoren oder gleichfalls wachsen ließen, ward bisweilen ganz und gar hellfarbig gebeitzt, oder man beitzte es nur bis zur Breite eines Fingers über der Stirn und ließ ihm sonst seine natürliche Farbe — ganz ähnlich, wie es auf Hawaii Mode war. Mochte man es nun beitzen

oder nicht, man schlang es dann in einen, vornehme Frauen in zwei Knoten und ließ es über den Rücken herunterfallen (Freycin. 2, 309; le Gobien 58). Man salbte sich ferner mit Kokos- und anderem wohlriechendem Oel (Pigaf. 61) und Blumen so wie Schildpattstücke und Muschelschalen ward von den Frauen als Haar- und Halsschmuck getragen. Ein anderer Schmuck und zwar ihr kostbarster bestand aus dicht aufeinandergereihten runden Schildpatt- und Muschelstücken, welche eine fingerdicke, elastische Rolle bildeten und um den Hals, von Weibern auch um den Gürtel getragen wurde (Freyc. 311). An diesen Gürteln trugen sie oft anstatt eines Schurzes ein wie ein Käfig weitabstehendes Gewebe von zähen Wurzeln, welches sie sehr entstellte (le Gobien 58), dem wir aber auch sonst noch in Mikronesien begegnen werden.

Dieselbe Tracht findet sich nun ziemlich in ganz Mikronesien: Die Männer gehen häufig, namentlich wenn sie zur See sind, nackt auf den Palaus und Tobi (Holden bei Pickering 219, 220; Keate 420), im Gilbertarchipel (Gul. 411; Byron 1, 110) und auf Banaba (Cheyne 74), die Kinder überall und zwar die Knaben längere Zeit als die Mädchen. Sonst legen die erwachsenen Männer gewöhnlich einen Schurz an von Mattenzeug, der bisweilen nur eng und kurz ist, wie auf Pegan (Carteret 1, 388), den Centralkarolinen und Kusaie (Freycin. 2, 99; D'Urville a V, 382; Kittlitz 1, 352) oder in langen Enden nach hinten fällt, wie auf Tobi (Pickering 223 f.) und Eap (Cheyne 144) oder vielmals um den Leib geschlungen wird (westl. Karolinen, Cantova bei Sprengel 214). Auf Ponapi trägt man zu einem Gürtel von Kokosgeflecht (Gul. 177) der den Leib umschließt, noch einen ziemlich langen Schurz von getrocknetem Gras (Virgin 2, 101). Aehnlich ist die Tracht auf Nawodo (Cheyne 76) und im Marshallarchipel (Chamisso 115; Cheyne 86), wo indeß häufig sich mit jenem Gürtel, von dem die Baststreifen bisweilen bis zur Erde hangen (Kotzebue 2, 39) noch eine kleine 4eckige Mattenschürze verbindet. Mäntel von Mattenzeug wurden auf den westlichen Karolinen, aber keineswegs immer, getragen (Padilla bei Coreal voyage 2, 293; Clain bei Sprengel 10, 202) und diejenigen Karoliner, die Cantova 1722 (bei Sprengel 214) sah, trugen Matten, welche über Rücken und Brust herabfallend an den Seiten offen waren, also eine ähnliche Tracht wie wir sie

Kusaie. Auf den Palaus trugen vornehme Männer ein eigenthümliches Armband, das aus einem großen Wirbelknochen gemacht und ein besonderes Ehrenzeichen war (Keate an viel. Stellen); bei den Bewohnern Caps spielte ein Ring aus einer Muschel geschliffen dieselbe Rolle (Chamisso 126) und der König dieser Inseln ist durch einen Kranz grüner Palmblätter um Hals und Leib ausgezeichnet (Cheyne 159), was die Reise der Novara (2, 407) ebenso vom Häuptling von Ponapi erwähnt. Im Marshall- und Gilbertarchipel trugen die Häuptlinge als Zeichen ihrer Würde Halsbänder von Fischgräten oder Wallfischzähnen, welche sie um keinen Preis veräußerten (Kotzebue 2, 86; Byron 1, 110). Beim Tanze band man auf Ponapi Manschetten von lang zerschlitzten Palmblättern um, deren Rauschen den Tanz begleitete (Kittlitz 2, 71).

Eine eigenthümliche Sitte der Karolinen, an welcher weder die Marianen noch die Marshall- und Gilbertinseln Theil haben, besteht darin, daß die Weiber stets und die Männer wenigstens zum höchsten Putze, also bei Festen, zum Kampf u. s. w. sich mit dem gelbfärbenden Pulver der Wurzel von Curcuma longa einrieben, welche namentlich auf Cap gut gedieh, weshalb sie dort vielfach gebaut und auf die Nachbarinseln ausgeführt wird (Chamisso 126). Auf Ponapi reiben sich die Weiber so fortwährend mit diesem Pulver ein, daß sie dadurch heller als die Männer erscheinen (Cheyne 105). Gelb ist noch vor Roth die Lieblingsfarbe der Mikronesier: gelbe Kleider trug man vorzüglich gern (Kittl. 2, 81; Keate 420; Nov. 2, 416), gelbe Kränze waren die beliebtesten (Cheyne 102; Kittlitz 2, 70, 71; Novara 2, 400, 407), die Leichen wurden zur Bestattung mit dem Pulver der Gilbwurzel gefärbt (Chamisso 124). Merkwürdig ist es, daß auch auf Java goldgelb die Lieblingsfarbe der Weiber und Mädchen ist und maas (Gold) dort als Schmeichelwort gilt (briefl. Mittheilung v. Haßkarl).

Außer den Marianern (Freycinet 2, 321) und den Bewohnern von Nawodo (Michel. y Rojas 176) waren alle Mikronesier tattuirt. Die Bewohner von Palaus waren neben anderen Körperstellen (Pickering 219) namentlich von den Knöcheln bis in die Mitte der Schenkel und zwar hier mit lauter einzelnen Punkten so sorgfältig tattuirt, daß die Beine dadurch wie mit Hosen bekleidet erschienen (Keate 420). Kadu, der von Wolie stammte, hatte wie

es auch auf den Palaus häufig war (Hockin 51), undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln, einzeln und in Reihen, an den Knieen, Armen und Schultern (Cham. 87), und ein Bewohner von Lukunor trug die ihm bekannten Inseln an seinem Körper (Lütke 2, 68); sonst aber sind die Muster meist aus regelmäßig stehenden Punkten und Linien gebildet. Auf Namotrek, Elato und Namoliaur war mit Ausnahme des Kopfes, der in ganz Mikronesien frei bleibt, der ganze Körper tattuirt (Kittl. 2, 148). Auf Ponapi bedeckt die Tattuirung in höchst eleganten Mustern (Michel. y Rojas 190) die Beine von den Lenden bis zu den Knöcheln und die Arme von den Ellebogen bis zum Handgelenk (Nov. 2, 411; Cheyne 116 f.) Minder reich ist dieselbe auf Kusaie (Lütke 2, 27); sie besteht aus Querstreifen an Armen und Beinen, welche eine blaugraue Farbe zeigen (Kittl. 2, 11). Auf Ratak waren die Männer mit Vierecken von derselben Farbe, die Weiber indeß nur an Hals und Busen tattuirt (Kotzeb. 2, 46); die Bewohner des Gilbertarchipels von den Schultern bis über die Kniee (Behm bei Peterm. 1859, 179) und zwar mit kleinen, $^1/_8$" langen Strichen, welche in 4—5 Reihen den Rücken hinab zu jeder Seite des Rückgrates sowie an Brust an Beinen stehen. Arme und Hals bleiben frei, wenigstens beim gemeinen Mann (Chamisso 115), die Weiber sind ebenso aber nicht so reich tattuirt (Hale 102).

Am stärksten sind die Bewohner der westlichsten Karolinen mit diesem Hautschmuck versehen, welcher überhaupt sich immer auf größeren Strecken des Gebietes gleich bleibt. Auf einzelnen Inseln waren besondere Arten des Tattuirens für einzelne Körpertheile heimisch, welche dann nach diesen Inseln genannt wurden. So auf Wolea ein Muster für die Brust, auf Faraulep und Fais für die Arme, auf Eap für die Beine und man reiste von einer Insel auf die andere, um sich diese eigenthümlichen Muster aufzeichnen zu lassen (Mertens a. a. O. 121 f.). Im westlichen Mikronesien trugen die Weiber noch eine andere Hautverzierung, welche, wie berichtet wird, den Männern ganz besonders gefällt (Mertens 121), nämlich mehrere Reihen kleiner Narben auf Schultern und Armen.

Das Instrument, womit man tattuirt, ist eine Art von knöchernem Kamm (Cheyne 116 — 7), welchen man in die mit Oel angefeuchtete Asche der Nuß von Aleurites triloba taucht (Novar. 2, 409). Dann wird er mit einem hölzernen Hammer unter die Ober-

haut getrieben und der schwarze Farbestoff schimmert nun mit jenem blaugrauen Ton hervor. Dieselben Instrumente und dieselbe Art, sie zu brauchen, finden wir in Malaisien an den wenigen Orten wieder, wo man sich überhaupt noch tattuirt, z. B. auf Engano (Nov. 2, 409), jener kleinen Insel im Südwesten von Sumatra und ebenso treffen wir sie im eigentlichen Polynesien an. Die Operation wurde von bestimmten Leuten, welche ihre Profession daraus machten, vollzogen auf den Gilbertinseln; der Preis aber, der darauf steht, ist so hoch, daß ärmere Leute, wie z. B. Sklaven, obwohl sie tattuirt werden dürfen, doch nicht dazu gelangen können. Da nun auf den Palaus (Hockin 51) nur tattuirte Mädchen heirathen dürfen, so müssen die, welche den theuren Preis nicht zahlen können, ledig bleiben. Auf Ponapi vollzogen alte Weiber die Operation (Cheyne 116), auf Ratak scheinen dies die Fürsten selbst gethan zu haben (Kotzeb. 2, 89). Man begann damit bei beiden Geschlechtern zur Zeit der beginnenden Mannbarkeit, auf Ponapi schon vom 10. bis 12. Jahr an (Cheyne 116 f.). Das Tattuiren selbst ist äußerst schmerzhaft und gefährlich; und so wurde es (obwohl Kotzebue 2, 81 von Ratak das Gegentheil behauptet) nie auf einmal, sondern immer nur theilweise in bestimmten Zeiträumen vorgenommen (Kittlitz 2, 11; Pickering 241 s. v. tattoo). Daher kann man mit der Tattuirung das Alter erkennen, indem die ältesten Personen am meisten tattuirt sind.

Zwischen beiden Geschlechtern wurde mit diesem Schmuck ein Unterschied gemacht, wie wir schon sahen: streng geschieden waren auf Kusaie die Zeichnungen an Männern und Frauen (Kittlitz 2, 11), die Weiber auf Ratak waren viel schwächer als die Männer, die Bewohnerinnen von Cap fast gar nicht tattuirt (Cheyne 159), und hiermit stimmt die Notiz Clains bei le Gobien 404 überein daß die Weiber der nach Samal verschlagenen Karoliner, welche von den westlichen Inseln stammten, gar nicht tattuirt waren, ebenso wenig wie die Kinder. Auch ein Unterschied des Ranges bestand. Wenn auch die Behauptung Aragos (2, 238 note), auf den Karolinen hätten alle Häuptlinge gleiches Ranges gleiches Muster der Tattuirung, vielleicht nicht ganz sicher erscheint, so steht es doch für ganz Mikronesien fest, daß die Vornehmen stärker tattuirt waren, als die Männer aus dem Volke (Cantova bei Sprengel 10, 214;

Clain a. a. O.; Cham. 126; Cheyne 159 für den Westen; Kotzebue 2, 39; 52; 79; Chamisso 115 für den Osten), welche z. B. auf Ratak nur über Brust und Rücken, nicht aber, wie die Häuptlinge, auch an den Armen und den Seiten tattuirt waren (Chamisso 115). Wie wir nun schon vorhin einzelne Muster auf einzelne Inseln beschränkt sahen, welche nur dort aufgezeichnet werden können, so behaupteten die Bewohner der Ratakinseln, daß die Operation nur auf Eregup (Kotzebue 2, 81) vor sich gehen könnte.

Alles das weist uns darauf hin, daß, wie uns auch aus dem Mund der Mikronesier selbst versichert wird (Kotzebue 2, 89), die Tattuirung eine religiöse Bedeutung hat. So wollten die Bewohner der Insel Tobi die Engländer, welche zu ihnen verschlagen waren, mit Gewalt tattuiren, damit ihre Insel nicht zu Grunde ginge und jene entzogen sich nur mit Mühe der gefährlichen Operation (Pickering 230); so durfte nur der den heiligen Tempelort der Insel besuchen, der ganz tattuirt war (eb. 238); so weigerten sich umgekehrt die Ratakinsulaner, Fremde zu tattuiren (Chamisso 117; Kotzeb.); denn würde man Jemandem gegen den Willen der Gottheit diesen heiligen Schmuck mittheilen, so würde die Insel nothwendig vom Meere verschlungen werden (Cham. 117); so waren die Vornehmen, welche nach mikronesischem Glauben göttlicher sind, stärker tattuirt; so auch die Männer, welche im ganzen Ocean mehr gelten als die Weiber, und daher wurde auch bei ihnen die Operation, weil sie bei ihnen wichtiger war, langsamer vollzogen (Kittl. 2, 11); so konnten wie auf den Palaus nur tattuirte Mädchen heirathen durften, auch nur tattuirte Personen nach ihrem Tode ins Reich der Seligen kommen (Hale 89). Den eigentlichen Grund dieser religiösen Bedeutung wie der ganzen Sitte werden wir später kennen lernen: hier genüge nur noch die Bemerkung, daß es nicht bloß Gedächtnißzeichen sind, wenn man auf den Karolinen sich Zeichen für die Vorfahren eintattuirt (Hale 76) und daß, wenn Mertens (124) auf seine Frage, wozu eigentlich das Tattuiren sei, von einem Bewohner von Lukunor die Antwort erhielt: „es hat den Zweck, den eure Kleider haben, nämlich den Weibern zu gefallen", diese Antwort zwar gewiß ehrlich gemeint, aber doch nur durch ein Mißverständniß der alten und nach und nach unverständlich gewordenen Sitte hervorgerufen war.

Die Häuser der Marianer ruhten (Fra Gasp. de St. Aug. 74) auf Steinpfeilern, die eine Klafter hoch über die Erde sich erhoben. Sie waren von Holz aufgeführt, mit Fenstern versehen und hatten ein Dach von Brettern, das mit Palmlaub überdeckt war (Pig. 62). Im Inneren waren sie wohnlich genug: die Wände waren mit feinen Matten bedeckt (wie man auch auf solchen Matten schlief) und der ganze Raum durch Vorhänge, die gleichfalls aus Matten bestanden, in vier Zimmer getheilt, welche man höchst reinlich hielt und deren eines als Speisezimmer, das zweite als Schlafraum, das dritte als Vorrathskammer und das vierte als Arbeitsstätte diente. Jeder nur einigermaßen Wohlhabende besaß drei Häuser, eins für Geräthe, für Vorräthe das andere und das dritte war Wohnhaus (Strobach im n. Weltb. 1, 11). Doch gab es auch kleinere Gebäude: ein bloßes Wetterdach oder eine kleine Hütte hatten die Armen, viereckige Holzhäuser, die unmittelbar auf der Erde ruhten, dienten als Scheuern oder als Zufluchtsort bei Sturm; für Wächter führte man kleine kegelförmige Gebäude auf. Die Häuser, welche auf den Steinpfeilern ruhten, waren bald größer, bald kleiner: die größten dienten als Versammlungshäuser so wie als Kahnschuppen (Freyc. 2, 312 f.). Diese Steinpfeiler, welche sich auf den einzelnen Inseln noch zahlreich finden, sind jetzt die einzigen Ueberreste der einst so blühenden marianischen Kultur. Anson, der sie auf Tinian sah, beschreibt sie genauer (429): nach oben liefen sie mit starker Verjüngung kegelförmig zu und trugen auf ihrer Spitze eine steinerne Halbkugel, deren flache Seite nach oben gerichtet war. Auf dieser ruhte ursprünglich das Gebälk des Fußbodens. Ihre Höhe betrug 13′, ihre Breite unten 5′ im Quadrat, nach Freycinet 2, 313 war die eine Seite der Basis 5, die andere $3\frac{1}{2}$′ lang, während alle 4 Seiten des Quadrats der Spitze $3\frac{1}{2}$′ betrugen. Sie standen in Reihen, die einzelne Säule 6′ von der nächsten, die einzelne Reihe 12′ von der gegenüberstehenden entfernt, die Höhe jenes halbkugeligen Kapitäls betrug 4′. Der Eingang in die oberen Räume war, wie Freycinet wohl mit Recht annimmt, durch den Fußboden; auch der andere Raum, wie wir aus Analogieen im übrigen Mikronesien schließen können, gleichfalls bewohnt, vielleicht von den Dienern.

Hiermit haben wir der Hauptsache nach das Modell des mikronesischen Hauses, welches jedoch auf den verschiedenen Inseln verschieden

entwickelt iſt. Am einfachſten auf den Ratak- und Ralikinſeln, wo die Häuſer aus einem hohen von vier niederen Pfoſten getragenen Dach beſtehen. Der untere Raum, der mit Korallenkalk geplattet und zum Sitzen mit Matten belegt iſt, dient zum Aufenthalt bei Tage, obwohl man in demſelben nur ſitzen und liegen, nicht ſtehen kann. Der Raum unter dem Dache, welcher in der Höhe der Pfoſten durch eine Bretterdecke abgeſchieden iſt und in welchen man von unten hineinſteigt, dient als Vorraths- und Schlafkammer (Gulick 303; Kotzebue 2, 54, 60; Cham. 115). Ganz ebenſo iſt das Haus auf Tobi (Hale 79), Banaba, Nawodo (Cheyne 74) und auf den Gilbertinſeln, nur daß in Tarawa zwei obere Stockwerke über einander und in dem holzreichen Makin alle Räume ſo hoch ſind, daß man in jedem Stock aufrecht ſtehen kann (Hale 90). Auf dem Gilbertarchipel hat man auch, wie außer auf den Ratak- und Ralikinſeln überall in Mikroneſien, große Gemeindehäuſer, welche zu öffentlichen Verſammlungen dienend zwar ganz nach dem Muſter der Privathäuſer aber in viel größeren Dimenſionen (bis zu 120′ Länge, 55′ Breite, 40′ Höhe) gebaut ſind.

Die beſten Häuſer finden ſich auf den Karolinen. Häufig ſtehen ſie hier auf einem mehrere Fuß hohen ſteinernen Unterbau, der aus Blöcken von Korallenkalk errichtet iſt: ſo z. B. auf Palau (Keate 304) auf Ponapi (Cheyne 111 f.). Dieſer Steinboden iſt dann mit Matten reinlich bedeckt, außer in der Mitte, wo ein viereckiger Raum, der 4′ ins Geviert beträgt und vertieft iſt, als Feuerſtätte dient. Die Wände auf Ponapi ſind 4′ hoch und von denſelben Schilfmatten gebildet, doch haben ſie Fenſteröffnungen, welche man durch eigens dazu beſtimmte Einſätze ſchließen kann. Die Bretterdecke fehlt; wodurch das Haus, da das Dach ſehr hoch hinauf reicht, geräumig und frei wird. Das Holzgerüſte beſteht aus viereckigem Bauholz, welches in den Steinboden feſt eingelaſſen iſt und die Dachſparren trägt, die mit Kokosſeil feſt gebunden werden und mit 6′ langen und 1′ breiten Streifen aus Pandanuslaub geflochten, von der Firſt aus ſo bedeckt ſind, daß der obere Streifen den Anfang des tiefer befeſtigten, ſowie die nebeneinander liegenden an den Rändern ſich decken (Cheyne a. a. O.). Solch ein Haus iſt nach Cheynes Urtheil ſelbſt für Europäer behaglich, kühl und dabei dauerhaft. — Auf den Palaus ſind die Wände der 60—80′ langen Verſammlungshäuſer nicht von Matten oder

Flechtwerk, sondern von Holz so dicht gebaut, daß man nirgends eine Fuge sieht (Hockin 20), wie auch auf Lukunor (Kittl. 2, 96) die Seitenwände mit Nebenkammern, die von innen verschließbar sind, aus ganzen Bohlen verfertigt sind. Unter dem Dach des Wohnhauses ruhen hier auf besonders angebrachten Balken die Piroguen des Besitzers. Die Häuser auf Wolea (eb. 2, 155) und Fais (417) sind diesen gleich, ebenso auch die auf Truk (D'Urville b. V. 138), die innere Ausstattung aber ist unbedeutend, einige Holzkisten mit Deckeln waren das beste, was D'Urville (b. V. 137; Desgraz eb. 315) vorfand. Am ausgebildetsten und zierlichsten ist die Bauart der Häuser von Kusaie, deren genauere Beschreibung wir der Lütkeschen Expedition verdanken. Der Grundriß ist viereckig, der Fußboden festgestampfter Estrich, der bei Reicheren mit Matten, bei Aermeren mit Bananenblättern bedeckt wird. Das Dach, nach polynesischer Sitte tief herabgehend hoch und auf festen Pfosten ruhend, welche in bestimmten Zwischenräumen stehen, ist an beiden Giebeln höher wie in der Mitte, so daß die First einen ziemlich tiefen Sattel bildet. Es ist aufs zierlichste aus dünnem Holz geflochten und mit Pandanus- und Palmlaub dicht gedeckt. Am vorderen Giebel springt es weit vor, so daß sich eine Art Vorhalle bildet; diese aber hat unter dem Hauptdach ihr eigenes Dach, welches sich an die Giebelwand anlehnt. Die Räume zwischen den Pfosten sind für gewöhnlich offen, doch können sie durch geflochtene Einsatzwände geschlossen werden; dies geschieht Nachts immer wo das Haus als Schlafraum dient oft für große Gesellschaften. Auch hier schläft man auf Matten (Kittl. 2, 51). An der Wand läuft im Innern ringsher ein geglätteter Baumstamm, der den Bewohnern zum Sitz dient, von der Höhe des Dachs aber hängt ein Strick herab, in der Nähe der ausgemauerten Feuergrube, welcher sich in vier Enden theilt und eine Holzplatte trägt, die als Tisch dient (Kittl. 1, 372 f.). Im Hintergrund des Hauses ist meist noch ein kleiner Raum abgeschlossen, der wohl (Kittl. 2, 48 f.) das Frauengemach bildet. Die Häuptlinge haben stets mehrere und größere Gebäude, welche alle in einem von mächtiger Basaltmauer umschlossenen Hof liegen und roth angestrichen sind mit weißer Verzierung; im Inneren bilden die Stricke, welche Pfosten und Dach sowie die einzelnen Latten zusammenhalten, durch ihre ornamental regelmäßige schwarz und weiße Färbung einen nicht unangenehmen Schmuck (Gu-

lick 241). Auch hatte solch ein Haus mehrere Zimmer und darunter ein Sprechzimmer (eb.). Die Piroguen liegen auch hier entweder im Dachgebälk des Wohnhauses; oder man hat eigene Häuser für sie. Von 7 Häusern, die Kittlitz (2, 49) in einem Gehöft sah, war eins das Gesellschaftshaus, das zweite die Wohnung der Frauen des Häuptlings, dessen Lieblingsgemahlin ein besonderes drittes bewohnte, das vierte diente als Schatzhaus und in den anderen, welche auf hohen Pfählen ruhten, wurden im oberen Raum die Piroguen aufbewahrt, während der untere Raum die Wohnung der Diener abgab. Das siebente dient als Todtenhaus (Gulick 24, 2). Der Hof selbst war durch Mauern mit Einsatzthüren in drei Theile getheilt; deren letzter, welcher das Köstlichste, das Schatzhaus und die Wohnung der Lieblingsgemahlin umschloß, von drei Seiten mit wohlcultivirten und baumreichen Gärten umgeben war.

Die Häuser lagen in Dörfern zusammen, welche meist am Meere und zwar gern am inneren Meere des Atolls, an der Lagune gelegen sind (Meares 1, 126; Kittl. 1, 368; Cheyne 143; Gul. 403 u. s w.). Hafenbauten werden öfters erwähnt, so war das Dorf auf Kusaie durch starke Basaltmauern vor dem Meere geschützt (Kittl. 2, 368), auf Wolea waren 3—5 Dämme von großen Steinen etwa 15 Toisen weit ins Meer geführt und dann in einem rechten Winkel umgebogen (2, 138); ebenso finden sich auf Cap Steinwerften und Hafendämme (Cheyne 143 f.), ein großer Hafendamm auf den Palaus (Hockin 60—1) u. s. w. Auch andere Bauten sind noch zu erwähnen: auf den Palaus, wo ein Dorf von einer 10' hohen Mauer umgeben war (Keate 200), hatte die Hauptstadt gepflasterte Plätze und einen 10' breiten Weg, der in der Mitte geplattet, zu beiden Seiten gepflastert und mit Bäumen besetzt war (eb. 102 f.). Auch die Dörfer auf Cap, die sich überhaupt vor den mikronesischen Dörfern durch gute Bauart auszeichnen, haben regelmäßige reinlich gepflasterte Straßen (Cheyne 143 f.) und Plätze (127). Ebenso Kusaie (Hale 86). Auf Truk führt von jedem Hause des Dorfes ein Kanal bis zum Meere, so daß die Kähne unmittelbar vor der Thüre des Besitzers anlegen können (D'Urville b V, 138); ähnlich ist es auf Kusaie, wo die Gräben 3—4' tief sind (Lütke 1, 326). Die großen Gemeindehäuser, welche sich überall auch auf den Karolinen finden (Kittlitz 1, 369; 296;

Keate u. s. w.), wie sie die Marianen besaßen (le Gob. 62), sind schon erwähnt; sehr häufig haben die einzelnen Dörfer am Strand große Kahnhäuser, welche (Michel. y Rojas 195) auf Ponapi zugleich als Versammlungshäuser dienten, während man daselbst (eb. 194) für die Kawafeste besondere große runde Häuser hat, in welchen Sitze von Rohr rings umher stehen. Diese Gemeindehäuser, die oft von ehrgeizigen Privatpersonen erbaut werden (Mertens 131), liegen meist am Strand (eb.); sie dienen oft als gemeinschaftliche Speisehäuser für die Männer (Lütke 1, 361) und bedecken eine Grundfläche von 8 Quadrattoisen (eb.). Auch hatte man wieder andere große öffentliche Gebäude, welche als Schlafraum für alle Unverheiratheten dienten (Mertens 131). Auf den Marianen hatte man wohl diese letzteren Gebäude auch (le Gob. 62).

Hier müssen wir denn auch über die vielbesprochenen alterthümlichen Bauten auf Ponapi und Kusaie etwas eingehender reden. Wir finden sie auf Ponapi oder auf einer kleinen Insel vor dem Hafen von Matalanien, sowie auf Kusaie und auf Leilei, einer kleinen Insel dicht vor Kusaie (Hale 85 f.); genauer beschrieben sind sie von Hale a. a. O., im Journal of the Amer. Or. soc. 3, 495, von Michelewa y Rojas 184, Cheyne 101 und Gulick 176. Rojas und Gulick sind die wichtigsten Quellen, während der Reisebericht der Novara 2, 420 nichts hinzufügt, was nicht schon in jenen Quellen stünde. Die Bauten von Matalanien, die jetzt in Ruinen liegen, sind von vollkommen regelmäßiger Bauart. Sie liegen möglichst nahe am Meer, das eine Gebäude auf einem Riff, das andere nicht fern auf einer Landspitze. Beide bestehen aus drei concentrischen viereckigen Mauern, deren äußere 4—5′ (beim 2. Bau 15′) hoch und 14—15′ breit, deren zweite 7′ hoch und 16′ breit ist (Rojas a. a. O.). Wie stimmt nun damit Hales Angabe, daß die Wälle 30′ hoch und einige ebenso breit sind, oder die Schilderung des Beschreibers im Journal of the Am. Or. soc., welcher von 25′ hohen sehr dicken Umfassungsmauern spricht? Ist damit blos der dritte innere Wall gemeint? Rojas, welcher von 1822—42 reiste, sah die Wälle eher als Hale im Jahr 1840; also ist an eine spätere Zerstörung nicht zu denken. Und doch ist Rojas Schilderung so genau, sein Bericht auch sonst so zuverlässig, daß man einen Irrthum oder eine Ungenauigkeit seinerseits (beides wäre doch auch sehr stark)

nicht annehmen kann. — Nur ein Eingang von 30′ Breite führt ins Innere, welches weder Dachung noch Spuren von ehemaligen Dachsparren zeigt, was freilich bei der Größe des ganzen Werkes auch kaum möglich wäre, denn seine Grundfläche beträgt nach Hale über 100 Quadratyards, nach Michelewa über 150 Quadratveras. Das Material der Umfassungsmauern sind gewaltige Basaltblöcke, welche in hexagonalen (Cheyne) oder polygonalen (Hale) Prismen von 8—10′ (Journ., Cheyne), ja von 20—25′ Länge (Rojas, Hale) und zwei Fuß Dicke (Journ., Hale, Rojas) ohne jeglichen Mörtel nach Art der cyklopischen Mauern zusammengefügt sind, und zwar so, daß sie nur die äußeren Bekleidungen der Wände bilden und Stücken von Korallenkalk den Zwischenraum zwischen ihnen ausfüllen (Gulick 242)., Zwar nennt sie nun Michelewa Granit und auch Cheyne (101) sagt, daß solche Steine sich nirgends wenigstens auf Ponapi finden; da aber alle andern Quellen sie als Basalt oder vulkanisches Gestein bezeichnen, so ist einmal kein Grund davon abzugehen, zumal Granit in der ganzen Gegend nicht vorkommt und zweitens auch gewiß Cheynes Behauptung ungenau, daß dies Material auf dem ganz vulkanischen Ponapi sich nicht finde: er mag es nicht gesehen haben. Ja man ist versucht, trotz der Angabe Michelewas, jene Blöcke seien behauen, nach seinen und aller anderen Beschreibung in jenen hexagonalen auffallend schmalen Steinen nichts anderes zu sehen, als natürliche Basaltsäulen, wie sie in dieser Gestalt so häufig vorkommen und auf den beiden hohen, vulkanischen Inseln uns nicht auffallen können.

Das Innere dieser merkwürdigen Steinwälle zu Matalanien birgt einige unterirdische Gewölbe, welche nach Journal of the Am. Or. soc. recht hübsch gebaut sind, die aber Cheyne „künstliche Höhlen" und die Novarareisenden rohe gewölbeartige Bauten nennen; doch wird uns nichts genaueres darüber angegeben, als daß sie voll Menschenknochen seien. Wie wollen wir nun diese merkwürdigen Bauten erklären? Wann sind sie entstanden? wer hat sie errichtet? Gulick (176) und Cheyne (und nach ihm, mit dem sie häufig sehr genau übereinstimmen die Novarareisenden) halten sie für spanische Bauten und etwa 300 Jahre alt. Hiermit stimmt allerdings manches überein: die Insel Ponapi war um 1595 von Quiros und Mindana gesehen und wenn wir auch von ihnen selbst nur wenig und nach ihnen bis Lütke

1828 gar nichts mehr erfahren, so gibt uns doch eine alte Sage der Eingeborenen selbst einen nicht unbedeutenden Wink. Es seien, heißt es, vor alter Zeit Männer auf die Insel gekommen mit so fester Haut, daß man sie nur durch die Augen verwunden konnte. Daß diese Männer aber Spanier in Eisenrüstung waren, liegt auf der Hand, denn andere Völker durchfuhren jenen Theil des Oceans nicht und wollte man zweifeln, so beweisen die spanischen Münzen und das silberne Crucifix (Gulick a. a. O.), sowie die Messingkanone und der silberne Zirkel (? Cheyne 101 und Novara 2, 420) welche man in jenen Verschanzungen fand, zur Genüge, daß Spanier und schon vor Alters auf dieser Insel lebten. Wahrscheinlich also haben sich Spanier, seien es nun Flibustier oder wirkliche Kolonisten gewesen, hier niedergelassen und vor dem Schicksal der Marianen blieben die Karolinen nur durch ihre Abgelegenheit verschont, die es den Eingeborenen möglich machte, die Eisenmänner, welche keine Verstärkung erhielten, durch die Augen zu ermorden.

Aber trotzdem können diese Bauten nicht von den Spaniern herrühren, denn wie wären diese dazu gekommen, cyklopische Mauern aus einem Material, das äußerst schwierig herbeizuschaffen war, aufzuführen, ohne Mörtel, in ganz unspanischer Bauart, während sie den Korallenkalkstein, der als Baumaterial gar nicht zu verachten und auch zur Mörtelbereitung sehr leicht zu verwenden ist, reichlich genug in der nächsten Nähe hatten? Auch Hale erklärt sich gegen die Annahme, daß eine andere Race diese Werke aufgeführt hätte, da sie an verschiedenen Orten, auf Ponapi, mehrfach auf Kusaie, auf Leilei sich finden; da ferner die Eingebornen auf den heutigen Tag noch ähnlich bauen. Wir haben ja von den Hafendämmen, den Mauern um die Gehöfte schon geredet; auf Kusaie, wo die gesammten Ländereien der Häuptlinge mit Mauern von drei Toisen Höhe umgeben sind, fand Lütke (1,325) mehrfach Steine, welche nach jeder Dimension 4' maßen. Ganz ähnliche Bauwerke werden wir auch sonst noch vielfach finden, im eigentlichen Polynesien. Wir haben also hier keine spanischen, sondern einheimische Bauten vor uns, welche auch gewiß nicht erst auf Geheiß der Fremden aufgeführt sind, da diese dazu wohl nicht mächtig genug waren und, wenn zahlreich sich leichter und gefahrloser selbst verschanzten.

Möglich aber ist es, und nach den gefundenen Gegenständen wahrscheinlich, daß die Spanier sich in diesen Mauern, die sie vorfanden,

feſtſetzten, daß ſie vielleicht auch jene gewölbeartigen Bauten des Innern aufführten. Doch auch gegen dies letztere ſpricht manches. Warum denn unterirdiſch? und ſo lange wir keine beſtimmten Angaben über die Art des Gewölbes haben, können wir uns bei den „künſtlichen Höhlen“ ebenſo berechtigt größere unterirdiſche Grab- oder Vorrathskammern und dergl. denken. Kurz wir haben es hier entweder mit alten Grabſtätten der Fürſten oder mit Befeſtigungen oder aber mit beiden zu thun. Wie die Wohnungen der Fürſten gern auf einem Diſtrikte zuſammen ſtehen, z. B. die der Fürſten von Kuſaie alle auf der kleinen Inſel Leilei: ſo lagen auch die Grabſtätten derſelben, welche hochheilig waren, auf ſolchen abgeſchiedenen Räumen und um ſo eher dicht am Meere oder auf Inſeln, weil jeder Todte nach dem Glauben der Eingeborenen über das Meer hinüberfährt ins Land der Seligen. Auf Kuſaie finden ſich auch im Lande große Steinumfriedigungen von 200′ Länge und ebenſo bei Roankiddi auf Ponapi ein 20′ breiter, 8′ hoher, $^1/_4$ engl. Meile langer Erdhaufen (Cheyne 101): dies ſind urſprünglich Morais, heilige Plätze geweſen, nach polyneſiſchem Muſter gebaut. Einzelne ſolcher Bauten an der Küſte mögen Hafendämme oder Befeſtigungen ſein, wie ſich auf Kuſaie auch alte ausgemauerte Kanalbauten finden, welche jetzt indeß wie vieles Aehnliche auf Ponapi, ganz unter Waſſer liegen (Hale 85; Gulick 242); ſie ſtammen alſo aus ſehr alter Zeit. Die Eingeborenen ſelbſt ſind ganz gut über jene Alterthümer unterrichtet, welche nach ihnen (Gulick 242) theils Feſtungswerke, theils zur Verehrung der Todten errichtet ſind und wenn ſie ſagen, daß ſie von Geiſtern erbaut ſeien, ſo heißt das nur, von den Vorfahren, den Verſtorbenen, denn alle Todten werden zu Geiſtern und Göttern bei ihnen. Sehr alte Steindenkmäler finden ſich in den Wäldern von Kuſaie (Gul. eb.): ob von ihnen gilt, was die Reiſenden der Novara gewiß irrthümlich von den Mauerſteinen zu Matalanien erzählen, daß ſie für die „verſteinerten Geiſter der Vorfahren“ gehalten werden? Von jenen Denkmälern würde dieſe Behauptung doch wenigſtens Sinn haben: es waren dann Steine, auf und in welchen der Geiſt deſſen, dem er zum Denkmal diente, ſich herniederließ. Aus jenen Befeſtigungen auf große äußere Kriege, vielleicht gar auf Invaſionen von Melaneſien her ſchließen zu wollen, wäre eine durchaus haltloſe, weil willkürliche Annahme. — Solche große Bauwerke führt man jetzt nicht mehr auf, und Gulick 179 ſieht darin ein Zeichen

des Verfalls und früherer höherer Cultur; allein er selbst sagt 243, daß die Kusaier noch heute in ganz ähnlichen Bauten sehr geschickt wären; sehr groß ist also der Abstand nicht.

Die Nahrung der alten Marianer war hauptsächlich eine vegetabilische und bestand aus Kokos, Reis, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. (Magelhaens bei Nav. IV, 53; Garcia de Loaisa eb. V. 49; Pigafetta 61; v. Noort allg. Hist. d. Reisen 11, 367; Careri freilich (V, 300) will ihnen den Reis absprechen und behauptet, daß erst die Spanier ihn eingeführt hätten; aber da Magelhaens und Loaisa, da ferner v. Noort und Herrera bei Cham. 79 — gewiß nicht ohne Grund, wie Chamisso meint — übereinstimmend den Reis erwähnen, der freilich nach Herrera nicht eben reichlich gebaut wurde, so steht er mit dieser Behauptung eben so unglaubwürdig da wie mit seiner albernen Angabe (V, 298; le Gobien 47) die Marianer hätten kein Feuer gehabt. Letzteres hat schon Chamisso und Freycinet (2, 166) widerlegt. Wie konnten sie, deren Inseln so viel feuerspeiende Berge trugen, das Feuer nicht kennen, daß sie noch dazu von Alters her in ihrer Sprache bezeichneten? Von thierischer Nahrung genossen sie nur etwas Geflügel nach Fra Gaspar de St. Augustin 74 und Pigafetta 61. Letzterer (64) läßt den Magelhaens kurz nach seiner Abreise von den Marianen ein Schwein schlachten und so hat man angenommen, jene Inseln hätten auch diese Thiere besessen, während Careri auch diese nebst Pferden, Schafen und Rindern durch die Spanier eingeführt werden läßt. Man möchte freilich ihm widersprechen, einmal, weil das Schwein im ganzen Ocean so weit verbreitet und zweitens weil das Marianische ein einheimisches wenn auch mit dem Tagalog übereinstimmendes Wort für Schwein hatte. Aber da das Schwein in Mikronesien überhaupt selten ist, da keine unserer Quellen des Schweines auf den Marianen gedenkt, so muß man dem Careri hierin doch beistimmen. Fische wurden sehr viel gegessen, auch (Freycinet 2, 306) Schildkröten und der fliegende Hund (Pteropus edulis), Aale aber, welche in den Bächen der Inseln sehr häufig waren, nur vom gemeinen Volk (Freyc. 2, 273). Für gewöhnlich trank man nur Wasser (Freyc. 2, 307; Careri V, 298; Strobach im neuen Weltbott 1, 12), doch gab es auch ein gegohrenes Getränk, welches aus Reis und zerriebener Kokosnuß bereitet und nur an Festen getrunken wurde (le Gob. 57).

Die Lebensmittel des übrigen Mikroneſiens ſind verſchieden, je nachdem es ſich um hohe oder niedere Inſeln handelt. Denn auf letzteren iſt die Nahrung ſehr beſchränkt; ſie beſteht auf den Karolinen meiſt nur aus Kokosnüſſen, dem wenigen Taro, den man mit größter Mühe dem Korallenkalk abringt, nur ſelten aus der Brodfrucht und Bananen, welche vielen Inſeln ganz fehlen, und überall aus Fiſchen und Seethieren. Der Oſten Mikroneſiens hat zur Hauptnahrung die Frucht des Pandanus, erſt in zweiter Reihe Kokosnüſſe und noch ſeltener Brodfrucht, die im Gilbertarchipel ganz fehlt, Taro, Bananen und Tacca pinnatifida, welche ſich freilich findet, aber wenig benutzt wird. Fiſche dagegen ißt man viel, Geflügel aber nirgends, außer nach Cheyne auf Lukunor. Auf einigen Gruppen der Ratakkette (Cham. 112) werden auch die Ratten gegeſſen, aber nur von den Weibern. (Meares 1, 126; Carteret 1, 389; Clain bei Sprengel 10, 204; Kittlitz 2, 96, 417; Lütke 2, 71; Gulick 303 f., 212 f.; Cheyne 130—141; Chamiſſo 110 f.; Kotzebue 2, 40 f., 70, 77 f.). Daß bei dieſen kärglichen Lebensmitteln oft Hungersnoth eintritt, iſt nicht zu verwundern; nach Kittlitz (2, 148) geſchieht dies auf den Karolinen jährlich mindeſtens einmal und nach Hale (88) auch auf den Gilbertinſeln nicht ſelten. Man hilft ſich dort mit zarten Baumknospen. Pickering ſagt, daß die Tobiten in fortwährendem Hungertode lebten (224 f., 227, 229; Hale 79). Aus dem Safte der Pandanusfrucht bereitet man im Marſhallarchipel durch Eintrocknung ein wohlſchmeckendes, überaus dauerhaftes Nahrungsmittel, das in lange Blätter gewickelt, Wetter und Meerwaſſer aushält und deshalb vielfach als Proviant auf Seereiſen mitgenommen wird (Gulick 305; Cham. 110). Auf den Gilbertinſeln ſchneidet man den Blüthenſtiel der Kokospalme ein und gewinnt ſo einen ſüßen Saft, welcher friſch die Hauptnahrung der Kinder, gegohren ein berauſchendes Getränk und eingekocht einen delikaten Syrup abgibt, welchen die Eingeborenen vielfach bereiten und in Kokosſchalen in großer Menge (oft zu 100) aufbewahren (Gulick 212). Auch auf den Palaus kennt man dieſen Palmſaft, aber nur ungegohren (Cham. 76).

Auf den hohen Inſeln hat man dieſelben Producte, von denen namentlich der Brodbaum ſehr reichlich gedeiht und daher die Hauptnahrung bildet. Auf Kuſaie iſt die Kokospalme ſeltner und dient des-

halb nur den Fürsten zur Speise. Außerdem aber wird viel Zuckerrohr gebaut, Bananen, Yams, Bataten, Taka, Taro, wilde Orangen u. s. w. gedeihen reichlich und so ist auf diesen Inseln das Leben bei weitem bequemer. Thierische Nahrung genießt man wenig, Hühner, die man auf Kusaie gar nicht ißt, verzehrt man auf Ponapi, wo man auch (Michel. y Rojas 183) Schweine und eine Art Hunde, letztere aber nur als Delicatesse hat (Hale 85), Krustaceen und Fische ißt man viel, letztere wenn sie klein sind und ebenso den Trepang (Cheyne 114) oft ganz roh (Kittl. 1, 358 f. 2, 7 f. Hale 85; Cheyne 102; 123). Die Brodfrucht läßt man meist in Gährung übergehen uud in diesem Zustande, wo sie einen säuerlichen Teig bildet, bewahrt man sie in wohlverschlossenen Gruben auf (Cheyne 114; Novara 2, 407 von Ponapi; Kittl. 2, 96 von Lukunor).

Als Reizmittel ist nur auf einigen Inseln des westlichsten Mikronesiens das malaiische Betelkauen, wie wir schon sahen, üblich und zwar auf Eap, den Palaus und früher auf den Marianen (S. 107). Während man nun gegen Branntwein einen großen Widerwillen zeigte, (Mertens 113; Lütke 1, 377), so hatte man auf Kusaie wie auf Ponapi und Truk (Gul. 417) ein einheimisches berauschendes Getränk, welches wir später in Polynesien noch genauer kennen lernen werden, den Kawatrank, oder wie er auf Ponapi nebst dem Piper methysticum, der Pflanze, die ihn erzeugte, hieß, der Sakatrank. Die Wurzel wird zerrieben oder zwischen Steinen zerklopft, nicht aber wie in Polynesien zerkaut (Hale 84; Cheyne 121) und der Saft dann mit Wasser verdünnt getrunken, jedoch auch hier wie in Polynesien nur von den Häuptlingen, deren gewöhnlicher Frühtrunk er ist und stets unter religiösen Ceremonien und Gebeten (Lütke 1, 371; Cheyne 121). Jetzt wird auch viel Tabak geraucht und gekaut und mit großer Leidenschaft namentlich von den Weibern begehrt (Michel. y Rojas 197; Cheyne 123 v. Ponapi; 37 von Nawodo; 145 v. Eap; Nov. 2, 401, 413; Meinicke, Zeitschr. 15, 399 vom Gilbert- und Marshallarchipel).

Der Landbau ist namentlich auf Kusaie und Eap im Flor, wie er es auch auf den alten Marianen gewesen sein muß. Auf Kusaie sind die höchsten Berge bis zu ihren Spitzen bebaut mit Bananen, Taro, Zuckerrohr u. s. w. welches letztere auf viereckigen Feldern gezogen und mit Mattenumfriedigungen gegen die Ratten geschützt

wird. Die Felder der einzelnen ſind entweder durch Mauern von unbehauenen Baſaltſtücken oder durch einen lebenden Zaun von Dracaena terminalis abgegrenzt (Kittl. 1, 361 f., 2, 39) und werden ſorgfältig gejätet und ſauber gehalten (Lesson voyage 128). Yams werden auf Ponapi viel gezogen, aber läſſig, daher ihre Wurzeln klein bleiben; man ſetzt ſie gern nahe an Bäume, an welchen ſie dann emporranken (Cheyne 115). Die Schweine (104) hat man hier abgeſchafft, weil ſie den Pflanzungen ſchaden. Auch auf den ärmſten Inſeln zieht man, oft mit der größten Mühe, indem man zur Bewäſſerung Regenwaſſer anſammeln und in den harten Korallenboden Löcher arbeiten muß zur Aufnahme der fruchtbaren Erde, Taro, (Chamiſſo; Pickering) und in Cap, wo der Ackerbau nach D'Urvilles Anſicht beſſer iſt als ſonſt in Oceanien (b V 340) zieht man dieſe ſumpfliebenden Arumarten in ſchwimmenden Gärten. Dort baut man den Betelpfeffer ſehr ſorgfältig (Cheyne 142), ebenſo einige Bananenarten als Baſtpflanzen, den Pandanus aber benutzt man nicht und im Gewürznelkenbaum, wie wir ſchon ſagten, ſieht man ein Bild des Häßlichen (Cheyne 123 f.). Auch hat man daſelbſt Teiche, in welchen Schildkröten, die man ißt, aufgezogen werden (eb. 145). Eine rohe Art Oelbereitung hat man auf den Marſhall- und Gilbertinſeln, wo man die Kokosnüſſe meiſt zu dieſem Zwecke benutzt (Gulick 304). Auch Blumengärten gibt es auf Kuſaie (Lesson voyage 128), ſowie (Chamiſſo 112; Kotzebue 2, 82 f.) die Ixora coccinea, Volkameria inermis und unter einigem anderen auch ein Crinum auf Ratak als Zierpflanzen um die Häuſer gepflanzt ſah. Die Novarareiſenden ſahen im Garten des Häuptlings von Roankiddi auf Ponapi Taro, wilden Ingwer, der als Gewürz dient, Curcuma und Kawapfeffer. Wie die alten Marianer nach le Gobien 44 eine Art Tauben zum Vergnügen hielten und abrichteten und an abgerichteten Hähnen großes Wohlgefallen hatten, ſo ſieht man auch in Mikroneſien Hähne an langen Schnüren in der Nähe der Wohnungen angebunden; auf Ratak fand Chamiſſo einen weißen Reiher öfters gezähmt (113).

Ihr Landbau muß ſchon ein ſehr alter ſein, da ſich bei den geringen Zuchtmitteln, welche ſie anwenden und anwenden können, mehrfache Varietäten der von ihnen kultivirten Pflanzen gebildet haben. So hat man auf Kuſaie 4 Arten der Banane, und die Brodfrucht,

welche auf dieser Insel auch wild, wohl in Folge des üppigen Bodens, stets ohne Kerne vorkommt, in doppelter Varietät, mit kugeliger und länglicher Frucht — sicher nicht Artocarpus incisa und integrifolia, da wir diese Nachricht einem Beobachter wie Kittlitz (2, 7 f.) verdanken. Auf dem minder fruchtbaren Lukunor wächst die Brodfrucht nur mit Kernen, aber auch hier in verschiedenen Varietäten (eb. 2, 96) und auf Ponapi, wo man deren gleichfalls mehrere hat, reifen die Früchte der einzelnen Abarten zu verschiedenen Zeiten des Jahres, so daß nie Mangel an diesem wesentlichen Lebensmittel eintreten kann (Cheyne 114), außer wenn Stürme und dergl. die Bäume selbst verletzen. Auf Ratak gibt es von der Hauptfrucht, von Pandanus odoratissimus gar 20 Abarten, deren jede verschieden benannt ist (Cham. 110).

Man kochte auf den Marianen (Freycin. 2, 307) auf dieselbe Weise, wie man noch jetzt in fast ganz Mikro- und Polynesien kocht. In eine mehrere Fuß tiefe Grube legt man sehr erhitzte Steine oder (z. B. auf Kusaie, Kittlitz 1, 374) heiße Asche, auf diese in Bananenblätter gewickelt, die Speise und darauf eine andere Schicht glühender Steine, dann deckt man das ganze mit Erde fest zu und nimmt nach einigen Stunden das fertige Gericht heraus. Auf diese Art kochen sie Alles und wissen auch manche künstlichere Speise zu bereiten: so auf Kusaie eine Art Pudding aus Pandanuskernen, Brodfrucht, Bananen, Kokosnuß und Zuckerrohr (Kittl. 2, 7 f.), auf Nawodo einen ähnlichen Kuchen aus Tacca, geraspelter Kokosnuß und jenem Palmsyrup, welches Gericht sehr wohlschmeckend sein soll (Cheyne 77). Auf den Marshall- und Gilbertinseln kocht man gleichfalls in heißer Asche, doch auch auf einer Art Rost und in Kokosschalen (Meinicke Zeitschr. 15, 399).

Die Tageseintheilung ist im ganzen Gebiete gleich. Die Ponapiten z. B. stehen mit der Morgenröthe auf, baden sich, spülen den Mund aus im Meere (Mertens 132) und nehmen das Morgenmahl, worauf sie, nachdem sie sich mit Kokosöl und Kurkumapulver eingerieben haben, bis Mittag arbeiten. Dann folgt nach abermaligem Bad ein zweites Mahl. Ist dann der Nachmittag unter allerlei Besuchen und dergl. vergangen, so folgt bei Sonnenuntergang ein drittes Mahl einem dritten Bade, worauf sie meist, da sie keine Fackeln haben, ziemlich früh zu Bett gehen, wenn sie nicht bei Mondenlicht länger tanzen und singen (Cheyne 117) oder, was sie oft bis tief

in die Nacht thun, sich von ihren Reisen erzählen (Mertens 134). So verläuft und verlief das Leben überall in Mikronesien, auf den Marianen sowohl (Freycinet 2, 308) wie zu Cantovas Zeiten (Sprengel 10, 229) auf den Karolinen und ebenso jetzt noch im Osten und Westen. Bei den Mahlzeiten werden die Speisen auf Bananenblättern aufgetragen und zwar vor dem Vornehmsten niedergelegt, der dann den Umsitzenden, die bis dahin ruhig warten, ihre Portion zureicht, oder wenn die Versammlung zu groß ist, durch die zahlreiche Tischbedienung reichen läßt. So erzählt Kittlitz 2, 51 von Kusaie, so war es auf den Marianen (Freyc. 2, 307) und ist überall so. Die Zuckerrohrstengel sowie die Kokosnüsse öffnen und schälen die Essenden sehr geschickt und zierlich mit den Zähnen (Kittl. eb.). Zur See und in Zeiten der Noth ist man außerordentlich genügsam und eine Kokosnuß gilt für einen Menschen als hinreichende Nahrung für einen Tag. Auf dem Lande aber verzehren sie unglaubliche Mengen von Lebensmitteln auf einmal. Dinge, die sie noch nicht kennen, beriechen sie zuvor, ehe sie davon essen (Freyc. 2, 99). Als Speisegefäße dienen, wo man sie hat, Kalebassen, auch wohl auf einzelnen Inseln irdene Töpfe und überall Kokosschalen.

Während sie auf diese Weise reinlich essen, auch ihre Wohnungen und Geräthe sauber halten, so steht es mit ihrer körperlichen Reinlichkeit nicht besonders. Zwar machten hier die alten Marianer eine rühmliche Ausnahme, welche auch am Leibe sich sehr reinlich hielten (Strobach im neuen Weltbott 1, 11); zwar baden auch die jetzigen Mikronesier häufig und halten sich oft stundenlang im Wasser auf; zwar wenden sie der Pflege ihres Haares oft große Sorgfalt zu, indem sie es täglich waschen und mit Oel salben, wie sie auch den ganzen Körper mit Oel einreiben und oft mit solchem, welches durch hineingelegte wohlriechende Blüthen parfümirt ist: allein trotzdem nennt Gulick 411 die Gilbertinsulanerinnen widerlich und an ihrem Leibe unreinlich, trotzdem waren die Bewohner Kusaies mit Läusen reichlich versehen, welche sie eifrig aufsuchten und als Leckerbissen verzehrten (Lütke 1, 353; 378), wie die Ratakerinnen ihren Männern dies Ungeziefer absuchten um es zu essen (Kotzebue 2, 78). Noch größer ist die Unreinlichkeit auf Lukunor (Lütke 2, 54) und am schlimmsten auf Truk, dessen Bewohner am ganzen Leibe voll Ungeziefer sind (D'Urville b, V 147). Nimmt man dazu den Fettüberzug des

Kokosöles, welches ohnehin leicht einen strengen und verdorbenen Geruch annimmt, ohne daß es dadurch den Eingeborenen unangenehm würde und die vielen Hautkrankheiten, an welchen die Mikronesier leiden, so wird allerdings das Bild ihres äußeren Lebens minder anmuthig, als es Chamisso von Ratak schildert: allein wie die Rataker die abgeschlossensten und deshalb am wenigsten entarteten Bewohner des Gebietes sind, so sind sie auch die reinlichsten und in mancher Art die anmuthigsten der jetzigen Mikronesier.

Eine große Uebereinstimmung zeigen alle mikronesischen Inseln im Kahnbau. Salaçar (Oviedo XX c. 16) und Garcia de Loaisa (Navarrete V, 51) fanden 1526 (Legaspi bei Fra Gasp. de S. Aug. 68 erzählt 40 Jahre später dasselbe) auf den Marianen 4—5 Klafter (15—18' Careri V, 301) lange, zwei Ellen (4 Spannen Car.) breite Kähne vor, theils aus einem, theils aber aus mehreren Stücken zusammengefügt, indem die einzelnen Bretter dann mit Stücken aus Baumbast verbunden, die Fugen mit einer Mischung von Oel und Kalk (Loaisa a. a. O.; le Gobien 52) verstrichen waren. Auf der einen Seite trug das Schiff den tonnenartigen Ausleger, auf der andern das Segel, welches sehr fein aus Matten geflochten, dreieckig (weshalb Magelhaens die Inseln de las velas latinas nannte) und je nach dem Winde transportabel war, so daß man es bald an das vordere, bald an das hintere Ende des Schiffes stellen konnte. Ueber dem Schiffe selbst war ein Bretterboden, der nach beiden Seiten überstehend Passagiere und Waaren trug; im Schiffe selber, das einschließlich jenes Verdeckes im ganzen etwa 10 Menschen fassen kann (Magelhaens bei Navarr. IV 53), sitzen nur etwa drei Matrosen, deren einer stets das fortwährend eindringende Wasser ausschöpft (Car. V, 301). Ihr Steuerruder ist eine Stange mit einem Brett (Pigaf. 62 f.). Mit diesen Schiffen, welche mit dauerhaften Farben schwarz oder roth, seltener auch weiß angestrichen sind (Pigaf. 62 f.), segeln sie ungemein rasch, 10—12 Meilen in einer Stunde. Freilich schlagen die Schiffe leicht um, allein, da alle Eingeborenen, Männer wie Weiber — und Männer wie Weiber machten oft gemeinschaftliche Lustfahrten zur See (Pigaf. eb.) — außerordentlich geschickt schwimmen und tauchen, so ficht sie das wenig an, sie richten das Schiff wieder auf und segeln weiter. Bis zu den Philippinen fahren sie in diesen Schiffen, welche sie oft nach

einer allerdings nicht ganz klaren Notiz bei Careri*) während der Fahrt ausbesserten. Wohl hatten die Spanier Ursache, dies mit Staunen zu sehen: sollte doch die Seetüchtigkeit der Marianer ihnen schädlich genug werden. Denn im Kriege lockten die letzteren die spanischen Soldaten in die Böte und stürzten diese auf der hohen See um (le Gobien 253), so daß die Spanier entweder ertranken oder mit leichter Mühe getödtet werden konnten, auf jeden Fall aber den Gebrauch ihrer Flinten oder diese selbst verloren, während die Marianer ungehindert das Boot wieder aufrichteten und weiter segelten. Marianische Truppen, die am Strande vorübersegelnd vom Land aus beschossen wurden, sprangen in das Meer und deckten ihre Kähne über die Köpfe, wogegen die Spanier gar nichts ausrichten konnten (le Gob. 265).

Nach diesem Modell sind nun mit mehr oder weniger Geschicklichkeit alle Schiffe in Mikronesien gebaut, so daß wir uns bei Einzelheiten nicht weiter aufzuhalten brauchen (Palaus: Padilla 1710 bei Coreal voyage 2, 294; die westlichen Karolinen: Clain bei le Gobien 401, Sprengel 10, 202, Cantova eb. 212; Pickering 226; Carteret 1, 389). Unter den Bewohnern der westlichen Karolinen gelten die von Wolea, wie sie die ausgezeichnetsten Taucher sind (Chamisso 127; Kittl. 2, 161 f.), auch für die besten Schiffbauer, daher denn andere Inseln, namentlich Cap viel Schiffe von dorther kaufen (Kittl. a. a. O.; Cheyne 127). Für die besten Schiffe der östlichen Karolinen gelten die von Ponapi, deren Kiel durch einen ausgehöhlten Baumstamm, deren Wände durch fest angebundene Bretter gebildet werden. Vorder- und Hintertheil des Kahnes stehen hoch aus dem Wasser, das ganze ist bis zu 40′ lang (Michelena y Rojas 195), so daß es 10—15 Mann faßt (Gul. 179), außen mit glänzend rothem Firniß angestrichen, innen getüncht (Hale 85), natürlich mit dem Ausleger und jenem dreieckigen Mattensegel versehen, welches an zwei tragbaren winkelig gegen einander gestellten Stangen befestigt ist, deren (nach oben gerichteten) Winkel es ausfüllt (Cheyne 110 f.; Kittl. 2, 70; Nov. 2, 395). Die Plateform auf den Tragbalken des Auslegers (Cheyne 111) ist der

*) V., 301: s'il y a quelque chose à racommoder au batteau, ils mettent les marchandises et les passagers sur la voile (?), les raccommodent promptement et le redressent, s'il était renversé.

Sitz des Häuptlings. Aehnlich, nur schlechter nach Lütke 1, 294 sind die Schiffe zu Kusaie, welche, wenn sie einem Häuptling gehören, auf der Platform des Auslegers eine Pyramide von zusammengeflochtenen Stricken, die mit Muscheln verziert sind, als Aufbewahrungsort für die Vorräthe tragen (Kittl. 2, 15 f.). Auf Lukunor haben die Häuptlinge noch neben solchen sehr guten Schiffen auch elegante Ruderböte (Lütke 2, 80; Kittl. 2, 89 f.). Auch die Schiffe von Truk rühmt Kittlitz (2, 119) sehr. (Ueber andere Inseln: Mertens 153 f.; Kittl. 2, 148; 417; Lütke 2, 105; D'Urville b, V, 341; Cheyne an versch. Stellen u. s. w.).

Auf Ralik und Ratak sind die Kähne, welche 50—100 Mann fassen, auf der einen Seite steil und gerade, auf der anderen gewölbt; sie gleichen den marianischen und haben auch wie diese die dreieckigen Segel, mit denen sie jedoch auch gut gegen den Wind segeln können (Gulick 303 f.; Kotzebue a 1, 127 f., 2, 39). Ausgezeichnete Kähne gibt es im Gilbertarchipel, die einen mit hinten und vorn kreisförmig umgebogenem Kiel wie zu Ponapi, sehr rasch segelnd (15—20 Seemeilen in einer Stunde) aber klein und nur in bestimmten Jahreszeiten gebraucht (Gulick 413), die anderen bis an 60′ lang aber nur 6′ breit und gleichfalls sehr schnell segelnd (Hale 102). Die Schiffe auf Banaba haben kein Segel; man gebraucht nur Ruder daselbst (Cheyne 75).

Die besten Seefahrer des jetzigen Mikronesiens sind die Marshallinsulaner. Sie machen erstaunlich weite Fahrten, 600 Seemeilen wei westlich zur Wellingtoninsel (Gul. 303) oder bis nach Guaham (Kotzebue a 2, 127). In kleinen Flotten vereinigt segeln sie ab und finden ihr fernes Endziel stets richtig auf in ihren Kähnen, die so leicht umfallen und die verloren scheinen, wenn der Ausleger bricht. Allein dann springen die Eingeborenen wie die alten Marianer ins Meer und machen die Reparatur schwimmend (eb. 131). Eine solche Expedition dauert mehrere Monate, ja mehrere Jahre. So war 1857 von Ebon ein Häuptling mit 800 Begleitern in 40 Kähnen abgefahren um die nördlichen Inseln der Kette zu besuchen und 1860 am 11. März kamen sie zurück. Daher kann es uns nicht wundern, wenn sie in ihrer Seetüchtigkeit einen großen Ruhm suchen und dem verstorbenen Häuptling ein Ruder aufs Grab gepflanzt wird. Ihr Proviant bestand aus Kokosnüssen, aufbewahrter Brodfrucht und jenem

eingetrockneten Pandanussaft (Gul. 303 f.). Auch eine Art Karte haben sie, nämlich Stricke, welche in bestimmten Knoten zusammengebunden den Lauf der verschiedenen Strömungen bezeichnen. Sie sind strenges Geheimniß der Fürsten und auf ihre Veröffentlichung steht der Tod (eb. 304). Genaue Kenntniß des ganzen Archipels war Gemeingut aller Bewohner der Marshallinseln, der Männer wie der Weiber: die Häuptlinge, welche alle fahrbaren Straßen kannten, zeichneten die Lage aller Inseln des Archipels auf (Chamisso 120; Kotzebue a, 2, 79, 92).

Die Karoliner fahren, außer daß sie die ganze Ausdehnung ihrer eigenen Gruppe des Handels oder des Vergnügens wegen bereisen, bis zu den Marianen hin, einzeln oder häufiger in Geschwadern. Dabei richten sie sich nach dem gestirnten Himmel, den sie in zwölf Theile eingetheilt haben (Cham. 128). Auch Cantova (Sprengel 10, 216) spricht von 12 Himmelsgegenden und 12 verschieden benannten Winden. Doch existirte dabei noch eine andere Eintheilung des Himmels in 28 Theile, welche nach den in ihnen auf und untergehenden Sternen benannt waren (Lütke 2, 79, 370 f.). Nach Freycinet freilich waren es nur 24 Theile, denn nach ihm (2, 103) zerfiel der Horizont zunächst in 4 Theile, diese wieder in je zwei Unterabtheilungen, deren jede man wieder in zwei spaltete, so daß eine 24theilige Windrose entsteht. Die östlichen Rumben haben dieselben Namen wie die westlichen, so daß man letztere durch den Zusatz „westlich" unterscheidet (Mertens 154). Nach diesen Himmelsgegenden richten sie sich bei ihren Fahrten, so wie nach der Sonne und den einzelnen Sternen und Sternbildern, die sie kennen, nach Auf- und Niedergang beobachten und durch besondere Namen unterscheiden. Doch haben sie nach Torres noch ein anderes Mittel, die Richtung ihrer Fahrt zu bestimmen: da sie meist zur Zeit constanter Winde segeln, so legen sie einen Stab in bestimmter Richtung vor sich hin und nach diesem finden sie unter beständiger Beobachtung des Windes, den Weg (Chamisso 128; Lütke 2, 79, 370). Geographische Kenntniß haben sie und ziemlich genau von ihrer ganzen Kette, von Kusaie bis zu den Palaus und von den Marianen, jenseits welcher nach ihrer Meinung der Himmel sich immer mehr der Erde nähert und endlich auf ihr fest steht. Die Lage der einzelnen Inseln des genannten, Bezirkes wissen sie aufzuzeichnen (Kittl. 2, 87). Einen Kompaß

wie Lesson will, hatten sie nicht; sie haben ihn erst von den Europäern empfangen (Lütke 2, 333). Diese astronomischen und nautischen Kenntnisse wurden den Knaben gelehrt und zwar nach Cantova durch bildliche Darstellung des Himmels mit seinen Hauptgestirnen (Cham. 128).

Schon vor der Entdeckung durch die Europäer aber scheint die Seetüchtigkeit der Karoliner abgenommen zu haben; die Kusaier wenigstens und die Bewohner von Ponapi hatten früher größere Böte und machten weitere Fahrten als jetzt (Lütke 2, 80; Gulick 179), wenn sie auch jetzt noch zu den besten Seefahrern des Gebietes gehören und nach den Gilbertinseln und Marianen noch heute segeln (Michel. y Rojas 198). Der Schiffsdienst traf durch regelmäßige Ablösung jeden der Mitfahrenden (Freyc. 2, 103).

Auch das Jahr theilt man nach dem Aufgang verschiedener Gestirne ein in einzelne Jahreszeiten und nach dem Laufe des Mondes in einzelne Monate, welche letztere wieder eine bestimmte Anzahl von Tagen umfassen (Cham. 128). Jeder Tag hat seinen Namen und zerfällt selbst in einzelne gleichfalls verschieden benannte Abtheilungen (Lütke 2, 79; Mertens 154). Nach Freycinet 2, 105 war die Zahl der Monate 10, deren 5 die eine Hälfte des Jahres, die Wind- und Regenzeit (von Juni—Nov.), die 5 anderen die gemäßigte Jahreszeit bilden. Doch er selbst zweifelt, ob man ihnen nicht eine doppelte Jahresrechnung, eine nach diesen klimatischen Verhältnissen, die andere nach Mondmonaten, deren Zahl dann größer wäre, zuschreiben müßte.

Auf den Marianen war die Zeitrechnung verschieden; die einen rechneten das Jahr zu 12, andere zu 13 Mondumläufen und einmal soll es darüber sogar zum Kriege gekommen sein (Bonani im neuen Weltb. 7, 6). Man rechnete nach Nächten, wie auch auf den Karolinen und den Ratakinseln (Chamisso 63) und zählte dieselben, indem man in eine Schnur für jede Nacht einen Knoten band (le Gob. 68), ein Mittel, welches auch sonst in Mikronesien vorkommt (Kotzebue 2, 85); auf den Palaus zählte man allgemein nach solchen Knotenschnüren (Keate 336).

So ausgezeichnete Schiffer, wie die Mikronesier sind, werden auch tüchtige Fischer sein, was alle unsere Quellen bestätigen. Männer und Weiber fischen: erstere jedoch dürfen 24 Stunden nach voll-

zogenem Beischlaf keine Angel berühren, letztere nicht, wenn sie schwanger sind. Man fischt theils mit Angeln aus Knochenspitzen (jetzt sind es gewöhnliche europäische) theils mit Fischkörben, die aus Volkameriazweigen ziemlich groß und von der Gestalt unserer deutschen Fischkörbe geflochten 2 Tage im Wasser liegen müssen; will man sie herausholen, so wird bisweilen Kokosöl vorher aufs Wasser gegossen, um dieses zu glätten. Ferner hat man kleinere und größere Netze, die sehr gut geflochten sind. Auch nächtliche Fischereien beim Scheine brennender Kokosblätter sind nicht selten (Mertens 137 f.; Cham 113). Häufig werden die Fische mit Speeren geschossen; so sah Gulick wie man auf den Gilbertinseln eine Bonitenschaar von 2—300 Stück dem Strande zutrieb und dann sehr geschickt fast alle mit den Speeren fing (413).

Viele ihrer größeren Fahrten unternehmen sie des Handels wegen. Dieser besteht nur aus gegenseitigem Austauschen von Geschenken und es ist ein Irrthum von Chamisso und Hale, wenn sie in jenen zu Schnüren aufgereihten dünnen Kokos- und Muschelstückchen, die man als höchste Kostbarkeit um den Hals und den Leib trug, eine Art Geld sahen. Gulick 417 widerlegt diese Ansicht aus seiner eigenen unmittelbaren Erfahrung: diese Schnüre sind besonders hochgeschätzt und deshalb werthvoller als alle übrigen, aber auch sie sind nur Tauschmittel und Geld oder etwas dem Gelde ähnliches fehlt. Mit Gulicks Behauptung kommt man auch für die alten Marianer aus, obgleich Freycinet (2, 463) wenn auch zweifelnd, dieselbe Meinung ausspricht, wie Chamisso (80), mit dem er sehr häufig eine gemeinschaftliche Quelle hat, die mündlichen Mittheilungen des Don Luis de Torres. Allerdings gab es auf Tinian die Stadt Fanatugan-Alas „Ort, wo man den Alas, die Schildpattketten aufreiht", der allein diese Ketten machen durfte (Freyc. 2, 458); allerdings bekam der Mann, der einer verwandten Frau auf ihre Bitten (denen er gehorchen mußte) ein Haus, einen Acker u. s. w. schenkte, dafür einen Alas (eb. 479); allerdings erhielt der, welcher ein Kind gerettet, von den Eltern oder wenn diese zu arm waren, von der ganzen Familie die kostbarste Art dieser Kette zum Lohn (eb. 376) und freilich war der Werth dieser Ketten nach ihren verschiedenen Arten sehr genau bestimmt (481): aber das alles beweist noch nicht, daß wir es hier mit wirklichem Gelde zu thun haben, denn erstens bestand der Tausch-

handel daneben und zweitens spricht einiges was Chamisso 80 sagt, dagegen, nämlich daß die einzelnen Stücke um so höher geschätzt waren, je mehr Löcher sich in ihnen befanden, denn diese Löcher wurden nur hineingebohrt, wenn der Besitzer des Stückes bestimmte ehrenvolle Thaten vollführt hatte. „Solche Trophäen sollen dann dem Eigner ein gewißes Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen anderer Eigenthum auszutauschen und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Wortes gegolten haben." Mit diesen Worten klärt Chamisso das wahre Verhältniß ganz richtig auf; man sieht, wie wenig diese Schildpattstücke unserem Gelde gleichkommen. — Die einzelnen Inseln führen das aus, was bei ihnen besonders reichlich oder gut bereitet wird, wie die Bewohner von Wolea Kähne, die der niederen Inseln Waffen, welche sie theuer nach den hohen Inseln verkaufen (Kittl. 2, 83), die von Ifaluk gewisse große Muscheln (eb. 2, 152), die Pakiner ihre berühmten Mattensegel, welche sie hauptsächlich nach Ponapi gegen Tabak absetzen (Cheyne 100), die Bewohner von Lukunor, welche dem Handel besonders zugethan sind und durch ihn eine große Wohlhabenheit erlangt haben, die nicht ohne Einfluß auf ihre Verfassung blieb, Pandanusmatten, Tauwerk und Bindfaden aus Kokosfasern, Waffen aus Kokosholz, Geräthschaften von Brodbaumholz und dergl. und zwar meist nach den hohen Karolinen (Kittl. 2, 82). Doch darf man nicht daraus schließen wollen, daß die hohen Inseln in ihren industriellen Produkten zurückständen: auf Ponapi werden z. B. Schlafmatten, Gürtel, mancherlei Schmuck, Zeug zu Kleidern, Körbe, Seilerwaaren, Segel von anerkannter Güte bereitet. Namentlich berühmt waren die Schlafmatten, welche 6′ lang und von verschiedener Breite sind. Das obere Ende wird aufgerollt und dient als Kopfkissen, wozu man auf Ratak und an den meisten Orten einen etwas ausgehöhlten Holzklotz gebraucht (Chamisso 115). Die Decken bestehen gleichfalls aus Bastzeug. Die Gürtel werden aus gelb- und rothgefärbten Bananenfasern 6′ lang und 5—6″ breit mit allerlei bunten Mustern auf kleinen Webstühlen gefertigt, (Cheyne 112) deren Schiffchen ganz dem unseren gleicht (Hale 75).

Ihre Instrumente waren wie auch die der Marianer (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Nav. 49) früher von Stein, von scharfen Muschelschalen (Messer, Sägen, Clain bei

le Gobien 407), von Fischgräten, Knochen u. s. w. Jetzt wird immer mehr Eisen eingeführt. Sehr hübsche Holzgefäße auf den Karolinen erwähnt Keate und Freyc. 2, 101, während auf den Marianen auch verschieden gestaltete irdene Töpfe ohne Glasur gebräuchlich waren (2, 317), welche man sonst in Mikronesien nur noch auf Cap und den Palaus kennt, weil sich hier Töpferthon findet (Chamisso 123). Körbchen mit und ohne Henkel von Bast und Blättern geflochten, Kalebassen als Gefäße (eb.), die Riesenmuschel und andere große Muschelschalen zu gleichem Zweck (Chamisso 113), hölzerne Gefäße (hölzerne Töpfe auf Truk Desgraz bei D'Urville b, V 315) und noch so mancherlei anderes versteht sich von selbst. Feuer ward durch an einandergeriebene Holzstückchen auf verschiedene Art hervorgebracht (Chamisso 154). Mörtel verstand man zu bereiten, indem man Korallenkalk in glühend erhitzte Erdlöcher brachte und mit Wasser löschte (Mertens 160). Leim (mit dem man Vögel fing und die Ratten von den Kokosbäumen fern hielt) und Firniß bereitete man wie auf den Marianen (Freyc. 2, 413) aus dem Saft des Brodbaumes, aus anderen Pflanzensäften rothe, gelbe, braune u. s. w. Farbe; schwarze aus Kokoskohle (Mertens 169; 185; Novara 2, 409 und sonst). Vielerlei anderes, die parfümirten Oele, die geflochtenen Matten, die Bastzeuge und Kleiderstoffe aus Bananenfasern (Chamisso 77; Cheyne 76; 112; Michel. y Rojas 191; Lütke 2, 73; D'Urville b, V 31) u. s. w. haben wir schon erwähnt. Dies Oel wird überall bereitet; auf den Marshall- und Gilbertinseln zur Ausfuhr (Gulick 304; 413), wofür man Feuerwaffen und Tabak erhält, während man auf Ponapi von europäischen Waaren jetzt hauptsächlich Spirituosen, Tabak, Flinten, Pulver und eiserne Geräthe verlangt (Cheyne 104). Auf Lukunor läßt man in eigens dazu angelegten kleinen Gehegen die Nüsse erst keimen, damit sie zur Oelbereitung desto tauglicher sind (Kittl. 2, 112).

Wenn nun auch die Kleider, Häuser und Kähne der Mikronesier, ihre Liebhaberei für schöne Blumen und Blumenschmuck, wenn häufig auch ihre Muschelkränze und dergl. einen gewissen Geschmack verrathen, so kann doch von Leistungen in irgend welcher Kunst bei ihnen kaum die Rede sein. Das Beste, was sie schaffen, sind ihre oft zierlich gebauten, elegant geflochtenen und durch bunte Farben innen und außen nicht unangenehm geschmückten Häuser. Auch ein-

zelnes von Schnitzereien hatten sie, an Holzkästchen zur Aufbewahrung ihres Schmuckes, an ihren Kähnen und gelobt werden die Skulpturen an den Kähnen von Truk (Desgraz bei d'Urville b, V, 315). Die alten Marianer hatten Bilder ihrer Ahnen auf Holzstücken und Baumrinde gezeichnet, denen sie wahrscheinlich göttliche Verehrung erwiesen: denn Sanvitores, der sie zum Christenthum bekehrte, befahl ihnen, diese Bilder zu verbrennen (le Gobien 82).

Musikinstrumente haben die westlichen Karolinen gar nicht, selbst die Trommel fehlt (Cantova bei Sprengel 10, 229 f.; Cheyne 123; Pickering 227); auf Lukunor (Mertens 146) und Kusaie (Lütke 1, 366) ist derselbe Mangel. Dagegen haben die Bewohner von Ponapi, wodurch sie sich vor allen Karolinern auszeichnen, eine kleine Flöte von Bambus, welche durch die Nase geblasen wird und eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstumpf, der mit Fischhaut überspannt ist. Sie liegt auf dem linken Knie des am Boden kauernden Spielers und wird mit der rechten Hand geschlagen, dann tönt sie dumpf und laut wie ein Hindu-tamtam, welche Töne der Spieler stets mit Gesang begleitet (Cheyne 116; Novara 2, 419). Dieselbe Trommel ist das Lieblingsinstrument der Marshall- und Gilbertinsulaner (Meinicke Zeitschr. f. allg. Erdk. 15, 413). Auf den Marianen, wo man jetzt verschiedene europäische Musikinstrumente, so wie besaitete Kalebassen gebraucht, hatte man zwei Arten Rohrflöten, deren eine $2^1/_2$' lang, mit 4 Löchern für jede Hand und von weichem Klange mit dem Mund, die andere kleinere schärfer tönende mit der Nase geblasen ward (Freyc. 2, 399). Große Muscheln (Tritonium) dienten überall, auch auf den Marianen (Freyc. 400) als Signalhörner in Krieg und Frieden; auf Cap werden sie auch bei feierlichen Gelegenheiten länger geblasen (Cheyne 156 f.). Auf allen Inseln aber, auch auf denen, welche keine Musikinstrumente hatten, war Gesang und der stets von Gesang begleitete Tanz häufig. Auf den Marianen setzten sich bisweilen die Frauen zusammen und sangen, indem sie sich mit kleinen Muschelschalen, welche die Stelle der Kastagnetten vertraten und mit sehr zierlichen lebhaften Gesten begleiteten, äußerst anmuthig und harmonisch rein ihre Lieder. Einen ähnlichen Gesang „Kalge der Weiber" genannt, hatten die Frauen auf Wolea und und Faraulep (Freycinet 2, 120; nach Cantova) und auch auf Lukunor gab es Lieder, welche nur von den Frauen, andere, die

nur von den Männern gesungen werden durften (Mertens 146). Auf den nordwestlichen Karolinen begleitete man den Gesang, der nicht unangenehm war (Clain bei le Gob. 406), indem man im Takt auf die Hüften schlug (Clain bei Sprengel 10, 202). Freycinet (2, 398) gibt eine marianische Melodie, von der wir jedoch stark zweifeln, ob sie ganz ächt und ganz unentstellt ist; auf keinen Fall wird sie uns als sicherer Vertreter des altmarianischen Gesangs gelten dürfen. Die Gesänge des übrigen Mikronesiens dagegen werden nicht sehr gerühmt; auf Tobi bestanden sie in einem häßlichen Heulen und ein scheußliches Geschrei nennen sie Gulick (306) und Kotzebue 2, 81) im Marshallarchipel, wo sie langsamer anfingen, sich aber im Tempo, der Höhe und Stärke der Töne immer steigerten (Chamisso 115). Auf den Gilbertinseln war's nicht besser (Meinicke a. a. O.). Mehr zu loben waren sie auf manchen Inseln der Karolinen, doch auch hier eintönig nach Freyc. (2, 121), der eine Probe von Satawal in Noten gibt, nach der man sich einen ungefähren Begriff machen kann. Auf Wolea wurde in jeder Nacht vor dem Hause des Tamol (Häuptling) so lange von den jungen Leuten der Insel musicirt, bis er selbst das Zeichen zum Aufhören gab (Cantova bei Sprengel 10, 229; Freycinet nach ihm).

Auch die Tänze, häufig pantomimische Darstellungen, waren im Marshall- und Gilbertarchipel ungraziös, wild, voll von Verrenkungen (Kotzebue a, 2, 81). Oft haben sie religiöse Bedeutung, wie denn Gulick z. B. einen Tanz auf Ebon mit ansah (306), welcher von 600 Mann unter Vortanz des Königs aufgeführt wurde, um dadurch die Genesung eines erkrankten Fürsten herbeizuführen. Entweder tanzten sie alle in einer Reihe gemeinschaftlich, mit gleichmäßigen Bewegungen; oder einzelne traten vor und tanzten, unter den heftigsten Gesichtsverzerrungen, den gewaltsamsten Körperbewegungen allein, zunächst der König, welcher auf phantastische Weise mit Blätterbüscheln und Federn verziert war, dann als er ermüdet abtrat, ein anderer und so 50. Bei allen wichtigen Ereignissen, bei Ankunft Fremder, bei der Abreise u. s. w. wird getanzt (Gulick 306; Kotzebue a. 250; 90). Auf Ponapi waren die Tänze zierlich und nicht unanständig. Die unverheiratheten Männer und Mädchen tanzen in einer Reihe und während Trommel und Flöte und Gesang den Tanz begleitet, treten

ſie zu dieſer Muſik den Takt. Jegliche Bewegung wird von der ganzen Reihe gleichmäßig aufgeführt, und zwar beſtehen die Bewegungen in graziöſen Biegungen des Körpers und bisweilen in Ausbreiten der Arme, wobei die Finger in zitternder Bewegung ſind (Cheyne 116; Novara 2, 419). Ganz rein waren auch die nächtlichen Tänze auf Morilcu (Mertens 131). Ueberall tanzte man gern Nachts, oft ganze Vollmondsnächte hindurch und zwar waren auf Lukunor (Mertens 146), auf Wolea und Faraulep, auf welchen letzteren Inſeln der erſte Häuptling dem beſten Tänzer bisweilen ein Geſchenk gibt, die Tänze ähnlich wie auf Ponapi, indem auch hier die Männer und Weiber in zwei Reihen einander gegenüberſtehen und ganz ähnlich geſchmückt ſind, wie die Tänzer auf Ebon (Cantova a. a. O. 129 f.; Freycinet 2, 119 f.). Eigenthümlich iſt der Tanz auf Satawal: zwei Reihen ſtehen ſich gegenüber und nachdem ſie mit einem gemeinſchaftlichen Schrei angefangen, berührt jeder Tänzer mit einem Stab — ſolche Tanzſtäbe, die zierlich genug waren, gab es auch zu Kuſaie (Kittlitz 2, 98). — den Stab des ihm gegenüber Tanzenden oder bei Wendungen ſeiner beiden Nachbarn. Der Stab wird immer in der Mitte gefaßt und da er ſtets zwei andere Stäbe berühren muß, ſo entſtehen dadurch oft ſehr kunſtvolle Touren. Dazu wird immer ein und daſſelbe Lied geſungen, welches man jetzt nicht mehr verſteht, welches aber lyriſches Inhalts ſein ſoll (Freycinet 2, 120 f.). Auch auf Cap gibt es vielerlei Tänze, theils für beide Geſchlechter, theils für Männer oder Weiber allein (Cheyne 133). Verſchiedenartige Tänze der Weiber allein und gemiſchte, auch nicht immer anſtändige, werden von den Marianen erwähnt (le Gobien; Freyc. 2, 398 f. und ſonſt).

Nicht ohne Intereſſe iſt es, was uns von der Poeſie dieſer Völker berichtet wird. Auf den Marianen gab es Dichter von Beruf, welche hoch geachtet wurden und deren Gedichte man ſehr ſchätzte; die Männer recitirten ſie in den öffentlichen Verſammlungen (le Gob. 49; 57). Der Inhalt dieſer Poeſieen war verſchieden. Zunächſt bezog er ſich auf die Weltſchöpfung und andere Mythologeme. Alle Menſchen, ſagen die Dichter, gingen von Guaham aus; dort lebte der erſte Menſch, dort wurde er in einen Stein verwandelt, während Nachkommen ſich über alle Lande zerſtreuten, ihre heimiſche Sprache verlernten und nun Silben betonen, welche ſie ſelbſt nicht mehr ver-

stehen (le Gob. 63). Oder nach Belarde und de Torres bei Freycinet (2, 381) und Chamisso 132 f.: „Puntau war ein sehr erfinderischer Mann, der vor Erschaffung des Himmels und der Erde viele Jahre in den leeren Räumen lebte. Dieser trug, als er zu sterben kam, seiner Schwester auf, daß sie aus seiner Brust und Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen verfertigte." Wie Chamisso hiermit altgermanische Mythologeme vergleicht, so werden wir ähnliches im eigentlichen Polynesien finden. Ein anderer Gegenstand ihrer Poesie mag die Schilderung ihres Paradieses gewesen sein, wo es Früchte im Ueberfluß gab, wohin aber nur die ruhig sterbenden gelangten. Dann sangen die Dichter die Abenteuer ihrer Vorfahren, „voll Fabeln und Uebertreibungen", wie le Gob. sagt (2, 57). Auch lyrische Poesien hatten sie, mannigfacher Art, namentlich die jungen Leute, welche man Uritaos nannte (Freyc. 2, 369 f.); diese hatten viele erotische Lieder, in einer ganz eigenen Sprache, und solche Lieder meint wohl le Gobien mit den profanen und unreinen Gesängen, welche das Christenthum vertrieb (284). Hierher gehören auch ihre Trauergesänge (298), wenn diese auch vielfach Thaten aus dem Leben des Verstorbenen gefeiert haben mögen; ebenso die zahlreichen Spottlieder gegen die Besiegten (55), so wie die „tausend Neckereien und Eulenspiegeleien", womit sie sich gern unterhalten (57). Auch Wortspiele, wozu ihre Sprache sehr geeignet war, liebten sie sehr (48). So werth war ihnen die Poesie, das Sanvitores kein besseres Mittel sah, das Christenthum dem Volke zugänglich zu machen, als daß er die christliche Lehre in Verse brachte (90).

Die Form dieser letzteren war allerdings einfach genug; sie wird sich nicht über einen gewissen lockeren Parallelismus, wie er auch sonst im stillen Ocean herrscht, erhoben haben.

Auch ihre Beredsamkeit, worauf schon manches des oben erwähnten hindeutet, war groß. Eine Probe gibt Freycinet (2, 199 f.) in marianischer Sprache mit französ. Interlinearübersetzung, die Rede oder einen Theil einer Rede des Chamorri Djoda (Yura bei le Gobien), womit er zum Aufstand gegen die Spanier anreizte: wir rücken das Bruchstück in möglichst wörtlicher Uebersetzung ein. „Zeit ist's, den Todesstoß zu geben, weil die Fremden getrennt sind. Vom Lande sind

fern die starken Männer, hier in Agagna geblieben nur die Unnützen, Schwachen und die Kranken. Nicht schwer ist es für uns, anzugreifen, und uns zu befreien; wenn wir die Gegenwart schlecht nutzen, später werden wir nicht siegen und sie uns einengen und wir alles geben. Wir wollen frei leben nach unseren Willen und unseren Sitten: denn wenn sie fertig sind, die anderen Länder des Nordens zu erobern, dann enden unsere Hoffnungen, wohin wir fliehen sollen! Folgt mir und wir sind berühmt ohn' Ende, weil wir unserem Vaterland in Freiheit zu leben verschafften." Und so sehr auch die Reden bei le Gobien durch Redewendungen und Satzbau aus der Zeit Ludwig XIV. kleine französische Meisterwerke geworden sind, einen ächten marianischen Kern hört man immer heraus, eine scharfsinnige oft überraschende Schlagfertigkeit — „die Spanier, sagte der Chamorri Hurao (le Gobien 140 f.), werfen uns unsere Armuth, unsere Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vor. Aber wenn wir so arm sind, was suchen sie bei uns? Wenn sie uns nicht brauchten, warum dulden sie solche Gefahren, um sich bei uns anzusiedeln"? In derselben Rede heißt es: „sie sagen, sie wollen uns glücklich machen: worin besteht ihr Glück als in Elend, Krankheiten und Ungeziefer? Das Eisen und was sie sonst noch bringen wiegt das nicht auf". Und Aguarin sagte (245 f.): „Wir sind frei geboren, laßt uns unsere Freiheit, welche die Natur uns schenkte und unsere Ahnen uns hinterließen, bewahren. Was würden die Ahnen sagen, wenn sie uns als Sklaven einer handvoll Europäer sähen, welche nur unsere Furcht schrecklich macht? Ihr fürchtet vielleicht wegen ihrer Feuerwaffen sie anzugreifen? aber ist nicht ein ruhmvoller Tod einem schimpflichen Leben vorzuziehen?" Auch ihre Weiber, welche wie wir schon erwähnten, ihre eigenen Lieder hatten, erotischer Art, waren geschickte Rednerinnen, wofür le Gobien 336 ein Beispiel gibt.

Die Bewohner der Karolinen haben mythologisch-epische Erzählungen, wohin auch die religiösen Sprüche und Lieder gehören, welche Kittlitz von Kusaie erwähnt (2, 47, 1, 374). Was uns von diesen Mythologemen bei Cantova (Hockin übers. v. Ehrmann, Weimar 1805, Einleitung S. 22 f.) bei Freycinet (111 f.) und Chamisso (129 f.) — bei letzteren beiden durch Torres — mitgetheilt wird, ist nicht ohne Schwung und poetischen Reiz. Die ganze Art der Mythenbildung ist denen verwandt, welche Grey uns von den

Neuſeeländern aufbewahrt hat und würde, wenn es nicht gar ſo abgeriſſen wäre, der Vergleichungspunkte gewiß noch mehr bieten, denn auch der mikroneſiſche Himmel iſt reich bevölkert und über die Entſtehung der Dinge ſowie die Schickſale der einzelnen Götter gab es viel zu berichten. Wie ſie uns jetzt vorliegen, ſtehen dieſe Mythen bei aller Verwandtſchaft an poetiſchem Werth den polyneſiſchen nach, aber auch ſo den älteſten indogermaniſchen etwa gleich. Ein eigenthümlicher Zug, den ſie mit den polyneſiſchen Mythen theilen, iſt der, daß ſie gern bei der Erklärung auffallender Gegenſtände aus der Natur verweilen. So ſtammt die röthliche Farbe der Palmſtämme davon her, daß ſich der eben geborene Götterknabe an ihnen reinigte; die ſeltſame Geſtalt des Kopfes eines gewiſſen Fiſches durch Schläge welche der Gott ihm gab u. ſ. w. — Andere Lieder beſangen die Thaten der Ahnen (Torres bei Kotzebue 2, 131) und ihre eigenen Erlebniſſe, ſowie ſie auch ihre nautiſchen und geographiſchen Kenntniſſe in ihren Liedern niedergelegt haben und ſie durch dieſelben ihren Kindern lehren (eb. 130). Auch die Mährchen- oder novellenartige Erzählung, welche Chamiſſo ſeinem Freunde Kadu, der von Wolie ſtammte, nacherzählt und die wohl in ihren Grundlagen auch mythologiſch und vielleicht auf den Gott Olifat, von dem die anderen Erzählungen uns mitgetheilt werden, zurückzuführen ſind, auch dieſe Erzählung welche Chamiſſo ſelbſt dem Mährchen vom Meiſterdieb vergleicht, iſt nicht ohne poetiſchen Reiz und ſcharfſinnig erfunden und es wäre in mehr als einer Hinſicht wichtig, wenn wir derartige Erzählungen jener entfernten Völker mehr hätten. „Auf einer Inſel der Gruppe Mogemug (Ulithi), erzählte Kadu, wurden allnächtlich die Fruchtbäume geplündert, ohne daß man lange Zeit den Thäter finden konnte, bis er endlich in einem ſcheinbar frommen Knaben entdeckt ward, der allnächtlich die Früchte ſtahl. Da Züchtigungen, Gefängniß und Feſſeln ihn von ſeinem Thun nicht abhielten, ſo brachte man ihn auf eine entfernte wüſte Inſel, aber auch dieſes war umſonſt, denn aus einem Baumſtamme fertigte er ſich einen Kahn, auf welchem er allnächtlich zu neuen Diebereien herüberfuhr und man hatte nicht eher Ruhe, als bis man dieſes Fahrzeug ihm zerſtörte. Nun blieb er aus und als einige Zeit darauf einige Neugierige ihn auf ſeiner Inſel beſuchen wollten, fanden ſie ihn, trotz alles Umherſuchens im Walde, auch dort nicht mehr — aber ebenſowenig Abends, als ſie ermüdet

zurückkehren wollten, ihren Kahn, denn der Schlaue hatte sich, als er sie kommen sah, im Gebüsch versteckt und segelte nun in dem unbedachtsam verlassenen Kahn über die hohe See nach Sorol. Jetzt hegte er Rachegedanken gegen sein Vaterland und bewog daher den Fürsten von Sorol zu einem Zug nach Mogemug, um es zu unterjochen; allein glücklicherweise hatten die Bewohner von Mogemug sie herankommen sehen und umzingelten die Nachts Landenden rasch von einem Hinterhalte aus. Da wurde jener Frevler denn getödtet: den Fürsten von Sorol aber und die Seinen ließ man frei zurückkehren". Im Erzählen sind alle Mikronesier sehr behende, und häufig mischen sie auch in den Bericht von ihren eigenen Erlebnissen, märchenhafte, phantastische Züge. (z. B. Chamisso ges. Werke 1, 363). Auch gab es Dichter von Beruf: auf den Centralkarolinen wurden von ihnen alle Jahre oder alle zwei Jahre neue Gesänge — denn auch die Musik war Sache des Dichters — erfunden und um diese zu singen, fuhr die Jugend der einen Insel sehr häufig zu einer Art von Gesangsfest auf eine Nachbarinsel (Mertens 146).

Auf Ratak, Ralik und den Gilbertinseln gab es Lieder auf alle irgendwie bedeutenden Ereignisse, die man aus dem Stegreife dichtete (Chamisso 91; Kotzebue a 2, 119, 81 und sonst), die sich aber doch lange erhielten, denn noch heute (Gulick 299) werden, wie Gulick selbst hörte, die Lieder dort gesungen, welche man auf Kotzebue gedichtet hatte. Auch sonst gab es nun Lieder aller Art, Kriegslieder (Kotzebue a, 288), religiöse Lieder (a, 2, 97), Liederchen beim Baden (Cham. 67) u. s. w., von denen einige nur von Weibern gesungen werden (eb.). Solche Gesänge, welche hintereinander vielfach wiederholt werden, bestanden oft nur aus zwei Zeilen, wie die kleinen Lieder der Neuholländer, welche Grey überliefert, z. B.: (Cham. ges. W. 1, 267.)

Den geschälten Kokos trinkt
Kokos ißt Chamisso.

Auch ein Beispiel eines historischen Liedes wollen wir nach Chamisso geben, welches die Ausfahrt des Wonguſagelig, Fürsten von Ligieb von seiner Insel und seine Einfahrt in Aur (67, ges. W. 1, 112) darstellt:

Wonguſagelig
Gehet unter Segel.
Außen am Strande das Volk.
„Setzt das Segel um.

Scheitern wir nicht an dem Riff!
Land aus der Ausſicht verloren!
Ebbe! Ebbe!
Wonguſagelig."

Und es erſchallet der Machtruf:
„Die Schiffe zuſammen gehalten!
Es ſchlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn, ſteure! ſteure!
Steure! ſteure! ſteure!
Reißet hinein uns die Fluth."

Auch läßt ſich den Karolinern wie den übrigen Mikroneſiern eine gewiſſe Beredſamkeit nicht abſprechen.

Natürlich wurden alle ihre Lieder mündlich überliefert, denn Schrift kannten ſie nicht, vielmehr hielten z. B. die Rataker die Schriftzeichen für Zauberei (Kotzebue a, 2, 79) und die Bewohner von Ponapi für das Tattuirungszeichen, alſo gleichſam für eine perſönliche Chiffre der Europäer und wunderten ſich nur über die Wiederholung der einzelnen Charaktere (Hale 76). Doch erwähnt Freycinet (2, 107; Abbildung planche 58) einen Brief, den ein Häuptling der weſtlichen Karolinen geſchrieben hatte auf ſchlechtes Papier — wohl auf ihr einheimiſches Baſtzeug — mit rother Farbe als Dinte und in Bilderſchrift. Er wollte gegen Muſcheln Fiſchhaken eintauſchen und ſo war in der Mitte des Blattes ein Mann mit offenen Armen dargeſtellt, den Gruß des Schreibenden bedeutend, links ſah man das Ueberſendete, die Muſcheln und rechts das Gewünſchte, die Fiſchhaken. Doch beruht dieſer Brief, obgleich er ſchon Anfang dieſes Jahrhunderts abgefaßt iſt, wohl auf europäiſcher Anregung und von irgend etwas ähnlichem haben die erſten Entdecker nichts berichtet.

Aus allem bisher erwähnten ſehen wir, daß es den Mikroneſiern an intellektuellen Fähigkeiten durchaus nicht fehlt, daß dieſe aber wenig d. h. nur ſo weit entwickelt ſind, als es ihre einförmigen und beſchränkten Verhältniſſe zuließen. Dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir einen Blick auf den Charakter dieſer Inſulaner werfen. Die Eigenſchaft, welche die erſten Beſucher zunächſt an den Bewohnern der Marianen wahrnahmen und welche dieſen Inſeln den erſten europäiſchen Namen Ladronen eintrug, war ihre große Dieberei und ihre außerordentliche Geſchicklichkeit beim Diebſtahl (Magelhaens bei Navarr. IV, 53; Pigafetta 58, 62; v. Noort allg. Hiſt. d.

Reiſen 11, 368), welche ſie nach einem anderen ſpaniſchen Bericht auch untereinander und nicht blos gegen Fremde ausübten (Fra Gasp. de St. Aug. 70). Allein der Pater Strobach, welcher, ein Begleiter Sanvitores, längere Zeit unter ihnen lebte, ſchildert ſie im neuen Weltbott (1, 11—12) denn doch anders und auch le Gobien ſpricht gegen den Namen Ladronen (62). Nach Strobach waren ſie gaſtfrei, freundlich gegen Fremde, ſorgſam und geduldig gegen Kranke, mäßig im Eſſen und Trinken und unter einander ehrlich, wie denn ihre Häuſer auch ſtets offen ſtanden (le Gobien 62). So empfingen ſie die Spanier durchaus zuvorkommend und freundlich, was dieſe aber keineswegs erwiderten, denn ſchon Magelhaens tödtete, um ſie von ihren Diebereien abzubringen, bei einem Angriff auf ſie, 7 Männer und verbrannte mehrere Häuſer, 1526 verſuchte Loaiſa eine Anzahl Eingeborener gewaltſam als Schiffsbedienung zu entführen und als Legaſpi 1565 bei entſtandenem Streit einen Matroſen einbüßte, nahm er rohe und grauſame Rache an den Eingeborenen (Freycinet 2, 167). Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn die Marianer auch gegen die Spanier feindlich oder wenigſtens argwöhniſch geſinnt waren, und ſo darf man ihnen manche Feindſeligkeiten (Plünderung eines geſtrandeten Schiffes 1600) nicht zu hoch anrechnen. Als 1638 das ſpaniſche Schiff Concepcion ſcheiterte, waren die Eingeborenen den Schiffbrüchigen auf alle Weiſe behülflich und als Sanvitores landete, nahm man ihn und die Seinen aufs Zuvorkommenſte auf (Freyc. 170; le Gobien 14; 40; 62). Es iſt alſo nicht ohne weiteres richtig, wenn Fra Gaspar (70) ſie grauſam und blutdürſtig gegen die Spanier nennt; ſie ſind es erſt geworden. Denn wie alle Malaien ſind ſie ſehr leicht beleidigt und außerordentlich rachſüchtig, eine um ſo gefährlichere Eigenſchaft, als auch ſie äußerſt geübt und geſchickt im Verſtellen waren. Wollten ſie täuſchen, ſo nahmen ſie einen Schein von Biederkeit und fröhlicher Unbefangenheit ſo glücklich an, daß ſie meiſt ihr Ziel ganz ſicher erreichten, auch wenn ſie lange warten mußten; doch nie vergaßen ſie eine Beleidigung. Brach dann ihre Leidenſchaft im günſtigen Moment aus, dann war ſie um ſo zügelloſer und wilder. Quiroga, der Feldhauptmann der Spanier und die Seinigen erfuhren von einem großen Aufſtande, der auf allen Inſeln Theilnehmer hatte, nichts, als bis ganz Guam in ...men ſtand. Und obwohl die Marianer, wieder ächt malaiiſch,

nicht eben kriegsluſtig waren, ſo wußten ſie ſich doch tapfer zu vertheidigen und konnten gereizt in höchſte Wuth und blinde Mordluſt gerathen. Die Freiheit und Unabhängigkeit, an welche ſie gewohnt waren, liebten ſie über alles, ſo daß ganz Guaham in Bewegung kam, als ein Chamorri ins Gefängniß geworfen wurde, ſo daß als die Freiheit verloren war und der ſpaniſche Druck begann, ſie wie zuvor die Bewohner Amerikas ſich freiwillig den Tod gaben, wenn ſie nicht fliehen konnten (le Gobien 56 f.; 267; 43; 139 u. ſ. w.). Ihre Vornehmen, welche die anderen Stände ſehr bedrückten, daher dieſe auch moraliſch verkommen und weit ſchlechter waren, als die eigentlich allein Freien, der Adel, die Vornehmen waren ihrer Natur nach freigebig und edel (le Gob. 62), dabei aufs ſtrengſte wahrhaftig, gaſtlich, thätig, durchaus wohlwollend, ehrlich und ſo zuverläſſig, daß man einen Gefangenen ſtets auf ſein Wort umhergehen ließ; floh er, ſo tödtete ihn die eigene Familie (Freyc. 2, 366 f.). Die Bewohner der Ganiinſeln waren ſcheuer; alle aber, Nord- und Südinſulaner, ſehr eitel und ſtolz: ſich hielten ſie, nach Art aller Naturvölker, für das erſte und beſte Volk der Welt und ſahen auf alle Uebrigen mit Verachtung, wie ſie denn auch von den Spaniern glaubten, ſie ſeien nur gekommen, weil ihr Leben das wünſchenswertheſte auf Erden ſei (Freyc. eb.; le Gobien 49; 63). Auch ihren großen Leichtſinn, ſowie das raſche Abſpringen von einem zum anderen, das plötzliche Uebergehen von einem ſehr lebhaften Affekt zu dem gleichfalls ſehr lebhaften Gegentheil theilen ſie mit allen Naturvölkern, Zu Scherz und Muthwillen, zu leichter anregender Unterhaltung, zu tauſend Neckereien waren ſie ſtets aufgelegt und ſehr vergnügungsſüchtig. Die Aeußerungen ihrer Affecte, ſei es nun freudige oder traurige, ſind ſehr geräuſchvoll und bis zum excentriſchen lebhaft. Aber es iſt doch ein Irrthum, wenn le Gobien dieſe Vergnügungsſucht und Unbeſtändigkeit, wenn ſie auch oft den Bekehrern läſtig ſein mochten, für ein Haupthinderniß der Bekehrung hält. Denn, wie viele einzelne Beiſpiele beweiſen, man kann den Marianern eine reine und hohe Begeiſterung für geiſtige Intereſſen nicht abſprechen: wer wirklich zum Chriſtenthum bekehrt war, hing ihm mit ganzer Treue und Begeiſterung an, wie denn die Spanier unter den Marianern ſelbſt Anhänger fanden, die ſie mit reinſtem Eifer für die Sache unterſtützten: während andererſeits die Beiſpiele derer noch zahlreicher waren,

welche Leib und Leben für's Vaterland ließen. Die Reden, aus denen wir Bruchstücke anführten, beweisen das Ausgesprochene zur Genüge und das Christenthum würde rasch und dauernd sich bei ihnen eingebürgert haben, wenn der Kampf gegen die neue Religion nicht zugleich Kampf gegen die neuen Unterdrücker gewesen wäre. In den meisten Fällen galt die Feindseligkeit gegen das Christenthum den Feinden, die unter dem religiösen Deckmantel das Land zu erobern — und auszuplündern gedachten (Freyc.; le Gobien). Auch fehlte es den Marianern keineswegs an Fertigkeit, sich in das neue Leben der europäischen Cultur hineinzufinden: vielmehr zeigten sie großes Geschick zu Allem, zum Lesen, Schreiben, zur Musik und auch in die Aeußerlichkeiten des europäischen Lebens und Anstands wußten sie sich erstaunlich rasch und leicht zu finden (Freyc. 367; le Gob. 295).

Die alten Marianer sind vertilgt. Die jetzigen schildert Freycinet mit drei Worten: sie sind träge, gastfrei, einfach. Alle einheimische Bildung ist verloren und wie weit ihre Indolenz geht, ist kaum glaublich; wir sahen ein Beispiel, als wir von der Behandlung des Aussatzes sprachen. Auch die Reinlichkeit ist jetzt nicht sehr zu rühmen und nur ihr Familienleben hat die alte Innigkeit bewahrt.

Die Urtheile über die Bewohner der Karolinen sind sehr verschieden, was nicht blos auf der verschiedenen Auffassung der Reisenden beruht. Denn es bestehen einige Unterschiede, die bedeutend genug sind, zunächst zwischen den Bewohnern der reicheren und jener armseligen Koralleninseln, auf welchen die Eingeborenen, um mit Pickering zu reden, im fortwährenden Hungertode leben. Daß Menschen in solch elender Lage roher, grausamer, ungastlicher werden als glücklicher situirte ist klar und so bemerkt Hale 80 mit Recht, das man die elenden Bewohner von Tobi moralisch nicht zu hart beurtheilen dürfe. Sodann aber ist ein zweiter großer Unterschied zwischen sonst und jetzt; während Kittlitz, Lütke, Mertens die Bewohner der östlichen Karolinen als arglos, liebenswürdig, zutraulich, ehrlich (Kusaie Kittl. 1, 354; Lütke 1, 295. 382), als rücksichtsvoll und anständig (Lukunor Kittl. 2, 86; Lütke 2, 44; Wolea und Fais Mertens 111; Inf. nördl. v. Truk Kittl. 2, 122) schildern, so muß jetzt nach ihrem längeren Verkehr mit den Europäern das Urtheil sich wesentlich ändern, obwohl auch schon Lütke und seine Reisegefährten die Ponapiten als die Kusaier fanden. Schon von alten Zeiten her waren die

westlichen Karoliner wilder als die östlichen. So berichten schon Padilla (Coreal voyage 2, 299) und Cantova, welcher die Bewohner von Wolea (Sprengel 10, 232) gesitteter nennt als ihre westlichen Nachbarn, von denen er ja auch später erschlagen ward. Ueber die Bewohner der Palaus ist am verschiedensten geurtheilt. Wer kennt nicht die schwärmerischen Berichte Wilsons (bei Keate) und Hockins? Und wie vereinigt man damit die Schilderungen bei Chamisso, bei D'Urville b, V, 209, und bei Cantova, wo sie als höchst rohe grausame Wilde erscheinen? Cantova faßt allerdings unter jenem Namen sämmtliche westlichen Karolinen zusammen; allein die anderen reden nur von der einen bestimmten Gruppe, deren Einwohner so kühn waren, daß sie nach Anderson (bei D'Urville a, V, 267) ein Walerschiff auf offener See um es zu plündern angriffen. Horaz Holden schildert sie bei Pickering als freundlich, gastfrei, aber freilich sehr roh und das wird wohl das Richtige treffen. Wilsons Bericht lautet anders. Zunächst aber haben wir abzuziehen was Keates überschwängliche Feder von Rousseauschem Idealismus hinzugesetzt hat; sodann mußte Wilson und die Seinen, nach ihrem Schiffbruch an den Palaus in höchster Lebensgefahr eine jede Freundlichkeit doppelt hoch empfinden; auch war dem König von Babeltuap daran gelegen, die Freundschaft der Engländer zu gewinnen, da er sie im Krieg mit den anderen Inseln gebrauchen wollte; ja wahrscheinlich, da noch zu Holdens Zeiten (1832) die Bewohner der Gruppe die Europäer für Wesen höherer Art ansahen (Pickering 221), hat 50 Jahre früher ihr König sie unmittelbar für Götter gehalten. Wilson war ferner nicht lange genug da, um ihr ganzes Wesen zu durchschauen und schließlich erzählt auch er aus jenem Krieg und sonst Dinge, welche freilich roh und wild genug sind. Der Capitain M'Cluer (Hockin), welcher sich auf Keates Schilderung hin auf den Palaus niederließ, fand sich gar bald arg enttäuscht und verließ seine neue Heimath schon nach fünf Monaten.

Ein genaues Charakterbild hat uns Chamisso von seinem Freund Kadu (von Wolea) gegeben und dieses ist typisch für das mikronesische Wesen. Er war nicht ohne Gemüth, dankbar und freigebig, auch nicht ohne Herzensgüte, was sich namentlich bei seinen vielfachen Neckereien zeigte, die er sehr liebte, die aber nie verletzend waren und wenn sie es doch gewesen, so gab er sich ernstliche Mühe,

alles wieder auszugleichen. Starkes Rechtsgefühl, wie es sich hier zeigt, bewährte er auch sonst. Obwohl er den Krieg verabscheute, so fehlte es ihm dennoch keineswegs an Tapferkeit. Er war äußerst schamhaft und den Weibern gegenüber enthaltsam. An Verstand und Witz fehlte es ihm nicht: allein eine geistige Trägheit hindert ihn sehr, schlafen mag er nur und singen, dieselben Lieder, die man schon öfter mit Interesse gehört hat. Für das Neue hat er Eifer, aber nur bei den äußeren Dingen, der Nachahmung der europäischen gesellschaftlichen Sitten glückt es ihm; geistige Arbeit ermüdet ihn, er bringt nichts zu Stande. Und doch nimmt er sofort gegen seine Landsleute einen lächerlich lehrhaften, hochmüthigen Ton an. Seine Entschlüsse wechseln rasch, aber sie sind immer fest (Chamisso 89). Begreift man hiernach, wie Hale (13) dazu kommt, den Karolinern — freilich ihnen allein in ganz Oceanien — wirkliche Herzensgüte zuzuschreiben: so stimmt andererseits genau mit dieser Schilderung überein was Gulick (178 f.) über die Bewohner von Ponapi sagt, daß sie bei guten Anlagen doch von mehr lebhaftem als kraftvollem Geist seien, da es ihnen an Ausdauer fehle und sie stets vom einen zum anderen springen. Obwohl sie rasch begreifen und lernen, so scheint bis jetzt wenigstens ihre Befähigung mehr auf praktische als auf geistige Thätigkeit zu gehen. Sie sind gütig und wohlwollend jetzt, wo sie durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlechtert sind, nur noch gegen Verwandte, gegen Fremde hart. Auch sind sie mißtrauisch, hinterlistig, betrügerisch und intriguant, so weit es ihre Unfähigkeit ein Geheimniß zu bewahren zuläßt, die namentlich bei den Weibern groß ist (Cheyne 118). Ebenso urtheilt Kittlitz 2, 72 und Cheyne (107), der sie liebevoll gegen das Alter und gegen Kinder, lustig und gastfrei, dabei aber indolent und habsüchtig und nur scheinbar ehrlich (die Nov. 2, 424 nennt sie redlich) doch höher stehend als andere „Wilde" nennt. Dies Bild, welches ächt malaiische Charakterzüge vermischt mit Eigenschaften unkultivirter Menschen darstellt, gilt von allen Karolinern. Indeß ist schließlich noch zu bemerken, das Cheynes Schilderungen nach dieser Seite hin nur mit Vorsicht gebraucht werden dürfen, da er bei seinem Aufsuchen von Trepang und Santelholz häufig und durch seine Schuld (Gulick 301) mit den Eingeborenen, die er fortwährend zu seinen Geschäften benutzte, in Streit gerieth, wie ihm denn sein Auftreten auf Babeltuap auch den Tod zugezogen hat. Wenn er nun alle Karoliner träge, ver-

rätherisch, gewaltthätig, habgierig nennt (Cap 145; Truk 127—9 vergl. Gulick 358 f. unter Truk und D'Urville b, V, 166, 206, der über beide Inseln dasselbe Urtheil hat wie Lesson complem. zu Büffon 2, 440 über Truk; Satawal, Wolea.135, 138; Lukunor 130): so ist das immer von seinem Standpunkte aufzufassen, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß alle diese Eigenschaften sich bei den Eingeborenen finden.

Die Marshallinsulaner sind bisher weniger im Verkehr mit Europäern gewesen und so erklärt es sich, daß die Bewohner von Ralik erregbarer und unstäter als die der Karolinen sind (Gul. 303), die Rataker aber gegen Kotzebue und seine Begleiter sehr ängstlich waren (Kotz. a 1, 129, 2, 48), denn sie hielten sie für Götter (81). Bei näherer Bekanntschaft aber wurden sie diebisch, obwohl sie untereinander ehrlich waren (2, 77) und unverschämt, sie boten den Europäern Kokosschalen mit Seewasser gefüllt, wollten sich durchaus des Steuerruders bemächtigten u. s. w. (Schischmareff bei Kotz. a, 2, 41). Da aber die Besucher freundlich bei allem Ernst blieben, mit dem sie solcherlei zurückwiesen, so wurden auch die Eingeborenen ruhig und bescheiden, wie sie denn überhaupt nie das wilde Geschrei und die lächerlichen Bewegungen, welche die Naturvölker sonst so oft haben, zeigten, vielmehr sich rasch mit den Europäern vertraut machten, nun mit wirklichem Eifer das Neue studirten, das Schiff ausmaßen u. s. w. (eb. 1, 129; 2, 39; 81) und von da an ganz treu und zuverlässig waren (Chamisso 117). Aehnlich schildert sie Hale (88—9) und es scheint als ständen die Rataker höher als die Bewohner von Ralik. Ganz sicher aber war in ihrem Betragen gegen Chamisso vieles Maske. Kadu scheint seiner Schätze wegen später von ihnen ermordet zu sein und sie selbst zerstörten die Pflanzungen ihrer Wohlthäter (Kotzebue b.; Chamisso ges. W. 1, 367). Ihre Wildheit und Grausamkeit bezeugen ihre Kriege. — Einen ähnlichen Unterschied weist die Bevölkerung der Gilbertinseln auf, deren Nordinseln liebenswürdigere Menschen als die Südinseln haben, wo die Bewohner wilder und reizbarer sind nach Randall bei Gulick 412 und Hale 95, gegen welche Autoritäten die umgekehrten Berichte anderer (Gulick eb.) wenig ins Gewicht fallen. Hale schildert die Bewohner von Tarawa als gastfreundlich, aufmerksam und rücksichtsvoll gegen Kranke, Schwache und Alte. Selbstmord kommt nach ihm (96 f.) auf den südlichen

Gruppen nicht selten vor, wenn jemand von einem Vornehmeren oder von einem, den er liebt, beleidigt ist. Es ist dies gewiß eine Art Rache. Aehnlich wie die besseren Gilbertinsulaner werden auch die Bewohner von Nawodo geschildert, nur daß diese jetzt durch den schlechten Einfluß entlaufener Matrosen verdorben sein sollen (Cheyne 79).

Fassen wir diese einzelnen Züge in ein Gesammtbild zusammen, so finden wir als individuelle Eigenthümlichkeiten dieser Völker gute Geistesfähigkeit, leichte Empfänglichkeit, eine gewisse äußere Gewandtheit — wer gut tanzt, ficht, die Welt gesehen hat u. s. w., gilt auf Tarawa für das Ideal eines vollkommenen Mannes; er erlangt die höchste Glückseligkeit des Paradieses (Hale 96; 97), — dann Gastlichkeit, Freundlichkeit und Ehrlichkeit unter einander, Rücksicht auf Kranke und Alte so wie auf die Frauen, strenges Rechtsgefühl und eine gewisse Unerschrockenheit, ja Tapferkeit; auch Sinn fürs Schöne und lebhafte Phantasie ist ihnen nicht abzusprechen. Dabei aber herrscht gegen Fremde und Feinde eine große Härte, ja Blutgier; sie sind rachsüchtig im höchsten Maße und ebenso fähig, sich zu verstellen bis zum geeigneten Moment, intriguant und moquant; dabei im höchsten Grade begehrlich, so daß sie neuen und höchst geschätzten Gegenständen gegenüber, welche Fremde besitzen, keiner Selbstbeherrschung fähig, stehlen, wo sie können, ohne jemals zu läugnen; wenn sie fliehen, so ist es nur, um den Raub in Sicherheit zu bringen; sie sind unfähig, eine sie drängende Vorstellung für sich zu behalten, sie schwatzen, wenigstens die unkultivirteren, alles aus; in dieser Macht der Vorstellungen wurzelt auch ihr abspringendes Wesen, sowie ihr arger Hochmuth und ihre Eitelkeit. Träge sind sie wie alle Naturvölker, wie auch ihre Geistesfähigkeiten sie fürs erste mehr für praktische Dinge befähigen, lebenslustig, ja genußsüchtig, sorglos, an die Zukunft denken, für sie arbeiten sie nicht; auch ihre Gutmüthigkeit wurzelt häufig nur in diesem Streben nach leichtem Lebensgenuß. Es sind also kalte, egoistische Naturen, von berechnender Selbstsucht, aber sanguinisch erregbar und dadurch mit einem äußeren Schein von Liebenswürdigkeit bekleidet.

Dies Charakterbild wird sich weiter abrunden, wenn wir jetzt das mikronesische Familienleben betrachten.

Ueberall werden die Frauen gut gehalten, sie nehmen an der Unterhaltung, den Festen u. s. w. Theil, schwerere Arbeiten sind

Sache der Männer, den Weibern liegt das Besorgen des Hauses, das Flechten von Matten, das Bereiten des Kleiderzeuges, leichtere Hülfe beim Fischfang, beim Jäten u. s. w. ob (Gilbert Hale 96 f.; Ratak Kotzebue a, 2, 79; Cham. 119; Ponapi Cheyne 116 f. und nach ihm Novara 2, 417 f.; Kusaie Kittl. 2, 14; Centralkarolinen Mertens 128 f.; Cap Cheyne 145; Palau Keate 315; Cantova 228); auch von Tobi gilt dasselbe, obwohl hier die Weiber während der gedrückten Lage der Insulaner mehr arbeiten mußten und noch roher waren als die Männer Hale 79; Pickering; Marianen Pigaf. 61). Früher waren die Weiber sehr streng, entweder zeigten sie sich vor Fremden gar nicht (Kusaie Kittl. 1, 359; Lukunor Mertens 118; Lütke 2, 55), erschienen sie aber, so waren sie zwar nicht schüchtern, aber durchaus taktvoll, anmuthig, schamhaft und streng zurückhaltend (Karolinen Mertens 119; Ratak Chamisso 117); indeß, da von den Unverheiratheten Keuschheit weder verlangt, noch hochgeachtet wurde, so waren sie auch für Fremde zu gewinnen, ja sie wurden auf einer Gruppe in Ratak Kotzebue und seinen Begleitern angeboten, doch nur für die Nacht (Kotzebue a, 2, 113; 2, 81). Auch im freien Verkehr mit den Jünglingen ihres Volkes, welche den Mädchen für ihre Gunst Geschenke geben müssen, herrscht bei aller Freiheit eine gewisse Schamhaftigkeit (Cham. 119). Ebenso fand es Lütke (1, 307) auf Kusaie und ganz ähnlich Torres auf Wolea (Cham. 136), wo indeß nach Mertens (120) die Weiber minder streng sind (Cheyne 116 und Michelewa y Rojas 198, auf Ponapi). Nach Floyd (bei Mertens 132) belauscht auf Lukunor nie ein Mann die Weiber im Bad, und auch diese gehen nie an Orte, wo die Männer nackt arbeiten. Aehnliches erlebte Chamisso auf Ratak (ges. W. 1, 201). Wenn nun auf Kadus Erzählung hin Chamisso 137 erzählt, daß auf den Palaus die Begattung öffentlich vollzogen wurde und ähnliches der Art, so ist auf diese Nachrichten nichts zu geben, weil sie allen anderen Berichten sowohl wie mikronesischen Sitten widersprechen. Auch auf den Marianen waren die Unverheiratheten, die hier wie auf den Karolinen (Chamisso 135) in großen Häusern gemeinschaftlich schliefen, geschlechtlich ganz frei (Bonani im neuen Weltbott 7, 7; Salaçar bei Oviedo XX. c. 16). Um so strenger aber war die Ehe. Obwohl sie auf den Marshallinseln nur durch Ueber-

einkunft geschlossen wurde und daher leicht löslich war (Chamisso 117), so bewahrte doch die verheirathete Frau ihre Keuschheit auf das strengste (Kotzeb. 2, 59). Nur wer mit einem anderen Mann einen speciellen Freundschaftsbund geschlossen hat, muß auch sein Weib mit diesem Freunde theilen (Cham. 119). Polygamie ist erlaubt für jeden, der die nöthigen Mittel hat, mehrere Frauen und deren Kinder zu ernähren (eb.). Ganz ebenso ist es der Hauptsache nach auf den Karolinen (Cham. 135), doch war auf Lukunor Monogamie das gewöhnlichere (Mertens 128 f.). Gewöhnlich haben nur die Häuptlinge als die Reicheren mehrere Frauen, welche dann in verschiedenen Häusern wohnen (Kusaie Kittl. 2, 14; Ponapi Cheyne 116 f.; Novara 2, 417 f.; Michelewa 198; westl. Inseln Cantova 225). Je mehr Frauen ein Häuptling hatte, für je vornehmer galt er (Cantova eb.). Die Ehe wurde auf Ponapi (und nach Chamisso 135 auf allen Karolinen) folgendermaßen geschlossen: der Freier bietet dem Vater des erwählten Mädchens ein Geschenk und wenn dies angenommen wird, so ist das Mädchen sein, das er am Schlusse einer Festlichkeit, welche darauf abgehalten wird, mit nach Hause nimmt. Stirbt die Frau, so muß der Wittwer ihre Schwester heirathen, stirbt aber der Mann, so heirathet die Wittwe seinen Bruder. Geschwisterkinder dürfen einander nicht heirathen, daher Aragos (2, 27) Notiz wenig Glauben verdient, daß auf den Karolinen der Bruder die Schwester heirathet. Wenn gleich der Mann sein Weib jederzeit verstoßen darf, so kann das Weib seinerseits nur dann den Mann beliebig verlassen, wenn sie von höherem Rang ist (Cheyne 119 und nach ihm Novara 2, 417—8). Doch gibt es dann bestimmte Gesetze in Beziehung auf das Heirathsgut (Cantova 225). Bei einer solchen Trennung gehören die Kinder dem Vater (Mertens 128). Schwangere Frauen wurden gut gepflegt, sind aber manchen religiösen Beschränkungen in Speisen, Zusammensein mit Männern u. s. w. unterworfen (eb.; Keate 315), denn sie gelten wie auch während der Periode und nach der Geburt für unrein (Mertens 129). Ehebruch gilt zwar als großes Verbrechen (Cant. 225), wird aber am Mann gar nicht und an der Frau nur dadurch gestraft, daß der Mann sie verstößt (eb.), doch braucht er das nicht; oft geschieht es nur auf ein paar Tage (Mertens 128 f.). Anders war es auf den Marianen, wo zwar die Ehe auch so lange dauerte,

als beide Gatten wollten, wo aber bei der Scheidung Kinder und alles Vermögen der Frau allein zu fielen. Hatte sie die Ehe gebrochen, so konnte sie der Mann mit Zurückbehaltung ihres Vermögens verstoßen und den Ehebrecher tödten (Freyc. 2, 476); hatte sich aber der Mann dieses Verbrechens schuldig gemacht oder nur einen solchen Verdacht sich zugezogen, so war sein Loos schlimmer; denn dann rotten sich alle Weiber der Gegend zusammen und fallen über den Frevler und seine Habe her, der froh sein mag, selber mit heiler Haut davon zu kommen; sein Grundstück, sein Haus und Alles, was er hat, wird gründlich zerstört. Ist der Mann gegen die Frau nicht unterwürfig oder freundlich genug oder gefällt es ihr sonst nicht mehr bei ihm, so verläßt sie ihn und geht zu ihren Eltern, welche dann dasselbe Zerstörungswerk und oft noch gründlicher vornehmen. Deshalb wollen viele Männer nicht heirathen und leben mit bezahlten Weibern auf das zügelloseste zusammen (le Gobien 59 f.; Strobach im neuen Weltb. 1, 10). Polygamie war auch hier erlaubt, aber dennoch selten (le Gobien), doch war nur eine Gemahlin rechtmäßig, die übrigen geduldete Kebsweiber (Freyc. 2, 368), die aber immer aus demselben Stande sein mußten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche auf den Karolinen auch ganz fehlen konnten (Mertens 128) waren hier sehr umständlich (eb. 385 f.); dabei mußte der Bräutigam Proben seiner Körpergeschicklichkeit abgeben (eb. 2, 278).

Die Frau stand rechtlich höher, als der Mann, der, wenn er nicht soviel Vermögen hatte, als sie zu ihrem Unterhalt brauchte, ihr dienen mußte (eb. 2, 386). Aber auch wenn der Mann gleiches Vermögen hatte, sie herrschte durchaus, ihre Zustimmung war zur kleinsten Einrichtung nöthig (le Gobien 59), alle Kinder der Mutter galten für rechtmäßig, alle Verwandtschaft ging von der Frau aus, wobei indeß Mutter, Schwester u. s. w. des Mannes für näher galten als Mutter, Schwester der Frau (Freyc. 2, 372 f.), nur der Mann gab die Mitgift, nie die Frau und Kinder aus einer aufgelösten ersten Ehe betrachteten den etwaigen zweiten Mann der Mutter als ihren Vater (Freyc. 2, 476). Ehen mit den nächsten weiblichen Verwandten waren auch hier verboten (eb.). Starb der Mann, so blieb alles Vermögen im Besitz der Witwe, starb die Frau aber, so beerbten sie ihre Kinder und Verwandte, nie ihr Mann. Eine kinderlose Witwe bekam von allen Verwandten ein Geschenk, welches „Erbschaft“ hieß,

welches sie aber ausschlagen konnte, wenn sie in der Familie ihres Mannes bleiben wollte; nahm sie es an, so trat sie dadurch in ihre eigene Familie zurück (eb.) Der Mann stand für die Fehler seiner Frau ein, für die er auch Strafe erlitt (eb.). Auch sonst hatten die Weiber großen Einfluß: sie konnten in den Versammlungen reden und man hörte auf sie (eb.), sie konnten Grundbesitz haben (le Gobien 373) und baten sie irgend einen Mann ihrer Verwandtschaft um irgend etwas, so erhielten sie es unweigerlich und ohne Zorn (Freyc. 2, 479).

Auch auf den Karolinen finden sich Spuren einer ähnlichen Stellung der Weiber: auf Ponapi und wohl auch auf den übrigen Karolinen vererbte der höchste Rang nur durch die Mutter (Hale 83)*) und nicht anders war auf Ratak die Erbfolge (Chamisso 118). Im Gilbertarchipel ehrt der Mann die Frau wie den Häuptling, indem er ihr aus dem Wege geht; schlägt er sie aber im Zorne, so schlägt sie ihn wieder, andere Weiber kommen zu Hülfe und nicht selten vertreiben sie ihn, wie es auf den Marianen geschah (eb. 96). Auf Lukunor redete man mit den Frauen, obwohl die Unterhaltung oft schmutzig genug war, nicht in der gewöhnlichen, sondern in der Sprache der Höflichkeit, was sehr streng eingehalten wurde (Mertens 133). Hier mag auch noch an die Lieder erinnert werden, welche allein von Frauen gesungen werden durften und die auf allen Inseln vorkamen.

Durch den Einfluß der Europäer haben sich die Verhältnisse der Karoliner wesentlich verschlechtert. Durch die Einführung von Likören, Perlen, Tabak, Maultrommeln und ähnlichen Gegenständen, wonach die Eingeborenen sehr lüstern sind, hat auch die Keuschheit der Weiber auf Ponapi abgenommen (Cheyne 116 f.). Auf Kusaie war in den vierziger Jahren Prostitution allgemein, obwohl früher fremde Schiffsmannschaften erschlagen waren aus Rache, daß sie Weiber geraubt hatten; allein durch den Einfluß der Missionäre, welche dort seit 1852 thätig sind, ist eine Besserung eingetreten und die Prostitution wieder beseitigt (Gulick 244). Die Weiber auf Ralik sind frech und reizlos (Gulick 411). Auch auf den Marianen war gerade die Strenge der Ehe, welche die Missionäre verlangten, eine große Schwierigkeit für die Bekehrung (le Gobien 299); doch lebten einmal bekehrte

*) Das ist wohl auch bei Chamisso 134 unten gemeint; kurz vorher wird die Erbfolge als auf der Mutter beruhend angegeben.

Mädchen durchaus streng und rein, so frei sie auch sonst gewesen waren (eb. 297).

Kam eine Frau auf den Marianen nieder, so ward sogleich zur Gemahlin des Gemeindevorstehers geschickt, welche die geehrteren Frauen der Familie (Mutter, Großmutter, Tanten) benachrichtigen mußte, während die minder geehrten (Schwester u. s. w.) es einfach durch den Mann selbst erfuhren. Die Schwestern des Mannes übernahmen die Pflege, die Waschungen u. s. w. der Wöchnerin und des Kindes, die Brüder der Wöchnerin besorgten ihr die Nahrung, welche ihre Eltern ihr bestimmten. Die Verwandten des Mannes brachten zu dieser Zeit, um das Haus in Stand zu halten, Geschenke an Lebensmitteln (Freycin. 2, 389). Den Namen bekam das Kind wie es scheint, von Freunden des Hauses, welche dadurch in ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß traten und bestimmte Pflichten übernahmen (Freycin. 2, 372); auch wer ein Kind vom Tod gerettet hatte, konnte ihm seinen Namen geben, wenn die Verwandten des Kindes einwilligten, und trat dann in dasselbe Verhältniß (eb. 376). Die Namen selbst bezeichneten meist irgend eine wünschenswerthe Eigenschaft, wie „geschickter Fischer", „unerschrocken" u. s. w. (eb. 390), doch kommen auch Eigennamen vor, die von Pflanzen u. s. w. entlehnt waren, wie jener Djoda wörtlich übersetzt Banane heißt; jeder hatte nur einen Namen. Die Kinder wuchsen ganz frei auf, ohne daß die Zucht der Eltern und daher die Scheu der Kinder vor ihnen sehr groß gewesen wäre (le Gobien 53), doch liebten die Eltern ihre Kinder aufs zärtlichste (eb. 107, 68), wie es denn auch gerade die Rücksicht auf ihre Kinder war, die ihnen das spanische Joch so ganz unerträglich machte. Auch Unterricht fehlte so gut wie ganz, wer etwas lernen wollte, sah wie es der thätige Arbeiter machte und bildete sich so durch Uebung, Nachahmung, Erfahrung selbst. Die Berufswahl (wenn man von einer solchen hier reden kann) war frei: doch folgte meist der Sohn dem Vater. Jetzt ist die Erziehung nach spanischem Muster gebildet (Freyc. 2, 379).

Auch auf den Karolinen, den Marshall- und Gilbertinseln wurden die Kinder zärtlich geliebt. Auf Kusaie werden sie gleich nach der Geburt mit einem Schwamm gewaschen, und bald nachher schon von der Mutter in fließendem Wasser gebadet (Gulick 180). Ebenso ist es auf den Centralkarolinen, wo bei der Geburt eine Menge Weiber

zuſammenkommen und ſingen und ſchreien, damit der Mann das Geſchrei der Gebärerin nicht höre. Als Hebammen ſind ſie geſchickt und Fehlgeburten kommen faſt nie vor (Mertens 129); ebenſo wenig Verunſtaltungen durch ungeſchickte Geburtshilfe. Während das Kind noch an der Bruſt trinkt, nimmt die Mutter ſchon früh Waſſer und Kokosmilch in den Mund und ſpritzt es in den Mund des Kindes; bald darauf gibt ſie ihm auf gleiche Weiſe eine Art gelbes Piſanges, den ſie zuvor kaut. Doch erhalten die Kinder nie regelmäßige Nahrung; und dies beſonders iſt ihrer Entwickelung ſchädlich (eb.). Die noch kleinen Kinder tragen die Mütter an der Bruſt: die größeren ſitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder des Vaters (Kittl. 2, 3). Doch auch größere Kinder werden noch geſtillt: oft bis ins 10. Jahr (Mertens 129). Auch auf Tobi bekommen die Kinder ganz gleiche Speiſe wie die Erwachſenen (Pickering 228). In Beziehung auf die Namengebung erzählte Kadu ſeinem Freunde Chamiſſo (134), daß die Häuptlinge ihren erſten, dritten u. ſ. w. Sohn nach ihrem Vater, den zweiten, vierten Sohn nach ihrem Schwäher, die Leute aus dem Volk dagegen den erſten Sohn nach dem Schwäher, alſo nach dem mütterlichen Großvater des Kindes, die übrigen Kinder beliebig benennen. Dieſe letztere Sitte ſei die auf Ratak allein gebräuchliche. Letzteres iſt nun nach allem, was wir von der rechtlichen Geltung der Weiber wiſſen, durchaus glaublich, um ſo mehr, als auch Torres (eb.) ſagt, im Namen ſei die Verwandtſchaft angedeutet, dieſe aber hauptſächlich durch die Mutter vererbt. Wir müſſen daher jene Nachricht des Kadu dahingeſtellt ſein laſſen. Auf Tobi (Pickering 228) hat jede Perſon einen Namen ganz allein für ſich und auch Kinder nennen ihre Eltern nur bei dieſem ihrem Namen.

Erziehung iſt ſo gut wie gar nicht; auf Tobi bekommen die Kinder nur dann einen Schlag, wenn ſie zu gierig nach der Speiſe, die ſie mit den Eltern theilen, verlangen, und die Eltern dadurch zornig werden (eb.), und wenn auf Kuſaie den oft unverſchämten Kindern eins der Eltern wirklich einmal im Zorn einen Schlag gibt, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß das andere ſofort die Partei des Kindes ergreift. Doch erwähnt Cantova (1722) von den öſtlichen Karolinen, daß daſelbſt in jedem Diſtrikt zwei öffentliche Erziehungshäuſer ſeien, in deren einem die Knaben, im anderen die Mädchen unterrichtet werden und zwar in dem was ſie von der Aſtronomie wiſſen; der

Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Hauptsterne wenigstens roh angegeben ist (Sprengel 10, 227). Stirbt die Mutter eines Kindes, gleichviel ob es noch die Brust trinkt oder schon größer ist, so wird es von einer weiblichen Verwandten auferzogen (Chamisso 119). Ebenso war es auf den alten Marianen (Freycinet 2, 476) und auf den Gilbertinseln; denn dort glaubte man, daß die Seelen gestorbener Kinder von früher gestorbenen Verwandtinnen im Himmel aufgenährt werden (Hale 99).

Die Bande der Verwandtschaft waren auf den Marianen sehr innig und fest. Sie standen nach festen Gesetzen für einander ein (Freyc. 2, 479), sie hafteten für einander (480; 367; 376) und das ganze Geschlecht war in einem ähnlichen Verband, wie wir ihn auch bei indogermanischen Völkern finden.

Kindermord war trotz der Liebe zu den Kindern auf Ratak, jedoch nicht auf Ralik (Chamisso 120), sehr gebräuchlich. Keine Frau aus dem Volke durfte, wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln, mehr als 3 Kinder auferziehen, alle übrigen mußten lebendig vergraben werden. Allerdings waren die Häuptlinge von diesem Gesetze frei und auch uneheliche Kinder, welche meist von Eltern verschiedenen Standes abstammten, wurden nicht getödtet, sondern meist, wenn sie etwas selbstständiger geworden waren, vom Vater zu sich genommen (Chamisso 119). Auch auf den Gilbertinseln, wo die Ehen sehr fruchtbar sind, wie dieß überhaupt in Mikronesien der Fall ist, war künstlicher Abortus wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln nach Gulick 410, welchen Grund indeß Hale bestreitet, sehr häufig; die Sitte gibt auch Hale für den ganzen Archipel zu, nur sei die Gruppe Makin davon frei (Hale 96). Auf den Karolinen herrschte dies Verbrechen nicht; wohl aber scheinen es die Ulitaos auf den Marianen geübt zu haben, obwohl bestimmte Angaben darüber nicht vorliegen. Allein Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Stände waren aufs strengste verboten und zogen schwere Strafen, ja den Tod des Zuwiderhandelnden nach sich; die Ulitaos aber, dem Adel angehörig, lebten aufs zügelloseste mit jeder beliebigen unverheiratheten Frau, sie stehen also ganz gleich den polynesischen Areois und diese mußten alle ihre Kinder, namentlich aber alle von niederen Frauen tödten.

Bei diesen Ulitaos kamen sehr arge Ausschweifungen vor, so konnten sie bei jeder Ehe das jus primae noctis vom Vater der Braut

erkaufen (Freycinet 2, 189); selbst Blutschande trieben sie und ohne daß es bei ihnen ein Verbrechen war (eb. 2, 369), da doch sonst Ehen zwischen näheren Verwandten auf den Marianen und dem übrigen Mikronesien streng verboten waren. Von unnatürlichen Lastern finden sich nirgend Spuren. Dagegen kamen Beispiele von romantischer Liebe, die bis zum Selbstmord führte, vor (Freycinet 2, 368) und gleichfalls Beispiele einer ähnlich leidenschaftlichen Eifersucht (Hale 96).

Auf den Marianen gab es drei Stände, Adel, Matuas; Halbadel, Atchaots; und Volk, Mangatchangs. Die Mangatchangs waren aufs strengste von den Matuas geschieden und ihnen durchaus unterwürfig. Die Schifffahrt und Fischerei war ihnen gänzlich untersagt, so wie alle Beschäftigungen der Matuas, bei denen sie nicht einmal helfen durften. Ihnen lag hauptsächlich die Bodenkultur, der Wegebau, das Errichten der Kahnhäuser, Flechten der Netze, im Krieg das Zutragen des Kriegsmaterials ob, sowie das Kochen von Reis, Wurzeln und dergl. Da ihnen die Fischerei in Kähnen und Geräthen wie sie die Matuas brauchten untersagt war, so durften sie nur Aale, welche jene verachteten, essen, aber sie durften sie nur mit der Hand nicht mit Netz und Angeln fangen, deshalb betäubten sie diese Fische Nachts bei Fackelschein durch Stockschläge. Auch der Handel nach den Nachbarinseln war ihnen streng untersagt (Freycinet 2, 364 f.). Jede Berührung des Adels mit dem Volk war ein Frevel: hätte sich ein Matua mit einem Mädchen aus dem Volke vermählt, so hätte er die Ehre seiner ganzen Verwandtschaft vernichtet, weshalb jeder der eine solche Ehe einging, getödtet wurde (le Gobien 50). Nicht einmal die Kebsweiber des Adels durften aus dem Volke sein (Freycinet 2, 367). Es ist strafwürdiger Frevel, wenn ein Mangatchang sich einem Chamorri nähert: deshalb ruft, wenn ein solcher von einem Mann aus dem Volke etwas will, er es ihm mit lauter Stimme von fern zu (le Gobien 50); das Haus, welches ein Mangatchang betreten hat, ist für den Chamorri unrein und unberührbar (eb.); nichts was jene gefertigt haben, gebrauchen diese (Freyc. eb.). Jeder Mangatchang aber, der sich vor dem Matua beim Begegnen nicht beugt, wird hingerichtet (Freycinet 2, 479).

Ja der Adel verbot dem Sanvitores ernstlich, auch das Volk zu taufen, da die Taufe zu Gott hinführe, das Volk aber, welches keine Seele habe, nicht zu Gott gelangen könne und dürfe (le Gobien 79).

Man kann sich daher nicht wundern einmal, daß diese Mangatchangs leiblich dem Adel nachstanden und kleiner gewachsen, zweitens aber auch geistig verkümmert und faul, lügnerisch, treulos, ungastlich waren (Freyc. 2, 366).

Die Matuas waren (und mit großem Eifer und Ehrgeiz) Schiffbauer, wobei ihnen gegen die Kost und ein Geschenk, welches letztere indeß nicht nothwendig war, die Atchaots helfen konnten; ferner führten sie und die Atchaots den Krieg, sie nur durften Handel, sie nur den Fischfang betreiben. Die am Meere wohnenden Matuas besaßen jeder einen Theil der Küste, über den hinaus im Gebiete des Nachbars sie nicht, wenigstens nicht ohne des letzteren Erlaubniß fischen durften; nur von ihrem Küstenstrich aus durften sie Handel treiben. Die Matuas des Inneren hatten ebenso die Flußfischerei unter sich vertheilt, so wie sie den Landbau betrieben, wobei denn natürlich alle harte Arbeit vom Volk gethan wurde. Dem ersten Stand allein gehörten ferner die Zauberer, eine Art von Priestern an, so wie die meist weiblichen Aerzte, deren jeder nur eine Krankheit behandelte. Nur Weiber halfen bei den Geburten. Aerzte gab es auch bei den beiden anderen Ständen, jedoch stets nur aus und für den Stand dem sie angehörten (Freycinet 2, 364 f.).

Die Matuas, welche irgend ein Verbrechen begangen hatten, konnten zur Strafe zu den Atchaots, nie aber bis zum Volke degradirt werden (Freyc. eb.). Diese zweite Klasse war nämlich gebildet theils durch solche degradirte Matuas (eb.), theils aber und hauptsächlich durch die Söhne der Matuas, so weit sie nicht selbst in die Stellung des Vaters einrückten (Gulick 171). Doch konnte jeder Matua eine eigene Gemeinde gründen, sobald er hinlänglich mächtig und reich war; zu welcher dann seine Verwandten und die Verbündeten, die er sonst unter dem Adel oder unter den anderen Ständen hatte, zusammen traten (Freyc. 2, 475). Die einzelnen Inseln waren alle von einander unabhängig, aber verbündet. An der Spitze einer jeden stand ein König magalahi (meggai viel, lahi Mann bei Cham.), „alter Mann, oberster Familienvater" bei Freycin. 2, 473, „Großvater" bei le Gobien 305, welcher, der älteste Matua des Stammes, den Oberbefehl im Krieg und Frieden und nebst seinen Verwandten die vornehmste Stellung auf der Insel hatte. Die Bewohner jeder Insel waren dann wieder in verschiedene Völkerschaften getheilt, deren jede wohl ihren

eigenen Vorsteher oder ersten Matua hatte (le Gobien 339) und Gemeindearbeiten und Gemeindelasten, wie Kahnschuppen, Häuser für Arme zu bauen, die Ernte für verhinderte Gemeindeglieder zu besorgen übernehmen mußte (Freyc. 2, 374).

Starb dieser erste Matua, dieser Großvater der Insel, dessen Frau unter dem Titel maga-haga (aga Weib) eine gleichfalls bevorzugte Stellung hatte, so folgte, da die Würde durch die Mutter vererbte, zunächst sein Bruder, unter mehreren der älteste, waren keine Brüder da, sein Vetter oder Neffe; erst wenn keine älteren Verwandten (die der Stammmutter des Geschlechts näher standen), sein eigener Sohn. Weiber succedirten nie, trotz des Einflusses, den sie sonst hatten (Freyc. 475; le Gobien 50). Wer den Rang des Verstorbenen erbt, nimmt auch den Namen des Familienhauptes an (le Gobien 50). Auch die Ländereien sind erblich, aber natürlich nur im Besitze der Matuas, deren vornehmste, 50 an der Zahl, in Agadna, der Hauptstadt von Guaham wohnten (le Gobien 50) — d. h. Guaham ist die wichtigste Insel und deshalb das Geschlecht seines „Großvaters" das vornehmste.

Diese vornehmsten Häuptlinge, obwohl sie in den öffentlichen Versammlungen präsidirten, hatten nur größere Ehre als die übrigen, aber keine größere Macht. Herrschende Häuptlinge und juristisch zwingende Gesetze gibt es nicht, man thut in jedem Falle was man will. Das einzig feste, welches das ganze Volk wie mit Eisenfesseln zwingt, sind die Sitten (le Gobien 51 f.). Ihnen sind auch die Matuas unterworfen. Denn wer von diesen irgend einen Fehltritt begangen hatte, der wurde durch den Richterspruch der anderen Matuas degradirt zum Atchaot und konnte nur durch irgend eine außergewöhnliche That seine frühere Stelle wiedererlangen. Jeder auf diese Art degradirte mußte in eine andere Gemeinde übersiedeln; doch konnte er verbannt werden mit der Verschärfung der Strafe, daß er seine Frau daheim lassen mußte. Starb ein solcher in der Verbannung, so blieben seine Kinder Atchaots. Blieb aber ein degradirter in seiner eigenen Gemeinde, so war er ganz verachtet (eb. 480). Andere Rechtsbestimmungen bezogen sich auf Adoptionen, die nur nach abgehaltenem Familienrath und ohne daß das angenommene Kind den eigentlichen Erben beeinträchtigte geschehen konnte (481). Getödtet wurde, wer im Fischfang seinen Nachbar bestahl oder sich außer in höchster Noth

widerhakiger Waffen bedient hatte. Wer einem anderen sein Netz zum Fischen borgte, bekam die Hälfte des Fanges, welche Sitte noch heute besteht (eb. 483—4). Fast aller Streit unter Einzelnen blieb Privatsache und wurde vom ersten Chamorri des Ortes leicht geschlichtet, da sich ein jeder in seinen Ausspruch ohne Murren fügte. Doch wurde in wichtigen Familien- und öffentlichen Angelegenheiten durch ein Tribunal aller der Chamorrifamilien, welche die Gemeinde bildeten, entschieden, wobei auch die Weiber eine wichtige Stimme hatten. Reiche konnten sich übrigens von vielen Strafen durch ihr Vermögen loskaufen (eb. 484 f.).

Diese Verfassung, welche wir hier genauer betrachtet haben, herrschte im wesentlichen in ganz Mikronesien. So war in Palau neben dem erblichen (Hockin 33; Keate irrt, wenn er es anders darstellt) Adel ein König, dem alles Land gehörte, dessen Erbfolge aber ganz wie auf den Marianen war. Das Knochenarmband aus dem Halswirbel eines Wallfisches, das als Zeichen hohes Ranges getragen wurde und vom König als Zeichen seiner Ungnade dem Träger abgenommen werden konnte (Hockin 50), haben wir schon erwähnt (Keate). Auch die merkwürdigen Nachrichten, welche uns Cantova von den westlichsten Karolinen gibt (Sprengel 10, 217—222; 226 f.), stimmen hierzu ganz genau. Der Adel, heißt es da, hat alle Gewalt, doch gibt es auch wieder unter ihm Vornehmere, welche Tamol (wie wir oben sahen gleich marian. Samori) heißen und selbst wieder unter einem Obertamol stehen. Diese obersten Herrscher haben nicht bloß für eine Insel, sondern für einen ganzen Inselbezirk ihre Geltung und zwar führt Cantova, mit dem Pater Clain bei le Gobien 403 der Hauptsache nach übereinstimmt, für jede seiner Provinzen den Hauptherrscher an, allerdings unter Namen, die sonst nirgends erwähnt werden und an deren Deutung wir uns nicht wagen; vielleicht sind es Eigennamen. Seine zweite Provinz (unser vierter Bezirk, S. 40) hatte zu seiner Zeit zwei Herrscher, welche zu Wolea und zu Lamotrek wohnten; Chamisso fand nur einen vor, der zu Wolea wohnhaft bis nach Truk hin Geltung hatte (Cham. 99). Auch in Cantovas dritter Provinz waren zwei Herrscher, beide auf der Gruppe Ulithi, aber auf verschiedenen Inseln wohnend, deren einer Meirang, der zweite Kaschattel hieß und ganz besondere Ehren genoß, denn um ihn zu ehren, strichen alle Schiffe, denen seine

Insel in Sicht kam, die Segel; weshalb es bedenklich ist, diesen Namen mit Kadu als Eigennamen eines längst verstorbenen Häuptlings aufzufassen (Cheyne 125, Anm.). Ob diese beiden Herrscher in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie auf Tonga Finau und der Tui-tonga, welcher letztere auch die größere und rein göttliche Ehre genoß, aber nur noch von religiöser, nicht mehr von politischer Bedeutung war? Ob die doppelten Herrscher im zweiten Bezirk im selben Verhältniß standen, deren einer den anderen dann in dem Jahrhundert von Cantova zu Chamisso verdrängte, wie Finau den Tui-tonga? Hockin (48) sagt gerade zu, daß es neben dem weltlichen Oberhaupt der Palaus auch ein geistliches gibt, wie er denn gleichfalls verschiedene Titel für die Herrscher über die verschiedenen Distrikte der Palaus anführt. Auch von Ponapi waren einzelne kleinere Gruppen abhängig (Cheyne 99). Die Tamols jener westlichen Inseln trugen nach Cantova, um sich vor den anderen auszuzeichnen, lange Bärte. Vollständig souverain verhalten sie sich meist ernst und schweigend. Hat jemand ein Anliegen an den Tamol, so setzt sich dieser auf eine Art von Bühne, welche erhöht ist und während alles Volk sich zur Erde neigt, tritt der Bittende, den Kopf auf die Knie gesenkt bis zum Tamol hin, setzt sich und erwartet mit niedergeschlagenem Blick den Befehl zu sprechen. Ebenso entfernt er sich. Des Tamols Worte werden wie eines Gottes Worte gehört und bei jeder Bitte küßt man ihm Hände und Füße (Cantova 226). Von den nächtlichen Gesängen und Tänzen vor seinem Haus war schon die Rede. Ihm steht auch die heilige Handlung des zukunftverkündenden Loosens zu (Cant. 227 f.) Wenn es (eb. 220) heißt, daß alles Silber, welches sich auf Cap viel finde, an den Fürsten abgeliefert werden müsse, so hat schon Chamisso (123) mit Recht diese Nachricht auf einen weißen Stein, der in den Gebirgen von Cap vorkommt, sehr geschätzt ist und zur Verfertigung der Ehrensitze dient, gedeutet. Aehnlich schätzte man (Keate) auf den Palaus einen gelben Stein, welchen die Fürsten dort nach anderen Inseln zum Geschenk schickten, wie z. B. nach Cap, als Cheyne da war (Cheyne 148). Die Bewohner von Cap waren in mehrere Stämme getheilt und bestanden aus Adel, an dessen Spitze der König stand, und Volk; der König war sorgsamer tattuirt und trug eigenthümliche Palmlaubkränze um Hals und Leib (Cheyne 159).

Die Erbfolge war auch hier wie auf den Marianen, sie vererbte nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom König zunächst auf die, welche mit ihm von gleicher Mutter oder von älteren und deshalb vornehmeren Frauen der nächsten Verwandtschaft stammten (Cham. 99 nach Torres); Arago (2, 28), der das Gegentheil sagt, irrt auch hier, wie er überhaupt wenig zuverlässig ist.

Der Name Tamol findet sich in der ganzen westlichen Hälfte der Karolinen, auf Elato (Kittlitz 2, 150), auf Lukunor und Etal (eb. 2, 82); auf Morilö und den Nachbarinseln (Mertens 126); auf Truk (Desgraz bei D'Urville b, V, 315); auf Satawal (nach dem Wortverzeichniß von Gaimard bei D'Urville a Philol. 2, 182). Allein hier sind merkwürdige Unterschiede: während zu Morilö und den Nachbarinseln nach dem Engländer W. Floyd, der daselbst 18 Monate lebte, die Tamols Tribut erhalten und auch sonst in großem Ansehen stehen (Mertens 126 f.), so heißt auf Lukunor (Kittl. 2, 82) und Truk (Desgraz a. a. O.) jeder ältere Mann Tamol und von irgend welcher hervorragenden Stellung oder Abhängigkeit des einzelnen ist keine Spur, obwohl auch hier die streng feudale Verfassung, welche wir überall in Mikronesien finden, bestanden hat. Auf Lukunor gehört auch das Land nicht den Tamols, sondern der Gemeinde und jeder Hausvater hat das Recht, eine bestimmte Strecke Landes mit ihm zugehörigen Fruchtbäumen zu bepflanzen (Kittl. 2, 82). Die Würde des verstorbenen Tamol geht auch auf Morilö zunächst auf den Bruder, ist aber keiner vorhanden, merkwürdigerweise auf den nächsten Freund des Todten über (Mertens 127). Auch hierin zeigt sich eine Abschwächung des Ursprünglichen: man sieht noch Reste der Vererbung durch die Mutter, weil aber die Stellung des Herrschers nicht mehr die ganz unnahbare war wie sonst, weil man ferner einen älteren Mann als Tamol zu haben wünschte, so mag dieser Gebrauch aufgekommen sein.

Die Rechtsbestimmungen dieser westlichen Inseln sind einfach: der Verbrecher wird verbannt (Cantova 227, vergl. auch Cham. 134), auf Tobi, wo alles roher ist, mit gebundenen Händen in einem lecken Kahn ins Meer hinausgestoßen (Pickering 223). Auf Morilö waren die Greise Richter, denen sich alles fügte und deren Verweis schon als schwere Strafe galt. In verwickelteren Angelegenheiten jedoch ward an den Tamol appellirt, indem man ihm Geschenke bringt;

doch gibt dieser sich stets Mühe, den Streit privatim beizulegen (Mertens 127). Er selbst steht unter allen rechtlichen Bestimmungen ebenso gut wie alle anderen, wie denn auch er z. B. bei einer zweiten Ehe den nur bei ihr (nicht bei der ersten) gebräuchlichen Tribut an Matten, Früchten der Gemeinde geben muß (eb.). Wer auf den westlichen Inseln einen Streit angefangen hatte, mußte ihn durch ein Geschenk sühnen (Cantova 231).

Auf den östlichen Karolinen (Ponapi Kittl. 2, 74 und Kusaie 1, 355) heißen die Häuptlinge Iros oder Uros, doch ist sonst alles wie im übrigen Mikronesien. Ueber Ponapi haben wir die besten Nachrichten von Cheyne, Hale und Michelewa y Rojas, während die Novarareisenden auch hier nur geben, was wir bei Cheyne finden. Es sind 5 (Cheyne; Hale; Michelewa gibt 8 an) unabhängige Stämme auf der Insel: Roankiddi, Matalanien und drei andere minder mächtige. Jeder hat seinen eigenen König, welcher den Titel Tschipau führt: dann folgen, wie auf den Palaus drei (Hockin 49), hier sechs besonders vornehme Häuptlinge in stufenweiser Rangordnung (Cheyne 108; Hale 83 nach Punchard und OConnell, welche längere Zeit auf der Insel gelebt hatten). Der Tschipau muß alle diese geringeren Würden durchgemacht haben und bei seinem Tode folgt, wieder ganz wie auf den Palaus, der in der zweiten Stelle nach und alle rücken um eine Stufe empor. Unter ihnen stehen nun noch eine ganze Anzahl anderer Vornehmer, die aber geringer sind und nicht zu jenen Stellen aufsteigen können: das können nur die Söhne einer bestimmten Klasse von Frauen, welche „edle Frauen" heißen und die zum Manne jeden beliebigen Mann, auch geringes Standes, nehmen können, ohne daß, da der Rang auch hier nur durch die Mutter vererbt, dies ihre Söhne herabwürdigte (Hale 83). Jeder dieser Stämme zerfällt nun wieder in drei außerordentlich streng geschiedene Stände, Häuptlinge, Freie und Sklaven, deren erstere beide den gemeinschaftlichen Namen arots (aroϑ?) d. h. freie, edle, und wiewohl selten Ehebündnisse untereinander haben, vom dritten Stand aber ebenso streng geschieden sind, wie die Matuas und Atchaots der Marianen vom Volk. Selbst im Krieg ficht nur Stand gegen Stand. Das Land, welches in festem Grundbesitz, der nur vererbt, nicht sonst veräußert werden kann, vertheilt ist, gehört nur den beiden ersten Ständen an; der dritte gehört zum Boden auf dem er wohnt (Hale

83 f.). Das Land geht meist vom Vater auf den Sohn über, indem es diesem gewöhnlich der König, dem nach dem Tode eines Häuptlings dessen Besitz zufällt, wieder verleiht; doch kann er es geben, wem er will (Cheyne 110, vergl. Nov. 2, 413). Diese Verfassung ist in so fern auffallend, als hier der Obertamol, den wir sonst überall fanden, zu fehlen scheint. Cheyne erwähnt ihn nicht, sei es nun, daß er die Verhältnisse nicht genau genug kannte, oder sei es, daß sie sich von Hale bis zu ihm hin wirklich geändert haben, was aber kaum wahrscheinlich ist. Denn nach Hale hat allerdings ein Häuptling, nämlich der Tschipau vom Stamme Matalanien den höchsten Rang. die übrigen Stammeshäupter sind ihm also früher unterworfen gewesen und haben sich erst nach und nach von ihm emancipirt. Daher haben diese 5 Stämme, trotz der häufigen Fehden zwischen ihnen, einen gemeinsamen Staatsverband und der Häuptling des einen hat denselben Rang beim anderen; auch begnügt sich in ihren Kriegen der Sieger mit der beweglichen Beute, ohne die Fruchtbäume niederzuhauen oder dem Besiegten sein Land zu nehmen (Hale 84). Sehr zu beachten ist, daß wir auch hier neben dem weltlichen Oberhaupt ein geistliches finden unter dem Titel Nanigin (Hale 83), der eigentlich „eine Art hoher Priester" (eb.) des anderen mächtigsten Stammes, der Roankiddi ist. Er hat fast königliche Macht; wenn ihn aber sowohl Cheyne als Hale von geringerem Stande sein läßt als die übrigen sechs Fürsten, so ist das wohl nur von dem Umstand, daß er nicht Tschipau werden konnte, genommen; allein an dem Aufsteigen zu dieser Würde hinderte ihn nicht so wohl seine geringere Geburt, als vielmehr die gänzlich verschiedene Art seiner Stellung.

Auch in den Rechten des Königs zeigt sich die Aehnlichkeit mit anderen mikronesischen Inseln: denn auch hier hat der König seine eigentlich reale Gewalt verloren und, wie es auch auf den Marianen war, jeder handelt, trotz der äußeren Ehren des Oberherrn, nach eigenem Gutdünken. Der letztere erhält auf Ponapi zwar Tribut und ist die oberste rechtliche Instanz, so wie er auch das (selten angewandte) Recht über Leben und Vermögen der Seinen hat: aber er mischt sich nur in die wichtigsten Dinge und läßt in ganz geringfügigen die übrigen Häuptlinge, in bedeutenderen die Rathsversammlungen entscheiden (Cheyne 109).

Diese tritt in dem großen Versammlungshaus zusammen, das in

der Mitte einen erhabenen Estrich für die Häuptlinge und ringsher umgitterte Schlafräume für sie und ihre Familien hat. Zur Versammlung rufen Boten, oder, wenn die Veranlassung besonders wichtig ist, Muscheltrompeten und wenn dann die Fürsten, die schon vorher instruirt sind, feierlich Kawa getrunken haben, so beginnt die oft sehr lebhafte, ja bis zum äußersten leidenschaftliche Debatte, in welcher die Majorität entscheidet (Cheyne a. a. O.).

Der König hat demnach nicht übergroße Macht, aber um so größere Ehre: nur die Vornehmsten dürfen in seiner Gegenwart stehen, alle anderen müssen sich setzen, er bekommt die Erstlingsfrüchte und für eine bestimmte Reihe von Tagen den Erstlingsertrag neuer Netze (Cheyne eb.); ihm wird bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zuerst Speise angeboten; er gibt zu jeder Ehe seine Einwilligung (Michelew. 195, 198). Blut in der Umgebung des Palastes zu vergießen bringt Tod. Alljährlich durchzieht er sein ganzes Gebiet, indem er unter großen Festlichkeiten alle seine Städte besucht (Cheyne eb. 115). Auch hier wie auf den Marianen werden alle größeren Arbeiten, Häuser-, Kahnbau u. s. w. gemeinschaftlich vom Volke besorgt, welches der König je nach Bedürfniß heranzieht (Michelew. 196).

Auf Kusaie hatte sich wegen der Abgeschiedenheit der Insel, die fast gar keinen Verkehr mit anderen hatte, die alte Art des mikronesischen Staates der Form nach vollständiger erhalten, obwohl auch hier Abschwächungen eingetreten sind. 12 Häuptlinge sind die vornehmsten und haben allen Grundbesitz der Insel inne, welchen sie an Häuptlinge zweiten Ranges zur Verwaltung und Bebauung ausgeliehen haben. Diese wohnen auf ihrem Lehngut selber: jene 12 aber wohnen gemeinschaftlich in dem Dorfe Yat der kleinen Insel Leka (Lütke 1, 343) oder Lâla (Kittl. 1, 355), welche dicht bei der Hauptinsel liegt. Einer von ihnen gilt auch hier als der Vornehmste und Höchste, hat aber weder größere Macht, noch genießt er größere Ehre als die anderen (Lütke 1, 347). Auch scheint es, als ob sich hier gleichfalls ein religiöses Oberhaupt befunden habe: als die 12 Iroffe zu einem Fest versammelt waren, kommt noch ein anderer hoch verehrter Mann, Iros Togosha (Tui-Kusaie, wie Tui-tonga?), dessen Name in den Kawaliedern oft vorkommt, der also wohl eine religiöse Bedeutung hat (Kittl. 2, 47). Das Volk selbst zerfällt in drei Stämme, welche verschiedene Namen haben, untereinander aber völlig gleich sind; zu

jedem von ihnen gehören hohe und niedere Uroſſe und Volk, nur daß die Untergebenen eines hohen Uros immer zu demſelben Stamm gehören, wie er ſelbſt. Zwiſchen den einzelnen Stämmen herrſcht Connubium der einzelnen Stände (Kittl. 2, 13; Lütke 1, 350). Dabei hat Leſſon ganz recht, wenn er auch von Kaſten ſpricht: nur daß dieſe 3 Kaſten und jene 3 Stämme nicht zuſammenfallen, vielmehr beſaß jeder Stamm jene uns ſchon bekannten ſo überaus ſtreng geſchiedenen Stände und nur dieſe meint Leſſon (Complem. des oeuvres de Buffon 2, 398). Die Uroſſe ſelbſt zeichnen ſich durch äußere Vorrechte nicht viel vor dem Volke aus: das einzige iſt, daß ſie einen pyramidenförmigen Pavillon auf dem Ausleger ihres Kahnes haben und ihren Ausleger mit Muſcheln ſchmücken dürfen, ſowie ferner, daß ſie bei allen religiöſen Dingen und ſo auch bei den Kawafeſten den Vortritt haben, allein den Trank bereiten dürfen, den dazu nöthigen Stein aufbewahren und zuerſt den Trank koſten (Kittl. 1, 374). Die Kawapflanze wächſt auf Kuſaie ſehr zahlreich und da ſie auf anderen Inſeln fehlt, z. B. auf Truk, ſo iſt ihr Verkauf für die Häuptlinge eine wichtige Quelle des Einkommens (Mertens 161). Sonſt aber haben ſie eine unumſchränkte Macht. Das Volk iſt verpflichtet, für ſie die Häuſer — und weil ſie reich ſind, haben ſie, wie wir ſchon ſahen, große Gehöfte —, die Kähne zu bauen, das Feld zu beſtellen (Lütke 1, 380), über ſein ganzes Vermögen und ſeine Arbeitskraft ſteht jenen zu allen Zeiten die Verfügung zu, ohne irgend welche Einſchränkung; alle Kokosnüſſe, welche hier ſeltener ſind, werden für ſie allein aufbewahrt (Kittl. 1, 356 f.; Lütke 1, 346), ein beſtimmter Theil von jedem Fiſchfang gehört ihnen (Kittl. 2, 19) und das Volk verehrt ſie faſt göttlich, ja nach Leſſon (Complem. 2, 400) ſcheinen ſie in einer eigenen Sprache, einer Sprache der Höflichkeit, welche viele ſonſt gebräuchliche Worte vermeidet und andere gewähltere dafür braucht, angeredet werden zu müſſen. Aber nichtsdeſtoweniger geht alles gut und ohne Streit ab, da ſie niemals ihre Macht mißbrauchen und das Volk ihnen ſtets freudig und ohne Widerwillen oder Zorn gehorcht. Zwang iſt unbekannt (Lütke 1, 348; Kittl. 1,356 f.). Etwas anders als Lütke berichtet Gulick (244) über den König — jenen höchſten der 12 hohen Uroſſe — welchen man nach letzterem ganz beſonders hoch verehrt: wer ihm naht, auch ſein eigener Sohn, kriecht nur zu ihm hin, man ſpricht in ſeiner Gegenwart nur leiſe, Niemand

sieht ihn an, wo er vorübergeht, hört alle Arbeit auf. Sein Titel (241) ist Tokesau, welcher Name sich auch sonst in Mikronesien findet und bisweilen geradezu Gott bedeutet. Diese Abweichung zwischen Lütke und Gulick erklärt sich gar leicht so, daß Lütke, der die Inseln nur vorübergehend besuchte, den König nur in der Umgebung jener anderen 11 Irosse sah und dadurch die Ehren, welche dem König allein galten, auf alle 12 Fürsten ausdehnte, denen wie er erzählt, göttliche Ehre erwiesen wird. Jene 11 Häuptlinge werden gewiß nicht viel minder hoch geehrt als der König selbst. Anzunehmen, daß in den 30 Jahren von Lütke bis Gulick sich die Verhältnisse durch die Bekanntschaft mit den Europäern, welche natürlich den König besonders begünstigten, so zu Gunsten des letzteren geändert hätten, ist nicht gut möglich: denn dadurch würde die Verehrung der Eingeborenen nicht mit gewachsen sein und am allerwenigsten in so ganz nationalen Formen ihren Ausdruck gesucht haben.

Auf beiden Ketten der Ratak- und Ralikkette ist die Verfassung ganz gleich: über dem Volk stehen die Häuptlinge, hier Irus oder Tamon genannt, deren Familien nach gleicher mütterlicher Abstammung, denn auch hier wird die Verwandtschaft durch die Mutter vermittelt, mehrere Clanschaften bilden. Alle diese hängen wieder ab von einem höchsten Häuptling, der in Aurh residirt, von dem jedoch die nördlichsten und südlichsten Gruppen des Archipels sich freigemacht haben, wobei es denn ohne heftigen Krieg nicht abging (Gulick 302; Chamisso 116; Kotzebue a, 2, 81; 86 f.). Auch scheint es vorzukommen, daß unter dieser höchsten Oberherrschaft bisweilen ein Häuptling größere Macht an sich riß, indem er andere verdrängte, wie Kadu (bei Kotzebue a, 2, 95) die Unterwerfung einiger Nachbarinseln, deren Häuptlinge getödtet wurden, unter den Häuptling von Arhno erzählt. Jede Insel hat dann wieder ihren eigenen Irus, von dem auch hier wieder minder vornehmere Häuptlinge abhängen. Doch bildeten diese auf Mili eine Art Rathsversammlung, deren Ausspruch sich der erste Irus fügt (Hale 89). Die Häuptlinge herrschen bisweilen drückend und grausam (Gulick 302), denn wenn sie auch keine besonderen Ehrfurchtsbezeugungen genießen und der Umgang mit ihnen ganz frei ist, so haben sie doch das unumschränkte Recht über alles Eigenthum, ja über Leib und Leben des Volkes, das denn auch alle besonderen Schätze, z. B. die Schleifsteine, oder das Eisen, welche

das Meer auswirft (Chamisso 112), oder die Geschenke, welche die Europäer gaben (Kotzebue a, 2, 119), bei Strafe ausliefern mußte, die Schleifsteine und die Schiffstrümmer aber, sagt Chamisso, gegen eine Belohnung. Ganz denselben Gebrauch fand schon Cantova auf den westlichen Karolinen (Sprengel 10, 228). Das Eisen ward zu Geräthen geschmiedet und diese so wie die Schleifsteine verliehen die Fürsten gegen theuren Preis (Cantova und sonst). Die Häuptlinge zeichnen sich durch eine eigene freiere Gangart vor dem Volke aus, welche dieses nicht annehmen darf, Kadu aber, als er Freund der Europäer war, nachzuahmen versuchte, auch da nicht ohne Verweis, so daß er es nicht weiter that (Cham. 118—88). Auch hier trugen die Tamols wie zu Cap grüne künstlich geflochtene Blattstreifen von Pandanuslaub. Sie brauchen ihre Kinder nicht zu tödten. Kommt einer von ihnen irgendwo auf einer Reise an, so wird auf ein schon vom Meere angegebenes Zeichen sofort alles, was er etwa bedürfen könnte, herbeigebracht (Cham. 118).

Auch auf Nawodo hat sich die alte mikronesische Verfassung erhalten: es gibt dort 7—8 Stämme, an deren Spitze je ein Häuptling steht, der selbst wieder von einem höheren Herrscher abhängt. Merkwürdigerweise fand Cheyne in dieser höchsten Stellung ein Weib, während Weiber sonst in Mikronesien (auch auf den Marshallinseln nicht, Cham. 118) nicht succediren können. Diese Königin entschied alle Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen ohne jegliche Appellation, wie ihr auch die Entscheidung über Krieg und Frieden zustand. Sie herrscht völlig absolut und man gehorcht ihr ganz ohne Weiteres (Cheyne 79).

Hat diese abgeschiedene Insel das eigenthümliche Wesen mikronesischer Verfassung am strengsten bewahrt, so ist es am meisten verändert im Gilbertarchipel, da dieser am meisten mit Fremden, namentlich Polynesiern in Berührung gekommen ist. Dort ist namentlich südlich vom Aequator eine Art Demokratie — richtiger wohl Aristokratie — nach Gulick (412) die herrschende Regierungsform, nur daß sich auf den fruchtbareren Nordinseln, auf Makin (Behm bei Peterm. 1859, 179) und besonders auf Apamama, von welcher Insel Kuria und Aranuka abhängen (Gulick a. a. O.), das alte Königthum wenigstens in Resten erhalten hat. Sonst haben sich die Familien der einzelnen Iruffe unabhängig gemacht und allen Einfluß

der jedoch in genauem Verhältniß zu ihrem Reichthum steht, an sich gerissen, — ein Gang der Dinge, wie wir ihn in Mikronesien so ziemlich überall, wenigstens an vielen Orten und in Polynesien noch viel häufiger finden. Daß diese Familien nun häufig mit einander in Streit sind, wird Niemanden wundern (Gulick eb.). Wie nun in Makin und Apamama die Häuptlinge größere Ehre und Einfluß behalten haben, so hat sich auch die alte Scheidung der Stände strenger gehalten als sonst (Hale 95). Auch hier und zwar im ganzen Archipel gibt es Häuptlinge, welche den meisten Grundbesitz und alle politische Macht haben als ersten, Landbesitzer, welchen zwar Grundbesitz aber keine Stimme in den öffentlichen Versammlungen zusteht, als zweiten und Abhängige oder Vasallen als dritten Stand, welcher gar keine Rechte besitzt (Hale 101). Der zweite Stand besteht aus Verwandten des ersten und z. B. auf Makin aus allen früher vornehmeren Irusgeschlechtern, welche aber durch das Geschlecht des Tiuki, der etwa vor 100 Jahren sich zum König der Insel gemacht hat, unterdrückt sind; dies Geschlecht bildet den ersten Stand. Solches kriegerische Emporkommen soll in diesem Archipel nicht eben selten sein (Hale eb. f.). Der König dankt hier, ganz wie in Polynesien und wohl auch hier in Folge polynesischen Einflusses, schon sehr früh zu Gunsten seines Sohnes ab, für den er aber die Regierung weiter führte, unterstützt von einem anderen Häuptling, der vor allen Dingen Recht sprach und einen hierauf bezüglichen Namen führte. Ob wir diesen uns aus jenem geistlichen Oberhaupt, was wir auf manchen Karolinen fanden, entstanden denken dürfen? (Hale 102). Neben dem dritten Stand erwähnt Behm (bei Peterm. 1859, 179) noch Sklaven auf Makin, die ebensowenig als das Volk (ganz wie z. B. auf Tahiti) heirathen durften und daher häufig mit den Frauen anderer in unerlaubtem Verhältniß standen. Ob Lesson, welcher (Complém. 2, 398) von vier Kasten auf Kusaie spricht, ebenfalls die Sklaven im Auge hat, die ja auch in Polynesien überall vorkommen? Auf Apamama beriefen Muschelhörner zur öffentlichen Versammlung, welche im großen Gemeindehaus abgehalten wurden, indem die edlen Familien an den Wänden sitzen, der zweite und dritte Stand in der Mitte steht. Nach oft sehr heftigen und beredten Debatten entscheidet die Majorität (Hale 101).

Auf den Marianen sowohl wie auf den Karolinen fand sich auch

eine Art von Polizeieinrichtung: wenn ein Fremder in ein marianisches Dorf kam, das er Nachts nur von einem Bürger eingeführt betreten durfte, mußte er sich sofort beim ersten Häuptling desselben melden, widrigenfalls er vogelfrei war; und dadurch daß der Tamol auf den Centralkarolinen die Segel ankommender Reisender bei sich niederlegen ließ, gewährte er diesen Sicherheit, denn nun erst standen sie unter gesetzlichem Schutz (Mertens 158).

Suchen wir nun aus allen diesen Einzelnheiten ein Bild der ursprünglichen Verfassung Mikronesiens herzustellen, so werden wir es in allen Zügen genau mit der polynesischen übereinstimmend finden. Die Bevölkerung zerfiel in zwei große Theile, deren einer mit den Göttern in Zusammenhang stehend auch auf Erden alle Macht besaß über den zweiten, der gar keine Seele hatte, daher nicht unsterblich war, nicht mit den Göttern in Beziehung treten konnte, nicht bestattet wurde u. s. w. und daher jenen göttlichen Wesen gegenüber vollkommen macht-, recht- und eigenthumslos war, alle schweren und unangenehmen Arbeiten verrichten, sich mit der schlechtesten Nahrung und Wohnung begnügen, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt sein, ja wohl gar ohne Frau leben mußte. Neben oder noch unter diesen standen, wo sie vorhanden waren, die Sklaven, welche meist Kriegsgefangene waren.

Von diesem Stande zum ersten war ein Uebergang nicht möglich. Ebensowenig wie auf den Marianen ein Matua zum Mangatchang degradirt werden konnte, ebensowenig konnten Leute aus dem Volk in den ersten Stand übergehen — aus sehr begreiflichen Gründen nach dem eben Entwickelten. Allerdings erzählt Kotzebue (a 2, 132), daß Piloten zu Wolea wegen ihrer Tüchtigkeit in den Stand der Edlen, ja zum Häuptling erhoben wären: aber „habe ich doch mit Entrüstung, sagt Chamisso (ges. Werke 1, 350), in Herrn von Kotzebues Reise von Piloten der Karolineninseln gelesen, die nur von geringem Stand oft für ihre Verdienste in den Adelstand erhoben werden". Chamisso also bestreitet dies mit aller Entschiedenheit und obwohl nun auch Cheyne auf Ponapi eine ganze Klasse nicht edel geborener aber durch ihre Verdienste edel gewordener erwähnt (108), so spricht doch alles was wir von jenen Ständen und ihrem Unterschied wissen, so grell hiergegen, daß wir auch gegen Cheyne in diesem Fall großes Bedenken haben.

Der König war der erste des ersten Standes, eigentlich aber

ſtand er auch noch ſehr hoch über dieſem, denn urſprünglich iſt er weiter nichts als der Vertreter Gottes auf Erden: daher die göttliche Ehre, die man ihm erweiſt; daher ſeine Stellung bei Opfern, heiligen Ceremonien und dergl.; daher die Uebereinſtimmung ſeines Namens mit dem Worte für Gott. Neben ihm hatten auch die Häuptlinge ihre Stellung, indem ſie zunächſt die Vermittler ſeines Willens waren, oder vielleicht ſchon von alter Zeit beſtimmte Aemter (wie auf Ponapi und den Palaus), welche die Fürſten bekleideten, ihn umgaben: er aber hat alle Entſcheidung, ſein Wort gilt als göttlicher Befehl, ihm gehorcht man ohne weiteres und ohne Groll, denn der Gott redet durch ihn. Auch Frauen konnten urſprünglich die höchſte Herrſcherwürde annehmen. Sie ſind von wichtiger Geltung, da durch ſie aller Rang vererbt, nicht, weil man in ihnen etwas heiliges ſah, ſondern weil man von der Idee ausging, daß der König, der Adel göttliches Urſprungs ſei. Deshalb mußte man auf untrügliche Richtigkeit der Abkunft ſehen, die aber nur von der Mutter her ganz ſicher feſt ſtand, der Vater konnte ja betrügen oder betrogen ſein. — Es iſt ſchon ſpätere Entartung, wenn wir zwei Oberhäupter, ein weltliches und ein geiſtliches ſehen: denn dies letztere iſt meiſt urſprünglich das einzige geweſen, das aber dann durch ein mächtig aufkommendes Geſchlecht bei Seite geſchoben iſt, ohne daß man ihm ſeine Ehren nehmen konnte, da dieſe dem Gott in ihm gebühren.

Dieſe alte Verfaſſung hat ſich rein erhalten nur auf den abgeſchiedenſten Inſeln, wie auf Nawodo, ähnlich auch in Kuſaie und Ponapi; ſie iſt umgeändert meiſt durch ein Emporkommen des Adels, der ſich entweder wie im Marſhallarchipel und verſchiedenen Karolinen neben das Königthum geſtellt hat in den erwähnten öffentlichen Verſammlungen, oder der es zu ſeinen Gunſten ganz verdrängt hat, wie z. B. auf den Marianen, einzelnen Karolinen, den Gilbertinſeln, wo eine Ariſtokratie der vornehmen Geſchlechter aufgekommen war. Meiſt hat dann auch eine Scheidung der Bevölkerung in verſchiedene Stämme, deren jedem ein vornehmes Adelsgeſchlecht zugehört, ſtattgefunden, was auf Cap nach Chamiſſo 135 erſt kürzlich geſchehen iſt. Auch durch hiſtoriſche Schickſale hat der Adel manches gelitten, wie z. B. auf den Gilbertinſeln, wo der Reichthum die eigentliche Macht beſitzt. Daß nun die Berührung mit den Europäern ganz neue Zuſtände theils ſchon gebracht hat, theils bringt und bringen wird, liegt in der Natur der Sache.

Dieſer ſtrengen Scheidung der Stände entſprechend iſt es, wenn in Mikroneſien ſich gar mancherlei Anſtandsregeln durch- und feſtgeſetzt haben; und da werden wir ein ſehr höfliches Volk finden.

Der gewöhnliche Gruß der Marianer war Streicheln der Hand ſowie gegenſeitiges ſchnüffelndes Berühren der Naſe (Freycinet 2, 377). „Wohin willſt Du“ rief man und „woher kommſt Du“ beim Begegnen auf der Straße einander zu, wobei man ſich Vornehmeren welche etwas trugen, zum Abnehmen der Laſt anbot, Geringere aber, die belaſtet Vornehmeren begegneten, boten dieſen einen Theil deſſen was ſie trugen zum Geſchenk an. Auch bat man Vorübergehende, ins Haus einzutreten und bewirthete ſie. Kam Jemand zu Beſuch ins Haus, ſo ſagte er: „ich bin da“. Soll ich Waſſer über Deine Füße gießen? fragte der Wirth. „Nicht nöthig“ war dann die ablehnende oder „Hier“ die annehmende Antwort. Mit dieſer Schilderung Freycinets (eb.) ſtimmt auch der Pater Bonani (1719, n. Weltb. 7, 6) überein, während le Gobien mit ſeinem „erlaube, Deine Füße zu küſſen“ (51), im Irrthum iſt, da die Marianer den Kuß nicht kannten. Zudem paßt auch wenig dazu ihr Aberglaube, den ſie in Beziehung auf das Ausſpucken haben. Sie ſpeien nie aus vor Jemandem, dem ſie Achtung ſchuldig ſind, niemals in einem fremden Hauſe oder auch nur am Hauſe eines anderen, niemals am Morgen; und wenn ſie ausſpieen, ſo geſchah es immer mit allen möglichen abwendenden Worten. Die Gründe, welche ſie hierfür angaben, verſtanden die Spanier nicht (le Gobien 51 f.; Freycin. a. a. O.). Den Anweſenden boten ſie, ehe ſie ſelbſt aßen, Speiſe an (Strobach n. Weltb. 1, 12); und beſonders ehrenvoll war, wenn man einem Gaſt mit der flachen Hand über den Leib ſtrich (Freycin. 2, 377; le Gobien 52). Daß nun Leute aus dem Volke ganz beſonders höflich ſein mußten, iſt natürlich: nur mit tief geſenktem Haupte durften ſie an einem Matua vorübergehen, den ſie nur ſitzend — denn dies iſt, weil eine Selbſterniedrigung, die malaiiſche Höflichkeitsform Niederer gegen Hohe — anreden durften, während jener in ihrer Gegenwart nie ſitzen durfte (Freyc. 378). Auch gegen Fremde waren ſie höflich; die Europäer empfingen ſie zuerſt ſehr freundlich.

Von Spielen hatten ſie mancherlei: Hahnenkämpfe waren ſehr beliebt (Salaçar bei Ov. XX, 16), andere Vögel richtete man zum Sprechen ab (le Gobien 44); dann hatten ſie Wettſpiele im Ringen,

Laufen, Springen, Schwimmen u. ſ. w. und namentlich letztere waren der faſt amphibienartigen Natur dieſer Inſelbewohner entſprechend ausgebildet und beliebt, ſie wurden oft von ganzen Schaaren betrieben. Mit Erzählungen, Deklamationen, Tänzen brachten ſie ferner oft die Zeit hin und dazu kamen noch beſtimmte Familienfeſte bei der Rückkehr Reiſender oder zum Kampf gezogener Krieger, bei reichlichem Fiſchfang u. ſ. w., wobei man ſehr luſtig war und ſich mit Eſſen ſowie mit dem Genuße eines Getränkes aus Reis und Kokos, das man gähren ließ, erheiterte (le Gobien 57 f.; Freyc. 2, 394 f.). Ein eigenthümlicher Gebrauch war, daß, wenn ein angeſehener Mann einer Nachbargemeinde an einer Arbeiterverſammlung einer anderen Gemeinde vorüberkam, ſofort die Weiber hinliefen ihn zu fangen und ihn mit Pandanusſtreifen am Arm banden. Er bot dann für ſeine Entlaſſung allerlei Geſchenke, die man nicht annahm und endlich nachdem man ſich alle mögliche Ehre und Höflichkeit erwieſen kam es zum Schmauſe, nach welchem der Wanderer entlaſſen wurde — der übrigens, wenn er eilig war, auch gleich loskommen konnte. Das Ganze galt als Ehre und Zeichen gutes Einverſtändniſſes unter den Gemeinden (Freycin. 2, 375).

Gaſtfreiheit herrſchte auch auf den Karolinen, wo man ankommende Fremde ſofort ins Verſammlungshaus führte, bewirthete und mit Gaſtgeſchenken ehrte, die theils in Lebensmitteln, theils in Schmuck, Tanzſtäben, Muſcheltrompeten u. ſ. w. beſtanden (Cheyne 107; Kittl. 1, 380; 2, 98; Chamiſſo; Kotzebue). Der Gruß beſtand auch hier in Naſenreiben und Umarmung (Tobi Pickering 227; Bulletin de la soc. ethnol. 1846, 23. Juli; Kuſaie Lütke 1, 351; Chamiſſo 135; Freyc. 2, 377), wozu in Kuſaie es noch als beſonders freundſchaftlich galt, mit der Naſe die Hand des Freundes ſchnüffelnd zu berühren (wie wir die Hand küſſen), welche Sitte ſich übrigens auch auf Lukunor fand (Lütke 1, 351; Mertens 115). Auf Ratak aber galt dies Naſenreiben als innigſt vertrauliche und deshalb verſtohlene Liebesbezeigung zwiſchen Mann und Frau und kam zwiſchen Männern nicht vor (Chamiſſo 119). Größtes Zeichen der Ehrerbietung auf den weſtlichen Karolinen war es, wenn man Hand oder Fuß Jemandes nahm und damit leiſe über das eigene Geſicht herſtrich (Clain bei le Gobien 407).

Der Gruß beim Begegnen iſt auf Ponapi wie auf den Marianen:

woher kommst, wohin gehst du? beim Abschied sagte man: ich gehe. Begegnet man einem Iros, so bleiben Vornehme stehen, Geringere kauern nieder, wie sie sich auch bei Begegnungen auf der See im Kahne niedersetzen, aber den Ausleger gegen das Schiff des Vornehmeren kehren, ob er nicht einsteigen will (Cheyne 118; 110). Kauerndes Niedersitzen gilt überall für allein höflich und ist in Gesellschaften oder Vornehmeren gegenüber dringend geboten (Kittl. 2. 6; Lütke 1, 382; Cantova 226). Auch redet man in Gesellschaft immer leise (Kittl. 1, 375; Lütke a. a. O.) und steht Vornehmeren mit niedergeschlagenem Blick gegenüber (Cantova 226).

Begegneten sich zwei Polynesier, welche sich lange Zeit nicht gesehen hatten, so begannen sie zu weinen und eine Todtenklage anzustellen, um die, welche während ihrer Trennung gestorben waren. Diese Sitte, welche man Tangi nennt, scheint auch mikronesisch gewesen zu sein (marian. tanis, weinen), wenigstens erlebte der Pater Clain (le Gobien 400) eine solche Thränenscene bei Frauen, die sich nach langer Zeit wiedersahen.

Hahnenkämpfe waren hier gleichfalls sehr beliebt (Mertens 145). Man erfreute sich ferner, je nach den Jahreszeiten, an mancherlei Spielen, Lanzen schleudern, Steine werfen, Kugeln wiederauffangen (Cantova 230). Feste hatte man beim Ohrdurchbohren, beim Tattuiren, auf Cap auch beim Haarabschneiden (Cham. 133). Bei allen war Gesang und Tanz Hauptsache; ja man hatte sogar bestimmte halbdramatische Festspiele, welche besonders eingeübt, theils von einem allein, theils von mehreren ausgeführt wurden (eb.), wie ja auch die Jugend der Centralkarolinen zu solchen und ähnlichen Aufführungen von einer Insel zur anderen fuhr (Mertens 146). Solche Feste aber wurden mit dem höchsten Aufwand an Putz und Nahrungsmitteln unter großem Zusammenlauf gefeiert. Ein größeres Fest auf Kusaie, was ohne feierlichen Kawatrank nie abging (Kittl. 1, 374), beschreibt Kittlitz 2, 52 f. ausführlich, einen pomphaften Festzug auf Cap Cheyne 157 f. Auf Ponapi war der jährliche Umzug des Königs durch alle Ortschaften seines Gebietes das Hauptfest für jeden Ort, das überall zwei Tage dauerte und mit übermäßigem Kawagenuß, sowie mit dem Verzehren und Verschenken von massenhaft angehäuften Lebensmitteln gefeiert wurde. Kleinere Feste, veranlaßt durch Besuch eines Häuptlings, Tänze u. dergl. haben fast täglich statt (Cheyne 116).

Als Zeichen großer Vertraulichkeit und Freundschaft gilt es, den Namen mit irgend einem anderen zu tauschen, wodurch der eine ganz in die Stelle des anderen tritt, gleichsam zum anderen wird; auch das Weib, die Kinder des anderen gehören ihm ganz zu, ja es gilt für eine Beleidigung, wenn der Freund mit dem Weibe des Freundes zur Zeit seines Besuches nicht den Beischlaf vollzieht. Chamisso sagt zwar, daß der Namenstausch auf den Karolinen nicht vorkäme: allein Desgraz (bei D'Urville b, V, 309; 314) fand ihn auf Truk vor. Dieser Namentausch ist ursprünglich nur ein Zeugniß für einen höchst innigen Freundschaftsbund zweier Männer, welcher auf den Marianen (Freyc. 2, 367) sowohl, wie auf den Karolinen (wenn er auch hier im Lauf der Zeiten ziemlich geschwunden war) und Ratak (Chamisso 135; Mertens 130) vorkommt, fürs Leben dauert und den Freund ganz für den Freund einstehen läßt. Wer ihn brach, wurde auf den Marianen von den eigenen Verwandten getödtet (Freyc. eb.). Rangunterschiede hinderten ihn nicht, beide Freunde beobachteten denn alles, was die Sitte verlangte (Cham. 135). Natürlich konnte man nur mit Einem solch ein Bündniß schließen, und die Europäer, welche aus Unkenntniß der Sache mit mehreren den Namen tauschten, stießen dadurch vielfach an. Unreines kam bei diesem Verhältniß in Mikronesien nicht vor.

Sahen wir nun ihre Freundschaften, so müssen wir auch ihre Feindseligkeiten betrachten. Zunächst die Waffen, die auf den Marianen aus Schleudern, zugespitzten und am Feuer gehärteten Stangen und Lanzen bestanden, welche oft mit Fischgrätenspitzen versehen und oft vergiftet waren (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navarr. 5, 49; Magelhaens eb. 4, 53; Fra Gasp. de S. Aug. 68; 71; le Gobien 55). Sie schleuderten Steine sehr geschickt, während sie Bogen und Pfeil nicht kannten (Pigaf. 59; 62). Panzer und Schild hatten sie nicht, sie vertheidigten sich nur durch ihre außerordentliche Behendigkeit. So warfen sie sich oft im Krieg mit den Spaniern auf die Erde, wenn jene losdrückten und entgingen dadurch der Kugel (le Gobien 335), welche Vertheidigungsart zu seinem höchsten Erstaunen Grey auch in Neuholland erlebte. Allgemeine mikronesische Waffe war ein 5—20′ langer Speer von hartem und schwerem Holz, der vorn mit Haifischzähnen besetzt und gefährlich genug war (Hale 79); wir finden ihn auf Tobi (eb.),

auf Eap (Cheyne 146), Lukunor (Kittl. 2, 81), Truk (Cheyne 127), auf Ponapi (Cheyne 120), auf Ratak, wo die Lanze häufig Widerhaken hatte (Kotzebue a, 2, 40; 61) und auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117). An einigen Orten hatte man noch ein rinnenförmiges Holz zum Fortschleudern der oft unhandlich langen Speere, ganz wie wir es in Neuholland finden werden, so auf Eap (Cham. 135), auf den Palaus (Keate 415). Sonst sind Keulen, Schleudern, Steine, Messer im Gebrauche, letztere und Flinten, deren die Novarareisenden auf Ponapi 1500 fanden (2, 412), namentlich jetzt, an einigen Orten, wie auf Ponapi und den Palaus, auch eine Art Beil (Nov. 2, 414; Pickering 219), zweischneidige Holzschwerter, an beiden Seiten durch Haifischzähne geschärft, auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117; Byron bei Schiller 1, 110) und Ratak (Cham. 118), ein eigenthümlicher, an beiden Enden zugespitzter Stab, der rotirend geschleudert sich mit einem Ende tief einbohrte, wo er auffiel, mit dem aber auch im Handgemenge gefochten wurde, war zu Ratak und Eap (Cham. 118; 136) gebräuchlich, dolchartige Waffen vom Stachel des Giftrochen gebildet auf den Palaus (Keate 415); die Peganer hatten (Meares 1, 128) lange Matten als Panzerhemden, ähnlich wie man Umhüllungen aus Flechtwerk mit emporstehendem Kragen sowie einen Helm von Fischhaut auf den Gilbertinseln trug, wenn man in den Krieg zog (Hale 102). Muschelhörner, welche zu Signalen dienten und zu Ratak vom Besiegten dem Sieger ausgeliefert wurden (Kotzebue a, 2, 53), waren überall im Gebrauch. Bogen und Pfeile sollen nach Roquemaurel (D'Urville b, V, 342) auf den Palaus, nach Lütke 2, 11 auf Ponapi im Gebrauch sein. Doch sagt Virgin (2, 102), daß sie letztere Waffe, wie auch die Polynesier nur zum Spiel, worin sie aber nicht geschickt waren, nicht aber zu Kampf und Schlacht besaßen. Auch die Schleuder gebrauchte man auf Truk zu friedlichen Zwecken, Vögel zu tödten, Früchte von den Bäumen zu werfen u. s. w. (Cham. 136). Die Marianer legten überall Fußschlingen, so wie sie, nach ächt malaischer Sitte, an bedrohten Orten kurze spitze vergiftete Pflöcke in die Erde schlugen. Auch befestigte Plätze, welche durch Wall und Graben geschützt waren, hatte man auf den Marianen und Palaus (le Gobien 270; 196; Keate 200), wie man mit Geschick auf den Marianen auch durch Natur befestigte Plätze aus-

suchte und verstärkte (le Gobien 271; 388) und Lager mit Wall und Pallisaden aufführte (le Gob. 358). Ja die Marianer verstanden sogar eine Belagerung zu führen, wie sie denn (le Gobien 263) die Stadt Agadna einmal längere Zeit belagert haben. Ihre Kriegsmanöver zu See haben wir schon besprochen.

Ihre Kriege selber, sehr häufig um ganz geringfügiger Ursachen willen begonnen, werden ebenso leicht, wie man sie anfängt, beigelegt. Der Krieg, in welchem die beiden ersten Klassen allein kämpften, die dritte nur Lebensmittel und Kriegsbedarf zutrug, ward nach ächt malaischer Art geführt. Die Soldaten scharten sich um eine Fahne und es stand jedem frei, seine Gedanken und Vorschläge zu äußern, ja wohl gar ins Werk zu setzen, denn die Kriegszucht war nicht eben streng. Ebenso wenig zeichneten sie sich durch persönlichen Muth aus, im Felde stießen sie oft laute Schreie aus, um ihren Muth zu erhöhen, ihre Leidenschaft anzufachen, aber hauptsächlich besteht ihre Taktik darin, die Feinde in den Hinterhalt zu locken, was sie meisterhaft verstehen. Kommt es jedoch wirklich zur offenen Schlacht, so entscheiden die ersten zwei bis drei Todten oder schwer Verwundeten gleich alles, denn die Partei, welche sie verliert, flieht sofort und schickt Gesandte und Geschenke, deren Annahme den Krieg beendet. Die Sieger aber zeigen großen Uebermuth, verhöhnen die Besiegten, mißhandeln die Gefangenen oft sehr grausam, verwüsten das Land und namentlich hierbei, doch aber auch im Kampfe selbst, sieht man sie oft ganz plötzlich in eine grenzenlose Wuth verfallen, in der sie alles tödten und verderben, was in ihre Hände fällt (le Gobien 116; 151; Freycinet 2, 488). Ihre Zauberpriester erforschten vorher den Willen Gottes; dann feuerten sie die Kämpfenden zu immer größerer Tapferkeit an (le Gobien 149). Daß sie aber in äußerster Noth beharrlich kämpfen konnten, das lehrte die Geschichte ihres 26jährigen Krieges mit den Spaniern, in welchem diese nicht bloß einmal in die schwerste Bedrängniß geriethen.

Auf den westlichen Karolinen, wo ebenso wie im Osten und im Centrum dieser Kette der Krieg immer vorher angesagt wurde (Hale 72, 84; Keate 329) sind die Heere, die einander zur Schlacht gegenüberstehen, in drei Linien aufgestellt, deren erste durch die Jünglinge, die zweite durch die großen, die dritte durch die kleinen Männer und die Greise gebildet ward. Beim Aufeinanderrücken der Heere erfolgt

nun überall Zweikampf der Gegenüberstehenden, wobei die Fallenden aus den hinteren Reihen ersetzt werden (Cantova bei Sprengel 10, 231). Doch dauern auch hier die Kriege nicht lange und der Uebermuth der Sieger ist nicht geringer als auf den Marianen. Von den Karolinen kennen überhaupt nur die hohen Inseln — Palau, Cap, Truk, Ponapi — den Krieg, Kusaie, obwohl gleichfalls hoch kannte ihn zur Zeit der Entdeckung nicht, die niederen Inseln sind ganz friedlich und verfertigten für jene die Waffen, welche einen ihrer hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bilden (Mertens 109). Man glaubt auf ihnen, daß wer einem Krieg beiwohne, weiße Haare bekomme, doch scheinen, wie Kadus Beispiel beweist, ihre Bewohner persönlich tapfer zu sein (Chamisso 135). Auf den hohen Inseln bekämpfen die einzelnen Stämme einander, auf Cap noch nicht seit langer Zeit. Vor jedem Krieg wird dort ein Vergleich versucht, zur Schlacht wird erst durch das Muschelhorn gerufen, wenn dieser nicht glückt, und dann so lange gekämpft, bis auf beiden Seiten ein Häuptling gefallen ist. Friede wird geschlossen, wenn die Häuptlinge der Gegenpartei einen Bissen von dem blutigen Fleische der Gefallenen gekostet haben, und diesen Frieden befestigt man oft durch Ehen zwischen beiden Stämmen. Auch zu Schiffe sucht man das Gebiet der Feinde zu überfallen und letztere sind stets bedacht, diese Ueberfälle abzuwehren. Fremde gehen ungehindert und mit beiden befreundet durch die kriegführenden Parteien (Chamisso 135 f.). Weiber und Kinder wurden meist geschont, ebenso die Häuser und die Bäume, die man nur der Früchte beraubt (Hale 84; Cheyne 120). Auf Ponapi sendet die friedenwünschende Partei Kawawurzeln an das feindliche Stammeshaupt, nach deren selten verweigerter Annahme die Friedensfestlichkeiten beginnen (Cheyne 120). Die Einführung der Flinten hat die Kriege vermindert (eb.).

Auf den Marshall- und Gilbertinseln, auf welchen letzteren es blutige Kriege gab (Gulick 410) war die Kriegführung nicht anders: Friedenszeichen waren hier grüne Zweige, Pandanus- oder Bananenlaub (Kotzebue a, 2, 46, 50), wie im eigentlichen Polynesien. Die Weiber betheiligen sich am Kriege, indem sie vom Hintertreffen aus Steine oft sehr wirksam über die Köpfe ihrer Männer werfen, Lebensmittel, Kriegsbedarf herbeischaffen und so von großem Nutzen sind (Kotz. a, 2, 87). Zu gleicher Zeit rühren sie die Trommel, erst lang-

samer, dann aber, je heißer das Treffen wird immer geschwinder und drängender (Chamisso 118). Auch größere Kriegszüge unternehmen die Insulaner z. B. von Ratak nach Ralik, wo dann jener eingedickte Pandanussaft ihr Proviant ist (Kotzebue a, 2, 118; Chamisso 118). Meist sind die Sieger milde gegen die Ueberwundenen, gefangene Weiber werden immer geschont, ebenso auch meist die Bäume (Chamisso 118); doch scheint man bisweilen auch minder menschlich zu verfahren und alles zu verwüsten, denn die Nachrichten bei Kotzeb. a, 2, 86 können nicht ganz aus der Luft gegriffen sein und er fand auf Inseln alles, auch die Bäume zerstört.

Kannibalismus herrscht in Mikronesien nicht. Doch hat er sicher in früherer Zeit geherrscht, denn er war den Eingeborenen bekannt, wie man denn auf Ratak sowohl wie auf den Karolinen sich vor den ankommenden Europäern als vor Menschenfressern fürchtete und wie man fremde Gegenden, wenn man sie recht entsetzlich schildern wollte, von Kannibalen bewohnt sein ließ. Jene oben erwähnte Sitte, das noch blutige Fleisch der gefallenen Häuptlinge beim Friedensschluß zu kosten, spricht ganz unwiderleglich dafür und hier mag auch an den Gebrauch der Marshallinsulaner erinnert werden, sich den Namen der von ihnen in der Schlacht getödteten beizulegen (Chamisso 118) welcher in ähnlichem zu wurzeln scheint: denn das Auffressen des todten Feindes hatte neben der Befriedigung der Rache noch den Zweck, daß man sich die Eigenschaften des Todten ganz aneignen, ja ihn vielleicht selbst im jenseitigen Leben zum Diener haben wollte. Vielleicht ist also diese Namensübertragung der letzte Rest hiervon. Bei der Entdeckung aber fand man überall die Menschenfresserei in Mikronesien verabscheut und wenn dies auf den südlichen Gilbertinseln, wo sie sogar ab und zu geübt wird, nicht der Fall, sondern die Sache als etwas gleichgültiges angesehen ist (Hale 95), so sehen wir hierin einen polynesischen Einfluß, der etwas den Mikronesiern fremdes gebracht hat. Daß er auf den Palaus Sitte gewesen hat schon Chamisso 137 widerlegt.

Die Religion Mikronesiens, zu der wir jetzt übergehen, finden wir in einem noch weniger ursprünglichen Zustande als die polynesische, denn während dort von den ursprünglichen Mythen sich ein gut Theil und jedenfalls soviel erhalten hat, daß wir uns ein ziemlich genaues Bild von ihnen machen können, so hat sich in Mikronesien ein später

aufkommender Cult, nämlich der der Ahnen so mächtig geltend gemacht, daß man von ihren alten Mythologemen kaum noch Spuren findet und man vielfach auf den Gedanken kam, die Mikronesier glaubten an gar keine Gottheit. Dies behauptet Pigafetta (60) und Careri (5, 299 wie er sagt nach den Berichten der Missionäre) von den Bewohnern der Marianen. Allein jener Mythus, den wir schon vorhin (S. 93) erwähnten, daß Puntan, der lange Zeit vor der Erschaffung der Welt im öden Raume lebte, später seiner Schwester den Auftrag gegeben habe, die Welt aus seinen Körpertheilen zu schaffen, dieser Mythus (bei Belarde, Chamisso, Freycinet) spricht dagegen. Wir stehen nicht an, den marianischen Puntan mit dem polynesischen Tangaroa zu identificiren. Dieser, welcher gleichfalls Himmel und Erde, Sonne, Mond, Sterne u. s. w. geschaffen hatte, wohnt wie ersterer im Chaos, der ewigen Nacht (Ellis 1, 114) und vielleicht haben wir dies Wort in der ersten Silbe des marianischen Götternamens: poeni heißt im Marian. Nacht, e-bon auf Ratak und Wolea, pum auf Satawal, bun, buni auf Mili. Ob wir dann das tan oder tani mit dem ersten Theil des Namens Tanga-loa zu vergleichen und etwa, wenn wirklich Tanga-loa „gewaltiger Odem" heißt (Schirren 71) Puntan mit Odem, Seele, Leben der Nacht, des Chaos zu übersetzen haben? Oder heißt es „Mensch (tane) der Nacht"? Die Sonne, der Mond gelten als Tangaloas Augen und nach bestimmten tahitischen Mythen wird auch aus seinem Körper, ganz wie aus Puntans, die Welt geschaffen (Schirren 146); auch er ist mit seiner Schwester vermählt, wodurch die ersten Menschen, ja alles lebende entsteht (Ellis 1, 112—3). Hatte man nun hier seine alte Stellung so ganz vergessen, daß man ihn nur für einen Menschen hielt, so war auf den Karolinen und den Marshallinseln das Andenken an diesen obersten Gott besser gewahrt, der auf den westlichen Karolinen Eliulep (Cantova allg. Hist. d. Reis. 18, 395) oder Aliulep (Torres Cham. 128) heißt, nach Cantovas Deutung „großer Geist". Die Deutung ist richtig; man muß das Wort erklären aus woleanisch eolep (Ratak eliip Mili ellip) groß und dem Stamm des polynes. ale (Hale) husten, athmen. Auch hier haben wir also den Tangaloa in wörtlicher Uebersetzung wieder; nnd nicht minder in dem Namen Engalap (Wolea aang, Tobi yang, Satawal ianhe, Eap niveng Wind), den der Gott auf Wolea, Ulithi, Eap und Ngoli führt (Chamisso 125). Von

den karoliniſchen Göttern haben wir nun bei Cantova, Freycinet, Chamiſſo mannigfache Mythen, welche uns dieſelben Perſonen in verſchiedenen Auffaſſungen zeigen. So war nach Cantova (a. a. O. 394). Sabukur und Halmelul das erſte Götterpaar, ihr Sohn Eliulep, ihre Tochter Ligobud, Eliuleps Sohn hieß Lugueileng, nach Cantovas Ueberſetzung Mitte des Himmels, welcher ſelbſt wieder zwei Weiber, eine himmliſche und eine irdiſche hatte und von letzterer den Sohn Ulefat. Dieſer erfuhr, daß ſein Vater im Himmel wohne und wollte deshalb auch emporfliegen. Allein als er ſich kaum erhoben hatte, fiel er zu Boden; da half er ſich, daß er ein mächtiges Feuer anzündete, deſſen Rauch ihn zum Himmel trug. Wir führen nur dieſe Verſion an, ohne der anderen, wie ſie Torres bei Chamiſſo 129 erzählt und nach der Hamulul (Halmelul) die Gemahlin Lugelengs, Aluelep dagegen der Urgott iſt, mehr als mit dieſen kurzen Worten zu gedenken, da es uns nur hier darauf ankommt die urſprüngliche Gleichheit dieſer Mythen mit den polyneſiſchen nachzuweiſen: und wer wollte die Verwandtſchaft dieſer Erzählung mit dem dritten neuſeeländiſchen Mythus bei Grey (a, 59—80) verkennen? Tangotango eine Göttin iſt als Tawhakis Gemahlin zur Erde geſtiegen, dann aber wieder entflohen, er aber folgt ihr, nachdem zuerſt das Aufſteigen mißglückt, dann aber gelingt, in den Himmel nach. Dort haben beide, Ulefat (Olifat bei Chamiſſo) und Tawhaki, noch viel auszuſtehen. bis ſie endlich zur vollendeten Götterherrlichkeit gelangen (Chamiſſo 130 f.). Ganz ähnlich erzählt eine ſamoaniſche Sage (Turner 247) von einem Jüngling, der auf dem Rauch in den Mond ſtieg. Auch ein anderer Mythus Mikroneſiens findet ſich auf Samoa wieder: Ligobud, erzählt Cantova a. a. O., Eliuleps Schweſter, welche in der Mitte der Luft ſchwanger geworden war, ſtieg auf die Erde nieder, wo ſie mit Drillingen niederkam; die Erde, welche damals unfruchtbar und trocken war, wurde nun mit Gras, Blumen und Obſtbäumen bedeckt. Auch mit vernünftigen Menſchen bevölkerte ſie Ligobud. Hiermit vergleiche man die ſamoaniſche Sage bei Turner 244. Tangaloa ſendet ſeine Tochter aus, welche als Schnepfe herabfliegt und ſich auf einem Felſen, dem einzigen Ruhepunkt, den ſie findet, niederläßt: da ward er größer, eine kriechende Pflanze erwuchs und dehnte ſich aus und als ſie welkte erzeugten ſich daraus erſt Würmer, dann Menſchen. Auf Tobi heißt der Hauptgott Yarris und was man von ihm erzählt

ſtimmt gleichfalls genau mit polyneſiſchen Mythen überein: wie man dort (z. B. auf Tonga, Mariner 2, 112 f. auf Samoa Williams 115) den Maui als Erreger des Erdbebens fürchtet, ſo auch auf Tobi: bebt die Erde, ſo kommt Yarris und Tobi muß ſinken, donnert es, ſo ſpricht Yarris: nur während man dort den Gott durch Lärmen zur Ruhe zu bringen ſucht, ſo fürchtet man ſich auf den kleinen Tobi, man heißt die Kinder ſchweigen und verhält ſich ſelbſt ſtill (Pickering 226).

Auch ſonſt ſcheint der Maui-mythus bei ihnen gelebt zu haben. Neben dieſen guten Geiſtern berichtet Cantova, gab es auch böſe, zunächſt Erigiregers, welcher den Tod unter die Menſchen brachte, die früher nur ſchliefen, um immer von neuem zu erwachen und Morogrog, der, wegen ſeines ſchlechten Benehmens aus dem Himmel verjagt zur Erde herabkam und das Feuer mitbrachte (allg. Hiſt. d. R. 18, 395). Auch Maui bringt Feuer und ſtets, nachdem er erſt allerhand Frevel und Muthwillen ausgeübt und alles in Verwirrung geſetzt und ſich von ſeinem Vater ernſtliche Ermahnungen zugezogen hat. Durch ihn kommt auch der Tod in die Welt (Schirren 30; 34). Maui wurde in der Geſtalt eines Fiſches gedacht (Schirren 70); zu Yap aber lebten in einem Süßwaſſerteich zwei Fiſche, uralt aber nur eine Spanne lang, die ſtets in einer Linie, den Kopf gegeneinander, unbeweglich ſtehen. Berührt man ſie und ſie kreuzen ſich, ſo entſteht Erdbeben (Cham. 132). Iſt hier eine alte Erinnerung an Maui und Tangaloa, die beide unter dem Bild des Fiſches verehrt wurden? Deshalb hielt man den Hai in manchen Gegenden heilig und glaubte, daß er auf Bigar im Ratakarchipel, wo der ratakiſche Tangaloa thront, Niemanden verwunde (Chamiſſo 117). Dies wird auch der Grund ſein, weshalb man auf Yap das Krokodil verehrt (Cantova a. a. O.) — wenn darunter nicht der Hai gemeint iſt, denn Kadu (Cham. 125) wußte nichts von der Anbetung des Krokodils.

Es iſt möglich, daß neben dieſen Hauptgottheiten, welche wir mit den polyneſiſchen zu identificiren uns gezwungen ſehen, auch noch andere Gottheiten des polyneſiſchen Himmels in Mikroneſien exiſtirten und vielleicht haben wir wenigſtens ihre Namen bei Chamiſſo 57 und 128: Nongala (Mo-rog-rog?) war der Gott zu Fais, der mit Engalap befreundet war, Fuſs, der Gott von Lamotrek, der ohne

Beziehung zu Engalap war und Lagé, der Gott von Faiu (Fojo Cham. 57), den man vielleicht mit dem polynesischen Langi (Himmel) gleich stellen darf. Auf Tobi zählte man 18 göttliche Wesen (Picker. 238 s. v. got). Auf Morileu und den Nachbarinseln ward als Schutzgeist der Inseln Hanulep oder Hanno verehrt (Kittlitz 2, 105), der aber selbst wieder von einer höheren Macht abzuhängen scheint (Mertens 150); einen bösen Geist kannte man auch hier und ließ ihn in den Korallenriffen hausen (Kittl. eb.); auch den Regenbogen soll ein Geist bewohnen, an welchen sich vor allen die Schiffenden wenden (Kittlitz eb.). Ebenso verehrte man zu Cap einen Gott des Meeres, der bisweilen dem Lande sich nähert, während welcher Zeit der König fortwährend um Abwehr alles Unheils fleht (Cheyne 158). Ganz derselbe Glaube und Gebrauch herrschte auf Tahiti (Ellis 1, 383) und auf Rarotonga (Williams 201) und zwar hielt man in Tahiti jenen Gott der See für Maui, auf Rarotonga für Tangaloa (Schirren 69). Auf Ponapi glaubte man zunächst an ein höchstes Wesen, welches erzürnt durch den Donner spricht (Michel. y Rojas 197). Man glaubte überhaupt, daß die Götter die Inseln besuchten und daß dann eine Zeit der Fruchtbarkeit einträte (Chamisso 128). Ja sie hatten bestimmte Orte, wo sie verweilten, so die Insel Bigar der Ratakkette, von der wir gleich reden werden und auf der Insel Falalep (Ulithi) war ein geheiligter See, welchen sie, um zu baden, besuchten und dem sich daher kein Mensch zu nahen wagte (Cantova a. a. O. 396). Zu Kusaie (Gul. 240) wurden gleichfalls alte Naturgottheiten verehrt, oft unter der Gestalt eines Felsens, eines Baumes u. s. w. (244), in welchem der Gott seinen Sitz hat. Ebenso war es auf der Ralikkette (303), wo über jene alten Götter eine Menge Mythologeme im Umlauf sind, welche denen der anderen polynesischen Inseln nicht nachstehen; doch ist überall die Verehrung dieser alten Gottheiten im Absterben begriffen. Nicht anders ist es auf Ratak, wo man einen unsichtbaren Gott im Himmel verehrt (Cham. 117), doch irrt Chamisso oder sein Bericht ist wenigstens nicht genau, wenn er diesen Gott Anis nennt, wie wir gleich begründen werden. Jener unsichtbare Gott ist gewiß derselbe, der auf der wüsten Insel Bigar thronend, oft von den Ratakern aller Gruppen besucht, also von allen verehrt ist. Er ist blind und hat zwei Söhne, welche Rigabuil heißen, wie bei Can-

tova Lugueileng einen Adoptivſohn Reſchahuileng hat. Der Gott von Bigar ſteht in Feindſchaft mit Anis und ſein Name darf daher auf Bigar nicht angerufen werden. Auch auf den Gilbertinſeln ſcheint dieſe älteſte Gottheit noch bekannt zu ſein. Man verehrt dort heilige Steine durch Gebet und Opfer (Gul. 411), allein, wie auf Kuſaie, ſind ſie der Sitz verſchiedener Gottheiten, einmal der Antis, zweitens aber auch einzelner Götter, welche Tabu-ériki (vergl. bei Cantova Erigi-regers; Tabu-ériki heißt heiliger Eriki und Eriki heißt Herr) Iti-vini, Iti-tuá-peu, Aori-érie u. ſ. w. heißen. Man umkränzt den Stein, in welchem ſie wohnen, mit Laub, betet zu ihm, opfert ihm täglich; er iſt der Schutzgott oder beſſer der Hausaltar der meiſten Familien (Hale 97).

Mit dieſen Göttern ſtehen nun die Mythen über die Erſchaffung des erſten Menſchen in genauem Zuſammenhang, deren marianiſche Verſion wir ſchon oben (S. 92) geſehen haben. Er entſtand, das Wie wird nicht geſagt; doch iſt nach polyneſiſcher Analogie anzunehmen, daß auch ihn Puntans Schweſter, welche wir mit Ligobud und der ſamoaniſchen Tochter Tongaloas identificirten, erſchaffen hat. Später wurde er in einen Felſen verwandelt und dieſes Heiligthum noch zur Zeit der Vertilgung der Marianer gezeigt (le Gobien 197). Eine ganz ähnliche Sage findet ſich in Tonga (Geſchichte 47).

Allein dieſe ältere Götterwelt, welche wir aus den hier nur ſpärlich fließenden Quellen uns reconſtruirt haben, die aber in Mikroneſien ſelbſt, wie eben die Spärlichkeit der Quellen beweiſt, ſchon halb vergeſſen iſt, wurde verdrängt durch einen Glauben, der auch in Polyneſien ſich ausbreitete auf Koſten der alten Religion, durch den Glauben an die zu Geiſtern oder Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren. Die Verehrung der Ahnen, denen man Speisopfer brachte, die man in der höchſten Noth anrief, laut und immer lauter, wenn ſie nicht hörten, deren Schädel als höchſtes Heiligthum in den Häuſern aufbewahrte und als ſiegverleihend in beſonders wichtige Kämpfe mitnahm, deren Bilder man auf Baumrinde aufzeichnete, die aber auch bös und ſchädlich ſein konnten, Nachts umgingen und deshalb allen Eingeborenen Furcht vor dem Dunkel der Nacht einflößten, dieſer merkwürdige Kultus der Marianer fiel allen, welche die Inſel beſuchten, auf, ſo daß wir über ihn viel genauer unterrichtet ſind, als über die alten Götter. Zur Zeit der Entdeckung ſchon war die

Verehrung der Anti (Cham. 57; Freycinet 2, 382), wie man diese Seelen nannte, die allein herrschende (Salaçar bei Ovied. XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navar. 5, 49; Careri 5, 299; Strobach im neuen Weltb. 1, 9; Bonani eb. 7, 4 f.; le Gobien 64 f.; 82; Freycinet 2, 384). Wenn man in Polynesien glaubt, die Seele eines verstorbenen Häuptlings werde ein Stern, oder wie man es ausdrückte, das linke Auge eines todten Fürsten, der Sitz seiner Seele, werde unter die Sterne versetzt, so lassen sich Spuren dieses Glaubens auch auf den Marianen auffinden, z. B. in der Erzählung le Gobiens (227), daß nach dem Martyrtode des Pater Diaz die Eingeborenen drei glänzende Sterne am Himmel sahen, welche ihnen das himmlische Glück des Ermordeten bedeuteten.

Derselbe Cultus der Seelen herrschte auch auf den Karolinen. Nach Cantova (a. a. O. 396; Sprengel 10, 223) nannte man sie tahu-tup oder tau-tup auf den westlichen Karolinen, welchen Namen auch Chamisso (128) von Wolea anführt, doch nimmt er dies Wort für den Namen des Hauptgottes, was nicht richtig ist. Kadu selbst aber scheint die Verwirrung angerichtet zu haben und das beweist mehr als alles, wie ganz und gar diese Tautups sich an die Stelle der verdrängten Götter festgesetzt haben. Cantova erklärt tahu-tup durch „heiliger Schutzherr" (vergl. tabu-ériki; polyn. tupuna „Großvater, Ahnherr") und sagt, daß jede Familie ihren eigenen Schutzgeist habe, den man in allen Lebenslagen anriefe. Für die Seelen, welche am vierten Tage nach dem Begräbniß zurückkehrten und nun unsichtbar unter den Lebenden verweilen, wurden Speisen in den Wald und bei die Gräber hingesetzt, von denen jedoch jeder hinzukommende essen darf (Cantova eb.; Chamisso 132). Die Bewohner von Lukunor glaubten, durch Anrufen ihrer verstorbenen Kinder in die Götterwelt eingeweiht werden ja selbst durch sie zum Anblick ihres Gottes Hanno gelangen zu können; welcher Glaube auch sonst wohl in Mikronesien verbreitet war. Wenigstens erzählt ein Mythus bei Cantova (a. a. O.), der Götterssohn Reschahuileng habe von einer Wolke aus seiner sterblichen Mutter die Geheimnisse des Himmels mitgetheilt, und auf den Gilbertinseln glaubte man wenigstens, daß den Kinderseelen eine besondere Pflege und Sorgfalt zu Theil wurde (Hale 99). Wir werden den Kinderseelen auch in Polynesien wieder begegnen; merkwürdig aber ist es, daß sie auch in der Mythologie ganz anderer Völker z. B. der Mexi-

kaner, Semiten, Indogermanen eine ähnliche vermittelnde Stelle einnehmen. Auch auf Ponapi verehrt man die Seelen der Vorfahren durch Gebet und Opfer, ihnen verdankt man den Erfolg der Ernte, der Fischerei u. s. w., von ihnen begeistert weissagen die Priester, deren Weissagungen aber bisweilen durch feindlich dazwischentretende andere Geister sich nicht erfüllen (Cheyne 121). Diese Geister, welche auch böse sein können, gehen häufig in bestimmte Thiere über, welche dann den irdischen Nachkommen des betreffenden Geistes heilig sind: daher der eine keine Hühner, jener keine Tauben u. s. w. ißt, um den Geist der Ahnen nicht zu beleidigen (Michel. y Rojas 193; Hale 84). Sehr richtig bemerkt ferner Michelewa y Rojas, daß sie die Europäer mit ihren Verstorbenen in Zusammenhang bringen, daß sie wenigstens in ihnen Wesen höherer Art sehen (192); das thaten auch die Bewohner der Palaus und doch kamen sie ihnen vertraulich entgegen (Pickering 221). Die Gilbertinsulaner hielten gleichfalls den Schotten Wood, der zu ihnen gekommen war, anfangs für einen Gott und trugen ihn stets auf den Armen umher (Behm bei Peterm. 1859, 179). Wir werden später auf den Tonga-, in Hawaii, den Fidschiinseln und in Neuholland den Glauben finden, daß die Geister der Vorfahren als weiße Menschen wiederkehren und daß man daher die ankommenden Europäer für solche Geister ansah, welcher Glaube auch in Mikronesien geherrscht zu haben scheint. Auf Kusaie werden gleichfalls die Geister der Verstorbenen, die Anits, verehrt, zu bestimmten Jahreszeiten sogar durch reichliche Opfer bei den Gräbern. Sie werden verehrt wie die älteren Götter häufig in der Gestalt von Bäumen, Felsen u. s. w. (Gulick 244), doch scheinen sie ein großes Uebergewicht über die ersteren erlangt zu haben: denn nach der Sage ist ihr Hauptgott, welcher Sitel-Nazuenziap heißt, bisher Mensch gewesen (Lütke 1, 371; vergl. Kittl. 1, 374 f.). Man verehrte dort die Aale, welche die beiden ersten Stände, die allein Seelen hatten, auch auf den Marianen nicht aßen (D'Urville a, V, 121); vielleicht glaubte man auch sie als Sitz der Seelen Verstorbener. Derselbe Glaube herrscht auf Ralik (Gulick 303) und Ratak. Hier tritt aber wieder der Irrthum, Chamissos uns entgegen, welcher den Namen Anis auf einen einzigen unsichtbaren Gott im Himmel ausdehnt, während dies nur auf den Gott, der in Bigar wohnt, paßt. Vielleicht ist jageach, welches ratakisch „Gott" heißt, sein Name, der an den Yarris von Tobi

erinnert und vielleicht, bei ungenauer Aufzeichnung, daſſelbe Wort iſt. Es iſt höchſt merkwürdig, daß man auf Bigar den Namen Anis nicht ausſprechen noch anflehen darf, um nicht den Zorn des blinden Gottes zu erregen — entweder weil er der mächtigere iſt, vor dem der unbedeutendere Schutzgeiſt verſchwindet; oder aber — ſollte hierin etwa das Gefühl ſich ausſprechen, daß die Anis, trotzdem daß man ihnen vor jedem wichtigen Ereigniſſe, und zwar jeder einzeln im Volk, nicht bloß der Häuptling ihnen opfert (woraus ihre Stellung als Schutzgeiſt der einzelnen klar erhellt) daß die Anis trotzdem als die ſpäteren nicht ganz rechtmäßigen Emporkömmlinge gefühlt wurden? Auch hier ließen dieſe Geiſter ſich oft auf einzelne Bäume, die man mit einem Balkenviereck umzäumte, nieder, ohne daß dadurch der Genuß der Früchte der Bäume verboten geweſen wäre (Cham. 117). Im Gilbertarchipel war gleichfalls dieſer Seelenkultus weit verbreitet (Hale 97 f.). Doch ſcheint er auf einigen Karolinen, wie Tobi, den Palaus zu fehlen, wenigſtens nicht ſo verbreitet geweſen zu ſein wie auf den anderen. Auf Nawodo glaubte man nach Cheyne 79 nur an einen böſen Geiſt, aber weder an einen Gott noch an Unſterblichkeit.

Die Seelen ruhig ſterbender Menſchen kamen nach dem Glauben der Marianer ins Paradies, wo es Früchte im Ueberfluß gab; unruhig ſterbender in die Hölle, welche bei Belarde und le Gobien zazarraguan, bei Freycinet 2, 381 sassalaguhan heißt, was nach ſeiner Ueberſetzung „Ort, wo man vertheilt" nämlich Strafen bedeutet. Beide, Himmel und Hölle, liegen unter der Erde (le Gobien 64 f.). In letzterer herrſchte ein böſer Geiſt, welchen Freycinet aniti, alſo mit dem Namen nennt, den le Gobien nach Freycinets Behauptung fälſchlich den Seelen der Verſtorbenen beilegt; dieſer böſe Geiſt wandelt auch Unheil ſtiftend unter den Lebenden umher. Unmöglich aber kann aniti ein anderes Wort wie anti (Ratak anit, anis) ſein und Freycinet iſt hier im Irrthum: die Seelen der Verſtorbenen treten auch hier als gut und bös, das verſtorbene Haupt des Geſchlechtes als Richter der Nachkommen auf. Freycinet erzählt ſelber ganz ähnliches: wer den Grundpfeiler eines Hauſes umgeworfen hatte, wurde von der Seele des Erbauers im Jenſeits geſtraft. Das Leben geht eben nach dem Tode weiter: Weiberſeelen ſind ſchwächer als Männerſeelen und die Mittheilung Freycinets (eb. 2, 383), daß die Antis dem böſen Treiben der Anitis entgegenträten, kann nur heißen,

daß feindliche oder böse Menschen auch als Seelen bös und feindlich bleiben und zu schaden suchen, daß aber gegen diese die Seelen der Befreundeten und Guten Hülfe bringen. Auch le Gobien kennt den bösen Geist in Zazarraguan, welcher die Abgeschiedenen mit Feuer quält und nennt ihn Chayfi und darnach die Hölle Haus des Chayfi. Ebenso war der Glaube auf den Karolinen des Westens, wo die Seele zwar auch in Himmel oder Hölle gelangt, aber aus dem Himmel wenigstens gar bald wieder unsichtbar zur Erde zurückkommt und ruhig weiter ißt und trinkt (Cantova a. a. O). Das Paradies der Ponapiten ist von einem grundlos tiefen Graben umgeben und hat nur eine Pforte, welche von einem alten Weibe bewacht wird Die Seele muß nun, um in das Paradies zu gelangen, über den Graben springen, in welchen sie das Weib hinabzustoßen sucht; glückt es ihr, hineinzukommen, so ist sie auf immer gerettet, fällt sie, auf immer verloren, denn wie im Paradies alles Glück, so ist im Abgrund alles Elend (Cheyne 121; die Novara 2, 419 berichtet wirklich dasselbe). Auch diesen Mythus haben wir in Polynesien, aber die Verschiebung, die er in Mikronesien erfuhr, ist höchst merkwürdig. Grey (a, 59 f.; nach anderen Quellen, die aber sicher auf Grey zurückgehen und mit unwesentlichen, meist wie es scheint mißverständlichen Abänderungen erzählt Liebrecht die Geschichte in Kuhns Zeitschrift 18, 62). Grey erzählt in seinem dritten Mythus von Neuseeland, wie Tawhaki und sein Bruder Karihi zum Himmel steigen wollten. Sie gelangen zu dem Orte, wo Himmel und Erde durch Stricke verbunden sind, welche eine alte blinde Frau, ihre Ahnin, behütet. Sie springen nun nach den Stricken empor und obwohl von der Alten gewarnt, ergreift Karihi durch einen unglücklichen Zufall einen nicht befestigten Strick, mit dem er nun von einem Ende des Himmels zum andern geschleudert wird und dem Verderben geweiht scheint, bis ihn sein Bruder erlöst und weinend den weinenden nach Hause schickt. Er selbst ergreift einen festen Strick und kommt in den Himmel. Der Himmel also, das Lichtreich, durch einen endlosen Raum von dem sterblichen Leben getrennt, ist in Mikronesien das Paradies.

Auf Tobi, jener kleinen abgeschiedenen Insel hat sich, wie wir die Göttergestalt hier am alterthümlichsten fanden, ein ähnlicher, in Polynesien weit verbreiteter Glaube erhalten, nämlich an das Geisterreich jenseits des Meeres; weshalb man die Todten und Sterbenden

in einem Kahn ins Meer hinausſtößt (Hale 80) Es iſt dies alſo keine Grauſamkeit, kein Mittel, ſich der läſtigen Kranken zu entledigen; und wenn ſie Verbrecher ebenſo behandeln, ſo liegt auch dieſer Strafe wohl die Abſicht zu Grunde, den Frevler der Strafe des Jenſeits zuzuſchicken. Was man aber von Spuren des Buddhismus auf Tobi gefabelt hat (Journ. of the Amer. Ox. soc. V. 194. nach einer Notiz Hales), verdient kaum Erwähnung, geſchweige Widerlegung.

Auch auf den Gilbertinſeln glaubt man an ein Paradies (Kainakaki genannt), welches im Weſten liegt und wohin der Geiſt der Verſtorbenen gelangt, nachdem er lange in den Lüften umhergetrieben iſt. Alte und ſchwache Perſonen werden von früher verſtorbenen Verwandten, Kinderſeelen von verwandten Weibern, die ſie weiter nähren, abgeholt, denn der Weg iſt nicht ohne Gefahr, da der Rieſe Baine (man denke an den Chayſi der Marianen) alle Unfreien und nicht Tattuirten unterwegs auffrißt (Hale 98). Wir haben hier den Mythus von Ponapi mit dem von Tobi vereinigt, beide jedoch ſind, und das iſt wichtig, ſelbſtändig genug verändert. Die Tarawaner glauben, daß auf ihrer eigenen Inſel das Paradies ſei, freilich für Menſchen nicht ſichtbar, und zwar auf einem Plateau der Inſel, das nicht über 24' hoch iſt (Hale 99). Andere Gruppen haben dieſen Glauben an ein Paradies gar nicht (eb.).

Natürlich ſind dieſe verehrten oder gefürchteten Geiſter nur die Geiſter der erſten beiden Stände; die armen Unfreien haben keine Seele, alſo auch keine Verehrung und können daher auch nicht ins Paradies gelangen, wie wir eben ſahen. Die Behandlung der Todten wird uns dies noch deutlicher zeigen. Der Glaube an die hohe Macht der verſtorbenen Häuptlinge iſt zwar die richtige Conſequenz der politiſchen Verfaſſung dieſer Inſeln, doch iſt es von Intereſſe, daß dieſer Glaube, den wir freilich ſchon um 1520 als vollkommen herrſchend finden, nicht der urſprüngliche iſt. Denn daraus folgt, daß auch die Macht des Adels erſt nach und nach das geworden und nicht urſprünglich war, was ſie jetzt auf allen Inſeln iſt; und erſt als lange der Adel alle ſeine Vorrechte hatte, konnte ſich dieſer religiöſe Glaube an ihn entwickeln, der übrigens gemeinſchaftliches Eigenthum Mikro- und Polyneſiens iſt.

Auf den Marianen gab es keine Prieſter zur Zeit der Entdeckung, wohl aber eine Art von Wunderthätern und Wahrſagern,

die zugleich die Aerzte waren und Makanas hießen (Bonanin, Weltb. VII, 5). Sie konnten Wetter machen, glückliche Ernte, Jagd u. ſ. w. verleihen, die Todten zurückrufen und dergleichen mehr, wofür ſie reichlich belohnt wurden (le Gobien 64 f.), daher ſie es waren, welche ſich am eifrigſten dem Chriſtenthum widerſetzten (eb. 149). Sie ſtammten aus den erſten beiden Ständen, doch ſollen nach Freycin. 2, 384 auch Mangatchangs dieſe Würde gehabt haben, aber ſie thaten und verkündigten nur böſes — d. h. ſie konnten, weil ihnen die Seele fehlte, mit den Geiſtern der Ahnen in kein Verhältniß, wenigſtens in keines heilſamer Art treten. Altäre Tempel oder Opfer kannten die Marianer nicht (le Gob. 64).

Cantova (a. a. O.) kennt ſolche Prieſter, welche mit den Seelen der Verſtorbenen Umgang hatten und auf Eap Krankheiten und Tod hervorrufen können, auf den weſtlichen Karolinen. Nach Freycinet 2. 118 heißen die Prieſter wie die Geiſter ſelbſt tahu-tup; und dieſe Uebertragung des Namens vom Gott auf den Prieſter wird uns auch ſonſt noch begegnen. Auf Eap, ſo berichtet Kadu bei Chamiſſo 129, hatten beide Geſchlechter ihre verſchiedenen Tempel und Opferzeiten, welche ſtreng geſchieden ſind. Der Häuptling opfert; Fremde dürfen der Feier — Kadu ſchildert eine Art Erntefeſt, welches einen Monat dauert, während welcher Zeit der Gott von Allem was man erntet und fängt die Erſtlinge, von Allem was man ißt, den erſten Biſſen erhält — nicht beiwohnen und den Tempel zu betreten iſt nur den Häuptlingen und den Prieſtern erlaubt. Solche Feſtzeiten gab es auf allen dieſen Inſeln, die Zeiten der Fruchtbarkeit, in welchen der Gott die Inſeln beſucht; dann gehen alle Menſchen im feierlichſten Schmuck einher, ſie gehen nur langſam und ſprechen nur mit leiſer Stimme (Cham. 129). Auf Wolea (eb.) gibt es weder Tempel noch Prieſter, wohl aber Opfer (Cham. 57). Auf Tobi, wo das eine Ende der Inſel, Gottesgrund genannt, heilig iſt und nur vom Prieſter und ganz tattuirten Perſonen beſucht werden darf, iſt ein öffentliches Gotteshaus, auf deſſen Altar, einem von der Decke herabhängenden wagerecht ſchwebenden Brett, ſich der Gott niederläßt, um mit dem Prieſter zu verkehren, der ſelbſt Gott (yarris) heißt, ſo lange er in ſeiner amtlichen Beſchäftigung iſt. Er ruft erſt mit allem möglichen Lärm und Grimaſſen den Gott herbei, um ihm dann ein Opfer zu bringen. (Pickering 225 f.) Auch ein rohes Götterbild

hatten ſie (Hale 78). Auf den Palaus gab es neben den männlichen (Hockin 32, 57) auch weibliche Prieſter, Prophetinnen, welche das Ende einer Unternehmung vorher verkündigen (Pick. 270); man (Hockin 15) prophezeite aber aus der Geſtalt des Mondes. Der Prieſter wird bei ſeinen Amtshandlungen von Gott begeiſtert und beſeſſen. So iſt's auch auf den Central-Karolinen und Ponapi (Kittlitz 2, 105; Cheyne 121), wo ſie zu den niedern Häuptlingen gehören, Idiomet genannt werden und einflußreich genug ſind (Hale 84). Tempel aber, Opfer, Idole gab es hier (eb.) wie überhaupt im öſtlichen Polyneſien alſo auch im Marſhall- und Gilbertarchipel nicht (Lütke 1, 393; Chamiſſo 129), nur daß man auf den letztgenannten Inſeln einen kurzen Stock oder Korallenblock als den Sitz des Hausgeiſtes dachte und ſtets mit friſchem Kokoslaub umkleidete und mit Speisopfern bedachte (Gulick 411; Hale 97 f.) und daß man auf Tarawa am Strande gelegene aber dachloſe Geiſterhäuſer hatte, deren Thüre des oberen Stocks nach der Richtung des Geiſterreiches, nach Weſten lag und in dem Inneren ſich ein etwas concaver Korallenaltar befand, auf deſſen Vertiefung der Prieſter um die Stimme der Geiſter zu hören ſein Ohr legte (Hale 98). Auch Prieſter gibt es im Gilbertarchipel, wenn auch nicht auf allen Gruppen, wie z. B. auf Makin das älteſte Familienhaupt prieſterliche Befugniß hat. Meiſt aber hat jede Familie ihren eigenen Prieſter, welcher Ibonga oder Tibonga (polyn. tufunga) heißt und jeder freie Mann, welcher Gebete zu ſprechen weiß, kann Tibonga werden (Hale 98).

Wie es manche Arten die Zukunft zu erfahren gab, Looſe, welche die Fürſten zogen im Weſten und die man durch Knoten in Blattſtreifen geknüpft bildete (Cantova a. a. O.), glück- und unglückverkündende Vögel, welche heilig waren und nicht getödtet werden durften (Freyc. 2, 383, Cham. 132), ſo iſt auch ſonſt an Aberglauben kein Mangel. Ueber die Bedeutſamkeit des Ausſpeiens, Nieſens u. ſ. w. ſprachen wir ſchon; ferner glaubte man, durch Blaſen mit der Muſcheltrompete Regen fern halten zu können, was das beſtimmte Amt einzelner Männer war. Dieſe aber und ihre ganze Familie durften — ſo wenigſtens auf den Central-Karolinen — nichts was mit dem Regen in Zuſammenhang ſtand, berühren und daher auch nicht die Blüthe des Pandanus odoratissimus, die ſonſt auf dieſen Inſeln als höchſter Schmuck gilt: denn ſie ſteht mit dem Regen in myſtiſchem Zuſammenhang (Kittl. 2, 111 f.).

Als Wind- und Wetterbesprecher sind namentlich die von Cap berühmt, welche auch den Mond durch bestimmte Zaubermittel verkleinern können. Wasser kann man besprechen, von einer Bananentraube dürfen nicht zwei Menschen essen, die Fische müssen nach bestimmten Regeln gefangen werden u. s. w. (Chamisso 89; 132—3). Auch der Kawatrank galt als eine religiöse Ceremonie, deren einzelne Momente Kittlitz 2, 51 f. genauer beschreibt. Ueber das Tattuiren haben wir schon gesprochen. Am meisten abergläubisch sind die Bewohner der Ralikkette, woher es wohl kommen mag, daß man sie auf den Karolinen als vorzugsweise geschickte Zauberer ansah (Gulick 303).

Es ist bekannt, welche Bedeutung das Tabu, der religiöse Bann in Polynesien hat und es fragt sich, ob wir dieselbe Sitte auch in Mikronesien finden. Dies muß bejaht werden; nur daß das Tabu in Mikronesien, obwohl ebenso häufig als in Polynesien nicht so übertrieben ist wie dort (Gulick 417). Es findet sich angewendet auf Essen und Trinken, wie die vornehmen Marianer keine Aale, die einzelnen Bewohner Ponapis, Kusaies, der Marshall- und Gilbertinseln u. s. w. dies oder jenes Thier nicht essen durften, das gemeine Volk den Kawa und auf Kusaie die Kokosnuß entbehren mußte u. s. w.; wie es manche Bäume gibt, die heilig und dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen sind (Mertens 177), wie der Regenbeschwörer die Pandanusblüthe nicht gebrauchen darf. Auch Plätze, Tempel, Personen, wie z. B. die vornehmsten Fürsten sind für das Volk Tabu. Wer fischen wollte, mußte 24 Stunden vorher sich der Weiber enthalten (Mertens 137). In der Unterhaltung mit den letzteren waren einzelne Worte verboten; und so könnte man noch eine Menge Einzelnheiten zusammenstellen. Auch das Wort tabu kommt vor (Kotzebue a, 2, 59. Hale im Tarawavokabular s. v. tabui; Pickering s. v. tabu u. s. w.) und auf Morilen gebraucht man ganz ebenso das Wort pennant: pennant war mancher Baum, mancher Ort u. s. w. (Mertens 134). Auch waren die Festlichkeiten, um ein Tabu aufzuheben in manchen Gegenden nicht geringer als in Polynesien, wie z. B. Cheyne ein solches sehr weitläufiges Fest auf Cap beschreibt (157 f.), bei welchem die Hauptceremonie war, daß der Gott des Meeres durch den Priester gebeten wurde, das Schiff, welches Tabu war, zu verlassen und in sein Element zurückzukehren. Darauf war das Schiff enttabuirt. Man sieht hieraus, worin das Tabu besteht. Der Gott hat sich auf etwas niedergelassen

(daher die erwähnten heiligen Steine, Thiere, Oerter, die Prieſter in der Ekſtaſe u. ſ. w. Tabu ſind) und es dadurch dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen; da nun die Häuptlinge göttliches Geſchlechtes ſind, ſo iſt auch ihr Eigenthum und alles was zu ihnen gehört, dem Volk Tabu, ſowie ebenſo das, was ſie für Tabu erklären: obgleich dieſer Gebrauch in Mikroneſien ſehr ſelten iſt. Nirgends trat hier das Tabu als wirklich läſtige Feſſel auf wie in Polyneſien.

Wir haben jetzt noch von einer Klaſſe Menſchen ausführlicher zu reden, welche unter beſonderem Schutz der Götter ſtanden, von den Ulitaos der Marianen, welche wir ſchon einigemal erwähnt haben. Sie bildeten eine geſchloſſene Geſellſchaft und hatten über die ganze Inſelgruppe verbreitet überall ihre beſtimmten Häuſer. Dort lebten ſie unvermählt mit Mädchen aus den vornehmſten Familien in jeglicher Schrankenloſigkeit, die bis zur Blutſchande ſtieg, zuſammen und nicht nur, daß man ihnen dieſe Ausſchweifungen nicht zum Verbrechen rechnete: vielmehr galt bei ihnen ſein für beide Geſchlechter als höchſte Ehre, wie denn namentlich die Mädchen ihrer Geſellſchaft viel höher geachtet waren, als wirkliche Jungfrauen (Freycinet 2, 486). Für ihre Feſte hatten ſie beſtimmte Lieder erotiſches Inhalts, aber in einer anderen als der gewöhnlichen Sprache, wohl in älterer Redeweiſe gedichtet (eb. 370). Ebenſo hatten ſie ihr beſtimmtes Abzeichen, einen Stab, der hohl, mit drei Streifen Baumrinde und mit Quaſten verziert war, zu welchen man, als höchſten Schmuck, Haare nahm. Daher brachten die Ulitaos einem aus Manila eingeführten Pferde Opfergaben dar, um von den Haaren ſeines Schwanzes zur Verzierung dieſer Stäbe zu erlangen, in welchen Freycinet wohl ohne Grund einen phallus ſieht (184). Wir kommen auf dieſe Stäbe zurück, welche nach le Gobien (203) tuna, nach Freycinet (184) dagegen tina hießen: ſie ſind wohl weiter nichts als ein Symbol des Gottes, welchem die Ulitaos (Uritaos bei le Gobien) als religiöſe Genoſſenſchaft nahe ſtanden. Als eine ſolche aber müſſen wir ſie betrachten zunächſt wegen der größeren Ehre, die ſie genoſſen, dann weil ſie vom größeſten Einfluß auch in politiſchen Dingen waren; ferner erklärt ſich aus dieſer Annahme erſt die Hemmung, welche die neue Lehre gerade durch ſie empfing und keineswegs etwa bloß deshalb empfing, weil ſie in ihren Ausſchweifungen durch das Chriſtenthum gehindert wurden; endlich ſpricht ihre für alle anderen Menſchen verbotene Sprache ſowie ihre

heiligen Lieder für diese Annahme. Zu Chuchugu hatten sie ihren bedeutendsten und festesten Sitz; als diesen die Spanier nach heldenhaftester Vertheidigung endlich erobert hatten, verbreitete sich das Christenthum sehr rasch (le Gobien 219). Nach dieser Schilderung wird es nicht auffallen, wenn man sie schon öfter mit den Areois der Gesellschaftsinseln zusammengestellt hat (Freycinet 2, 370; Lutteroth 6); Meinicke freilich (79) hält beide Gesellschaften für gänzlich von einander geschieden, ohne jedoch Gründe hinzuzufügen. Da jedoch, worauf Lutteroth aufmerksam macht, der Name des Ulitaos und Areois ganz genau zusammenstimmt und sicher dasselbe Wort ist; da die Einrichtungen beider Genossenschaften ganz gleich sind, so wird jene Zusammenstellung doch das rechte treffen. Es ist bekannt, daß die Areois auf Tahiti fast alle verpflichtet waren, ihre Kinder zu tödten. Vielleicht war dies auf den Marianen auch der Fall, wenigstens werden nirgends Kinder von ihnen erwähnt; allein wenn die Ulitaos auch nicht Theil hatten an jener grausamen Sitte, wie denn freilich weder le Gobien noch Freycinet darüber berichten, so spricht das nicht gegen ihre Gleichheit: denn jene Sitte ist in Tahiti, wie es scheint, erst später aufgekommen.

Sonst wird in Mikronesien nichts ähnliches erwähnt, wenn wir nicht die eine Bemerkung bei Mertens 146 hierher rechnen wollen, daß häufig die Jugend der Central-Karolinen von einer Insel zur anderen fährt um neu eingeübte Poesien daselbst vorzuführen; denn ganz ebenso ziehen die Areois von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt, um durch dramatisch-mimische Vorstellungen das Volk zu ergötzen.

Wie man Krankheiten betrachtete, ob man sie, wie fast alle uncivilisirten Völker thun, als Besessensein von oder doch als veranlaßt durch Dämonen ansah, erhellt aus den Berichten die wir haben nicht; doch ist es zu vermuthen, da meist die Priester zugleich die Aerzte waren. So war es auf den Marianen (Bonani neuer Weltbott 7, 5), wo man indes um Krankheiten zu heilen gewisse Kräuter anwandte (le Gobien 47); so auch auf den westlichen Karolinen, wo namentlich auf Eap durch den Tautup nicht selten Krankheiten und in Folge derselben der Tod einzelner bewirkt wurde durch Zauberei (Cantova allg. hist. d. R. 18, 397). Auch auf den Ralikinseln ist Götterzorn der Grund der Krankheiten: man suchte wenigstens auf Ebon zwei kranke Fürsten dadurch zu heilen, daß man einen äußerst feierlichen Tanz um die Götter zu ehren und zu versöhnen ausführte (Gulick 306).

Auf den Central-Karolinen hatte man ganz gute chirurgische Kenntnisse (Mertens 163), man verstand mit Fischgräten und Haizähnen zur Ader zu lassen, wie man sie zur Akupunktur zu verwenden wußte (eb. 143) und hatte auch sonst noch mancherlei Heilmittel, die man aber sehr geheim hielt (163), ein Zeichen, daß man in ihnen etwas Heiliges verehrte. Die Kranken wurden gepflegt und nicht schlecht behandelt, nur auf der Insel Tobi war das anders: hier wurden alte oder gebrechliche Leute und hoffnungslos Erkrankte aus der menschlichen Gesellschaft vertrieben, oder gar in einem schlechten Kahn ins Meer hinausgestoßen (Holden im Bulletin de la soc. ethnol. 23. Juli 1846; Pickering 225, 231).

Diese Sitte aber ist nicht so roh und unmenschlich wie sie aussieht; denn sie wurzelt in den religiösen Anschauungen dieser Völker. Gerade Tobi hat bei seiner Abgelegenheit manches Alterthümliche, was sich sonst nicht mehr in Polynesien findet, bewahrt; und so ist dies auch der Fall in Beziehung auf die Behandlung der Kranken und Todten, die wir hier in alterthümlicher Form finden als im übrigen Mikronesien, denn auch die erwachsenen Todten stieß man ebenso in einem Schiff ins Meer hinaus und nur die Kinder wurden beerdigt. Dem allgemeinen Glauben zufolge nahm man das Geisterreich jenseits des Meeres an, dorthin sollten die Todten fahren; Kinder aber konnten noch kein Boot lenken und deshalb wurden sie begraben (Hale 80).

Diese Art, die Todten zu behandeln, ist, da wir sie auch in ganz Polynesien finden, ohne Zweifel die älteste; aber schon seit langer Zeit hat sich neben ihr eine andere entwickelt, welche auf den Marianen und den östlichen Gruppen die allein herrschende geworden ist. Die erstere bezweckt möglichst raschen und bequemen Weg der Todten in das Seelenreich; die neue dagegen möglichst langen und möglichst nahen Zusammenhang der Todten mit den Lebenden. Jene bringt die Todten an oder ins Meer, diese begräbt sie bei den Häusern und conservirt die Leiche aufs sorgfältigste. Auf vielen Inseln haben sich beide neben einander erhalten; die alte Sitte aber ist herabgesunken aufs gemeine Volk, die neue ist für die Vornehmen und dies giebt uns den Schlüssel, wenn und warum die letztere aufgekommen ist. Sie steht im genauen Zusammenhang mit dem Aufkommen der neuen Religionsform, welche die alte verdrängte, mit der Verehrung der

abgeschiedenen Geister der Vornehmen. Als diese, ursprünglich nur Vermittler zwischen Menschen und Göttern, immer mehr an die Stelle der letzteren traten und später fast ganz allein verehrt wurden, da lag es nahe, die irdischen Ueberreste dieser nun so mächtigen Geister recht hoch zu ehren, immer bei sich zu haben als Amulette u. s. w. und so hob man sie nahe bei den Wohnungen auf, während man das gewöhnliche Volk, das diese Macht nach dem Tode nicht erlangte, fortfuhr nach der alten Art zu behandeln.

Gehen wir nun ins Einzelne. Wenn auf den Marianen jemand im Sterben lag, so stellte man einen Korb neben den Kranken und bat die Seele, bei ihrem Abscheiden in ihn hineinzufahren und gleichfalls in ihm zu verweilen, wenn sie bei späteren Besuchen zurückkehre. Die Leiche salbte man mit wohlriechendem Oel und brachte sie in ihr elterliches Haus zurück, damit sich die Seele für ihren künftigen Aufenthalt den Wohnplatz aussuchen könnte (le Gobien 65). Nach dem Tode erhebt sich laute Klage, sieben, acht und mehr Tage, namentlich sind die Mütter beim Verlust eines Kindes trostlos. Ist der Verstorbene ein Chamorri oder eine vornehme Frau, dann artet ihr Schmerz in wahre Berserkerwuth aus; sie zerschlagen, zerreißen, vernichten alles, ja sie zünden wohl gar ihr eigenes Haus an (eb. 67—69). Der Körper wurde begraben, auf dem Grab aber ein Denkmal errichtet, das mit Blumen, Muscheln, Palmlaub ꝛc. verziert ist; war der Verstorbene als Krieger oder Fischer berühmt, so legte man ihm Lanzen oder Angelhaken auf das Grab. Die Chamorris setzten ihre Todten in unterirdische Kammern, die künstlich und weithin ausgehöhlt waren — man denke an jene „Gewölbe" auf Ponapi, welche sich hiernach deutlich als Grabstätten ausweisen — und glaubten, daß die Todten durch diese Art des Begräbnisses mit den Vorfahren vereinigt würden (le Gob. 84). Auch auf Lukunor und Kusaie gab es gemeinschaftliche Begräbnißplätze, welche mit einer Mauer umgeben, oft wie ganze Dörfer von Todtenhäuschen aussahen (Kittlitz 2, 104. Mertens 163). Alle Gräber waren nahe beim Hause, damit die Todten leicht die Ihrigen besuchen könnten (eb. 298). War der Todte bestattet, so erhob sich neuer Jammer: die ganze Familie, einer nach dem anderen, brach in Todtenklagen aus, die freilich stereotyp und herkömmlich, aber nichts destoweniger innig und ergreifend waren: „für mich gibt es kein Leben mehr; was übrig ist, wird Schmerz

und Jammer sein. Die Sonne, die mich belebte, erloſch. Der Mond, der mich erhellte, iſt dunkel. Der Stern, der mir ſchien, iſt verſchwunden. Ich bin eingehüllt in tiefe Nacht, verſenkt in ein Meer von Thränen und Bitterkeit." Dann fährt ein anderer fort: „Ach ich habe alles verloren, ich ſehe nicht mehr den, der das Glück meiner Tage war, die Freude meines Herzens. Ach, daß die Kraft unſerer Krieger, die Ehre unſeres Stammes, der Ruhm des Landes, der Heros des Volkes dahin iſt! Er hat uns verlaſſen, was ſoll aus uns werden? Wie werden wir künftig leben?" Und ſo geht es Tage lang weiter. Später aber grub man die Knochen wieder aus, reinigte ſie und bewahrte ſie im Hauſe als Heiligthümer auf (Salacar bei Oviedo XX. 16; Garcia de Loaisa bei Navarrete V. 49). Auf den Karolinen wurden die Leichen des gemeinen Volkes in das Meer geworfen wie Cantova (Sprengel 10, 224) von Ulithi (Faroilep), Mertens (163) und Kittlitz (2, 104) von den Centralgruppen und Chamiſſo (186) von der ganzen Kette berichtet. Auf Kuſaie hat ſich dieſe Sitte nach Gulick 242 in einer für uns wichtigen Modifikation erhalten: die Leichen der Vornehmen werden geſalbt, einbalſamirt, dann auf 3 Monate begraben, endlich die Knochen wieder aufgenommen, gereinigt und an einer beſtimmten Stelle des Hafens ins Meer geſenkt. Hier alſo hat das Alterthümliche in vollerer Geltung ſich erhalten, ſowie auch auf den Ralikinſeln, wo alle Todten ins Meer geworfen werden (Gulick 304). Man erinnere ſich an das, was wir ſchon oben ſagten: daß gerade Kuſaie und die Ralikkette derjenige Theil Mikroneſiens iſt, welcher am unberührteſten ſeine alten Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. Kittlitz freilich ſagt von Kuſaie (2, 16), daß daſelbſt die Todten in ſumpfige Stellen verſenkt würden; was vielleicht nur ein ungenauerer Bericht über dieſelbe Sitte iſt, die Gulick erwähnt, welcher letztere die Inſeln genauer durchforſchen konnte, als Kittlitz. Während nun auf den Ratakinſeln die Häuptlinge (auch in der Schlacht gefallene Häuptlinge der Feinde) ſitzend begraben, das gemeine Volk aber wie auf den Karolinen ins Meer geworfen wird (Chamiſſo 119), aber, was bemerkenswerth iſt, unter religiöſen Ceremonien (Meinicke Zeitſchr. 15, 413), ſo iſt auf einer Gruppe der Kette, auf Mili, wo die Todten zwar auch in Matten gewickelt und begraben werden, der ſehr merkwürdige Gebrauch, daß man nach der Beerdigung ein kleines Kanoe mit einem Segel und befrachtet mit kleinen Stückchen Kokosnuß, in See läßt, um die Seele

des Todten, die zurückkehren und schaden kann fern zu halten (Hale 89). Hier sieht man ganz deutlich, wie neben dem Alten, das zu einer mißdeuteten und halb unverständlichen Ceremonie wird, während früher der Kahn gewiß die Leiche selber zur Insel der Seligen führen sollte, sich das Neue, das Begraben der Todten entwickelt hat. So wird denn hier auch bedeutungsvoll, was Freycinet (2, 118) nach Don Luis de Torres ganz allgemein von den Karolinen berichtet: daß man die Leiche häufig in einem kleinen Steingehäuse oder in einer Pirogue im Hause bei sich aufbewahrt. Die Pirogue, wenn auch jetzt zurückgedrängt, war das ursprünglichere.

Das Begraben der Todten herrschte nun freilich auch auf den Karolinen. So nach Keate auf den Palaus; die Leichen der Vornehmen auf Ulithi wurden (Cantova bei Sprengel 10, 224) erst gelb bemalt, unter dem Trauergeheul der Verwandten, worauf ein altes Weib unter gespannter Aufmerksamkeit der Anderen eine Leichenrede zum Lobe des Todten hielt. Die Leidtragenden schnitten sich dann Bart und Haare ab und warfen sie, um den Todten zu ehren, auf die Leiche. So lange sie noch über der Erde war, wurde Tags streng gefastet und nur Nachts gegessen. Schließlich wurde sie entweder im Hause selbst in einem kleinen Steingebäude aufbewahrt oder fern von den Wohnungen begraben, das Grab aber mit einer kleinen Mauer eingefaßt und auf dasselbe stets Speise für den Todten gebracht. Auch sonst begegnet uns diese Sitte: auf Ponapi pflanzte man häufig einen Kokosbaum auf das Grab dessen Früchte nicht gegessen werden durften (Hale 84). Auf den Central-Karolinen, wo man die Vornehmen gleichfalls begrub, baute man ihnen ein kleines Haus, ganz nach dem Muster der gewöhnlichen mikronesischen Bauart über das Grab, nur daß es viel kleiner war als die menschlichen Wohnungen; Kokosnüsse, Kokosflaschen und anderes Hausgeräth stellte man hinein (Kittlitz 2, 104; Mertens 163) — die Todten sollten also nach menschlicher Art weiter leben. Auch die Rataker bringen ihren Todten, deren Ruheplatz man durch Betreten u. s. w. nicht stören darf, Speise aufs Grab, an welches man häufig zwei Kokosbäume pflanzt, deren Früchte den Weibern stets, den Männern sehr lange Zeit Tabu, also verboten sind (Hale 89). Die Sitte zum Zeichen der Trauer sich die Haare abzuscheeren, herrschte auch auf Ponapi (Michelewa 190), wo zwar jetzt die Todtengebräuche durch die Europäer mannigfach verändert sind, denn jetzt begräbt man

die Todten gleich, welche man früher in Matten geschlagen lange Zeit in den Häusern aufbewahrte (Cheyne 119) und dann begrub, indem man dem Mann ein Ruder, der Frau eine Spindel (den Hammer für die Zeugbereitung?) ins Grab mitgab (Hale 84). Auch sind es vornehmlich die Weiber, welche vornehme Todte Tags durch heulendes Wehklagen, Nachts durch heilige Tänze ehren. (Cheyne 119). Wenn aber Cheyne (eb. nach ihm Nov. 2, 418) hinzusetzt, das Eigenthum des Verstorbenen gehöre dem, der es zuerst ergreife, so kann damit nur die momentane fahrende Habe gemeint sein: alles andere, Häuser, Bäume u. s. w. ging an seinen rechtmäßigen Erben über. Ein solches längeres Aufbewahren besonders geliebter Todten, für das man bestimmte Leichenhäuser überall auf den Karolinen und Marianen hatte, kam auch auf Kusaie vor; es war mit mancherlei Feierlichkeiten verbunden (Gulick 242 f.).

Auf Cap wurden alle Leichen im gebirgigen Theil der Insel begraben: Die Bergbewohner holten die Leichen aus den Thälern gegen bestimmte Geschenke ab (Cham. 135). Das ist auffallend, denn es wird sonst nichts ähnliches erwähnt. Aber ob dieser Gebrauch nicht mit der Anschauung, das Paradies sei auf Bergen gelegen, der wir mehrfach in Mikronesien begegnen, zusammenhängt? dann stünde diese Sitte ganz parallel der anderen, die Todten in einen Kahn zu setzen, ins Meer zu werfen und hätte den Zweck, die Todten gleich selbst ins Todtenreich zu befördern. Auf Aragos Nachricht (2, 23), die Leichen auf den Karolinen würden verbrannt, ist nichts zu geben.

Sehr alterthümliche und seltsame Sitten haben sich auf den Gilbertinseln erhalten. Gulick erzählt (411), daß der Todte lang aufbewahrt würde, und daß die Lebenden sich mit dem Schaume, welcher der Leiche vor den Mund tritt, bestreichen. Mit dem todten Gatten schläft die Gattin noch lange zusammen und ihr todtes Kind trägt die Mutter bei sich, bis es zerfällt; dann werden Schädel und Knochen aufbewahrt, öfters gesalbt und mit Speisopfern versehen. Auch die marianischen Mütter verfuhren ähnlich; sie trugen ein Schnürchen um den Hals, an welchem die Zahl der Nächte, seit welchen das Kind todt war, durch Knoten bezeichnet wurde (le Gobien 67). Auf die Gräber der umgebrachten Kinder zu Ratak setzt man einen Stab, an dem man ringförmige Einschnitte angebracht hatte (Cham. 119). Diese Stäbe erinnern an die Stäbe der Ulitaos und mögen wie diese symbolische Bedeutung haben. — Auf den nördlichen Gilbertinseln wurde

nach Hale 100 der Todte auf eine aus Schildkrott gefertigte Platte gelegt und diese von 2—6 sitzenden Personen, den Verwandten des Todten, in der Flur seines Hauses je nach seinem Range 4 Monate bis 2 Jahre gehalten. Die Ermüdeten werden von andern abgelöst. Während dessen brennt (eine Sitte, welche auch in Kusaie zu den Leichenceremonien gehört, Gulick 142) im Hause ein ewiges Feuer, dessen Verlöschen als unheilvolles Zeichen gilt. Schließlich werden die Ueberreste in Matten gewickelt und entweder im Oberstock aufgehoben oder begraben, da man dann auf das Grab einen Stein zu Häupten und Füßen der Leiche und über beide einen dritten legt. Die Schädel der Häuptlinge werden verehrt. Auf Apamama wird der Todte im Gemeindehaus unter fortwährenden Klag- und Lobliedern 8—10 Tage ausgestellt. Die Leiche wird gewaschen, gesalbt, jeden Tag in die Sonne gelegt und schließlich, in zwei Matten gehüllt, im Hause des nächsten Verwandten begraben, der Schädel später herausgenommen, sorgfältig gereinigt und dann feierlich aufgehoben (Hale 99).

Die Geschichte der Marianen seit ihrer ersten Entdeckung durch Magelhaens erzählt Freycinet (2, 164) ausführlich. Sie besteht bis zum Jahre 1668 aus kurzen Begegnungen der Eingeborenen mit einzelnen europäischen, hauptsächlich spanischen Schiffen, die meist ein feindseliges Ende nahmen, aber immer durch Schuld der Besucher; denn wenn diese freundlich sich gegen die Eingeborenen betrugen, so blieb ein gutes Einvernehmen ungestört. Von 1668 an, dem Jahre, in welchem die spanische Mission auf den Inseln landete, erzählt le Gobien die Geschichte der Inseln und zwar nach Briefen und Missionsberichten, welche ihm von Rom, von Spanien und aus den Niederlanden zugeschickt wurden. Freilich erzählt er, „um die Angriffe gegen die Mission durch Darlegung der wahren Thatsachen zu widerlegen"; aber sein Bericht ist einmal so ganz genau mit Freycinet übereinstimmend, andererseits so unbefangen und schlicht, daß er wenigstens, was die Thatsachen betrifft, vollkommen zuverlässig erscheint. Freycinets Darstellung beruht zwar auch ganz auf spanischen Quellen und andere gibt es ja überhaupt über die Schicksale der Marianen nicht; aber da er nicht dieselben Quellen hatte, wie le Gobien, da er ferner nicht parteiisch schreibt, so verdient auch er unser Vertrauen.

Anfangs wurde das Christenthum, welches Sanvitores brachte,

von den Inſulanern lebhaft aufgenommen. Sanvitores ſelbſt und die Jeſuiten in ſeiner Begleitung hatten den reinſten Eifer; er hatte unter den größten Schwierigkeiten, aber mit unabläſſigem Eifer die Miſſion ins Werk geſetzt und die Abſicht, in der er kam, „die Verläumdungen der Ketzer, welche behaupteten, die Spanier predigten nur dort das Evangelium, wo Gold und Reichthum zu holen ſei,“ zu entkräften (le Gobien 19), dieſe ſeine Abſicht war eine ganz lautere. Anfangs hatte er ſehr bedeutende Erfolge: gleich im erſten Jahre wurden 13,000 Eingeborene getauft (Freycinet 2, 173) und bis 1670 hatte ſich die neue Lehre auch über Tinian ausgebreitet. Allein der Friede dauerte nicht lange. Denn die einheimiſchen Prieſter, die Makanas, an ihrer Spitze der Chineſe Choko Sangley, der 1648 auf dem Wege von Manila nach Ternate an Guaham geſcheitert (Freycinet 172) und Makana geworden war, ſahen durch das Chriſtenthum ihre Macht und ihr Einkommen höchſt gefährlich bedroht. Sie benutzten daher ſchlau einige ungünſtige Zwiſchenfälle, Krankheiten Neugetaufter und eine Hungersnoth auf Guaham gegen die Miſſionäre, ſie behaupteten, das Taufwaſſer ſei vergiftet, die Götter zürnten heftig, kurz ſie erregten einen gewaltigen Aufſtand, der 1671 auf Guaham unter Anführung eines edlen Marianers, des ſehr patriotiſch geſinnten Hurao, ausbrach. Zwar gelang es den Spaniern, dieſen Aufſtand zu unterdrücken, obwohl er anfangs nicht ohne Erfolg blieb und namentlich durch einen furchtbaren Orkan, der alles verwüſtete, unterſtützt wurde: allein gleich hier zeigte ſich der eine Fehler, den die Miſſionäre gemacht hatten, wie denn auch von jetzt ab der Krieg nicht mehr aufgehört hat. Es war freilich ein Fehler, der kaum zu vermeiden war; der enge Anſchluß an die weltliche Macht der Spanier. Denn letztere verfuhren keineswegs human gegen die Eingeborenen und das ſpätere Syſtem der Unterdrückungen, welches die Inſeln entvölkert, die vollkommenſte Rückſichtsloſigkeit gegen „die Wilden“ begann ſchon damals. So war denn der Haß gegen die Spanier ſehr groß (le Gobien 140) und weil von den Spaniern das Chriſtenthum nicht zu trennen war, auch gegen die neue Religion. Die Inſeln theilten ſich in zwei Parteien: die größere Schaar und man kann wohl ſagen die beſſeren der Eingeborenen ſtellten ſich von nationalem Sinn und von Liebe für die Freiheit begeiſtert gegen die Spanier, welche die neue Religion zu bringen vorgaben und dabei zunächſt ein grenzenloſes Elend, Seuchen,

Krieg, Bedrückung, Knechtschaft über die Inseln brachten. Freilich traten die Missionare dem Treiben der Spanier auch hier wie in Amerika entgegen, wie sie selbst reine Menschen und Sanvitores ein wirklich bedeutender Mann war; aber einmal geschah dies wie zu erwarten ohne bedeutenden Erfolg und zweitens, konnte man verlangen, daß die Marianer die Sache der Missionäre von der der übrigen Spanier trennten?

Ein zweiter Fehler, den die Missionäre begingen, war der, daß sie das Christenthum zu äußerlich brachten. Sie tauften, ohne daß der Täufling oft recht wußte, was die Taufe bedeute. Durch Aeußerlichkeiten wirkten sie: als der Missionar Medina in Nigsihan auf Guaham eine Krippe aufgebaut hatte, diese aber nur den Getauften zeigte, da nahmen gar viele Marianer, namentlich junge Leute, die die Taufe (le Gobien 89) — natürlich nur aus Neugierde oder im besten Falle bewogen durch die Erzählungen, welche die Getauften von dem Glanz und den künstlichen Werken der neuen Religion machten. Daher kam es denn auch, daß später die Bekehrten massenweise wieder abfielen, als der nationale Haß gegen die Spanier wuchs, daß Sanvitores selbst (1672) und viele der Missionäre ermordet wurden. Man darf nicht sagen, daß dieser Abfall eine Folge des Wankelmuthes der Marianer gewesen sei: denn wo sie wirklich für das Christenthum gewonnen und von den Vorzügen der neuen Lehre durchdrungen waren, da zeigten sie sich als eifrige, trotz der früheren Zügellosigkeit sittenstrenge Christen, wie dies die Polynesier überall gethan haben, wo man sie wirklich überzeugt und belehrt, nicht bloß getauft hat. Ja hätte sich nicht eine christliche Partei gebildet, welche den Spaniern sehr oft die wichtigsten Dienste im Kriege gegen die eigenen Volksgenossen leisteten, so hätten die fremden Eroberer wohl nimmer festen Fuß fassen können. Diese christliche Partei trat durchaus nur aus religiösem Interesse gegen ihre Landsleute auf, denn sie war aus allen Ständen gemischt und der Adel in ihr so herrschend wie überall; Parteiungen aber oder Feindschaften unter dem Adel gab es vor Ankunft der Spanier nicht. Sie wurde aber, wie zu erwarten stand, von den patriotisch gesinnten Heiden, welche in der Ueberzahl waren, aufs heftigste angefeindet nnd wendete sich daher schon vor Sanvitores Tod durch eine feierliche Gesandtschaft nach Manila an die Spanier, um deren Schutz sie bat (le Gobien 156).

So konnte der Friede nach Niederschlagung des ersten Aufstandes, welchen die Makanas verursachten, nicht lange dauern: 1672 brach der Krieg aufs neue aus und diesmal waren die Ultitaos seine eigentliche Seele. Diese religiöse Gesellschaft, die Blüthe der marianischen Jugend, hochgeehrt bei allem Volk, waren ebenso sehr persönliche Gegner des Christenthums, welches ihr ganzes Leben aufs herbste angriff, als der Spanier, der Feinde der Nation: von ihnen mußte man also Thaten erwarten und sie erfolgten auch

Sie erhoben 1672 einen Aufstand, welcher um so mehr Erfolg zu haben versprach, als die Spanier die ihnen von Madrid aus zugesagte Hülfe durch die Ränke des Gouverneurs in Manila nicht erhielten. Als aber der neue Gouverneur Damian d'Esplana 1674 kam, ein rücksichtsloser Mann, und der Krieg durch einige seiner ersten Maßregeln wieder heftig aufflammte, da glückte es ihm, den Hauptort der Ulitaos, das stark befestigte Chuchugu einzunehmen, obwohl es die Marianer heftig vertheidigten und sie die Spanier in arge Verwirrung brachten. Allein der durch diesen Sieg errungene Friede dauerte nicht lange, und zwar durch Esplanas Schuld, denn dieser, welcher mit aller Gewalt Schätze sammeln wollte, bedrückte das Land sehr und erregte dadurch einen so heftigen Unwillen nicht nur der Marianer, daß er 1676 abberufen und durch den Gouverneur Irrisari y Vivar abgelöst wurde. Die Mission welche von Manila aus unwillfährig und also schlecht besorgt wurde, litt damals Mangel an allem und da nun die Marianer durch Esplanas Verwaltung aufs äußerste erbittert unter Aguarin (Juli 1676 bis Januar 1677 le Gobien 242 f.) sich aufs neue erhoben, so geriethen die Spanier in große Noth. Aguarin zog zunächst die feindlichen Elemente der entfernteren Stämme an sich und so immer mehr sich verstärkend drang er gegen Agadna vor, das er lange belagerte. Wurde nun sein Angriff, der den Spaniern viel Schaden brachte, hauptsächlich durch die Hülfe des christlichen Marianers Agihi zurückgewiesen, so dauerte der Krieg doch weiter und wurde erst nach drei Jahren durch den Gouverneur Solas beigelegt, nachdem aber die meisten Feinde nach Rota geflohen waren. In diesem Kriege war es, wo der Chamorri Cheref die Spanier in ein Schiff lockte, dieses auf hoher See umstürzte und sie so tödtete, (Freycinet 2, 191; le Gobien 253) wo die Marianer von der Küste aus bedrängt ihre Kähne indem sie selbst untertauchten über die Köpfe stülpten und

so sich retteten; wo das äußerst feste Pigpug nur durch Hülfe anderer Marianer eingenommen werden konnte (le Gobien 270 f). Die Spanier hatten fortwährend Verstärkungen erhalten; besonders wichtig aber war, daß 1679 als Feldhauptmann der tapfere und strenge aber edle und keineswegs blutdürstige Dom Joseph de Quiroga y Lossada, aus vornehmem galizischen Geschlecht, nach Guaham kam. Er versuchte durch zweckmäßige Organisation der Marianer den Krieg der nun schon drei Jahre ununterbrochen dauerte, zu beenden. Deshalb theilte er Guaham in sieben (anfänglich nur in 6) Bezirke, deren jeder von einer Hauptstadt aus verwaltet werden sollte. Dies glückte um so mehr als ein furchtbarer Orkan, welcher viele Dörfer der Eingeborenen zerstörte, die obdachlosen leicht in jene Hauptstädte versammelte (Freycinet 2, 194). Quiroga wurde 1680 stellvertretender Gouverneur und nun zeigte sich, was eine vernünftige und gerechte Verwaltung bewirkt: denn jetzt breitete sich das Christenthum, nach zwölfjährigem Kampfe, mächtig aus, es herrschte überall ein großer und wirklich reiner Eifer für die neue Religion, die Mädchen lebten keusch, die Seminarien waren besucht, die verschiedenen Gottesdienste, der Unterricht gleichfalls und mit diesem Eifer für die christliche Religion wuchs auch die Zuneigung zu den Spaniern. Dazu trugen die Mischehen zwischen spanischen Soldaten und marianischen Weibern, welche von letzteren außerordentlich streng und mit liebevollster Innigkeit gehalten wurden (le Gobien 267), nicht wenig bei, so manchen Anlaß zum Streit solche Verbindungen früher gegeben hatten. Ja Quiroga konnte selbst Gewalt brauchen, ohne sich die Liebe der Marianer zu verscherzen; wie er denn namentlich gegen die Ulitaos strenge verfuhr. Die ärgsten Feinde der Spanier, unter ihnen Aquarin, waren nach Rota geflohen; dorthin verfolgte sie Quiroga, nahm sie und jenen Anführer der nationalen Partei, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach ein besseres Loos verdient hätte, gefangen und tödtete sie alle. Und dennoch gewann er (le Gobien 286 f.) bei diesem Zuge die übrigen Bewohner Rotas für sich. Es ist zu bedauern, daß eine solche Strenge durch die Ereignisse, an denen die Spanier schuld waren, Noth that; daß sie aber Noth that, geht aus den folgenden Ereignissen hervor. Die übriggebliebenen Ulitaos nämlich, aufs höchste erbittert, fielen wieder in Guam ein und verbrannten daselbst die Kirche von Inapsan. Allein Quiroga folgte ihnen abermals nach

Rota, suchte sie in ihren Verschanzungen im Gebirge auf und nun kam es zum wüthendsten Verzweiflungskampf: selbst die Weiber, ihre Kinder auf dem Arm, kämpften mit, bis endlich fast alle gefallen waren. Nur wenige entkamen zu Schiff nach anderen Inseln. Es ging hier in diesen engen und abgelegenen Verhältnissen wie so oft in der Weltgeschichte: gute Menschen, von edlen und reinen Gesinnungen geleitet, nach dem höchsten Ziele gerichtet in ihrer Thätigkeit, gehen durch ungünstige Verhältnisse und eine Leidenschaftlichkeit für ihre Ziele, welche ihnen den Blick trübt, zu Grunde, indem sie unser Mitleid im höchsten Grade verdienen, ja moralisch schätzenswerther sind, als die glücklicheren Ueberlebenden. So konnte denn als 1681 Saravia als neuer Gouverneur kam, jetzt in friedlicher Weise geherrscht werden. Feierlich huldigten die Eingeborenen dem Könige von Spanien, viele Spanier siedelten sich auf den Inseln an und spanische Bildung fing an sich zu verbreiten, und bei der Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen zeigten, rasch genug. Auch auf Rota breitete sich jetzt das Christenthum aus (Freycinet 2, 197).

Aber diese glücklichere Wendung war nicht von langer Dauer. 1683 starb Saravia und aufs neue ward jener Esplana Gouverneur. Mit ihm kam das alte System und mit ihm die alte Unzufriedenheit. Quiroga ging kurz nach seiner Ankunft (Anfang 1684) nach den nördlichen Marianen, den Ganiinseln ab, weil sie der Zufluchtsort aller Feinde der Spanier waren. Diesen Moment hatte Djoda (Freycinet 2, 199. Yura bei le Gobien) abgewartet, um eine Verschwörung ausbrechen zu lassen, die er mittlerweile auf allen Inseln angezettelt hatte, während ihr Hauptsitz in Tinian war. So groß war der Eifer und die Verstellung der Marianer, daß Quiroga weder vorher noch lange Zeit nach dem Ausbruch irgend etwas von den Zuständen auf Guaham erfuhr. Und diese waren schlimm genug: im Kampfe war zwar Djoda gefallen, aber auch sehr viel spanische Soldaten und Esplana, der kein guter Feldherr war, befand sich in großer Noth, ja er wäre verloren gewesen, wenn nicht von marianischer Seite selbst ihm Entsatz geworden wäre: Hineti, das Haupt der christlichen Marianer schlug seine Landsleute zurück und so wurde dieser gefährliche Aufstand von Quiroga, der 1685 endlich zurückkehrte, leicht gedämpft. Die Niederträchtigkeit Esplanas zeigte sich in der Rache die er nahm: denn als kurz darauf der Engländer John Eaton in Guaham landete, so

erlaubte er ihm nicht nur, das Land zu verwüsten, die Kokosbäume abzuhauen, sondern ermächtigte ihn, so viel Marianer zu tödten, als er Lust habe, da denn die Engländer täglich zu ihrem Vergnügen ans Land gingen und tödteten, wen sie fanden (Burney chronological history III. u. IV. bei Freycinet 2, 204). Vergebens baten die Marianer um Schonung; vergebens suchte Quiroga den Frieden herzustellen: Esplana fühlte sich nun wieder mächtig und deshalb wollte er von Frieden nichts wissen; gelang es ihm doch im Krieg nur um so leichter Beute zu machen und, sein einziges Bestreben, Schätze zu sammeln. 1688 freilich ging er um seine Gelder in Sicherheit zu bringen nach Manila und Quiroga ward Vizegouverneur; allein man nahm dem Esplana alles Erworbene zur Strafe weil er ohne Urlaub seinen Posten verlassen habe und so kam er 1690 mit neuer Verstärkung wieder. Jetzt aber trieb er sein Unwesen so arg, daß seine eigenen Soldaten gegen ihn sich verschworen und es wäre zum Krieg der Spanier unter einander gekommen, wenn nicht Esplana 1694 gestorben wäre. Quiroga, nun an die Spitze gestellt, schlug zunächst alle Meuterei unter seinen eigenen Truppen nieder und dämpfte dann rasch den noch an einigen Orten glimmenden Krieg. Dann verpflanzte er die wenigen Bewohner der Ganiinseln, welche der Krieg übergelassen hatte, nach Saypan, die von Tinian nach Guaham und als 1695 der Krieg beendet war, da waren von der ganzen Inselkette nur noch Rota, Saypan, Guaham bewohnt.

Hatten nun die Marianer im Krieg schon unaussprechlich gelitten, so ging im Frieden ihre Leidenszeit erst an. Denn nun erhob sich unter den verschiedenen Gouverneuren am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, deren Namen man bei Freycinet 2, 212 f. verzeichnet findet, ein System von Erpressungen und Bedrückungen, welches die Absicht des Sanvitores, den Ketzern den reinen christlichen Eifer der Spanier zu zeigen, sehr zu Schanden machte und die besseren Spanier selbst erbarmte (vergl. Bonani im n. Weltb. VII, 7). Aber die Eingaben um Abhülfe, wie sie z. B. der Jesuit Texada, der Procurator der Marianen war, 1706 nach Manila schickte, blieben ohne Wirkung. Auch die Engländer, welche 1710 vorübergehend die Macht auf Guaham an sich rissen (Freycinet 2, 213 f.), mißhandelten die Eingeborenen ebenso arg als die Spanier. Die Marianer starben reißend aus. Krankheiten rafften sie massenweis dahin;

andere und zwar ganze Schaaren tödteten sich selbst aus Verzweiflung, denn wie die Freiheit ihr höchstes Gut war, so hielten sie ein fremdes Joch für das äußerste Elend; Männer und Weiber verabredeten sich, keine Kinder mehr zu bekommen, um wenigstens diese geliebten Unschuldigen dem schrecklichen Loos, was die Eltern drückte, zu entziehen; oft auch ließen die Weiber bei der Geburt die Kinder ins Wasser fallen und tödteten sie so; wer im Stande war, zu fliehen, entfloh nach den Karolinen (Fra Juan de la Concepcion bei Cham. 78). So fand denn le Gentil 1716 die spanische Kolonie im kläglichsten Zustande, wenn gleich seine Angaben, 1695 hätten die Marianen noch 15,000, 1716 nur noch 1500 Eingeborene gehabt, ungenau sind. 1710 waren noch 3539, 1722 nach Clipperton 1985 Seelen übrig (Gulick 172) und eine Zählung, die Murillo Velardo 1749 als neueste Nachricht drucken ließ, ergab 1738 Eingeborene (Chamisso 79). Aber schon 1735 mußte, um die gänzliche Verödung Guahams zu verhüten, bestimmt werden, daß alle zwei Jahre 5 bis 6 tagalische Familien eingeführt werden sollten (Freyc. 2, 216). 1767 wurde das Spanische als die einzige Sprache der Marianen anerkannt (eb. 217); nach Kotzebue (2, 133) lebte 1819 noch ein Paar der Eingeborenen. Die Bevölkerung ist heutzutage eine Mischung von Spaniern, Tagalen, Karolinern, einigen Polynesiern und Chinesen, denn wo fände man in jenen Gegenden diese letztern nicht. Das Volk hat spanische Sitten, ist gutmüthig und weichherzig, aber äußerst träge und indolent. Nicht zu seiner Verbesserung wird es beitragen, daß seit 1856 die Inseln spanischer Deportationsort geworden sind (Behm bei Petermann 1859, S. 190).

So haben die Spanier hier wie in Amerika in erstaunlich rascher Zeit ein blühendes, reich begabtes Volk und eine mannigfach entwickelte Cultur zertreten und die Geschichte der Marianen füllt eins der dunkelsten Blätter in der Weltgeschichte. Freundlicher ist die des übrigen Mikronesiens, obwohl es auch hier an tiefen Schatten nicht fehlt.

Nach allem, was wir schon früher erzählt haben, sind Berührungen der Karolinen mit vorbeisegelnden Spaniern als ganz unzweifelhaft anzunehmen, doch wissen wir über sie ebenso wenig Näheres, als über jene Eisenmänner, die man nur durch die Augen verwunden konnte. Gulick (173) zählt eine Reihe solcher Besuche auf.

Um 1690 schon unternahm man von den Marianen auf Quirogas Anregung eine Unternehmung nach „der Karoline", wie man damals irrthümlich die ganze Kette benannte; allein schlechtes Wetter ließ es damals zu keinem Erfolg kommen (Freyc. 2, 206; le Gobien 377). Nicht viel besser war der Erfolg eines späteren Unternehmens. 1697 waren nämlich verschlagene Karoliner an Samal gelandet und hatten dort dem Jesuiten Paul Clain (le Gobien 397) über ihre Inseln berichtet. So hatte sich unter den Jesuiten das Verlangen entzündet, das Christenthum auch in diese Gegenden zu bringen und 1710 segelte endlich ein Schiff, welches Padilla kommandirte, nach den westlichen Karolinen zu diesem Zwecke ab. Wider den Willen Padillas stiegen die Väter Duberron und Cortil auf Sonsorol, wo ein größeres Schiff nicht anlanden konnte, aus, allein sie wurden wohl sogleich ermordet: denn als Padilla, durch Strom und Wind von der Insel vertrieben, nach kurzer Zeit wiederkam, sie abzuholen, fand er keine Spur mehr von ihnen, und da er nicht ankern konnte, da seine Lebensmittel ausgingen, so segelte er nach Manila zurück (allg. Hist. d. R. 18, 387; Cham. 85; Freyc. 2, 79; Gulick 174). Nicht besser ging es dem Pater Cantova, der 1731 in Begleitung des Pater Walter auf Ulithi landete, nachdem er 1722 schon einmal die Karolinen besucht hatte, von welcher Reise er die vielen schätzbaren Nachrichten, die wir ihm verdanken, mitbrachte. Walter ging nach drei Monaten nach den Marianen zurück, um Lebensmittel zu holen: als er aber wieder kam, war Cantova ermordet (allg. Hist. d. R. 18, 400 f.), wie Gulick (173) hinzufügt, gewiß in Folge der Nachrichten, die von den Marianen kamen und die freilich zu unversöhnlichem Haß gegen die Europäer aufregen mußten. Damit hörten diese Unternehmungen der Jesuiten auf.

Es liegt nicht in unserem Plan, eine Geschichte der europäischen Entdeckungen in Mikronesien zu schreiben und so bleibt über die Karolinen wenig zu berichten. Das Bekanntwerden mit den Europäern hat auch diesen Inseln nur geschadet. Namentlich sind es entlaufene Matrosen oder Sträflinge von Neuholland oder den Norfolkinseln, welche den schlimmsten Einfluß auf die Eingeborenen ausüben, sie gegen die europäischen Schiffe, gegen das Christenthum aufreizen und dabei sie mit allen Lastern bekannt machen. Auf Ponapi leben 60 solcher Menschen, auf Banabe 17 und eine ähnliche Zahl auf Nawodo. Diese

Menschen sind fast immer trunken von Palmwein (Cheyne 75; 77; 80; 84), dessen Bereitung sie den Insulanern zu ihrem großen Schaden gelehrt haben. Nur auf den Marshallinseln kennt man ihn noch nicht (Meinicke in Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 15, 399). Da ist es denn kein Wunder, wenn die Sittlichkeit dieser Inseln gar sehr untergraben ist; namentlich Ponapi und Kusaie, welches letztere durch Ausschweifungen von 1852 bis 1862 um die Hälfte seiner Einwohner reducirt war, haben in dieser Beziehung gelitten (Cheyne 107; Gulick 176; 245). Wie hier die Schiffscapitäne verfahren, geht aus einem Vorfall hervor, den die Novarareisenden (2, 395) mittheilen: ein Kapitän wollte einen an den Pocken schwer erkrankten Matrosen auf Ponapi zurücklassen, wogegen natürlich die Bewohner der Insel aufs heftigste protestirten. Da setzte er ihn Nachts heimlich aus und segelte ab; und die Folge war, daß zwar jener Matrose gerettet wurde, aber von den 5000 Einwohnern der Insel 2000 starben (Novara eb.). Auch Cheyne hat manches Unheil über jene Inseln gebracht, mit deren Bewohnern er, da er ganz einseitig nur seine Handelsinteressen verfolgte, häufig in Streit gerieth (vergl. Gulick 301). So ist er dann von den erbitterten Bewohnern der Palaus 1867 ermordet und die schmachvolle Art, wie ein englisches Kriegsschiff seinen Tod an den unglücklichen Insulanern gerächt hat, mag man im Globus (12, 59; vergl. unser Aussterben der Naturvölker 140 f.) nachlesen. — Es wäre unnütz, derartige Einzelnheiten, in welchen die gegenwärtige Geschichte jener Inseln meist besteht, noch weiter anzuführen. Ungleich wichtiger ist einiges von dem, was wir schon vorhin anführten, als wir von der Verfassung dieser Inseln sprachen, wo sich uns mancherlei Uebergänge von früherem zu späterem gezeigt haben, von einer ursprünglich streng patriarchalisch-despotischen Verfassung zu aristokratischer Gleichheit oder strengem Königthum oder zur Herrschaft weniger Vornehmen. Wir verweisen darauf (S. 115. f.), indem wir noch einige Einzelnheiten hinzufügen. Auf Kusaie haben sich Leute von Rotuma niedergelassen, die aber neuerdings, weil sie unglücklich revolutionirten, wieder vertrieben sind (Magazin für die Literat. des Auslands 1858, 245 nach dem Honolulu Advertiser). Derartige Wendungen kommen innerhalb Mikronesiens, wie wir gleichfalls schon sahen, nicht selten vor, ja auf Ponapi herrschte die Sitte, daß bei Uebervölkerung der Insel ein Theil der Eingeborenen

mit Weib und Kind und möglichſt vielen Lebensmitteln wegzieht, meiſt Leute von geringerem Stande, um eine neue Heimath zu ſuchen (OConnell bei Hale 95). Aehnliches fanden wir auf den Marianen; und wie der Gilbertarchipel ſeine Bewohner zum Theil wohl dieſer Sitte der Ponapiten verdankt, ſo mögen durch ſie noch manche andere Inſeln bevölkert ſein. Polyneſiſcher Einfluß läßt ſich außer dem oben erzählten Beiſpiel ebenſo wenig nachweiſen wie melaneſiſcher und von malaiiſchem finden wir nur eine ſchwache Spur auf Tobi, wohin nach den Erzählungen der Eingeborenen vor langer, langer Zeit einſtmals ein brauner Menſch von Ternate gekommen und Lehrer der Eingeborenen in Religion und Künſten geworden ſein ſoll (Hale 78).

Von den blutigen Kämpfen auf Ratak um die Oberherrſchaft, welche aber dauernd noch zu keinem Erfolg geführt haben, denn noch erkennt die Kette verſchiedene Herrſcher an, ſowie von den Kämpfen zwiſchen dieſer und der Ralikkette hat uns Chamiſſo erzählt. Auch auf dem Gilbertarchipel kommen blutige Kriege vor, wie z. B. die Inſel Tarawa in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts von einer Schaar von 1000 Kriegern, die von einer Nachbargruppe kamen, überfallen wurde. Auf Makin hat vor 100 Jahren Te-uki, der Großvater des zu Hales Zeiten regierenden Königs, die Macht, die früher zwiſchen verſchiedenen Häuptlingen getheilt war, in eine Hand vereinigt, wie wir gleiche Vorgänge auch in Polyneſien vielfach ſehen werden (Hale 101).

Die katholiſche Miſſion auf den Karolinen wurde ſchon Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben und iſt erſt in letzter Zeit wieder erneuert, indem von den Marianen aus eine Station auf Cap gegründet iſt (Gulick 174). Das übrige Mikroneſien iſt jetzt Arbeitsfeld proteſtantiſcher Miſſionare. Nach Ponapi kamen dieſelben (Novara 2, 402) 1851 aus Amerika, unterſtützt von chriſtlichen Sandwichinſulanern und da ſie über große Mittel gebieten, ſo fördern ſie auch — wodurch ſie ſehr ſegensreich wirken — die Eingeborenen in Ackerbau, Medizin u. ſ. w. (Gulick). Auch auf Kuſaie hat die Miſſion ſehr ſegensreich gewirkt und z. B. die dort eingeriſſene Proſtitution gänzlich wieder beſeitigt (Gulick 244). Viele Inſeln aber ſind noch ganz heidniſch und bieten noch ein reiches Arbeitsfeld. Auch hier ſind jetzt Miſſionäre von den Sandwichinſeln (Magaz. für Literat. d. Ausl.

1858, 245, nach Honolulu Advertiser). Auf den Gilbertinſeln iſt ſeit 1857 eine proteſtantiſche Miſſion auf Apaiang, ſeit 1860 auch auf Tarawa. Auf Ebon wird das Chriſtenthum ſeit 1857 gepredigt und macht langſame Fortſchritte: es ſind zwei Gemeinden daſelbſt, eine von 100 und eine von 60 Menſchen (Gulick 301, 308).

So hätten wir die Schilderung von Mikroneſien der Hauptſache nach vollendet. Daher gehen wir jetzt zu

Polyneſien

über, bei deſſen genauerer Darſtellung auch noch auf Mikroneſien manches Licht fallen wird.

Die Grenzen des eigentlichen Polyneſiens können nur nach Norden und Weſten zweifelhaft ſein. Es umfaßt zunächſt die Hawaiigruppe, ſodann den Marqueſasarchipel, die Geſellſchaftsinſeln, Paumotu, Pitkairn und Waihu, die Oſterinſel; die Auſtralinſeln, den Hervey- oder Cooks-archipel, die Tongagruppe und Neuſeeland mit den Chaham- und Norfolkinſeln, auf welche letztere 1855 nach Aufhebung der dort befindlichen Verbrecherkolonie ein Theil der Bewohner Pitkairns, denen ihre Inſel zu enge wurde, auswanderte (Meinicke 2, 567; 558; derſ. die Inſel Pitkairn, Prenzlau 1858).

Wie Waihu den öſtlichſten ſo bildet Neuſeeland den ſüdweſtlichſten Punkt des Gebietes, da die Auklandinſeln nur vorübergehend von einigen Maoris bewohnt und jetzt wieder verlaſſen ſind. Nördlich vom Tongaarchipel liegt die Samoagruppe, die nördlichſte Spitze Polyneſiens aber nach Mikroneſien zu bildet einmal der ſogenannte Ellice-archipel*) ſowie die etwas weiter öſtlich gelegene Uniongruppe der Karten oder wie ſie die Eingebornen und nach ihnen die Miſſionäre benennen die Tokelauinſeln (Turner 525; Hale 156; Grundemann bei Petermann 1866, 199). Die zwiſchen ihnen und Hawaii gelegenen Inſeln Jarvis, Malden, Weihnachtsinſel u. ſ. w. ſind unbewohnt, doch zeigen einige von ihnen wie Malden, Howland, Swallow (Phönixgruppe) Spuren früherer polyneſiſcher Bewohner. Die Inſel Fanning war im

*) Wir behalten den bekannten Namen bei, anſtatt wie Meinicke thut, dieſe Gruppe mit den engl. Miſſionären Laguneninſeln zu nennen. Wozu ein neuer und nicht einmal ſehr zweckmäßig gewählter Name? denn Laguneninſeln gibt es überall im ſtillen Ozean.

verwichenen Jahrzehend vorübergehend von einigen Engländern und Polyneſiern der benachbarten Gruppen bewohnt (Behm bei Peterm. 1859. S. 176) ſowie jetzt auf Karoline einige tahitiſche Familien um Kokosöl zu gewinnen eingeführt ſind (Meinicke bei Koner 18, 114). Gleichfalls unbewohnt iſt die Inſelreihe nordweſtlich von Hawaii, deren äußerſte Cure iſt; dieſe aber ſowie das ſüdweſtlich gelegene Atoll Smith (Johnſton, Knox) hat die hawaiiſche Regierung ihren Werth als Guanolager erkennend in Beſitz genommen.

Eine Reihe kleiner Inſeln dehnt ſich ferner zwiſchen dem Tokelau- und dem Markeſasarchipel aus: ſie ſind aber mit Ausnahme von Manahiki (Humphrey), Rakaanga (Großfürſt Alexander) und Tongareva (Penrhyn) unbewohnt. Auch im übrigen Gebiet liegen noch einzelne Inſelgruppen zerſtreut: ſo nordöſtlich von Neuſeeland die Kermandecgruppe und weſtlich von dieſer die Norfolkinſeln, beide Gruppen unbewohnt, nur daß auf den letzteren jetzt eine engliſche Verbrecherkolonie angelegt iſt. Von den Inſeln zwiſchen Tonga und Rarotonga iſt Nive (Turner; Erskine; Savage Cook; Inine; Inui Virgin) bewohnt, Palmerſton (Rima-tema) dagegen nicht. Zwar fand Cook (3. Reiſe 1, 242) auf der ſchönen Inſel Ratten und Stücke von einem Kahn, welche noch Wilſon ſah (194); allein entweder iſt derſelbe mit jenen vierbeinigen Inſaſſen, welche zur ächt polyneſiſchen Species Mus setifer gehören, nur angetrieben; oder die Ankömmlinge ſegelten mit Hinterlaſſung der Thiere in anderen Kähnen bald weiter. Denn die Vögel der Inſel waren ſo wenig ſcheu, daß ſie ſich mit Händen greifen ließen, ſie waren alſo noch nie oder ſo gut wie nie mit Menſchen in Berührung gekommen. Zwiſchen Tonga und Samoa liegen mehrere Inſeln, welche gleichfalls bewohnt und von Hale (7) trotz ihrer zerſtreuten Lage zu einer Gruppe, der Nivagruppe zuſammengefaßt werden. Es ſind Niva (Keppel) und Nivatabu (Boskawen), Schoutens und le Maires Verräther- und Cokosinſel, beide hoch, beide eine Meile von einander entfernt (Diar. 36); ferner Niva-fu (neu Niva, Schoutens Hoope) ſowie die nach Schoutens Vaterſtadt benannte Gruppe Horn, zwei kleine Felſeninſeln, deren eine Fotuna, die andere Luafatu heißt (Hale 7). Auch die hohe Inſel Uwea (Wallis), von Niva nördlich gelegen, iſt bewohnt; man kann ſie mit zu dieſer Gruppe rechnen. Ja man möchte dem Namen und der Lage nach wohl auch Nive hierherziehen.

In dieser Gegend nun berührt sich Polynesien mit Melanesien. Die Fidschiinseln sind melanesisch, aber so reichlich mit polynesischen Elementen durchdrungen, daß sie als Mittelglied zwischen beiden Gebieten betrachtet werden können. Dagegen ist Rotuma nördlich von Fidschi wieder rein polynesisch, ebenso noch weiter nach Westen Tukopia, Anuda oder Cherry (Fataka oder Mitre ist unbewohnt d'Urville a V. 113), die Duffgruppe (das Taumako des Quiros), ferner, schon ganz in melanesischem Gebiet, Sikayana (Stewart), Matema (Swallow), Lord Howes Gruppe (Ontong Java) und nach Swainson (3) auch Rennell und Bellona im Süden des Salomoarchipel. Es ist hier noch manches unaufgeklärt und gerade dies Grenzgebiet wäre einer ethnologischen Erforschung sehr bedürftig. Polynesische Ansiedelungen finden wir nun ferner noch auf rein melanesischen Inseln. So auf Immer und Erronan bei Tanna, welche beide nach der Heimath ihrer Ansiedler polynesische Namen empfangen haben, Immer Niva und Erronan Fotuna. Ebenso hat Uwea (Loyalitätsinseln) Namen und Bewohner von der gleichnamigen Insel erhalten, auf Mare und Bate (neue Hebriden) sind polynesische Kolonien und auf Tanna (wo mehrere Sprachen herrschen Turner 83) soll eine derselben eine der tonganischen ähnliche polynesische sein (Forster ges. W. 2, 205; 276; v. d. Gabelentz 145).

Haben wir nun so den Umfang des eigentlichen Polynesiens gesehen, so fragt es sich nun, ob und wie unter diesen zahllosen Inseln einzelne Gruppen, welche ethnologisch näher zusammengehören, aufzustellen sind. Zunächst zerfällt das ganze Gebiet in zwei Hauptstämme, einen westlichen und einen östlichen. Der östliche umfaßt Tahiti, Paumotu, die Markesas, die Austral- und Cooksinseln und Hawaii. Auch Neuseeland gehört sprachlich sowie nach Sitte und Sage hierher, trotz seiner weiten Entfernung (Hale polynes. Lexikon; Marsden misc. works, 53—69, Buschmann aperçue 34, 46 u. s. w.). Den westlichen Stamm bilden die Tongainseln, der Samoaarchipel, die Tokelau- und die Ellicegruppe. Schwieriger aber ist es sich über die kleinen Inseln zu entscheiden, welche vereinzelt liegen. Zunächst wollen wir die zwischen den Archipeln des östlichen und des westlichen Stammes liegenden betrachten. Meinicke (Koner 18, 116) sieht in der Bevölkerung von Tongarewa und der von Malden, Swallow, Howland u. s. w., welche untergegangen scheint, „unverkennbar die Brücke zwischen den Societäts- und Hawaiiinseln". Kotzebue (1, 125) verglich das Aeußere der Tongarewer, deren Zahl

jetzt 2500 beträgt (Meinicke a. a. O. 127) mit dem der Markesaner, nur daß sie häßlicher und dunkler seien; Wilkes ist gegen diese Aehnlichkeit; Chamisso (137) nennt sie stark, wohlgebaut, den Osterinsulanern ähnlich. Sie sind dunkler als Tahitier und Samoaner, welchen letzteren ihre Züge und die Schlankheit ihres Wuchses gleichen (Wilkes 4, 277). Daß sie einige tonganische Worte verstanden (Kotzebue 1, 126), ist bei dem nahen Zusammenhang der polynesischen Sprachen unter einander ohne Bedeutung; wichtiger die Behauptung Meinickes (c. 568; bei Koner 18, 128), daß ihre Mundart die rarotonganische sei, mit welcher Williams 525 nur Manahiki gleich stellt. Die Sprachtafel bei Turner zeigt eine zwar zum östlichen Stamm gehörige aber selbständige Mundart dieser Insel, welche vom Narotonganischen nicht unbedeutend abweicht; auch Tahitiern und Hawaiern war sie unverständlich (Wilkes 4, 279). Ihre Gestikulationen waren im höchsten Grade aufgeregt, ihre Blicke fieberhaft unruhig, wie sie auch die Gesichter fortwährend verzerrten (Wilkes.). Tattuirt waren sie nicht; wohl aber trugen sie an Leib und Gliedern lange Hautschrammen (Kotzebue 1, 115, Wilkes eb.) und vielen waren die Vorderzähne eingeschlagen (Wilkes 4, 278). Die Daumennägel ließen Vornehme sehr lang wachsen (Kotzebue 1, 125, Chamisso 137); Beschneidung fehlte. Ihre Kleidung war roh und ungeschickt; den Papiermaulbeerbaum besaßen sie nicht (Kotzebue 1, 125). Sie sind tapfer, kriegerisch, diebisch, aber im Handel ehrlich; die Weiber waren ebenso häßlich als unkeusch nach Wilkes Bericht, gegen das Alter betrugen sie sich unfreundlich. Jetzt sind sie — seit 1854 — Christen (Meinicke; Koner 18, 136), während sie früher dem Verkehr mit Fremden abgeneigt waren (Wilkes 4, 280). Stehen nun diese Insulaner wirklich mit den Narotonganern in näherer Verwandtschaft? Zunächst wird man zugeben, daß mit dieser Annahme Meinickes (welche Williams keineswegs unterstützt, da er nur Manahiki und Narotonga verwandt nennt, vergl. Will. 470) seine andere Behauptung, die Tongarewer bildeten die Brücke zwischen Tahiti und Hawaii, im Widerspruch steht: nur das eine oder das andere ist möglich. Nun spricht aber gar vieles auch gegen diesen Zusammenhang. Außer der Sprache zunächst der Mangel der Tattuirung, denn die Narotonganer waren auf verschiedene Arten tattuirt (Cook 3. Reise 1, 188; 214 f. Williams 101; wenn Cook 1, 234 die Bewohner der Hervеyinsel nicht tattuirt

nennt, so waren — er betrat die Insel nicht — dies wohl nur Leute von geringerem Stand); ferner die fehlende Beschneidung, die eingeschlagenen Vorderzähne. Auch ihre fieberhafte Wildheit spricht nicht dafür: sie müssen schon lange getrennt und allein gewesen sein. Wir halten daher die Tongarewer für einen Zweig des östlichen Polynesiens, welcher schon lange losgelöst ist von den Stammgenossen: möglicher Weise hat er die Insel zu jener alten Zeit bevölkert, als vom Westen her der östliche Stamm einwanderte, oder aber er ist später eingewandert und hat sich dann entweder von Tahiti oder von Rarotonga losgetrennt. Doch fällt auch diese Trennung in sehr frühe Zeit.

Auf Nive (Savage) fand noch Williams (296) f.) eine durchaus unbildsame Bevölkerung, die er kaum höher stellen mochte, als die Australier. Und doch nennt Turner (468) die Bevölkerung aus tonganischen und samoanischen Elementen gemischt: denn — so lautet eine alte Sage bei ihnen — zwei Tonganer, Huanaki und Fao seien auf das noch ganz flache Nive gekommen, dessen Emporsteigen aus dem Meere sie durch heftiges Aufstampfen auf den Boden veranlaßt hätten, während ein abermaliges Aufstampfen die Pflanzen hervorbrachte. Die Menschen wuchsen auf ihren Befehl am Ti-baum (Dracaena terminalis), welcher im ganzen Polynesien heilig ist. Eine ganz ähnliche Schöpfungssage lebte auf Samoa, nur daß hier jene Tonganer durch eine Tochter Tangaloas vertreten sind; wie auch die Sage über die Entstehung des Feuers auf beiden Inseln gleich ist (Turner 255). Sind nun nach Forster (ges. Werke 2, 199 f.) ihre Waffen und Kähne den tonganischen ähnlich, so ist (Turner 468) ihr Aeußeres wiederum ganz samoanisch. Und doch sind sie selbständig genug: sie waren nicht tattuirt (Erskine 27; Forster ges. W. 2, 128; Virgin 2, 55; gegen d'Urville vergl. Virgin 2, 61), wohl aber mit bunten Tonstreifen bemalt (Erskine 27; Virgin 2, 55) und trugen große Hautnarben im Rücken als Erinnerungszeichen an Kriegserlebnisse (Virgin 2, 57); sie kannten den Kawatrank nicht (Turner 468); sie scheinen weder Hühner noch Schweine gehabt zu haben, nach dem Schweigen Erskines (27) und Turners (469) zu schließen; auch Virgin (2, 58) sah keine, obwohl er in Tonga von ihrem Vorkommen daselbst hörte. Ihre Hautfarbe ist dunkelrothbraun, ihre Beine sind verhältnißmäßig kurz und unentwickelt, oft, wie auch die Arme, sehr behaart; Barthaar

besitzen sie wenig (Virgin 2, 55). Die starken Bärte, welche ihnen Anderson (227), Virgins Reisebegleiter, beilegt, sind wohl nur Erfindung des Berichterstatters. Beschneidung hatten sie nicht (Virgin 2, 58; Erskine 25). Ihre Häuser sind rund (Turner 467 f.); ihre Schiffe mit Ausleger, eigenthümlich aber gut gebaut (Virgin 2, 58; Erskine 25). Eine einfache und eine doppelte Holzflöte besitzen sie, welche man beide durch die Nase bläst (Turner eb.), Waffen, Netze waren gut gemacht, ihr köstlichster Schmuck feine Bastzeuge mit eingewobenen rothen Federn (Virgin 2, 59 f.). Sie waren sehr kriegerisch, wild und scheu, und Selbstmord bei ihnen häufig (Turner eb.), allein Kannibalismus unerhört (Turner 468); das Familienleben dagegen ist ein inniges, nur uneheliche Kinder liebte man nicht, sie galten als Schande, man warf sie ins Meer (Turner 469). Die Ehen sind fruchtbar; früher aber war Kindermord vor der Geburt häufig (Turner 521). Die Insel zerfällt in drei Theile; früher herrschte ein König, der aber bei einer Hungersnoth abgeschafft wurde, worauf die Versammlung der Familienhäupter die politische Macht bekam (Turner 468). Auch das alte Götterbild, welches sie besaßen, ist abgeschafft, da es bei einer Krankheit nichts half (eb.). Mani heißt ihre Unterwelt und Sina ihr Himmel, in welchem ewiger Tag herrscht (eb.). Die Geister der Abgeschiedenen wurden gleichfalls verehrt, die Todten in einem Kahn in die See hinausgestoßen oder auf einem Stein im Walde mit Laub bedeckt niedergelegt, zum Zeichen der Trauer schnitten sich die Weiber beim Tode der Männer das Haar ab (eb.); früher wurden alle Pflanzungen und Besitzthümer eines Sterbenden zerstört, damit sie mit ihm ins Jenseits gingen (eb. 524).

Zeigt sich hierin mancher scheinbar melanesische Anklang, so ist ihr ganzes Wesen dennoch rein polynesisch, wie auch die Raschheit, mit der sie das Christenthum ergriffen haben. 1848 waren sie vielfach noch Scheinchristen (Turner 467) und auch Virgin (1852) fand sie noch sehr wild (2, 54); zehn Jahre später sind sie wirkliche, aufrichtige Christen geworden, die mit großer Liebe an den Missionären hangen, englischen Schutz wünschen und im Ackerbau, im Handel außerordentlich tüchtig sind (Turner 519).

Auch sie halten wir, wie die Tongarewer, für einen schon seit sehr langer Zeit selbständigen vereinzelten Zweig des polynesischen

Stammes, dessen Einwanderung wahrscheinlich von Tonga aus erfolgte; zum tonganischen stellt sich auch (Sprachtafel bei Turner) ihre Sprache in den wichtigsten Partieen. Möglich ist nun, daß Einwirkungen von Samoa aus auf sie erfolgt sind; allein wenn sie in sehr früher Zeit über Tonga einwanderten, so konnten sie von der gemeinsamen polynesischen Heimath, von Samoa, noch gar manche urpolynesische Eigenthümlichkeiten mitbringen, welche sie bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit nicht umbildeten, wodurch sie sich also den Samoanern ähnlich erhielten, ohne spezieller mit diesen verwandt zu sein. Auch das in ihrem Wesen, was an Melanesien erinnert, gehört zu dem ältesten polynesischen Grundeigenthum.

Die Onoinseln, welche nach Virgin (2, 77) von einer sanften, leiblich den Bewohnern von Niue ganz gleichstehenden Bevölkerung bewohnt sind, gehören, wie schon ihre geographische Lage wahrscheinlich macht, ganz zu Tonga.

Die Nivainseln scheinen sich unmittelbarer an Samoa anzuschlieschließen, wenigstens stellen Grey und Bleek 2, 9 die Sprache von Fotuna und Niva in Melanesien der samoanischen gleich und auch v. d. Gabelentz (151) nimmt an, daß beide Inseln von Samoa aus bevölkert seien, wie denn auch Zahlen und Pronomina den samoanischen ganz gleichkommen. So werden auch die Inseln, welchen sie ihre Bewohner verdanken, zu Samoa zu stellen sein. Dafür spricht auch manches von dem was wir sonst von ihnen wissen, während sie in anderem wieder selbständig genug sind. Schouten*) fand 1616 auf allen diesen Inseln Schweine (Diar. 33, 41) sowie den Kawatrank und ganz die polynesische Weise seiner Bereitung durch Kauen der Wurzel (eb. 45). Auch Hühner hatten sie (Wallis 1, 269). Die Eingeborenen schildert er als hellrothbraun, groß, schön, stark, mit krausem, schlichten oder weit abstehenden Haar (Diar. 46.), andere trugen es in langen Zöpfen (46; 33), die Frauen dagegen, welche sich das Gesicht roth malen (42); kurz geschoren (30, 47). Die Häuser waren auf Fotuna rund, etwas spitz zulaufend, 25′ im Umfang, 10—12′ in die Höhe betragend; der Eingang war so niedrig, daß man hineinkriechen

*) Le Maire ist Schoutens Reisegefährte; daher die ephemerides seu descriptio navigationis australis Jacobi le Maire 1615 sowie le Maires Reise allg. hist. d. R. 11, 450 f. ganz denselben Inhalt haben, als Schoutens Diarium. Auszüge aus le Maire stehen im N. Weltbott VII, 60 f.

mußte. Der Boden war mit getrockneten Kräutern bestreut; sonst fand sich so gut wie kein Hausrath vor. Die Gemeindehäuser sind viereckig, nach der gewöhnlichen polynesischen Art gebaut (41). Besonders fielen die Schiffe den Holländern auf: sie bestanden aus zwei Kähnen, welche durch ein Verdeck mit einander verbunden waren. In einem Kahne stand der Mast mit dem dreieckigen Mattensegel, welches in einer Gabel von dünnen Baumstämmen hängend mit der Spitze nach oben gerichtet war. Seltsam ist eine Zeichnung, welche nach den Abbildungen bei Schouten (28; 36) das Segel trug: sie stellt einen roh gezeichneten Hahn dar. Außerdem hatten sie noch kleinere Schiffe, welche vorn spitz, hinten stumpf endeten (Schouten Abbild. S. 36). Die samoanischen Schiffe werden jetzt freilich mehr denen von Niue ähnlich geschildert, vorn und hinten spitz zulaufend (Turner 267); allein früher besaßen sie gleichfalls Doppelkähne (eb. 268) wie die Bewohner von Fotuna, welche letztere außerordentlich rasch und gut zu segeln verstanden. Sie tranken auf ihren Fahrten Seewasser (Schouten Diar. 30; 31 f.).

Sie waren den Fremden gegenüber anfangs scheu, gar bald aber zutraulich und kühn genug; wie sie im hohen Grade diebisch waren (eb. 33. 41), so zeigten sie sich auch sehr verrätherisch (35), wild und kampfliebend. Sie forderten die Holländer mehrfach auf, gegen ihre Feinde mit in den Krieg zu ziehen (43) und wahrhaft grausenhaft ist, was Mariner 1, 320—1 von den Kriegen auf Fotuna erzählt: man durchbohrt den Feind mit dem Speer, hebt ihn dann, wenn man die Kräfte hat allein oder unterstützt von anderen am Speere empor und trägt ihn im Triumph einher; oder man kämpft mit einem Handschuh, der mit spitzigen Zähnen besetzt ist und mit dem man den Gegner den Bauch aufzuschlitzen versucht; der Häuptling der Insel brach schwächeren Männern einfach den Rücken über sein Kniee. Nach Michelis herrschte hier der Kannibalismus in hohem Grade: ein König der Insel soll an tausend Menschen verzehrt und geopfert haben (91; 488); und deshalb habe man diese Sitte später abgeschafft. Unter sich aber waren sie sehr höflich; wenn ein Häuptling den andern besuchte, so geschah dies (ganz samoanisch) mit den weitläufigsten Ceremonien und den reichlichsten Geschenken an Lebensmitteln (Schouten Diar. 42; 45). Geschenke, die sie brachten und empfingen, legten sie sich zuerst auf den f, beim Empfang dreimal (34; 45; 46). Sie hatten trommel-

artige Musikinstrumente (35; 44) und sehr künstliche Tänze (44). Die Weiber, häßlich und unkeusch (47), scheinen doch eine gewisse Stellung gehabt zu haben. Jede Insel hatte ihren eigenen König, der auf Fotuna nach Schouten (41) Heriko, bei Michelis (488) Niueriki (42) heißt; der Name ist wohl nichts anderes als das tongan. ariki samoan. ali'i Häuptling, so daß dann Niueriki bedeutet Herr von Niva. Den zweiten Stand bildet der Adel (45); ihnen gegenüber stand mit geringeren Rechten das Volk. Alle diese Vornehmen trugen einen gezähmten Vogel auf einem Stock bei sich, den Schouten (42) eine Taube nennt; er war oben weiß, am Bauche roth, an den Flügeln schwarz. Seltsam ist es, daß auch hier jener allgemeine ozeanische Glaube ganz stark herrschte, daß nämlich vom Meer her irgend eine große Gefahr durch ein fremdes Volk drohe; daher hielt der König lange Gebete, als er die Fremden zuerst sah; daher freuten sich alle bei der Abfahrt ganz unverhohlen, weil sie nun doch nicht zu Grunde gegangen seien (Schouten 44). Die Gebete aber, welche der König immer aussprach, wenn die Holländer das Land betraten (42), scheinen eine Art von Enttabuirung gewesen zu sein, wie wir sie auch in Mikronesien (z. B. Cap) den Fremden gegenüber, die man für Götter hielt, anwandte. Schouten (47) fand sonst bei ihnen nichts von Religion oder Kultus, allein nach ihm hieß der König der Kokosinsel (Nivatabu) Latu (34), was wohl kaum etwas anders ist als le (Artikel im Samoan.) atua der Gott; und dann hätten wir hier eine Spur des Religionssystems, welches über ganz Polynesien ausgebreitet ist. Cook fand (3. Reise 1, 191) denselben Titel auf Lefuka im Tongaarchipel wieder. Wallis (bei Schiller 1, 269) berichtet von Niva (der Verrätherinsel), daß den Eingeborenen allen ein Glied des kleinen Fingers gefehlt hätte: jedenfalls zur Trauer um Todte.

Nach Michelis (488) hat jetzt Fotuna etwa 1000, Atofi 50 Einwohner; während beide Inseln zusammen früher gegen 4000 gehabt haben sollen, seien sie jetzt durch Krieg und Kannibalismus so herabgekommen; auch Krankheiten fänden sich jetzt zahlreich. Jetzt sind dort — nach Michelis — katholische Missionäre und die Insel hat sich wie auch Uwea unter französischen Schutz begeben (Michelis 13, 503), nach manchen Streitigkeiten im Innern, in Folge derer die besiegte Partei auf den Rath der Missionäre nach dem gleichfalls katholischen Uwea auswanderte; und seitdem seit 1844 alle Insulaner

getauft sind, ist jetzt die Bevölkerung wieder im Steigen (Mich. 501 nach den Annales de la propag. de la foi 1843—1846).

Diese letztere Insel gehört physisch und sprachlich ganz zu Tonga (Pigeard in Nouv. annal. des voyag. 1846, 3, 147) und Michelis (51; 482), dessen Quellen hauptsächlich die Berichte der katholischen Missionäre sind, spricht von dem lebhaften Verkehr, der von jeher zwischen Tonga und Uwea stattgefunden habe. Die Insel hat nach ihm (eb.; Annal. de la propag. de la foi 1846) 2600 Einwohner, welche indeß durch Einwanderung von 500 Bewohnern Fakaafos (auch diese kam durch den Einfluß der katholischen Priester zu Stande) vermehrt sind. Was wir sonst von Uwea wissen, widerspricht diesem Zusammenhang mit Tonga nicht: so was Bataillon in den Annalen des Glaubens 1841, I, 9—11 und nach ihm Michelis 72 f. von der Religion der Insel erzählt: die Götter, rein geistiger Art, wohnen in Porstu (?Bulotu? Bataillon übersetzt Nacht des Gebetes), einem fernen Land oder in den Wolken und dieser Himmel heißt Epouri. Ueber verschiedene Nebengötter, welche über Krieg, Früchte u. s. w. gesetzt sind, steht ein Hauptgott, der zugleich noch einen reichen Hofstaat untergeordneter Geister hat. Diese letzteren können sich alle in Menschen verkörpern — sie sind also wohl selbst nur die Seelen Verstorbener — und solche von ihnen bewohnte Menschen gelten denn als Priester der Götter. Die Seelen der abgeschiedenen Könige haben dieselbe Macht — ein deutlicher Beweis, daß jene Geister ihnen gleich sind — und werden deshalb sehr gefürchtet. Aus den Tönen, welche er von sich gibt, erkennt der begeisterte Priester sofort, welcher Gott ihn beseelt; dann macht er die seltsamsten und anstößigsten Possen, trinkt viel Kawa u. s. w., bis der Gott ihn verläßt, da denn der Besessene so lange ausspeit, bis alles Heilige aus ihm entfernt ist. Die Opfer, die man bringt, bestehen meist in Früchten und Pflanzen und namentlich gern in Kawawurzeln.

Stimmt dies Alles genau zu Tonga, so haben die Nivainseln doch vieles, worin sie sich von Tonga unterscheiden und an Samoa anlehnen; vieles aber auch, worin sie sich selbständig sowohl von Samoa als von Tonga unterscheiden. Auch ihre Sprache scheint neben beiden selbständig zu stehen, wie die wenigen Sprachproben (auch die Worte bei Schouten) beweisen. Und so ist denn auch hier wohl die richtige Annahme die, daß diese Gruppe zur Zeit der

ersten Einwanderung der Polynesier oder nur wenig später ihre Einwohner bekommen hat, die dann ihr Wesen bis auf den heutigen Tag erhielten, nur daß einzelne Modificationen, aber wohl minder stark als in Tonga und Samoa auch hier eintraten. Sie sind also ein Zweig der westlichen Polynesier: aber ein durchaus selbständiger. Und fast dasselbe mag auch von Uwea gelten.

Es sind jetzt noch die Tokelau- und Ellicegruppen, sowie die Inseln westlich von ihnen zu besprechen; allein gerade diese machen besondere Schwierigkeiten. Wir halten sie alle von Tokelau bis zur Lord Howes-Gruppe für das Gebiet *eines* eng zusammengehörigen Stammes, der vielleicht näher mit dem westlichen Zweig Polynesiens verwandt ist, vielleicht aber und wahrscheinlich neben jenen westlichen und östlichen Völkern den dritten selbständigen Haupttheil Polynesiens ausmacht. Diese Behauptung wollen wir nun zu erweisen suchen. Zunächst sind für uns die Nachrichten, welche wir *Quiros* (1606) verdanken, von größter Wichtigkeit. Quiros oder der Admiral Torres, dessen Steuermann Quiros war, schleppte von Taumako vier Eingeborene gewaltsam fort, von denen drei wieder entkamen, einer aber, weil er auf Taumako selbst ein Gefangener war, blieb bei ihm und dieser erzählte ihm, was er über die Inseln um Taumako wußte. Diese Nachrichten (allg. Hist. d. R. 18, 531) sind unschätzbar und lange noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung ausgenutzt. Der auf Taumako Gefangene nun kannte nicht nur Guaytopo, sondern auch eine Inselgruppe, welche mit Guaytopo eine Sprache rede und im Bündniß stehe, Taukalo; und wie man in Guaytopo Vaitupu sehen muß und gesehen hat, so kann Taukalo nichts anderes sein als Tokelau. Auch Tukopia kannte er und behauptete, daß auch diese Insel trotz ihrer schwarzen Eingeborenen (welcher Irrthum nicht gegen uns beweist; er kann von Quiros begangen worden sein) und ihrer verschiedenen Sprache mit dem Lande, woher die Eingeborenen stammten, im Bündniß stände. Mit diesem letzteren Lande kann dem Zusammenhange nach nur wiederum Taukalo oder Guaytopo gemeint sein. Der Gefangene selber stammte, wie Quiros berichtet, von der Insel Chikayna, und wer wollte in dieser Insel unser Sikayana verkennen? Mit letzterem hat nun Lord Howes Gruppe, welches die Sikayaner Leueneuwa nennen (*Cheyne* s. v. 180 f.), ganz dieselbe Sprache (eb. 186), steht also mit ihm in der nächsten Verwandtschaft — und so sehen wir durch jene Nach-

richten des Quiros plötzlich einen Zusammenhang dieser Inseln von Tokelau bis Leueneuwa. Aber auch Rotuma ist zuzuzählen: denn die Rotumaner kannten, als Dillon (2, 103) die Insel besuchte, Vaitupu recht gut und fuhren oft zu dieser Insel hin, um weiße Muscheln dort zu verhandeln, wie Dillon auch Eingeborene von Vaitupu und den Nivainseln auf Rotuma fand. Dazu kommt, daß die Bewohner von Rotuma denen von Tukopia ganz ähnlich beschrieben werden (Dillon 2, 96; 2, 138; d'Urville a V, 112). Da nun die Bewohner von Matema den Rotumanern und Tukopiern äußerlich ganz ähnlich sind (Tromelin bei Berghaus Annalen 3, 284), so müssen wir auch diese, wofür schon ihre geographische Lage aufs stärkste spricht, hierherrechnen. Auch im Namen haben die meisten dieser Inseln etwas Gemeinsames, nämlich die Vorsilbe tu oder tau: Tu-kopia, Tau-mako, Tau-kalo (To-kelau), Vai-tu-pu, Ro-tu-ma; doch mag man auch Tupua (melanesische Insel, südwestlich von Taumako) mit Vai-tupu und Ro-tuma mit Tauma-ko und Ma-tema vergleichen. Wie diese Namen aber zu deuten sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Hale (172) trennt Toke-lau und übersetzt Seekühlte, so daß die Gruppe von dem herrschenden Wind den Namen hätte. Allein gewiß ist dies nicht richtig, so scharfsinnig Hale auch zu Werke geht. Sicher ist tau-kalo zu theilen, wie es auf Fidschilevu einen See Vai-kalo (Peterm. 1869, 2. Heft), d. h. Götterwasser, heiliger See gibt; und dies Wort kalo, kalu, welches im Fidschi Gott heißt, haben wir gewiß auch hier; es zeigt sich dann als uraltes Gemeingut beider Sprachen.

Durch das bisher Auseinandergesetzte wird eine Annahme unmöglich, welcher sowohl Hale als auch in ganz neuer Zeit Meinicke huldigt, daß nämlich die Tokelau- und Ellceinseln erst von Samoa bevölkert seien. Hier ist zunächst wichtig, daß der Ellicearchipel (Vaitupu, Nukufetau, Funafuti, Nukulaelae, Nui, Nuitao, Nanomea — Gräffe Ausland 1867. 186 f. —, Nanomanga u. a. unbewohnte Inseln Meinicke Koner 18, 122) von den Tokelauinseln (Fakaafo, Nukunono, Datafu, Pukapuka oder Gente Hermosa, und Danger; Olosenga gleich Solitaria und Swain, letzteres unbewohnt, Meinicke eb. 118 f.) nach Wilkes 5, 38—43 ihre Bewohner empfangen haben. Aber auch Wilkes (5, 6) stellt beide Gruppen

an Sprache und Lebensweise und Hale (150) auch nach der leiblichen Beschaffenheit ihrer Bewohner am nächsten zu Samoa. Auch Grey und Bleeck (2, 116) folgen derselben Ansicht; und allerdings konnte sich Hale's samoanischer Dollmetscher auf Vaitupu leicht verständlichen. Hale (167) meint deshalb, die Bewohner dieser Gruppen stammten aus Samoa und zwar, weil ihnen die Insel Olosenga in der östlichen (Manua-) Gruppe dieses Archipels bekannt war, von dieser Insel Olosenga. Allein diese letztere Annahme fällt zusammen, wenn wir bedenken, daß von den Eingeborenen auch die Insel Swain Olosenga genannt wird (Grundemann bei Peterm. 1869, 44). Diese, welche ihnen viel näher lag und wohin sie Fahrten unternahmen, kannten und nannten die Eingeborenen, nicht jene samoanische Insel. Wie hätten sie auch letztere kennen können und die übrigen viel größeren Inseln Samoas nicht? Denn auf Fakaafo waren nur die Namen Fidschi, Samoa und Tonga bekannt, nicht die einzelnen Inseln und auf Vaitupu nicht einmal jene Namen (Hale 149 f.); von Verkehr war keine Rede. Meinicke nennt nun gar die Bewohner des Ellicearchipels, welche doch nach Wilkes erst von den Tokelaus kamen, geradezu eine „samoanische Kolonie." Allerdings erfuhren die Missionäre von den Eingeborenen, daß vordem Einwanderer aus Samoa sich in Vaitupu niedergelassen und von da über die andern Inseln sich verbreitet, daß seit der Zeit dieser Einwanderung 17 Könige auf Vaitupu geherrscht hätten. So hat man diese Einwanderung auf die Mitte des 16. Jahrhunderts berechnet und Meinicke (a. a. O.) macht mit vollem Recht auf die dieser Einwanderung ganz gleichzeitige Bevölkerung des Gilbertarchipel aufmerksam, welche von Samoa aus erfolgte und die wir oben (S. 44) besprochen haben. Dazu kommt nun, daß auf Vaitupu von allen diesen Koralleninseln allein der in Polynesien so gewöhnliche Baum Inocarpus edulis wächst (Murray bei Meinicke eb.), daß Vaitupu das Schwein besaß (Hale 166), welches in ganz Polynesien so verbreitet ist, dagegen im Ellice- und Tokelauarchipel ebensowenig vorkommt als die gleichfalls durch den ganzen übrigen Ocean verbreiteten Hühner (Hale 153; Turner 528). Eine Einwanderung von Samoa aus nach Vaitupu ist also sicher anzunehmen, auch die angegebene Zeit vor 17 Königen — also etwa Mitte des 16. Jahrhunderts — nicht zu bezweifeln; allein damals waren die Inseln schon bevölkert und die Samoaner, welche

auf Vaitupu neben den früheren Bewohnern der Inſel zurückgeblieben, trennten ſich nur von jenem großen Strom ab, der zu derſelben Zeit ſich in den Gilbertarchipel ergoß. Denn ganz abgeſehen von jener Behauptung Wilke's, der Ellicearchipel ſei von Tokelau aus bevölkert worden: erhielt durch jene Samoaner das Gebiet ſeine erſten Bewohner, wie kam es denn, daß der ſo nützliche Ifibaum (Inocarpus), an den alle Polyneſier ſo gewöhnt waren, daß ferner das Schwein auf die eine Inſel beſchränkt blieben? Das erklärt ſich aber ſehr wohl, wenn beides der Bevölkerung, welche ſchon lange die Inſel bewohnte, fremd und nur den Einwanderern angehörig war. Ganz unmöglich aber wird jene Annahme Meinicke's und der Miſſionäre durch die Nachrichten des Quiros. Quiros reiſte 1606 und fand alle Inſeln bis Taumako und Sikayana hin zahlreich bewohnt, fand überall Kunde von Vaitupu und Tokelau, ja die beſtimmte Nachricht, daß von Vaitupu die Bevölkerung dieſer Inſeln ſtamme. Und Vaitupu ſoll ſelbſt erſt vor 17 Königen — nicht Generationen, ſondern Königen — ſeine Bewohner von Samoa empfangen haben? Unmöglich. Der Zuſammenhang aller dieſer Inſeln um 1606 weiſt auf eine ſehr viel frühere Zeit ihrer Bevölkerung hin; die wir auch noch nicht erreichten, wenn wir für 17 Könige 17 Generationen, alſo etwa 500 Jahre annehmen wollten.

Und noch andere nicht minder gewichtige Gründe ſprechen gegen dieſe Abſtammung. Zunächſt der Name Tokelau. Allerdings bedeutet er in Tonga und Samoa (und ebenfalls in Fidſchi, wohin das Wort von Tonga oder Samoa kam) Oſtwind, Südoſtpaſſat; auf allen übrigen Gruppen Polyneſiens aber, auf Neuſeeland, Rarotonga, Tahiti, Hawaii und den Markeſas bedeutet es Nordwind (Hale s. v; 172). Letztere Bedeutung iſt, wie ihr Vorkommen in ſo ganz verſchiedenen Punkten des Ozeans beweiſt, die ältere. Nun iſt es in Polyneſien ganz gewöhnlich, daß der Wind nach den Inſeln benannt wird, woher er weht (vergl. Humboldt Kawiſpr. 2, 250, 72); ſo bedeutet auch Tokelau den Wind, der von den Tokelauinſeln weht, wie Tonga faſt überall Südwind, d. h. Wind von Tonga bedeutet. Läßt ſich nun dieſes nur von Samoa aus erklären — wie Hale 171 ganz richtig thut; und Schirren 102 hätte nicht widerſprechen ſollen, wenigſtens beweiſt was er daſelbſt anführt nichts gegen Hale: ſo führt auch jenes Tokelau in der Bedeutung Nordwind auf Samoa zurück, von welcher

Gruppe wie wir sehen werden, die Polynesier ausgingen, denn nur von Samoa aus liegt Tokelau nordwärts. Nur dann aber konnte der Nordwind nach diesem Namen benannt sein, wenn er schon in ältester Zeit der Name jener Gruppe war: sie war also schon benannt und also auch bewohnt in ältester Zeit, denn von den Samoanern ist der Gruppe der Name nicht beigelegt, dazu war sie, wenn unbewohnt, zu entfernt und unbedeutend und jenes Tau- oder Tu- findet sich bei allen den hierhergehörigen Inseln wieder. Zur Zeit ferner, als die Neuseeländer, Rarotonganer, Tahitier u. s. w. sich von den Samoatonganern losstrennten, hieß der Nordwind noch allgemein Tokelau; später aber ging das Wort auf Samoa und Tonga in die Bedeutung Ostwind über, aus Gründen, die wir nicht wissen. Die Tokelaugruppe (um wenigstens eine Erklärung zu versuchen, die nicht ganz unwahrscheinlich ist) war den Samoanern, welche sie wohl in frühester Zeit kannten, später aus dem Gesichtskreis geschwunden; sie hatten wenig Windbenennungen und die sie hatten, ließen wegen des fortwährenden Verkehrs mit den Inseln, deren Namen sie trugen, keine andere Deutung zu; der Ostpassat ist der wichtigste Wind in Samoa; nach Osten lag keine Inselgruppe und so übertrug man auf diesen fast stets wehenden Wind die Benennung, deren Deutung man nicht mehr klar fühlte. Hale's Uebersetzung „Seekühlte" hilft nicht im mindesten über unsere Schwierigkeit hinaus. Warum denn nannte man gerade den Ostwind Seekühlte? kam der Süd- West- und Nordwind nicht ebenso gut von der See her? Wollte man diese Beschränkung beim Passatwinde aber auch begreiflich finden: wie war es dann möglich, auf den übrigen Gruppen, namentlich auf Tahiti, Rarotonga und Nukuhiva, welche doch gleichfalls im Südostpassat liegen, oder auch auf Neuseeland gerade den Nordwind Seewind zu nennen, da doch alle übrigen ebenso sehr und in Neuseeland Ost- und Westwind noch vielmehr Seewinde waren? — Auf Tukopia ferner hieß der Ostwind, nicht wie sonst überall der Südwind, tonga (Gaimard bei d'Urville a V. 311; Vocabul. a Phil. 161 s. o. Hale 187). Doch läßt sich hieraus kein sicherer Schluß ziehen, da die Tonganer (Dillon 2, 112) feindliche Einfälle nach Tukopia machten und man dort also vielleicht erst in Folge solcher Ereignisse unter tonga den Ostwind, der die Tonganer brachte, anstatt wie früher den Südwind verstand.

Aber — und das ist bei weitem wichtiger — auch die Sprache

beweist die Richtigkeit unserer Behauptung, daß die Inseln von Tokelau bis Lord Howe selbständig für sich stehen. Sie hat nämlich in diesem ganzen Gebiet so alterthümliche Formen erhalten, daß Hale auf Tokelau das Polynesische in seiner ältesten Gestalt zu sehen glaubte; und wollte man sagen, dies sei die Folge der gänzlichen Abgeschiedenheit dieser Inseln, so erklärt sich daraus doch keineswegs die bedeutende Selbständigkeit des Wortschatzes und noch weniger gar manche grammatische Abweichung vom Gemeinpolynesischen. Zunächst also finden wir auf allen diesen Inseln einen festern und reicheren Consonantismus als auf den übrigen Gruppen, auf Tokelau und den Ellice-inseln k l m n ng p s t f v h w; auf Tukopia außer diesen noch r und wiewohl selten b; auf Sikayana und Leueneuwa ebenfalls, nur daß hier b häufiger als p ist. Am reichsten ist das Rotumanische, denn es hat s f h k (das zwischen zwei Vokalen schwindet) r l m n ng v w p t d und θ (welcher letztere Buchstabe sich wohl auch im, Sikayana findet und im Mikronesischen häufig ist) im Anlaut, Inlaut und Auslaut, sowie ç (Hale) im Auslaut, das aber mit t verbunden auch im Anlaut und Inlaut vorkommt, während sonst die polynesischen Sprachen alle Silben vokalisch schließen. Auch Consonantenverbindungen, im übrigen Polynesisch streng vermieden, sind gar nicht selten im Rotumanischen (kθ rl st tm ks ml ff nk nd ts ngh nm tp pn ks ngw) im Tukopia und Sikayana, während freilich im Vaitupu und Fakaafo sich nichts der Art findet. Das Rotumanische, die selbständigste dieser Sprachen, hat auch einige Vokale mehr: å neben a und ů neben u. Höchst merkwürdig ist es dann ferner, daß der Artikel (θa ta da) und das Pronomen demonstrativum. ti nicht wie sonst in den mikro-, poly- und melanesischen Sprachen vortreten, sondern suffigiert werden, was in Mikronesien mit einigen Präpositionen gleichfalls geschieht. Näher eingehen können wir hier auf diese sehr interessanten Sprachverhältnisse nicht; doch wird, wenn wir noch hinzufügen, daß auch der Sprachschatz aller dieser Inseln ein ziemlich selbständiger (am wenigsten auf Fakaafo und Vaitupu), freilich auch untereinander sehr abweichender ist, Niemand wird dann noch zweifeln, daß auch sprachlich diese Inseln als selbständiger Zweig des polynesischen Stammes zu betrachten sind. Am nächsten stehen sie sprachlich nicht zu Samoa sondern zu Tonga. Wir stützen unsere Behauptungen auf Hale's Bemerkungen über das Rotumanische (468 f.), über die Mundart von Fakaafo und

Vaitupu (S. 358 f.); auf Turners Sprachtafel; auf Philologie 161 bei d'Urville a; auf Cheyne's Vokabularien (182 f.); wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß wir Cheyne nur mit der nöthigen großen Vorsicht, aber auch Gaimard bei d'Urville nicht blindlings benutzt haben.

Man hat diese Selbständigkeit dieser Inseln auch anders erklären wollen. Da sich allerdings z. B. im Rotumanischen einige mikronesische Züge zu finden scheinen, so hat Michelis 52 an einen direkten Einfluß Mikronesiens, ja in allem Ernste daran gedacht, ob nicht vielleicht ein Theil der flüchtigen Marianer auf Rotuma sich niedergelassen habe, wie er auch von einer alten Verbindung zwischen Rotuma, Wallis und Ponapi zu berichten weiß. Wenn aber wirklich — um nur einen Grund hiergegen anzuführen — Marianer nach Rotuma gelangt wären, so hätte von diesem Ereigniß, welches zu Dillons Zeiten doch vor kaum 130 Jahren geschehen war, ganz gewiß mehr als ein Bericht der Eingeborenen erzählt, welche ja viel kleinere Ereignisse viel länger festhielten.

Auch mit den Fidschiinseln soll Rotuma in näherem Verhältniß gestanden haben, ja Michelewa y Rojas (172) erwähnt eine Sage, der zu Folge Rotuma von Fidschi aus bevölkert worden war. Wirklich standen die Rotumaner mit den Fidschiinseln in Verbindung (Lesson compl. zu Büffon 2, 366); wie sich z. B. eine Schaar Rotumaner auf der kleinen Insel Mutuata nördlich von Fanua levu im Fidschiarchipel niedergelassen und mit den Eingeborenen derselben vermischt hat (Erskine 241). Aehnlich macht Hale (186 f.) darauf aufmerksam, daß eine kleine Insel des Fidschiarchipels Tikombia heiße und will aus dem Gleichklange dieses Namens sowie aus manchem der Fidschisprache angehörigen Worte, welches sich im Tukopischen wieder findet, den Schluß machen, daß Tukopia vom Fidschiarchipel und zwar eben von jener Insel Tikombia aus bevölkert sei. Gewiß nicht mit Recht: denn erstlich finden sich gleiche Eigennamen in Polynesien häufig an ganz verschiedenen Punkten wieder (wobei natürlich nicht an Uebertragungen wie Sawaii Hawaii zu denken ist), zweitens frägt es sich, ob nicht jener Gleichklang ein zufälliger ist, wie denn z. B. der Name des bekannten Häuptlings Takombau auch anklingt; und jene Gemeinsamkeit des Sprachstoffes beweist nichts für eine Einwanderung, da wir uns schon oben gezwungen sahen, eine Urverwandschaft des

Melaneſiſchen und Polyneſiſchen anzunehmen. Gerade aber weil das Tukopia vieles Alterthümliche ſelbſtändig bewahrt hat, zeigt es manche Gleichheit mehr mit dem melaneſiſchen Sprachſchatz, als das übrige Polyneſiſche. Uebrigens wäre es auch gar nicht zu verwundern, wenn die Inſulaner, welche Melaneſien ſo nahe wohnten, ganz direkt von ihren Nachbarn manches annahmen. — Sehr merkwürdig iſt die Angabe d'Urvilles (a V, 113), daß die Tukopier ihre melaneſiſchen Nachbarn im Weſten Fidſchi (d. h. Sonnenaufgang, Oſten) bezeichnen, wie die Tonganer. Wenn dieſe ganz vereinzelt ſtehende Notiz richtig iſt, ſo muß eben jene Bezeichnung, welche keineswegs die einzige für Melaneſien iſt, erſt auf neueren, vielleicht ſogar erſt auf europäiſchen Einflüßen beruhen. Beweiskraft hat ſie daher nicht. Auch der Erzählung jenes Sikayaners bei Quiros, daß die Tukopier ſchwarze kleine Menſchen mit beſonderer Sprache wären, meſſen wir kein Gewicht bei. Der Sikayaner, Quiros konnte ſich geirrt haben und jedenfalls ſind wir durch die Sprache u. ſ. w. genauer und anders unterrichtet.

Auch Samoa und Tonga hat man mit jenen Inſeln in näherer Verbindung geglaubt. Turner (360) erwähnt eine rotumaniſche Sage, welche im Gegenſatz zu jener Bevölkerung von Fidſchi aus die Inſel von Samoa bevölkert werden läßt: der Gott Raho und ſein Weib Iva wanderten von Samoa nach Rotuma, wohin Raho Erde aus Samoa mitbrachte. Aehnlich erzählt Virgin (2, 94), daß die Sikayaner nach einer Angabe des bekannten Miſſionärs Threlkeld von einem engliſchen Matroſen und einer Samoanerin abſtammten, welche gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich dort niedergelaſſen hätten Dem aber widerſprechen andere Nachrichten: denn die Eingeborenen ſelbſt erzählten den Novarareiſenden, daß ſie erſt ſeit kürzerer Zeit und zwar von South-island, 130 Meilen von Weſten her auf Sikayana ausgeſetzt ſeien; durch Waler vielleicht, denen ſie dienten, vermuthet der Reiſebericht (Nov. 2, 438). Oder Cook (eb.) ſoll ſie eingeführt haben — lauter Sagen, denen das Beſtreben zu Grunde liegt, mit den Europäern (deren berühmteſter in der Südſee Cook iſt) in irgend welcher Beziehung, womöglich Verwandtſchaft zu ſtehen und welche durch den von Quiros gefangenen Sikayaner alle widerlegt werden. Ein Punkt nur verdient noch eine kurze Erwägung. Iſt vielleicht jenes South-island nur eine Ueberſetzung von Tonga, das ja Süden oder Südweſten bezeichnet? iſt durch letztere Bedeutung viel-

leicht der seltsame Zusatz veranlaßt, daß es westlich von Sikayana liege? Wir hätten dann eine Ueberlieferung, welche auch auf Tonga hinwiese, während sonst nur europäische Reisende diese Inseln wegen Aehnlichkeit der Bewohner, Sitte, Sprache zu Tonga zu stellen pflegen. Allerdings erzählten Dillon die Tukopier, daß vor langer Zeit Tonganer in 5 großen Doppelkähnen landend die Insel furchtbar verwüsteten (Dillon 2, 112) und Gaimard (d'Urville a V, 309) will Reste tonganischer Schiffe bei ihnen gesehen haben, wie sie ja auch den Osten Tonga nannten. Allein diese letzteren Beziehungen sind von wesentlich anderer Art als jene, auf welche uns das South-island der Novarareisenden führt.

Wie wollen wir nun aus diesem Labyrinth von Beziehungen Bahn finden? Wie die Rotumaner nach Fidschi und Baitupu segelten, wie Tokelau auf Sikayana, dessen Entfernung etwa 26 Grad beträgt, bekannt war, so haben gewiß diese Inseln auch Beziehungen zu Samoa und Tonga gehabt und gewiß auch außer jenen feindlichen auch manche freundlichen Einflüsse von dort empfangen. Einen unmittelbaren Zusammenhang dürfen wir nicht annehmen, das verbietet Sprache und wie wir gleich sehen werden, Sitte; die vielfachen Aehnlichkeiten aber, welche nicht alle auf directer Einwirkung dieser Insel beruhen können, erklären sich leicht, da ja die Bewohner auch dieses Gebietes unter allen Polynesiern am nächsten mit Tonga und Samoa verwandt sind.

Fragen wir nun, wann und woher hat dieser Zweig der Polynesier sein jetziges Gebiet bevölkert, so ist es zwar unmöglich, hierauf eine ganz sichere Antwort zu geben, allein Vermuthungen können wir wagen, die wohl nicht allzuweit vom Ziel abirren. Die Bevölkerung dieses Gebietes ist entweder der älteste Theil der Polynesier, der gleich bei der Einwanderung den Tokelauarchipel besetzte und von da nach und nach zu den übrigen Inseln seines Gebietes gelangte. Hierfür spricht das, was der Sikayaner bei Quiros erzählt, wie auch der oder jener sagenhafte Zug. Die Verschiedenheit der Sprachen erklärt sich dann durch allmähliche Umbildung nach erfolgter Abtrennung. Die wunderbare Erscheinung, daß wir an dem ganzen Nordrand Melanesiens Inseln mit polynesischer Bevölkerung finden, könnte uns aber noch auf andere Gedanken bringen. Wie wenn wir hier den alten Weg bezeichnet sähen, auf welchem dereinst die Einwanderung der

Polynesier erfolgte? Hale nimmt ganz richtig an, daß die Gegend von Dschilolo das Thor gewesen sei, von welchem aus die Bevölkerung des Ozeans einströmte. Der nächst liegende Weg war dann sicher der Nordrand Melanesiens; und daß die Polynesier sich hier nicht festsetzten, hatte seinen Grund in der schwarzen Bevölkerung dieser Gegenden, welche schon bestand und gewiß feindselig gegen die neuen Ankömmlinge auftrat. Dadurch wurden diese immer weiter gedrängt; allein auf wenigen kleinen Inseln, welche sie wahrscheinlich unbewohnt vorfanden, erhielten sich kleinere Theile der Einwanderer und geben uns so noch heute den Weg an, auf welchem die Polynesier ihre neue Heimat erreichten und zunächst nach Tonga und Samoa gelangten.

Möglich (und vielleicht sogar wahrscheinlich) ist es auch, daß die Bevölkerung einzelner Inseln (Rotuma, Tukopia, vielleicht Sikayana, Leueneuwa u. w.) erst später, als der Osten schon längst bewohnt war, vielleicht zu gleicher Zeit als die Mikronesier in ihr Gebiet ein wanderten, von der Urheimat auszog und ihre neue Heimat besetzte. Dafür spricht vornehmlich die Sprache, welche in Tokelau und Vaitupu einfacher und wenn man so sagen darf, polynesischer ist, als die von Rotuma. Doch bleibt die Verwandtschaft dieser Völker, die man, wie eben wieder die Sprache beweist, nicht für einen versprengten und im Laufe der Zeit umgewandelten Zweig Mikronesiens ansehen kann. Sie ist zunächst den polynesischen Sprachen des westlichen Stammes verwandt, aber vielleicht in der Urheimat noch etwas weiter entwickelt und später eingewandert als sie. Man bedenke hierbei, wie die malaiischen Sprachen im engeren Sinne, wie auch schon das Mikronesische weitere Entwickelung zeigten, als das Polynesische.

Wir wollen nun, um das Vorstehende im Einzelnen zu beweisen, einen möglichst kurzen Ueberblick über das Leben und Sein der Bewohner dieses Gebietes geben: wir führen nur das nöthige an, ohne bei Dingen, wo sie mit den übrigen Polynesiern übereinstimmen, uns in Einzelheiten einzulassen. — Die Rotumaner haben (Dillon 2, 96, Wilson 403, Erskine 241) die größte Aehnlichkeit mit den Tonganern, nur daß ihre Weiber minder schön und reinlich (Dillon eb.) und sie alle von hellerer Farbe sind (Wilson eb.), kupferroth, mit langen schwarzen, lockig bis auf den Rücken hängenden Haaren (Tromelin bei Bergh. Annalen 3, 280). Ganz ebenso, von heller Kupferfarbe, den Tonganern ähnlich, die Männer groß und schön

gewachsen, mit langem schlichtem Haar, starkem aber geschicktem Körper, die Weiber heller und kleiner als die Männer, aber immer noch außergewöhnlich groß und sehr schön, mit kurzgeschorenen Haaren, werden uns die Bewohner von Tukopia geschildert (Dillon 2, 138 d'Urville a Zoologie 24; a V 112; 306 f. 314). Von Tukopia stammen nach ihren eigenen Aussagen die Bewohner von Anuta, das Edwards (Reise d. Pandora 68) gut bebaut und bevölkert fand; sie sind den Tukopiern äußerlich ganz gleich (Dillon 2, 138). Auf Taumako fanden Quiros und Wilson große wohlgebaute Menschen mit krausem Bart und Haar und lebhaftem Ausdruck (Allg. Hist. d. R. 18, 530; Wilson 407). Beide nennen ihre Farbe kupfer- oder olivenbraun; sie war also wohl dunkler als die der Tukopier und Rotumaner. Wenn dagegen Hale (195) sagt, Quiros habe auf Taumako gelbe, schwarze und mulattische Bewohner gesehen, so irrt er, denn Quiros sagt dies von seinem Südland des heiligen Geistes (a. a. O. 522). Dagegen erzählte ihm der Sikayaner, daß es in seiner Heimat einige Eingeborene gäbe, welche schwarz seien, aber rothe (d. h. gebeizte) und krause Haare hätten; andere von Riesengröße. Er selbst war, wie man nach Allem schließen muß, braun (eb. 531). Wirkliche Mischung mit Melanesiern haben die Sikayaner, wie schon aus ihrer Sprache und Leibesbeschaffenheit hervorgeht, nicht erfahren. Jene Schwarzen waren also, wenn die Nachricht auf keinem Mißverständniß beruht, entweder solche einzelne dunkele Individuen, wie sie allerwärts in Polynesien vorkommen, oder zufällig auf der Insel verweilende Melanesier. Die Sikayaner heutzutage, welche nach Cheyne 63 hellkupferfarbig sind, nennen die Novarareisenden die schönsten Wilden, die sie gesehen, stark, groß, lichtbraun, mit vorspringenden Nasen, meist schlichtem, doch auch krausem Haar, geringem Bart und ganz europäischen Gesichtern. Die Weiber waren zwar groß und kräftig, aber unschön (Novara 433. 441, 443). Die Bewohner von Leueneuwa, welche auch Polack 2, 303 für Polynesier hält, sind nach Hunter (Mag. d. Reisen 11, 128) stark, gut gebaut, von dunkler Kupferfarbe und fast bartlos. Ihr schlichtes Haar trugen sie, wie fast alle die genannten Insulaner, in einen Knoten am Hinterkopf aufgebunden, ihre leibliche Reinlichkeit war groß. Seltsam war ein künstlicher Bart, den sie zwischen Nase und Mund befestigt hatten und der an den Enden der Fasern, aus

welchen er bestand, eine Reihe Zähne trug. Sie hatten die Nasenflügel und den Nasenknorpel durchbohrt und trugen in der Oeffnung ein Blatt oder einen Knochen. Aber trotz dieser melanesischen Sitte sind sie nach allem anderen (sie hatten z. B. 40' lange Kähne mit Ausleger und dreieckigem Segel) reine Polynesier. Nicht anders die Matemaner, welche (Tromelin bei Berghaus 3, 284) den Tukopiern und Rotumanern ähnlich von röthlicher Farbe und schlichtem Haar sind. Die Eingeborenen der Tokelauinseln waren zwar den Samoanern ähnlich aber heller, gelbkupferfarbig (Hale 153), trotzdem sie auf niederen Inseln und dem Aequator so nahe wohnen, während sonst die Bewohner niederer Inseln z. B. in Paumotu dunkeler sind. Meinicke zwar (bei Koner 18, 128) behauptet, sie seien dunkeler; allein Hale ist selbst Augenzeuge und Meinicke's Behauptung auf den Ellicearchipel einzuschränken. Sie sind groß und wohlgebaut, allein ihr Bart und Haar ist dünn, daher sie häufig falsche Haare tragen (Hale 13). Dagegen sind die Bewohner von Vaitupu dunkler, tiefbraun, den Neuseeländern oder Hawaiern (eb. 162) an Farbe gleich; ihr Haar ist dickbuschig, lang und leicht gekräuselt, wodurch sie sich also von den Bewohnern der Tokelauinseln auffallend unterscheiden. Noch auffallender sind ihre Bärte, die bei ihnen voller sind als irgendwo sonst in Polynesien (Hale 13). Dagegen waren ihre Züge nie polynesisch, aber vom verschiedenartigsten Ausdruck (Hale 153), so daß man schon deshalb, wie Hale selber thut, jeden Gedanken an melanesischen Einfluß abweisen muß, der durch die Sprache vollkommen widerlegt wird.

Die Angaben über die Bewohnerzahl der Tokelaugruppe schwanken: nach dem Nant. Magaz. (Peterm. 1861, 478 betrug sie 560 Seelen, nach Turner (525) 600, nach Meinicke (a. a. 127) 800 und diese letzte Angabe, gestützt auf die Berichte der dort thätigen Missionäre ist wohl die zuverlässigste. Jene Auswanderung von 500 Fakaafern nach Uwea (1861) ist dabei berücksichtigt. Reichlicher ist trotz manchem Schweren, was sie erlitten, die Ellicegruppe bevölkert, die Missionäre schätzen sie auf 3500 Seelen (Einzelnheiten bei Meinicke a. a. O. 127; Gräffe im Ausland 1867, 1184). Von Vaitupu soll früher ein Theil der Jünglinge zur Auswanderung verpflichtet gewesen sein (Gräffe eb. 1185), um Uebervölkerung zu verhüten. So hat Vaitupu viele Inseln bevölkert, woraus sich seine

übergeordnete Stellung und sein großer Ruf leicht erklärt, so wie vielleicht auch der Zusammenhang, in dem wir diese Inseln fanden. Tukopia hat 4—500 (d'Urville a V 119; Gaimard eb. Zool. 23; a V 306), Rotuma 5000 Seelen (Turner 360); auch Matema war gut bevölkert (Tromelin bei Berghaus 3, 280); Sikayana, welches Cheyne (63) noch von 171 Menschen bewohnt fand, ist jetzt namentlich durch eine Blatternepidemie sehr verödet (Novara 2, 241). Sonst ist von einem Schwinden der Bevölkerung dieses Gebietes nicht die Rede; die Kinder sind zahlreich (Gaimard a. a. O.) und die Kopfzahl nimmt verhältnißmäßig zu. Auf Tukopia wurden alle männlichen Kinder außer den beiden ältesten bei der Geburt getödtet, um Uebervölkerung zu vermeiden (Dillon 2, 134; 136). Die Krankheiten des Gebietes sind die gewöhnlichen polynesischen. Beschneidung herrscht auf Rotuma; sie wird im fünften Jahr vollzogen (Turner 360). Auch über die Kleidung ist nicht viel zu berichten; sie ist im wesentlichen und war es schon zu Zeiten des Quiros der polynesischen gleich. Merkwürdiger Weise durchbohren die Nanomeaner (Gräffe im Ausland 1867, 189) die Nase; die Haare wurden roth oder weiß gebeizt auf Rotuma (Wilson 409; Dillon 2, 96), Tukopia (d'Urville a V 304) und zu Quiros Zeiten auch auf Vaitupu (allg. Hist. d. Reisen 18, 531), vielleicht auch auf Sikayana. Aber ganz und gar von der polynesischen Art abweichend ist ihre Tattuirung. Auf den Tokelauinseln sind die Frauen ebenso tattuirt wie die Männer und zwar meist mit Dreiecken, deren Spitze nach unten stand: auf der Brust aber mit rohen Abbildungen von Schildkröten. Diese letzteren waren auf dem Ellicearchipel, wo sonst die Zeichnung aus verschiedenen Linienornamenten bestand, durch Tauben vertreten. Diese Muster bedeckten die Arme, die Seiten, den Körper vom Bauch bis zum Knie und den Rücken (Hale 161—65). Nach Gräffe (a. a. O. 1187) waren indeß die Männer auf Vaitupu, Nanomea und Nintao gar nicht, die Weiber nur an Achseln und Schamgegend tattuirt. Auf Rotuma trugen die Eingeborenen Bilder von Fischen und Vögeln oder kreisrunde Figuren eingeritzt, in welchen letzteren Wilson gewiß mit Unrecht Abbildungen der Himmelskörper sah (403; R. d. Pandora 68); dagegen trug man auf Tukopia nur Parallelstreifen über die Brust und Längsstreifen über den Rücken, in sehr eleganten Mustern

und nur einige wenige Bilder von Fischen im Gesicht (Gaimard bei d'Urville a Zool. 24; Quoy eb. V, 304; Sainson eb. 314). Man unterschied beide Arten der Tattuirung, die von Tukopia und von Rotuma ähnlich wie bei uns die Moden (Gaimard eb. V, 312).

Die Bauten sind hier meist schlechter als in Polynesien; einzelnes (Hale 157; Gräffe a. a. O. 1186—90) erinnert an Mikronesien. Jedes Dorf hat sein Geisterhaus auf einem freien Platz, dem Malae. Buhnenartige in die Lagune vorlaufende Wasserbauten, an deren Ende ein kleines Haus stand, fand Hale zu Datafu (153) und Quiros auf einer Insel, die zu Taumako gehörte, einen künstlichen Berg, der mit Wällen befestigt, oben Häuser trug, eine Festung (allg. Hist. d. R. 18, 520).

Die Nahrung, nirgends reichlich, ist der Hauptsache nach wie in Polynesien. Doch scheint das ganze Gebiet ursprünglich keine Hühner und Schweine gehabt zu haben, wie diese Thiere ja auch in Mikronesien selten waren. Von den Tokelau- und Elliceinseln haben wir dies schon oben gezeigt; auf Rotuma sollten nach dem Gerede der Eingebornen Schweine sein, doch sah Wilson (404) kein einziges und Dillon (2, 94) fand nur ganz frisch von einem Waler eingeführte, da alle Schweine welche die Insel besessen hätte, durch einen furchtbaren Sturm getödtet sein sollten: Hühner dagegen sah er. Auf Tukopia aber fehlten beide Thiere; und (eb.) zwar wollten die Eingeborenen selbst sie getödtet haben, weil sie den Pflanzungen sehr geschadet hätten (Dillon 2, 134; Quoy bei d'Urville a V 305). Auf Sikayana gab es zwar Hühner und Schweine, doch scheinen sie auch hier nicht altes Besitzthum gewesen zu sein, denn die Eingeborenen essen sie nie, sondern halten sie für Fremde (Nov. 2, 443). Der Sikayaner, so ruhmredig er dem Quiros die Lebensmittel seines Landes aufzählte, erwähnt der Schweine mit keinem Wort. Jetzt sind natürlich diese Thiere überall eingeführt. Den Kawatrank kannte man auf Tukopia, doch ward er nur vom Priester gekostet und dann als Opfer weggegossen (Gaimard bei d' Urville 369). Dort kaut man auch Betel, was sonst im Gebiet nirgends vorkommt (Dillon 2, 138); auf Sikayana ist jetzt der Tabak sehr beliebt. Spirituosa finden keinen Eingang (Cheyne 52).

Kähne (welche am besten auf den Tokelau- und Elliceinseln waren, meist gedoppelt, den samoanischen ähnlich; Hale 150), Seetüchtigkeit

(welche früher nach den größeren Fahrten früherer Zeit zu schließen viel bedeutender war) und technische Leistungen sind im wesentlichen den polynesischen gleich. Auf Tokelau hatte man einen sehr ingeniösen Bohrer (Hale 159); auf Tukopia (Dillon) Messer und Waffen aus Holz mit Haifischzähnen besetzt und dadurch so scharf, daß man sich mit ihnen rasierte; auf Taumako machte man aus der Schale der vielgesuchten Perlenmuschel „Löffel und Teller" (Quiros allg. Hist. d. R. 18, 531). Im Handel sind sie eifrig und haben sich trotz ihres nicht allzu häufigen Verkehrs mit Europäern stets als regsame und geschickte Geschäftsleute gezeigt, was man namentlich von den Sikayanern rühmt (Cheyne 53). Sie hatten schon zu Quiros Zeiten genaue Kunde des Ozeans und seiner Inseln auf ziemlich weite Entfernung hin, dessen Bild sie aufzeichnen konnten. Das Jahr kannten sie und theilten es in zwei Hälften zu je sechs Monaten (Hale 169), den Horizont theilten sie in vier verschieden benannte Himmelsgegenden (Gaimard a. a. O. 311).

Wenn nun auch diese Insulaner dem Charakter nach reine Polynesier sind, so ist doch ihr Leben sittenrein und einfach. Als ein Tukopier gefragt wurde, wie den Schlechten im Jenseits vergolten würde: es gibt unter uns keine Schlechten, antwortete er (Gaimard bei d'Urville a V I, 310) und allerdings herrscht auf der Insel eine anständige kindliche Reinheit und Heiterkeit (Dillon 2, 132. Sainson bei d'Urville a V I, 314). Doch scheinen die Baituper den scharfen Verstand der Tonganer bei all ihrer Heiterkeit zu besitzen (Wilson 404). Auch in neuerer Zeit ist man von diesem Lobe nichtzurück gekommen (Gräffe im Ausl. 1867, 1185 f., Meinicke Koner 18, 130 f.).

Krieg wurde wohl nur auf Rotuma, doch auch hier weder häufig noch blutig (Dillon 2, 95) und auf Taumako geführt (Quiros a. a. O. 522), die übrigen Inseln waren so friedlich, daß man in Tokelau nur angespülte Waffen kannte, welche man unter dem Namen Kriegsholz im Tempel aufbewahrte (Hale 158; vergl. 152; Dillon 2, 135 über Tukopia, Tromelin bei Bergh. 3, 284 von Matema). Bogen und Pfeile waren auf Taumako (Quiros 521) und Matema im Gebrauch, vielleicht in Folge melanesischen Einflußes.

Polygamie herrschte überall, auf Tukopia (Dillon 2, 135), auf Tokelau (Turner 527) wie im Ellicearchipel, welchem letzteren die Missionäre, indem sie dieselbe zu rasch verboten, mehr schadeten wie nützten. Die verheiratheten Weiber mußten durchaus streng leben, denn

Ehebruch wurde sofort mit dem Tode bestraft (Rotuma Dillon 2, 96; Tukop. 136); auch Wittwen durften auf Rotuma nicht wieder heirathen, vielmehr scheeren sie, zum Zeichen beständiger Trauer, den Kopf kahl und färben die Haut schwarz (Michel. y Rojas 170). Während nun das weibliche Geschlecht auf Tokelau und Sikayana sehr streng sich zurückzog (Hale 152, 158; Novara 2, 442), so waren auf Rotuma und Tukopia die Mädchen ganz frei mit ihren Gunstbezeugungen (Dillon 2, 95; 136), welche sie auch, auf Rotuma wenigstens, den Europäern reichlich zu Theil werden ließen. Allein ob früher nicht auch hier strengere Sitten geherrscht haben? Die Pandora (67) wurde bei ihrem Verweilen bei der Insel von keiner einzigen Rotumanerin besucht und wenn wir solche Schamlosigkeiten lesen, wie sie Tromelin (Berghaus 1, 100) von seinen jungen Leuten als erheiternde Anekdote erzählt, so liegt der Gedanke nahe, daß die Prostitution, welche freilich Dillon 2, 96 auf Rotuma vorfand, in diese Gegenden erst durch die Europäer eingeführt ist. Die Sittlichkeit wenigstens ist durch sie nicht gefördert. Auf Rotuma wurde die Ehe entweder ohne weitere Berücksichtigung der Eltern nur nach der Neigung eines Paares geschlossen; oder der Vater verheirathet, selbst wider ihren Willen, die Tochter; oder der Häuptling bestimmt die Ehe, dessen Willen durchaus entscheidend ist. Auch kennt man daselbst zeitweilige Ehen, welche man hauptsächlich mit Fremden schließt, doch nur gegen Erlegung von bestimmten Geschenken (Michel y Rojas 166). Sonderbar sind die Eheceremonien auf Tukopia. Der Mann fragt zunächst bei dem Mädchen, das er heirathen möchte, an: erhält er von der Geliebten und ihren Eltern bejahende Antwort, so läßt er seine zukünftige Frau Nachts von mehreren seiner Freunde wie mit Gewalt entführen. Dann sendet er der Familie der Frau Geschenke von Matten und Lebensmitteln und lädt sie zu einem zweitägigen Fest in sein Haus ein. Bei der Geburt eines Kindes bringen alle Weiber aus der Verwandtschaft des Mannes und der Frau Geschenke für die Wöchnerin (Dillon 2, 136); nach Gaimard (bei d'Urville a V 306 f.), jedoch nur bei der Geburt eines Knaben, obwohl von diesen nur die beiden ältesten leben bleiben durften. Daher gibt es denn eine viel größere Menge von Weibern als von Männern im Lande und dies mag wohl der Grund sein, weshalb die Weiber außerordentlich eifersüchtig auf einander sind. Glaubt sich eine zurückgesetzt,

so springt sie von einem hohen Baum herab oder hängt sich auf; und derartiger Selbstmord kommt nach Dillon 2, 135 gar häufig vor. — Wer eine Ehe schließen will, theilt dies dem Häuptling mit, der seine Zustimmung gibt, dafür aber einen Korb Früchte erhält (Gaim. bei d'Urv. a V, 309). Die Frauen werden nicht schlecht gehalten; doch hatten sie auf Tukopia mehr Arbeit als die Männer, deren Hauptbeschäftigung hier der Kahnbau war (Gaim. eb. 310). Ihr Zeitvertreib besteht in Tänzen und Gesängen; auf Fakaafo ist die Rattenjagd, die wir auf Tonga genauer kennen lernen werden, ein Spiel der Knaben (Turner 517). Auch gewisse Formen des Lebens haben sie: wenigstens war die Audienz, welche d'Urville bei den Fürsten von Tukopia hatte, nicht ohne Würde und Feierlichkeit (Sainson bei d'Urville a V 313). Auch die in Polynesien so verbreitete Sitte, den Fremden ein Freundschaftsbündniß anzubieten, fand Gräffe im Ellicearchipel (Ausl. 1867, 1189).

Von den Tokelauinseln hat jede einzelne ihren Häuptling, der aber wieder einem andern größeren Häuptling unterworfen ist. Dieser, der Tuitokelau, hat seinen Sitz auf Fakaafo (Hale 152 f.; 167) und ist zugleich hoher Priester. Nur drei Familien haben das Recht, ihn zu wählen (Turner 526), eine durchaus diesen Inseln angehörige merkwürdige Einrichtung, welche im übrigen Polynesien nicht ihres Gleichen hat, worauf auch Meinicke (Koner 18, 129) mit Recht hinweist. Ganz ebenso ist die Verfassung auf der Ellicegruppe. Denn auch auf Vaitupu lebte ein alter Häuptling, der sich zugleich als Gott der Insel vorstellte (Hale 167) und sowohl auf Nukufetau wie auf Nuitao heißt der erste Häuptling, dessen Einfluß freilich nicht groß ist, da er nur bei Schwankungen der Majorität die Entscheidung gibt, Tui (Gräffe Ausl. 1867, 1187). — Aehnlich ist die Verfassung von Rotuma. Dort sind 6 (nach Michel y Rojas 173 sogar 12) Bezirke, deren jeder einen Häuptling hat. Alle 6 Monate kommen diese zusammen, um die Staatsangelegenheiten zu besprechen und einen Oberhäuptling auf die folgenden 6 Monate zu wählen, die in ihren Versammlungen das Präsidium hat. Bisweilen behält dieser sein Amt auch noch die nächsten 6 Monate; will er es aber noch länger behalten, so setzen ihn die anderen Häuptlinge gewaltsam ab (Dillon 2, 95). Diese Versammlungen richten und schlichten auch die Streitigkeiten der Insel, welche man vor sie bringt (eb.).

Häuptlinge gab es auch auf der Matemagruppe für jede einzelne Insel (Tromelin a. a. O. 2, 285; 1, 105) und hier wie überall zeichneten sie sich durch den Besitz größerer Bildung, namentlich größerer geographischer Kenntnisse aus. Gleichfalls eine hervorragende Persönlichkeit war der Häuptling von Taumako, den Quiros schildert. Er hatte den Titel tamay (530), wobei man an das mikronesische tamol denkt und es scheint, als ob auch hier noch ein ganz besonders angesehener Oberhäuptling gewesen sei, der den Titel Taliquen (?) führte (Quiros 521). Sikayana ist wie der Tokelauarchipel ein Wahlreich: stirbt der Häuptling, so wählt man den ältesten Mann der Insel in seine Stellung (Novara 2, 444).

Auf Tukopia hat ein oberster Häuptling die höchste Gewalt, der von anderen untergeordneten, welche ihm als Magistrate dienen, unterstützt wird (Dillon 2, 135). Es sind im ganzen 4 solcher Fürsten, deren erster Ariki Tabu, d. h. heiliger Häuptling genannt wird. Ihm ist der erste der vier Districte, in welche die Insel zerfällt, untergeben und sein Titel ist Kafeka, sein District heißt Lavenha. Der zweite an Macht ist der Tafua, Beherrscher des Bezirkes Namo; der dritte Fan-harere, im Bezirk Uto, der vierte, Oberherr von Fäa, heißt, mit seltsamen Anklang an jene Inseln, Taumako. Ihre Macht ist ziemlich gleich: doch haben sie diese Reihenfolge des Ranges. Auch mit der Religion stehen sie im nahen Zusammenhang: der Hohepriester, der Taura-dua ist dem ersten Chef beigeordnet, gleichsam als erster Minister; er allein hat religiöse Bedeutung: denn die drei anderen Priester der Insel sind dem Taura-dua untergeordnet und dürfen bei den heiligen Handlungen, wobei sie nur die Ceremonien ausführen, nie reden. Auch bestimmte Götter sind mit diesen Häuptlingen in engster Verbindung: so mit dem Lafeka, der von jedem Fischfang Abgaben bekommt (d'Urville a V 119), ein Gott in Fischgestalt; Taumakos Gott ist die Muräne, die zugleich als Gott des Meeres gilt; der Gott des Himmels ist zugleich der Gott des Fanharere und die Fledermaus der des Tafua (Gaimard bei d'Urville a V 306 f.). Auch diese eigenthümliche Verfassung ist ganz und gar nicht polynesisch: wohl aber erinnert sie an Mikronesien und zwar an die Verfassung der Insel Ponapi, welche wir S. 118 geschildert haben. Merkwürdig ist es, daß die Fürsten hier wie die Männer aus dem Volke tattuirt waren (Gaim. a V 310).

Stirbt einer jener vier Würdenträger, so folgt ihnen sein Sohn in der Würde nach, hat er aber keinen oder ist derselbe zu jung, sein Bruder (eb. 311). Wie das Verhältniß des Volkes zu diesen Fürsten ist, wird uns nicht direct gesagt, doch läßt es sich erschließen. Gaimard berichtet (311), daß auf Tukopia Niemand einen der Fürsten mit einer Bitte anginge, ohne die Erde zu küssen. Ueberall sind die Fürsten zugleich im engsten Verkehr mit den Göttern und der oberste Häuptling Tukopias heißt geradezu Ariki tabu. Es scheinen also hier dieselben Verhältnisse zu herrschen, wie im übrigen Ocean, nur minder schroff wie im eigentlichen Polynesien, wofür auch die gleiche Tattuirung der Häuptlinge und des Volkes spricht; der mittlere Stand aber zwischen Adel und Volk scheint zu fehlen, was begreiflich ist, da das Volk selbst eine nicht sklavische Stellung hatte. Doch gab es wenigstens in früheren Zeiten auch noch Sklaven, Kriegsgefangene (Quiros 522).

Ueber die Rechtsverhältnisse ist wenig zu sagen. Auf Tukopia wird der Diebstahl dadurch bestraft, daß, wenn der Dieb gefangen wird, sein ganzes Vermögen dem Bestohlenen zufällt. Diese bestimmte Nachricht Dillons (2, 135) ist wohl genauer als der Bericht Gaimards (bei d'Urville a V 308), daß dies Verbrechen nur durch mündlichen Tadel gestraft werde, der aber oft so stark wirke, daß der Verbrecher wegziehe. Nach demselben Berichterstatter sollen auch die Streitigkeiten, die etwa vorfallen, durch den Hinweis auf die Strafe der Götter geschlichtet werden (eb. 309). Richter sind überall die Häuptlinge (Dillon 2, 135).

Auch in der Religion sind diese Inseln selbständig genug. Freilich erscheint das nach Meinicke, welcher nur rein polynesische Verhältnisse auch auf diesen Inseln schildert (Koner 18, 129 f.) nicht so, allein eine genauere Betrachtung des Einzelnen wird unsere nächste Behauptung erweisen. Allerdings ist es richtig, daß der Hauptgott Polynesiens Tangaloa auch auf den Tokelau- und Ellieinseln die Hauptgottheit ist (Gräffe a. a. O. 1188, Hale 156). Auf Nukunono nannte man ihn i lunga i te langi (Hale 156) d. h. den oben im Himmel; auf Vaitupu durfte man seinen Namen nicht aussprechen, weil er zu heilig sei (eb.). Neben diesem Hauptgott gab es verschiedene Nebengötter: zunächst auf Nukunono Fakaafo und wohl auch Oatafu den Tui Tokelau d. h. Herr von Tokelau, auf Nukunono dann ferner den Gott Debolo, dessen Name, sicher erst

durch christlichen Einfluß, aus διάβολος entstanden (Hale eb.), wahrscheinlich eine dritte einheimische Gottheit bezeichnete. Der Gott von Vaitupu hieß Foilape, welcher Name an mikronesische Götter wie Enga-lap, Eliu-lap erinnert. Der Tui-Tokelau wurde in Gestalt eines Steines verehrt, welcher mit Matten umgeben und so heilig war, daß ihn nur der König sehen durfte und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner 527). Dies 10′ hohe Steinidol stand an der Front des Tempels und hatte, als Hale es sah, durch die massenhafte Mattenumwickelung 10′ im Umfang (Hale 158; Turner 527). Auf allen Inseln hat der Gott sein Haus. Im Mai wird ihm auf Fakaafo ein großes Fest gefeiert und zwar den ganzen Monat hindurch, während dessen im Tempel Tag und Nacht ein Feuer brennt. Allein auch nur zu dieser Zeit darf Nachts Feuer angezündet werden, nie in der nicht festlichen Zeit, es sei denn zum Fischfang, für eine Wöchnerin und zum Kochen, denn das Feuer ist den Göttern heilig und die Nacht ihnen feindlich. Es stammt aus der Unterwelt und war im Besitz von Mafuike, einem alten Weibe, welchem es Talanga entriß (Turner 528) — ein Mythos, der mit denselben Namen nur ausgeführter in Samoa und auch sonst in Polynesien und Mikronesien lebt (S. 137). Der Tui-Tokelau war es auch, welcher Krankheiten schickte, daher denn Kranke sofort jenes Steinidol am Tempel mit neuen Matten bekleiden lassen, um durch dies (nicht geringe) Opfer den Gott zu beschwichtigen (Turner 530). Ein anderer Gott ist der Gott des Meeres, und von diesem haben wir die älteste Kunde. Denn der gefangene Sikayaner erzählte dem Oniros (a. a. O. 532), daß ihnen ein Gott die Ankunft einer fernen Nation vorausgesagt hätte, welche die Eingeborenen berauben und tödten würde. Daher erklärt sich der sonderbare Gebrauch auf den Tokelauinseln, daß die Bewohner, wenn ein Schiff kam, erst den König fragten, ob sie zu seinem Empfang gehen sollten. Gab er die Erlaubniß, so ging er selbst mit bis zum Strande, wo er betend verharrte (Turner 529). Schon deshalb hielt man überall die Weißen für Götter. Die Datafer glaubten, Hale's Schiff käme vom Himmel und kehrten dahin zurück, daher gaben sie alle Antworten, wenn man sie fragte, singend, daher empfingen sie die Fremden mit feierlichen Tänzen, um die Gottheiten nicht zu erzürnen (Hale 151 f.). Aehnlich machten es die Bewohner von Taumako (Wilson 404,

vergl. Quiros 521). Und ganz derselbe Glaube, wie zu Sikayana, herrschte noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf Tukopia (Dillon 2, 133). Natürlich mußte er bei genauerer Bekanntschaft mit den Europäern schwinden: durch die Ankunft der Europäer aber kann er nicht entstanden sein, da ihn Quiros und Schouten schon ausgebildet vorfanden.

Auch an eine seltsame Sage Rotuma's mag hier erinnert werden, welche diese Insel mit Tonga theilt. Dort, in Tonga, heißt es bei Mariner 1, 323—6, lebten zwei ungeheure Riesen, die bei einer Hungersnoth, welche die Götter zur Strafe ihres Uebermuthes gesendet hatten, auswanderten und zwar durchs Meer, das ihnen an den tiefsten Stellen nur bis zur Hüfte ging. Als ihnen Rotuma in Sicht kam, erschlug der eine den anderen, damit es ihm selber nicht an Nahrung fehle, und legte sich dann, als es Abend war, zum Schlafen nieder, mit den Beinen auf Fotuna, mit dem Kopf auf Rotuma gestützt. Sein Schnarchen verursachte auf beiden Inseln Erdbeben; daher beschlossen die erschreckten Rotumaner, ihn zu tödten. Auf ein Zeichen schlagen ihn alle Männer mit dem Beil, der Riese fährt schreiend auf und steht nun auf Rotuma, allein er wankt, fällt betäubt nieder und zwar, während die Beine auf der Insel hängen bleiben, mit dem Kopf ins Meer, so daß er stirbt. Seine Knochen, nach Mariner große Fischknochen, wurden zu Mariners Zeiten noch gezeigt, und kam Jemand von Rotuma nach Tonga, was indeß nicht oft geschah, so war die erste Frage nach den Knochen jenes Riesen, ob man sie gesehen. Und wie dieser Riese von Tonga kam, so wanderte in jenem oben erwähnten Mythos der Gott Raho nach Rotuma von Samoa ein.

Merkwürdig ist es ferner, daß es auf der Insel vier den Göttern heilige Orte giebt, an deren jedem einmal im Jahre ein Fest von einem Tage gefeiert wird. Jeder dieser Orte hatte also wohl seinen besonderen Gott. Auch auf Tukopia hatte jeder der vier Districte sein Geisterhaus, in welchem der Gott der Gegend wohnte. Diese vier Gottheiten waren gewiß jene mit den vier Fürsten der Insel so eng verbundenen Götter, wozu der Umstand paßt, daß der Name des ersten dieser Häuptlinge Arikitabu als Göttername auf den Gilbertinseln und den westlichen Karolinen sich wiederfindet: Tabu-eriki und Erigi-regers, (S. 137). Auch jeder Einzelne

hatte seinen besonderen Gott, einen Fisch oder sonst ein Thier (Quoy eb. 305), dem er bei jeder Mahlzeit etwas opferte (Gaimard eb. 301). Bei Sturm und Gewitter, wovor man sich sehr fürchtet, flieht alles in das Geisterhaus und bringt dem obersten der Geister, dessen Zorn das Unwetter verursacht, und der während der Dauer desselben auf dem höchsten Punkt der Insel verweilt, ein Opfer von Taro, Kokosnüssen, Kawawurzeln u. dergl., bis der Gott versöhnt zurückkehrt und das Unwetter aufhört (Dillon 2, 136 f.). Auf Sikayana glaubte man an einen „Teufel" Terva, der Nachts sich zeige und Tags unsichtbar mit den Menschen verkehre; man könne durch ihn hindurchgehen wie durch unfühlbare Luft (Quiros 532), was an die Schilderung des Paradieses der Tonganer (Mar. 2, 107—9) erinnert, da auch dies aus unfühlbaren Stoffen bestand.

Der erste Mensch entstand zu Fakaafo (wie auf den Marianen) aus einem Stein und machte sein Weib aus einer seiner Rippen (daher Rippe und Weib ivi heißen. So erzählt Turner 523, 526); der letzte Theil dieses Mythos aber beruht ganz sicher auf dem Einfluß, den Umdeutungen der Missionäre, welche durch den Doppelsinn des Wortes ivi und seinen Gleichklang mit Eva den hebräischen Mythus an diesen polynesischen anfügten.

Alle diese Insulaner glaubten an eine Fortexistenz der Seelen. Auf den Tokelaus wurden sie Sterne, wenn feindselige Götter sie sich nicht dienstbar machten. Diese letzteren wandelten Nachts umher — weshalb man außer in heiliger Festzeit mächtigerer Gottheiten Nachts kein Feuer anzünden durfte — und lauern an bestimmten Plätzen auf die Menschen; daher Nachts an diese Plätze kein Eingeborener zu bringen ist, denn sonst mußte seine Seele jenen Geistern ewig dienen (Turner 529). In gleicher Weise sind diese auch den Seelen der Abgeschiedenen gefährlich, mit denen sie also auf keine Weise zu identificiren sind. Den Sternengeistern nun, den Seelen der Todten, dient der Mond zur Speise; man glaubt, daß sie ihn verzehren, wenn er abnimmt; eine Mondfinsterniß, durch welche die Speise der Abgeschiedenen gefährdet wird, ist also ein großes Unglück, welches man gleich bei seinem Beginn durch ein großes Opfer von Kokosnüssen zu verhüten sucht. Uebrigens gehen viele Seelen auch in den Mond selbst, namentlich die der Häuptlinge: der Mann im Mond ist ein solcher abgeschiedener Geist (Turner 529—31). Auch glaubt man

ferner, daß die Weißen Götter oder Götterboten ſeien, welche die Seelen hinwegführten: und Weiße mit kurzgeſchorenen Haaren hielten ſie für ſolche Seelen ſelbſt (Turner 529): wohl, weil es allgemeine Sitte war bei der Trauer um einen Todten ſich das Haar zu ſcheeren, oder weil man in dem Haar eines Menſchen ein ganz beſonderes Zeichen ſeiner Lebenskraft ſah. Auf Rotuma glaubte man, der Geiſt eines Sterbenden gehe in einen andern der Lebenden über (Turner 360). Auf Tukopia glaubte man nach Gaimard, (bei d'Urville a V 310), daß die Seelen alle in den Himmel gingen um dort ewig zu leben: nach Dillon 2, 136 bleiben ſie im Geiſterhaus und haben, wenn hier nicht ein Irrthum des Berichterſtatters mit unterläuft, einen mächtigſten Geiſt an ihrer Spitze, denſelben, der im Zorn Unwetter ſchickt. Ihnen opfern die Häuptlinge Früchte mit ſeltſamen Ceremonien und tragen dieſe Früchte dann in ihr eigenes Haus (Gaimard a. a. O. 307), um ſie zu eſſen.

Es iſt bekannt, daß in Mikro- und faſt noch mehr in Polyneſien der Cult der Abgeſchiedenen die alten Götter faſt ganz verdrängt hat. Allein dieſe Seelen- und Ahnenverehrung ſcheint auf den Inſeln unſeres Gebietes noch nicht durchgedrungen zu ſein. Freilich wurden die Verſtorbenen zu Geiſtern oder Halbgöttern, und auf Nanomea verehrte und ſalbte man ihre Schädel (Gräffe Ausl. 1867, 1189); allein noch gelten überall andere Gottheiten und es iſt kein Grund, den Tui-tokelau, den Arikitabu u. ſ. w. für vergötterte Menſchen zu halten. Vielmehr umgekehrt: Niemand war würdiger mit dem Gott zu verkehren, als der höchſte Fürſt; dieſer vertrat den Gott, in ihn ſenkte ſich der Gott herab. Wir ſehen alſo die Inſulaner dieſes Gebietes auf einer älteren Stufe ſtehen als Mikro- und Polyneſien. Denn bei ihnen vertreten die Fürſten noch die Götter, ſie ſind noch nicht ſelbſt zu Göttern geworden, ſondern nur ſo weit göttlich, als ſich der Gott auf ſie herabſenkt. Weil der Gott dies nur auf die Fürſten thut, ſo ſind die Fürſten nachher überall ſelber zu Göttern geworden: hier aber ſind ſie es noch nicht. Denn einmal wird uns nichts von jener übermäßigen Verehrung, wie ſie in Polyneſien Sitte war, berichtet, ſodann werden die Seelen ſelbſt hier viel weniger verehrt und gefürchtet. Man ſieht deutlich, ſie haben noch nicht die ausgedehnte Macht. Iſt dies aber richtig, ſo iſt es nicht ohne Bedeutung für die Geſchichte dieſer Inſulaner, ſie

müssen dann in sehr früher Zeit selbständig geworden sein, und zwar stehen sie Mikronesien eben so selbständig gegenüber, wie Polynesien. Ueber Tempel, Opfer, Priester, welche oft auch Aerzte sind, ist schon zur Genüge geredet. Auch kannten die Bewohner dieser Inseln das Tabu der Polynesier, wenn es bei ihnen auch nicht in polynesischer Ausdehnung galt. Die Tempel auf Tokelau durften nicht betreten werden (Hale 157); der erste Häuptling von Tukopia hieß Arikitabu, in Nukunono (Hale 167) der Priester Fakatabu d. h. Vollzieher des Heiligen. Und ob es nicht auch eine Art Tabu war, welches Trauernde auf Sikayana von allem Handel und Verkehr fern hielt (Nov. 2, 444)? Gräffe (Ausl. 1867, 1189) beschreibt feierliche Ceremonien, welche man in Nanomea anwendete, um Fremde für den Besuch der Insel einzuweihen. Auch diese scheinen weiter nichts zu bezwecken, als ein Tabu aufzuheben, was wahrscheinlich auf den Fremden lag, da man diese als Götter ansah. Diese Ceremonien erinnern lebhaft an die, welche auf Eap (oben S. 147) zur Aufhebung des Tabus dienten. Tabubruch erregt, wie im westlichen Polynesien überhaupt, Krankheit: stirbt Jemand, so fragen die Verwandten den Priester nach der Ursache und dieser gibt dann, nachdem er den Gott befragt und indem er seine Stimme in die des Gottes verstellt, irgend einen Tabubruch als Grund der Krankheit an (Turner 530).

Sie haben allerhand Mittel, Krankheiten zu heilen. Auf den Tokelaus bestreicht man Kranke mit Oel, wärmt oder kühlt sie, je nachdem (eb.) es Noth scheint. Dasselbe Mittel, Einreiben mit Kokosöl, galt auch zu Tukopia und wurde dort von einem berufsmäßigen Arzte angewendet (Gaimard bei d'Urville a V 310). Sehr merkwürdig ist das Verfahren, welches die Bewohner dieser Insel in Anwendung bringen, um eine epidemische Krankheit aufhören zu machen: die ältesten Söhne der vier ersten Häuptlinge, also die vier vornehmsten Jünglinge, tragen eine kleine blumengeschmückte Pirogue durch die ganze Insel, lärmend gefolgt von der gesammten Bevölkerung. Von Fäa geht der Zug aus, dorthin kehrt er zurück, um bei seiner Ankunft daselbst die Pirogue ins Meer weit hinauszustoßen (eb. 311) — und mit ihr ohne Zweifel alles Unheil. So geschah es, als nach Dillon's Besuch eine Hustenepidemie ausbrach (eb.).

Stirbt nun einer, so kommen alle Freunde des Verstorbenen in

seinem Haus zusammen, wickeln die Leiche unter mancherlei Ceremonien in neue Matten ein und legen sie in ein tiefes Grab in der Nähe seiner Wohnung (Dillon 2, 136) oder, wenn der Verstorbene ein Häuptling war, in seiner Wohnung selbst (Gaimard a. a. O. 308). die Leidtragenden verwunden sich dabei um ihren Schmerz zu zeigen bis aufs Blut (eb.). Ebenso ist es in Rotuma, wo man sich mit Haifischzähnen Stirn und Wange zerfleischt, sich mit Speeren sticht und wo die Weiber aber nicht die Männer, — während in Tonga beide Geschlechter die Sitte haben — sich den kleinen Finger zum Zeichen der Trauer abschneiden (Wilson 404). Doch beschränkte sich dies wohl nur auf ein Glied des Fingers. Auf Sikayana und häufig auch auf Tukopia (Gaimard a. a. O. 310) wird den Todten das Gesicht roth gemalt (mit bixa orellana); die Trauernden tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung und halten sich vom Verkehr z. B. vom Tauschhandel fern (Novara 2, 444). Auch Menschenopfer scheinen früher gebräuchlich gewesen zu sein: wenigstens behauptet Michelewa y Rojas (170), daß noch „vor wenigen Jahren" beim Tode eines Häuptlings ein Knabe, und am Grabe seiner Frau ein Mädchen geopfert sei.

Diese Inseln haben sich jetzt natürlich sehr geändert durch den Einfluß der Europäer. Von den Ellice-inseln hat zwar Nanomea die alten Landessitten bewahrt: aber sonst finden sie sich auch nirgends mehr (Gräffe a. a. O. 1188). Auf Niutao hat sich durch Agenten von Kaufleuten (welche hauptsächlich Kokosöl einhandeln) eine Art von Civilisation ohne Christenthum gebildet, obwohl sie dem Heidenthum entsagt haben: Vergehen gegen Sitte und Gesetz werden durch Strafen die in Abgaben bestehen gebüßt und den Sonntag darf nicht gearbeitet werden (eb. 1187). Aehnlich ist es auf Vaitupu gewesen, nur minder feierlich. Dorthin waren 1862 Sträflinge aus Australien, welche nach den Kingsmillinseln wollten, gelangt, hatten sich aber so frevelhaft betragen, daß sie von den Eingeborenen, deren einen sie ermordet hatten, aus Nothwehr erschlagen wurden. Dafür blieb denn eine ächt englische Rache nicht aus: ein Kauffahrer aus Sidney erpreßte ihnen für diesen Mord an Engländern verübt als Buße einige Tonnen Kokosöl, die er natürlich als sein Eigenthum verwerthete (eb. 1184—5). Später, aber sind von Samoa aus englische und samoanische Missionäre gekommen und die ganze Gruppe ist jetzt christlich. Nukulälä hatte schon

früher auf Betrieb eines engliſchen Kaufmannes das Heidenthum aufgegeben (Meinicke bei Koner 18, 131). Auch die Tokelauinſeln ſind jetzt chriſtlich und zwar ſind hier hauptſächlich die Londoner Miſſionäre (z. B. Turner) thätig geweſen. Auch die Katholiken, deren Verfahren in der Südſee wir ſpäter genauer kennen lernen werden, verſuchten es, hier ihre Lehre auszubreiten: doch iſt es ihnen nur auf Nukunono und inſofern auf Fakaafo gelungen, als ſie den größten Theil der Einwohner zu jener oben (S. 175) erzählten Auswanderung nach Uwea bewogen haben, wo die katholiſche Lehre herrſcht. Die übrigen Inſeln ſind ſeit 1861 und 1863 proteſtantiſch (Meinicke a. a. O. 131 nach den engl. Miſſionsberichten).

Aehnlich iſt die Geſchichte auch der übrigen Inſeln unſeres Gebietes. Nach Rotuma kamen 1828 etwa 12 engliſche Matroſen von Walerfiſchen, welche ſich mit einheimiſchen Weibern verheiratheten und große Achtung und bedeutenden Einfluß erlangten (Tromelin bei Berghaus 1, 100), indem ſie dieſelben an europäiſche Sitten gewöhnten. So nahmen ſie denn auch die Miſſionäre, welche 1845 hinkamen, freundlich auf und behandelten ſie gut; doch hatten die letzteren trotzdem keinen bedeutenden Erfolg (Turner 358). Ganz ähnlich waren die Verhältniſſe auf Tukopia. Die Sikayaner ſprachen alle gebrochen engliſch und waren auch ſonſt an europäiſche Sitten gewöhnt (Cheyne 53. Novara 2, 440). Ueberall in dieſem Gebiete wird das Chriſtenthum, wo es noch nicht iſt, leicht angenommen, die Inſulaner leicht an europäiſche Sitten gewöhnt werden, vorausgeſetzt, daß die Europäer ſie nicht allzufeindſelig behandeln. Der Sikayaner, den Quiros (522) mitnahm, brannte vor Eifer, den ſeinigen das Chriſtenthum zu bringen; allein er ſtarb jung in Mexiko. Wenn jetzt die Sikayaner keine Miſſionäre wollen, weil ſonſt alle ihre Nahrung aufhören werde (Nov. 2, 444), ſo iſt dies Widerſtreben nur auf Rechnung des vielen Unheils, der Krankheiten (letztere haben die Sikayaner arg mitgenommen) u. ſ. w. zu ſetzen, welche die Europäer mitzubringen pflegen.

Wir haben uns alſo die Frage zu beantworten geſucht, wie die Bewohner dieſer Inſeln ihr Gebiet betraten und wie ſie ſich in demſelben vertheilt haben; jetzt aber müſſen wir uns die andere ſchwierigere Frage zur Beantwortung vorlegen: wie kamen die übrigen Polyneſier zu ihren Wohnſitzen? Wir müſſen alſo über die **Wanderung der**

Polyneſier ſprechen. Zunächſt iſt von einigen, die erſt in ſehr ſpäte Zeit fallen, leicht zu berichten. Der ganze Oſten Melaneſiens nämlich hat eine Menge polyneſiſcher Einwohner, welche ſich daſelbſt in älterer oder jüngerer Zeit niedergelaſſen haben. So ſind die Inſeln Immer und Erronan bei Tanna ganz polyneſiſch geworden, auch dem Namen nach: Immer heißt Niva, Erronan Fotuna und dieſe Namen verrathen den Urſprung der Einwanderer, welche alle von der Nivagruppe ſtammen (Hale 8; v. d. Gabelentz §, 249). Ebenſo hat Uwea in den Loyalitätsinſeln Namen und Bewohner von der gleichnamigen Inſel empfangen und zwar durch Leute, welche vor angeblich 2—3 Generationen wegen einer Blutſchuld aus ihrem Vaterland entflohen, die Urbewohner ihrer neuen Heimath in die Berge zurückdrängten (Erskine 340). Vate iſt gleichfalls mit einzelnen polyneſiſchen Kolonieen beſetzt: 1830 landeten viele verſchlagene Tonganer, welche hier blieben (Erskine 333), 1840 (Gill 55) 100 Samoaner, welche im Kriege flüchtig ihre Heimath verlaſſen hatten. Andere Schaaren tonganiſcher Abkunft ſind nach Mare verſchlagen (Erskine 373) und auf Tanna, wo mehrere Sprachen herrſchen (Turner 83), ſoll eine derſelben eine der tonganiſchen ähnliche polyneſiſche ſein (Forſter geſ. Werk 2, 205; 276). Auch Handelsgeſchäfte und vor allem das Santelholz haben Polyneſier öfters in dieſe Gegenden geführt, wie namentlich die Bewohner der Sandwichinſeln; und ſo mag auch durch ſolche Fahrten manches polyneſiſche Element hierher gekommen ſein.

Schwieriger aber, ja eine der ſchwierigſten Aufgaben der ozeaniſchen Ethnologie überhaupt iſt die Frage nach den älteſten Wanderungen dieſer Stämme, durch welche ſie in ihre jetzigen Wohnſitze gekommen ſind. Hale hat ſich ihr zunächſt unterzogen: und ſeine Reſultate ſind in den Hauptſachen gewiß richtig, ſo viel Mühe ſich auch neuere Forſchung gegeben hat, ſie zu alteriren.

Hale ſtellt nämlich die Anſicht auf, daß die Polyneſier nachdem ſie von Malaiſten eingewandert ſeien, ſich vom Samoaarchipel aus nach Süden und Oſten über den Ozean verbreiteten. Hierfür ſpricht zunächſt die geographiſche Lage dieſer Inſeln; ſodann aber der Umſtand, daß auf jeder Gruppe des Ozeans ſich der Name der Hauptinſel Samoas, Savaii, mundartlich verſchiedenfach umgeſtaltet (Hawaii, Havaiki u. ſ. w.) wiederfindet; daß die Eingeborenen in Sagen, Liedern und ſonſt die Abſtammung von Savaii ſicher angeben. Von Samoa ſchlugen

die Auswanderer hauptſächlich zwei Wege ein: nach Südweſten, auf dem ſie nach Neuſeeland gelangten und nach Oſten, der nach Tahiti führte. Tahiti ward dann ſelbſt wieder Mittelpunkt, denn von ihm aus ſind Nukahiva, Hawaii, zum größten Theil Paumotu, die Auſtral- und die Hervеyinſeln bevölkert, obwohl die letzteren noch einen direkten Zuſchuß von Samoa ſelbſt empfingen. Dies müſſen wir jetzt im einzelnen ausführen.

Auf Raiatea (Geſellſchaftsinſeln) hieß das alte Nationalheiligthum zu Opoa, wo die erſten Menſchen von den Göttern geſchaffen wurden, wo die Götter lebten, von wo aus ſich die Gruppe bevölkerte (Ellis 1, 111), wo Oro, der ſpätere Kriegsgott, zuerſt als Menſch geherrſcht haben ſoll (eb. 123) nach einigen alten tahitiſchen Ueberlieferungen Hawaii, woraus Ellis (1, 123) den Schluß zieht, Malaien oder Japaneſen, welche nach Amerika verſchlagen dieſes bevölkerten, hätten ſich von da aus, etwa von Nutka über die Sandwichgruppe, deren Bewohner gleichfalls von ihnen abſtammten, bis nach Tahiti und weiter ausgebreitet, eine Anſicht welche keine Widerlegung verdient. Auf Nukahiva glaubte man nach Crook (Hale 127; Stewart a 68; Baſeler Miſſ. Mag. 1839), daß die Inſel von einem unterirdiſchen Hawaiki, nach Porter aber, einem gleichfalls unter der Erde gelegenen Vavao aufgeſtiegen ſei (Hale 127). Schirren (104, Anm.) hat vielleicht nicht Unrecht, in dieſem Vavao eine falſche Wiedergabe des Namens, alſo ein Mißverſtändniß Porters zu vermuthen, da Mathias G*** nicht eine Spur von dieſer Sage finden konnte. Dann liegt es nahe, an Havaiki ſelbſt zu denken, das uns gleich in der Form „Vavai“ entgegentreten wird. Die größte Inſel der Sandwichgruppe führt gleichfalls den Namen Savaii oder nach der Mundart der Sandwichinſulaner Hawaii und es iſt merkwürdig, daß beide Inſeln, die ſamoaniſche und die berühmtere des nach ihr benannten Archipels in Geſtalt und Erſcheinung einander ähnlich ſehen ſollen (Hale 130), noch merkwürdiger aber, daß die Nordſpitze der Inſel den Namen einer anderen Inſel des Samoaarchipel Upolu trägt und eine kleine Felſeninſel Lehua, d. i. Lefuka, wie eine Inſel im Tongaarchipel heißt. Auch auf Aitutaki und Rarotonga finden wir dies Hawaii oder Avaiki als das unterirdiſche Land wieder, von welchem die Eingeborenen abſtammen wollen (Hale 136). Von den Auſtralinſeln gehört Rai-vavai hierher; vom Tongaarchipel die Habaigruppe.

Dabei ist wohl zu beachten, daß Raiatea zu den östlichsten Inseln der Gesellschaftsgruppe gehört, Hawaii wie die größte so die südlichste Insel des Sandwicharchipels und Aitutaki die nordwestlichste, Rarotonga die Hauptinsel der Herveygruppe ist. Nirgends aber war die Abstammung von Savaii lebhafter im Gedächtnisse des Volkes, als auf Neuseeland, wo sie schon Cook erzählen hörte (1. R. bei Schiller 3, 64) — und zwar nannte man ihm „heawije oder hiwije" als Heimathsland aller Südseeinsulaner — und wo sie in den Sagen, die Grey gesammelt hat, eine Hauptrolle spielt. Auch Ortschaften auf Neuseeland empfingen ihren Namen von samoanischen (Grey a 148).

Solche Sagen aber gab es überall, wie z. B. Ellis 1, 114 tahitische Erzählungen erwähnt, nach welchen alle Inselbewohner des Oceans (natürlich des Oceans um Tahiti) abstammten von einer westlich gelegenen Insel, von deren verschiedenen Namen die Eingeborenen freilich keinen mehr zu nennen wußten. Und Mörenhout gibt uns (1, 419 f.) alte heilige Gesänge, aus dem Munde eines tahitischen Priesters, in welchen Hawaii als erstes und ältestes Land von den Göttern geschaffen wird. Die Rarotonganer ferner erzählten, daß ihre Insel von Karika bevölkert sei, einem gewaltigen Kriegs- und Seehelden, welcher von dem westlich gelegenen Manuka gekommen sei. Doch hatten sie noch eine andere Mythe, daß die Bevölkerung abstamme von einem gewaltigen Riesen, Apopo iva roa „dem großknochigen Riesen", der über die See gekommen sei. Wie Hale (137) ganz sicher richtig in jenem Manuka das samoanische Manua sieht, so weist auch jene zweite Sage nach dem Westen des Oceans, denn sie hat große Aehnlichkeit mit jenen oben erwähnten rotumanischen Erzählungen von den beiden Riesen, die von Tonga, oder von dem Gott Raho und seinem Weibe Iva (d. h. Knochen), die von Samoa kamen.

Fast aber noch wichtiger als alles dieses, wenigstens noch schlagender ist folgendes. Cook nahm, als er auf seiner ersten Reise nach Tahiti kam, von dort einen Eingeborenen Namens Tupaya mit, welcher unterwegs eine Karte aller ihm bekannten Inseln des Oceans entwarf, welche sich bei Forster (Bemerk. 442 f.) findet. Diese Karte umfaßt nach Westen zu noch Fidschi und Rotuma, sie erwähnt Uwea, Savaii, Upolu, Tutuila, Vavao, sowie auch den Hervey-Archipel, die Austral-

inseln, Paumotu und Nukahiva; ihre Deutung — denn durch Cooks Beihülfe entstand ein Fehler in der Zeichnung, weil er die tahitische Bezeichnung der Himmelsgegenden nicht verstand — gehört zu den scharfsinnigsten Partieen in Hales Werk (124). Hale macht mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Karte eher aufgezeichnet ist, als die Europäer jene westlichen Inseln entdeckt hatten; daß wir hier einheimische Namen und einheimische Ueberlieferung vollkommen rein vor uns haben. Tupaya nun zeichnete sein o-heawai d. i. samoanisch Savaii viel größer als alle anderen Inseln, sechs- bis achtmal größer sogar als Tahiti selbst und setzte hinzu „der Vater aller Inseln" (Forster 454). Auch der Lage nach kann nichts anderes damit gemeint sein, als das samoanische Hawaii; so daß wir hier einen unzweifelhaften und vollkommen unwiderleglichen Beleg für die Ansicht der Tahitier haben, daß alle Inseln von Savaii abstammen.

Wer also gegen Hales Behauptung auftreten will, muß zunächst die Unwichtigkeit dieser Karte darthun. Der bedeutendste Schriftsteller nun, der gegen Hale aufgetreten ist, ist Schirren, welchem Hochstetter (54 f.) ohne neue Gründe vorzubringen beistimmt. Von seinen Sätzen gehen uns zunächst zwei an: einmal, daß alle jene Wandersagen, seien es neuseeländische, tahitische oder andere, jegliches geschichtlichen Kernes und Werthes entbehren; und zweitens, daß auch Havaiki kein geographischer sondern ein nur und rein mythologischer Begriff sei. Und dennoch erwähnt Schirren die Karte des Tupaya, auf welche Hale und mit vollstem Recht das höchste Gewicht legt, er erwähnt sie auch nicht mit einem einzigen Wort, trotzdem er Hale fortwährend zu widerlegen bemüht ist! Muß uns dies schon sehr bedenklich machen, so ist das, was er gegen Hale vorbringt, vollkommen unannehmbar. Nach ihm (98—111) soll Hawaiki nur das Todtenreich, die Unterwelt bezeichnen; und nirgends käme es in der Bedeutung „Land" vor, sondern bedeute stets das Geisterreich. Die Karte des Tupaya freilich widerlegt ihn schon; ebenso aber auch jenes schon eben erwähnte Lied bei Mörenhout, wovon er freilich nur einige Zeilen anführt. Es lautet, so weit es uns hier angeht und in möglichst genauer Uebersetzung:

Parahi Taaroa te ïoa	(Es oder er) ist Taaroa der Name
roto ia te aere,	in dem Unendlichen (? Mör.),
aita fenua aita rai	nicht Land, nicht Himmel (war)

tiaoro Taaroa i nïa,	ruft Taaroa oben,
faariro noa i hora oïa	verwandelte ſich ſelbſt er
i te ohe narea eï.	in das All (Mörenh.).
te tumu Taaroa,	Der Baumwipfel (iſt) Taaroa,
te papa Taaroa,	der Felſen Taaroa,
Taaroa te one,	Taaroa der Sand,
Toro Taaroa in naïo.	breitet aus Taaroa ſeinen Namen.
Taaroa tei te ao,	Taaroa er (iſt) der Tag,
Taaroa tei te reto (repo?)	T. er Erde, Schmutz (?),
Taaroa te nahora,	T. der Keim (Mörenh.),
Taaroa tei raro,	T. er (iſt) Grundlage,
Taaroa tei taïï.	T. er unvergänglich (Mörenh.).
Taaroa te paari	Taaroa (iſt) der weiſe
fanau fenua Hoaïï,	bringt hervor Land Hawaii,
Hoaï nui raa	Hawaii groß geheiligt
ei paa no Taaroa,	zum Körper Taaroas,
te oriori ra fenua.	er erzeugte die Erde.

Dieſe letzten vier Zeilen überſetzt Schirren (105) anders:

Hawaiki erzeugt die Erde;
Das große Hawaiki
In oder zur Schale für Taaroa
Erzeugt die Erde.

Aber da nach dem Zuſammenhang zu fanau (bringt hervor) nur Taaroa Subjekt ſein kann, da die Conſtruction dies ſehr gut zuläßt, ja, da der Zuſatz Hoai nui raa nur dann Sinn gibt, wenn er zu einem Objekt gehört, auch das Erzeugen eines Landes durch ein anderes Land ein ſolchen Urzeiten ganz fern liegender Gedanke iſt: ſo können wir uns nicht überzeugen, daß er Recht hat, um ſo weniger als nun in den folgenden Zeilen alle jene Dinge, welche Taaroa iſt, Bäume und Felſen und Sand, zur Bildung der Erde aufgerufen werden.

e te tumu e te papa	und der Wipfel und der Fels
e te one o o	und der Sand
otoina mai pohïa teï fenua.	Ihr hierher, daß gebildet werde die Erde.

Auch andere Sagen (Ellis 1, 326) laſſen die Erde durch Taaroa entſtehen. In der Ueberſetzung der Schlußſtrophe irrt Schirren gleichfalls. Sie lautet:

fa opia rai	er wickelt zuſammen (den) Himmel
a toto (toro?) te rai;	und breitet aus den Himmel;
la hohonu	in der Tiefe
epau fenua no Hoaii.	iſt gemacht das Land Hawaii.

Denn no bezeichnet ſehr häufig ein genetiviſches Verhältniß*). Auch in der Ueberſetzung eines anderen Liedes irrt er (106), denn

teie te pehe na Taaroa i te tuvauvauraa ia Havaii i te fenua

heißt nicht, das iſt der Geſang Taaroas während das Formen der Erde in Hawaii, ſondern, da a eine Eigennamen vortretende Partikel, i Zeichen des Akkuſativs iſt, nichts anderes als: während er formte Hawaii das Land. So überſetzte Mosblech, den Schirren anführt, ganz richtig: und ſchon die Wortſtellung verlangt dieſen Sinn. Sehen wir hier alſo überall Haaviki mit Land enge verbunden, und iſt ſomit Schirren nach dieſer Seite hin widerlegt, ſo iſt es auch eine aus der Luft gegriffene Behauptung, wenn er ſagt, nicht das Land Havaiki, ſondern irgend ein anderes werde aus dem Meere in den Schöpfungsſagen emporgezogen: vielmehr erzählen Dies, wie wir ſehen werden, eine Menge Sagen von Havaiki ſelbſt. Wir haben es alſo mit einem wirklichen Lande zu thun: wie wäre es denn auch denkbar, daß die Lebenden ihr Land mit dem ſo wenig einladenden Namen „Todtenreich“ genannt hätten? Wie iſt dies gerade bei den ſo abergläubiſchen Polyneſiern denkbar? Alles aber löſt und fügt ſich, wenn man zu Hales Anſicht zurückkehrt, der zufolge Hawaii oder Savaii urſprünglich das wirkliche Stamm- und Heimathsland der Polyneſier war und erſt ſpäter, als die Bevölkerung ſich über den ganzen Ocean verbreitet und nach jeder Gruppe den Namen Hawaii zur Erinnerung an das alte Vaterland gebracht hatte, erſt ſpäter überging in die mythologiſche Bedeutung des Todtenreiches. Dieſer Uebergang begreift ſich doch ſo leicht. Hawaii war als das Land der Väter jedem bekannt und bald jedem heilig; die Todten aber, ſo glaubte man, kehrten in das Land der Väter, das die Phantaſie dankbarer Enkel mit allen Reizen ausſchmückte, zurück, zumal da dies Land nach Weſten lag, wo die Sonne unterging: denn dieſer Weg der Sonne war zugleich der Weg der Seelen, welche ins Jenſeits eilten, bei vielen vielleicht bei allen Völkern. Auch der Name Hawaii trug vielleicht zu dieſer Uebertragung bei. Er bedeutet (Schirren 98 f.) „das Untengelegene“ und iſt auch im eigentlichen Malaiſien ganz häufig (Humboldt 1, 64) in dem Sinn „unter dem Winde

*) Matth. 2, 20: *εἰς γῆν Ἰσραήλ*: i te fenua o Iseraela. Mit dieſem o ſtellt Hale unſer no ganz gleich (243, § 20).

gelegen." Diesen altheimischen Namen legten die Einwanderer ihrer neuen Heimath, welche unter dem Südostpassat liegt, bei und sie konnten kaum anders, denn keine Eigenschaft des neugefundenen Landes mußte einem so seetüchtigen Volke, wie die Polynesier schon bei ihrer Einwanderung waren (sie hätten sonst gar nicht einwandern können) mehr auffallen als das beständige Vorherrschen des Südostwindes. Dieser Name, dessen ursprüngliche Bedeutung man nach und nach vergaß, übertrug sich dann sehr leicht auf das Todtenreich, welches gleichfalls ein „Untengelegenes" war, denn man dachte es sich unter der Erde, unter dem Meere gelegen, da die Sonne täglich ins Meer hinabsank, aus dem Meere hervorstieg. Auch erklärt sich aus der Bedeutung dieses Namens der Umstand sehr gut, welchen Schirren (103) in seinem Sinne deutet, daß das samoanische Savaii noch einen anderen Namen hatte, Salafaii (Hale 137): jener erste war Appellativ für die ganze Gruppe und die Hauptinsel der Gruppe welche unter dem Winde lag; jener andere war der Specialname der einzelnen Insel. Samoa selbst bedeutet (Hale 120) all, Allheit, Union, ist aber jetzt ganz zum Eigennamen geworden, denn jetzt heißt uma im samoanischen all, Allheit. Der Name selbst muß also schon alt sein: sollte er vielleicht der Gruppe beigelegt sein im Bewußtsein, daß von hier aus, der ursprünglichen Einheit, die Allheit der Polynesier ausgegangen war? Die fernsten Inselgruppen blieben immer noch in einem gewissen Verhältniß, in Kenntniß von einander, wie die Karte des Tupaya klar beweist.

Dafür, daß die älteste Heimath der Polynesier im stillen Ocean Samoa war, sprechen noch andere Umstände, welche Schirren zum Theil gar nicht erwähnt und die freilich untergeordneter Art sind. Hale macht (172) darauf aufmerksam, daß auf Neuseeland, Samoa, Rarotonga, Tahiti und Hawaii der Südwind Tonga heißt und sagt, man könne diesen Umstand nur aus der Lage Tongas zu Samoa erklären, und wenn nun auch Schirren (102) hiergegen einwendet, Tonga, welches schon Hale s. v. von to fallen, sinken ableitet, bedeute eigentlich nur den Punkt, von welchem die Sonne zu sinken anfängt, den Mittagspunkt und daher hätten die Inseln, welche im Süden liegen sowie der Wind, der von Süden weht, unabhängig von einander diesen Namen, so könnte diese Widerlegung für alle anderen Inseln passen, nicht aber für Neuseeland, denn für diese südlich gelegene

Inſel iſt der Wendepunkt der Sonne im Norden, und Tonga mußte hier alſo Nordwind bedeuten, während es auch hier Südwind heißt. Daraus folgt nun freilich weiter noch nichts, als daß die Neuſeeländer von einem nördlicher gelegenen Land eingewandert ſind; allein da nun auch ſonſt die Polyneſier den Wind nach den Inſeln, wo er herkommt, zu benennen pflegen — heißt doch Tonga ſelbſt Oſten in Tukopia; der Nordwind heißt Tokelau von der nördlich von Samoa gelegenen Gruppe — ſo ſieht man ſich genöthigt, auch hierin Hale Recht zu geben und auch die Benennung des Südwinds Tonga für einen Beweis der Abſtammung aus Samoa anzuſehen. Der Name Tokelau für Nordwind beweiſt, wie wir ſchon oben andeuteten, dasſelbe. Hale (171) macht ferner darauf aufmerkſam (was Schirren wie die Karte des Tupaia ganz unbeachtet läßt), daß zu Tahiti die Monate, welche etwa unſerem Juni und Juli entſprechen Tararomua und Tararomuri, d. h. vor und nach dem Tararo heißen. Ebenſo auf Samoa Talolomua, Talolomuli und Talolo bezeichnet hier ein Seegewürm, eine Hauptdelikateſſe der Samoaner, während man das Thier auf Tahiti gar nicht kennt und das Wort nicht verſteht. Alſo auch dieſe Namen weiſen nach Samoa.

Und es gibt noch manches Andere, was zwar nicht direkt an Samoa, wohl aber auf eine Einwanderung der einzelnen Stämme hinweiſt und zu einer Einwanderung von Samoa wenigſtens vortrefflich paßt. So macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marqu. et de la langue Polynesienne, Fechner Centralblatt 1854, 3 f.) darauf aufmerkſam, daß das Schwein den Neuſeeländern fehlte, daß ſie aber den polyneſiſchen Namen für das Thier, puaka, in ihrer Sprache beſaßen: ſie müſſen alſo aus einem Land gekommen ſein, wo es Schweine gab. Noch wichtiger iſt es, wenn im Tahitiſchen (Gaussin eb.) fatu eine Hochinſel, motu eine flache Koralleninſel, im Markeſaniſchen und Neuſeeländiſchen aber beides ohne Unterſchied Inſel bezeichnet, denn weder im Markeſasarchipel, noch bei Neuſeeland gibt es Koralleninſeln. Dieſe Worte müſſen alſo aus einer Gegend ſtammen, wo man hohe und flache Eilande hatte. Auch dies paßt auf Samoa und in Tahiti behielten beide Worte ihre Geltung, weil dort beide Inſelarten vorkamen. Derartiges wird ſich bei genauerer Durchforſchung der Sprachen noch mehr finden laſſen.

Nach einem wirklichen Lande und alſo nach Samoa weiſen nun

auch die Wandersagen, namentlich der Neuseeländer, die, wenn Hawaii mythologisch zu deuten wäre, unmöglich von einem steten Hin- und Wiederfahren zwischen Neuseeland und Hawaii berichten könnten. Freilich Schirren gibt auf die Sagen nichts, denn er behauptet, daß die Wanderung selbst „im Lichte der Wandersagen nicht Thatsache, sondern nur Mythos" ist, indem er ausführt (108), daß alle diese Wandersagen weiter nichts enthalten, als die Darstellung von Mauis Fahrten. Allein wie Schirren bei seinen Etymologien unkritisch ist und alles mit allem vermischt (eine Gefahr, die bei polynesischen Sprachen sehr nahe liegt), so ist er bei weitem unkritischer in seinen mythologischen Zusammenstellungen. Waitz hat sehr Recht, wenn er in seinen Excerpten über Schirren bemerkt: „Das Material, worüber wir bis jetzt verfügen, ist ein keineswegs kritisch gesichtetes. Vieles davon mag auf Mißverständnissen der Eingeborenen, der Berichterstatter, herrühren," vieles auch auf absichtlichen Täuschungen der Eingeborenen, die gar zu gern den Europäern eine Nase drehen, „bei jedem Stamm und fast von jedem Priester werden die einheimischen Traditionen abweichend erzählt, oft mit momentanen Abänderungen durch die stets rege Phantasie des Erzählers, große Zeiten und Räume trennen die Orte von einander, an welchen die Ueberlieferungen gesammelt sind — und auf solches Material hin unternimmt man es, Identifikationen verschiedener mythologischer Hauptpersonen zu gründen!" Greys Sammlung bildet freilich einen festen Halt: und durch genaue Prüfung und kritische Vergleichung, welche bei einer so umfassenden Gelehrsamkeit wie Schirrens nicht allzuschwierig gewesen wäre, hätte sich manches feststellen lassen. Allein wie geht er zu Werke! S. 68—85 wird Maui mit so gut wie allen polynesischen Gottheiten dentificirt, was schon an sich undenkbar ist, und wird so zum Hauptgott; S. 156 f. zeigen sich alle Wandersagen als Sonnenmythen und zwar nach einer Methode, nach welcher sich Alles zu Allem deuten läßt, wie denn Schirren auch schließlich (170) auf ähnliche Weise weit über das polynesische Gebiet hinausgeht und eben alles, die gesammten Mythen der Welt als Sonnenmythen deutet, gerade wie ihm schon in Polynesien alles die Sonne ist: das Söhnchen Turis (Grey 202—220), das von Uenuku gemordet wird, ist die Morgensonne, Uenuku die Nachtsonne, sein Sohn, den Turi von Rache getrieben erschlägt, die Abendsonne; das Herz seines Sohnes, welches

ihm dann von Turi zugeschickt wird und das er ahndungslos verzehrt, das erste Sonnenflämmchen beim Aufgange. Turi hat noch zwei andere Kinder: beide gelten als Sonne; die beiden Kähne, in welchen er flieht, sind Gestalten der Sonne; auch Kupe, ein anderer Held der einwandernden Maoris (Grey a 207 f.), ist die Sonne, die Kalabasse, womit er einen riesigen Tintenfisch, der ihn verschlingen will, fängt, ist die Sonne; die beiden gegenübersitzenden Vögel, die er auf Neuseeland hört, sind Morgen- und Abendsonne.

Freilich ist in diese Wandersagen viel Mythisches mit eingeflochten, aber ihr Kern ist und bleibt die Thatsache, daß vor langer Zeit die Bevölkerungen Neuseelands und des östlichen stillen Oceans vom Centrum dieses Meeres ausgegangen sind. Führten uns bis jetzt unsere Wege nur nach Samoa, so leiten doch einzelne Spuren auch nach Tonga, die wir noch verfolgen müssen. So sind uns tonganische Namen schon begegnet, Lefuka auf Hawaii und vielleicht Vavao auf Nukahiva; in einer neuseeländischen Wandersage bei Grey (a 134. Thomson 1, 58) wird einer der berühmtesten Wanderkähne in Rarotonga gebaut, welches die Sage in die Nähe von Hawaiki versetzt. Daß hiermit nicht die Insel im Hervey-archipel gemeint sein kann, ist klar, und so hält denn Schirren (103) auch dies Rarotonga (Raro bedeutet unten) für mythisch und identisch mit Hawaiki; Thomson glaubt, die Rarotonganer im Hervey-archipel seien früher ausgewandert als die Neuseeländer, und so hätten letztere von jener fernen Insel Kunde gehabt — eine Ansicht, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt. Mit Rarotonga (d. h. unten gelegenes Tonga) ist wohl nichts anderes gemeint, als Tonga selbst, denn raro unten heißt sonst auch südlich (einzelne Ausnahmen erwähnt und erklärt Schirren 101) und so würde Rarotonga die unten gelegene Südinsel (zunächst von Samoa aus) bezeichnen. Beides, Tonga und Rarotonga, wäre dann synonym: und so finden sich beide Namen abwechselnd für einen der südlichsten Punkte Neuseelands, für Centreinsel in der Foveaux-straße (Schirren 103, A. 2) und Rarotonga auch an der Westküste der Nordinsel. Auch Taylor (186) denkt an Einwanderungen aus Tonga, nur daß seine Beweise nichts austragen. Merkwürdig ist, was er von einem dreifachen Hawaiki sagt (192): zuerst seien die Einwanderer von dem „sehr entfernten Hawaiki" (H. tawiti uni) nach dem „näheren" Hawaiki (H. patata) und dann nach Hawaiki ki te

moutere gekommen, welche drei Inseln Taylor auf Hawaii (Sandwicharchipel) Tahiti und Waihu deutet. Nach einem alten Häuptling kamen sie (1840) vor 16 Generationen von 3 Inseln im Osten, Hawaiki, Matatera und Wairota (eb. 193). Auch Augas (1, 306) und Shortland (a. 22) denken an das Hawaii der Sandwichgruppe: ohne allen Grund. Von Osten kamen sie freilich: denn sie kamen von Samoa und landeten an der Ostküste. Ob man aber nicht in jenem dreifachen Hawaii zunächst an Samoa, dann an Habai in Tonga denken darf? Letzteres war besonders heilig, denn es gab wie es neben Tongatabu noch ein hunga-tonga gab, neben Habai ein hunga-habai, d. h. ein nicht heiliges Habai (Erskine, Karte). Vielleicht ist letzteres mit dem dritten Hawaiki gemeint, vielleicht auch ein Punkt in Neuseeland selbst, wer mag es entscheiden? Könnte man doch bei dem „sehr entfernten" Hawaiki an die Urheimat der Polynesier denken, ehe sie nach Samoa einwanderten, oder an jenes mythologische, welches dann erst jüngerer Zusatz wäre; es ist für uns von keinem Gewicht, so wenig wie die drei Inseln jenes Häuptlings, dessen 26 Generationen ohnehin rein willkürlich sind. Als die 6 ersten Namen enthalten sie Götternamen.

Wir kommen hier zu einem Punkt, in welchem Schirren gegen Hale vollständig recht hat: Die Zeitbestimmungen nämlich, welche der amerikanische Gelehrte aus den einheimischen Geschlechtsregistern feststellen will. Fast auf allen Inseln finden sich Genealogien der Königsgeschlechter, welche bis auf die Einwanderung zurückreichen. So hörte Porter (Hale 128) auf Nukahiva, daß Ataia und sein Weib Ananuna vor 88 Generationen gekommen sei. Er brachte viele Pflanzen und 40 Kinder mit, welche alle Pflanzennamen trugen, während er selbst hanau-po „nachtgeboren" war, also aus dem po, dem großen Reich der Götter abstammte. Indem nun Hale die Generation zu 30 Jahren ansetzt, so würde nach dieser Angabe die erste Einwanderung vor 2640 Jahren (von 1840 an) geschehen sein, welche Zahl er selbst für zu groß, für mythisch hält. Für Hawaii erwähnt er (132) ein ähnliches Verzeichniß von 67 Generationen, welche in einer Art von historischem Epos, im Mu-olelo der Hawaier aufgezählt werden und ein Verzeichniß von 2010 Jahren geben würden. Allein auch hier sind die ersten Namen mythisch und stimmen z. Th. mit nukahivischen, z. Th. mit tahitischen überein, während wieder andere, gleich-

falls wie die nukahivischen, Pflanzen bezeichnen. Noch der 22. König dieser Genealogie ist mythisch, denn er gilt erst als der Vater der vier Mauis, und daß diese Götter sind, werden wir später sehen. Daher zieht denn Hale die ersten 22 Geschlechter als mythisch ab und behält als wirklich historisch noch die Zahl von 1400 Jahren, so daß er auf das Jahr 440 n. Chr. als den ungefähren Termin der Bevölkerung Hawaii's kommt. Für Rarotonga gibt Williams (199) den Herrscher, den er 1825 vorfand, für den 29. seit der Einwanderung an, wodurch wir nach derselben Rechnung (Hale 138) etwa auf das Jahr 950 unserer Zeit zurückgeführt werden. Mangareva erhielt seine Bewohner von Rarotonga: Die Mangarever nun geben die Zahl der Fürsten, welche seit der Einwanderung herrschten, auf 27 an (Meigret bei Hale 139 f.) und da nun Hale zwei dieser Herrscher, die wegen politischer Unruhen nur ganz kurz regiert haben sollen, von jenen 27 abzieht, so kommt er etwa auf das Jahr 1200 für den Zeitpunkt der ersten Bevölkerung Mangarevas, welche also nach dieser Berechnung statt fand, nachdem Rarotonga 150 Jahre bewohnt war.

Scheint nun dies letztere zu stimmen, so sieht man doch leicht, wie unsicher Hales Berechnungen sind und hierauf zuerst hingewiesen zu haben, ist Schirrens Verdienst. Zunächst zeigt er, wie abweichend diese Berichte untereinander sind: so gab es auf Hawaii gleichfalls in jenen historischen Ueberlieferungen eine Genealogie von 74 Generationen von Tamehameha I (Jarves 28), ja von 100 Geschlechtern nach Ellis 1, 85, welcher letztere Gewährsmann, obwohl er die hawaiischen Ueberlieferungen viel sicherer fand als die tahitischen, als ganz ächt nur 30 gelten lassen will. Aehnliche Abweichungen erwähnt für Nukahiva Mathias G***, welcher mythologische Namen noch 18 Geschlechter weiter als Hale aufführt (Schirren 54 f.) und in den neuseeländischen Genealogien bei Shortland weist Schirren (60 f.) mit großem Scharfsinn und meist unwiderleglich eine ganze Reihe von Elementargeistern nach. So ist es denn ganz klar, daß man auf jene Genealogien als historische Beweis- und Hülfsmittel so gut wie nichts geben kann; und daß Hale in ihrer Benutzung ebenso willkürlich als irrthümlich verfuhr.

Einen ähnlichen Fehler macht Hale, indem er den Namen des polynesischen Paradieses Pulotu geographisch deuten will. Pulotu (Purotu u. s. w.) ist der Aufenthalt der Seelen und freilich wollten sowohl Samoaner als Tonganer und Fidschis dorther stammen. Es

ist nach dem Glauben der Tonganer eine große Insel im fernen Nordwesten (Mar. 2, 108), von der einst Götter nach Tonga kamen, sich daselbst niederließen und die Früchte des Landes aßen. Da starben plötzlich drei von ihnen: und als die übrigen, sehr erschrocken wieder nach Bolotu, wie in Tonga der Name heißt, zurückwollten, erhielten sie von den anderen Göttern die Weisung, da sie von irdischer Speise gegessen hätten, so seien sie nun selbst sterblich. So mußten sie bleiben. Um dies Bolotu zu erklären, denkt Hale an das malaiische Buro zwischen Celebes und Ceram und führt zur Unterstützung seiner Ansicht eine Notiz an, welche Quiros gibt. Letzterer sah auf Taumako einen mit Silber eingelegten Bogen, den ein Taumakaner von Puro, einem großen Lande schwarzer Bevölkerung mitgebracht haben wollte. Der Bogen, von malaiischer Arbeit, war von jenem Insulaner gewiß nicht aus Malaisien selbst, sondern von den Salomoinseln geholt, wohin die Bugis in alter Zeit zu fahren pflegten (Rienzi bei Hale 195). Auf die Salomoinseln war denn der Name Puro übertragen (Hale 196). Aber dies beweist doch für Pulotu und die bloß auf dem Gleichklang des Namens beruhende Identificirung mit Buro gar nichts.

So ist man denn von Hales Deutung mit Recht abgegangen, Aber auch Schirren ist hier im Irrthum, wenn er sagt, Bolotu sei (im Gegensatz zu Hawaiki) ursprünglich stets hochgedacht: die Sagen wissen davon nichts, ja sie erzählen das Gegentheil, wie denn z. B. in einer solchen der Gott Langi gerade erst den Himmel verlassen muß, um nach Bolotu zur Götterversammlung zu kommen (Mariner 2, 129 f). Die richtige Erklärung aber scheint Meinicke (b, 19) getroffen zu haben. Er denkt an po Nacht, Urraum wo die Götter wohnen, Chaos (im ältesten Sinne) und lotu Gebet oder lieber noch loto Mitte, so daß der Name also Mitte des Götteraufenthalts bedeutet. Freilich ist ja auch durch diese Erklärung noch nicht alles gesichert, da z. B. auf Fidschi neben mbulotu auch mbutu (Erskine 248) vorkommt und auf Tahiti der Name rohutu heißt (Hale s. v. pulotu). Allein das steht wohl fest, daß wir in jener Westinsel der Seligen kein geographisch bestimmteres Land zu denken haben: es liegt nach Westen, wie alle Inseln der Seligen und was davon berichtet wird ist so ganz und gar nicht individuell, daß wir klärlich hier nur einen mythologischen Begriff vor uns haben.

Läßt sich denn nun aber über diese Einwanderungen der Polynesier

gar nichts sicheres finden? Zunächst läßt sich einiges über die Zeit sagen*). Müller (Novarareise, Linguistik 291—95) schließt so: man findet schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die malaiische, javanische u. s. w. Sprache auf der Stufe ihrer jetzigen Entwickelung. Da sie nun doch eine sehr geraume Zeit brauchten, um von polynesischer Einfachheit zu ihrem jetzigen Bau zu gelangen, so setzt Müller das Jahr 1000 vor Christi als die — höchst ungefähre — Zeit der Lostrennung beider Stämme, des malaiischen und polynesischen. Und wenn dann die Einwanderung des letzteren wieder einige Jahrhunderte forderte, so würde nach dieser Rechnung etwa das Jahr 800—700 v. Chr. der Zeitpunkt ihrer Ankunft sein. Es ist dies jedenfalls der späteste Zeitpunkt, den wir ansetzen dürfen: wir müssen ihn aber wohl weit hinaufrücken, wenn wir folgendes bedenken. Hochstetter (94) erwähnt, daß einer der erloschenen Auklandvulkane Rangitoto „blutiger Himmel" heißt. Er glaubt, daß der Berg schon in „vorhistorischer Zeit" erloschen sei, da er keine Spur von Fumarolen oder sonstigen vulkanischen Erscheinungen zeige. Allein der Name beweist deutlich, daß ihn die Maoris noch thätig gekannt haben; daß also, wenn wir Hochstetters „vorhistorisch" auch in keinem sehr ausgedehnten Sinn nehmen wollen, wir ohne Uebertreibung auf das Jahr 1000 vor Chr. als die Zeit zurückgehen können, wo die Maoris schon in Neuseeland wohnten oder sich da festsetzten. Dann würde ihre Trennung von den eigentlichen Malaien gewiß wieder um 1000 Jahr zurückgesetzt werden müssen. Wie die Körpergleichheit aller Polynesier beweist, müssen sie schon vor ihrer Einwanderung durch sehr lange Zeiten ein für sich abgeschiedenes Volk gewesen sein. Die Körperbeschaffenheit eines ganzen Volkes ändert sich ohne fremde Mischungen nur äußerst langsam; fremde Mischungen aber haben die Polynesier, wie ihre Sprache ausweist, nicht erfahren und dennoch sind sie wesentlich genug von den Malaien unterschieden. Allerdings gibt es in Malaisien selbst Volksstämme, welche ein mehr polynesisches Aeußere haben, wie z. B. die Bewohner der Insel Engano, die Bergbewohner Sumatras u. s. w. und die Behauptung Hombrons (D'Urville 6, Zool. 295) und Rienzis, die Polynesier stammten von den Dajaken ab, beruht auf ähnlichen Gründen. Mag nun dies der ursprüngliche Typus des ganzen Stammes

*) Vergl. hierüber unseren Aufsatz „die Bevölkerung der austral. Inselwelt." S. 266 im 5. Bd. der Zeitschr. f. Völkerpsychologie.

geweſen ſein, der ſich nur in den unberührteren Gegenden (wie Polyneſien) rein erhielt: ſo verlangt doch die Entwickelung der ſpecifiſch malaiiſchen Eigenthümlichkeiten in der Ausbreitung, wie wir ſie finden, eine außerordentlich lange Zeit, da nicht nur in Hautfarbe, Wuchs und dergl. ſich Unterſchiede finden, ſondern auch der Schädelbau beider Stämme ſehr von einander abweicht. Iſt das umgekehrte Verhältniß anzunehmen, daß nämlich ſich die polyneſiſche Eigenthümlichkeit aus der malaiiſchen Grundform entwickelt hat, was indeß nicht wahrſcheinlich iſt: ſo bleiben die Verhältniſſe ſich ganz gleich. Die Zeiten, welche man annehmen muß, dehnen ſich dadurch noch mehr, daß hier auch die Mikroneſier zu beachten ſind: ſie, welche mit den Polyneſiern ſprachlich und leiblich nahe verwandt aber doch immerhin noch ſelbſtändig genug ſind, müſſen jedenfalls noch eine geraume Zeit mit dieſen zuſammen als ein von den übrigen Malaien geſchiedenes ſelbſtändiges Volk gelebt haben, bis dann die Polyneſier nach Oſten ziehend ſich abtrennten; auch dann noch blieben die Mikroneſier noch viele Jahrhunderte allein, bis ſie in ihre jetzige Heimat gelangten. Sie können nicht zugleich mit den Polyneſiern eingewandert ſein: ſonſt müßten wir ihre Sprache von derſelben Einfachheit wie die polyneſiſchen und dieſen faſt gleich finden; ſie können aber auch in ihrer neuen Heimat ſich nicht erſt zu ihren gemeinſchaftlichen Eigenthümlichkeiten herangebildet haben, einmal weil ihr Gebiet viel zu ſehr aus ganz kleinen Inſeln beſteht, welche eine gemeinſame Entwickelung unmöglich machte, dann aber, weil wir größere Unterſchiede zwiſchen den äußerſten Punkten der Karolinen und der Kingsmillinſeln finden würden: man ſieht, eine ſchon ſpezifiſch entwickelte Bevölkerung zog ein, und durch die Trennung bildeten ſich nur noch mundartliche, keineswegs durchgreifende Unterſchiede. Durchgreifende Unterſchiede hätten ſich aber bei ſo weiter Entfernung nothwendig bilden müſſen, wenn nicht die Einwanderer ſchon auf einer beſtimmten für alle gleichen Stufe geſtanden hätten, welche ſelbſt wieder der Boden für ſpätere Differenzirung wurde.

Auffallend iſt die große Aehnlichkeit einmal ſämmtlicher polyneſiſcher Sprachen, dann aber beſonders der öffentlichen Zweige des Sprachſtammes, das Neuſeeländiſche mit eingerechnet. Nach der Höhe ihrer Bildung nimmt das Tonga, welches den Uebergang zu den weſtlichen Sprachen macht (Buſchmann 45) den erſten Platz ein, dann folgen in beſtimmter Abſtufung zunächſt das Neuſeeländiſche,

dann das Rarotonganische, das Tahitische, Markesanische und Hawaiische (eb. 46). Obwohl das Tonga größere Abweichungen zeigt, so sind sie doch fast nur mundartlich verschieden von einander. Namentlich gilt dies von den drei zuletzt genannten (Buschmann 60 f.) und man könnte wegen dieser so überaus nahen Verwandtschaft auf eine ziemlich späte Einwanderung zu schließen geneigt sein. Allein wie schon alles obige eine solche unmöglich macht, so verlangten auch die weiten Wasserwege sicherlich zu ihrer Durchmessung, die oft so abgelegenen Inseln zu ihrer Auffindung, welche nicht gleichzeitig, sondern in Zeiträumen nach einander geschah, eine lange Zeit. Die Auswanderungen selbst waren meist erst durch die Uebervölkerung der Heimat veranlaßt, um aber einen Archipel wie z. B. Tahiti oder Nukahiva so dicht zu bevölkern, waren doch auch gewiß wieder Jahrhunderte nöthig — so daß wir durch alle diese Betrachtungen zu fast dem gleichen Ergebniß kommen. Die Gleichheit der Sprache wird auch weniger auffallen, wenn man bedenkt, wie einfach im großen Ganzen die Beschaffenheit aller dieser Inseln und das Leben auf denselben und wie gleichförmig es durch den ganzen Ocean hin ist. Auch historische Schicksale irgend wie bedeutender oder nachhaltiger Art erlebten diese Völker nicht und konnten sie nicht erleben. Daher denn ihre Sprachen im Wesentlichen auf der alten Stufe blieben, denn die Sprache eines Volkes ändert sich nur durch die Aenderungen, welche der Geist der Redenden durch erziehende Schicksale erleidet. Die Umbildungen der polynesischen Sprachen erhärten diesen Satz gleichfalls: sie zeigen eine mehr oder weniger fortschreitende Verweichlichung und ganz dasselbe zeigt der Charakter dieser Völker. Neuseeland freilich bietet eine andere Natur: aber einmal war eigentlich nur die Nordinsel bewohnt, andererseits waren die Einwanderer nicht im Stande, die Vortheile dieser Natur auszunutzen, weil sie für die ersten Lebensbedürfnisse zu wenig bot; sie waren daher angewiesen auf das wenige, welches sie aus der nördlicheren Heimat mitgebracht hatten, d. h. auf dieselben Thiere und Pflanzen wie das übrige Polynesien. Doch beruht die größere Kraft der Maoris sicher auf den kräftigenden Einflüssen ihres Landes.

Ueber den Wanderungsweg des gesammten polynesischen Stammes haben wir schon oben geredet (S. 184 f.); wir nehmen an, daß er an dem Nordrand des melanesischen Gebietes sich herziehe und hier in den einzelnen Inseln polynesischer Bevölkerung seine Spuren zeige.

Man könnte denken, er habe über Mikroneſien geführt: allein dann iſt es unbegreiflich, warum die Einwanderer nicht gleich dieſe Inſeln bevölkerten, ſondern weiter und weiter zogen bis nach Polyneſien. Wollte man ſagen, ſie ſeien von den nachrückenden Mikroneſiern gewaltſam verdrängt, ſo iſt hiergegen einzuwenden, daß die Sage, welche in den einförmigen Verhältniſſen des Oceans ebenſo conſervativ iſt wie die Sprache, doch irgend welche Ueberlieferung von derartigen Kämpfen erhalten haben würde; während wir doch keine Spur davon finden. Zudem wiſſen wir, daß die Gilbertinſeln erſt ſpät von Ponapi und Samoa aus bevölkert ſind: kam aber der Hauptſtrom der Polyneſier von Mikroneſien, ſo iſt es ganz unmöglich, daß ſie unbevölkert blieben. Die Mikroneſier dagegen gelangten gleich nach ihrer erſten Einwanderung in dies ihr jetziges Gebiet, ſei es durch Zufall, ſei es, weil ſie den Weg, über welchen die Polyneſier gekommen waren, beſetzt fanden und ſie ſich deshalb nach Nordoſten wandten: den Südoſten bevölkerten ſtreitbare Papuas. Noch ſpäter wanderten die Marianer: dieſen aber blieb kein Gebiet als jene Inſelkette im Norden, zu welcher ſie an den Südweſtcarolinen vorüberfahrend und wohl von den dortigen Einwohnern abgewieſen gelangten. Für den Weg, welchen wir ſo für die Polyneſier beſtimmen, ſprechen auch die ethnologiſchen Verhältniſſe der Fidſchiinſeln, welche merkwürdig genug ſind, über die wir aber erſt ſpäter ausführlich reden können: hier genüge die Bemerkung, daß die Melaneſier auf dieſer Inſelgruppe durch den Strom der einwandernden Polyneſier verdrängt und mit bis zu ihrer neuen Heimat fortgeriſſen ſcheinen. Die Polyneſier ließen ſich zunächſt auf Samoa und Tonga nieder, von wo aus ſie ſich weiter verbreiteten und zwar ziemlich gleichzeitig, wie die Gleichheit der Sprachen beweiſt, ſüdweſtlich nach Neuſeeland und öſtlich nach Tahiti.

Dieſen öſtlichen Stamm müſſen wir noch etwas genauer betrachten. Daß Tahiti von Samoa bevölkert iſt, daß die erſten Anſiedler nach Raiatea kamen und von hier aus den Archipel bevölkerten, haben wir ſchon bewieſen; es bleibt uns noch übrig, zu zeigen, wie nun Tahiti ſelbſt wieder Völkermittelpunkt für den Oſten wurde. Auf Nukahiva iſt zunächſt die Hauptmaſſe der Sprache mit dem Tahitiſchen auf das engſte verwandt (Hale 127; Buſchmann 34); die Mythen, von denen wir ſchon einige betrachtet haben, die Sitten, die religiöſen Anſchauungen, weiſen nach Tahiti (Vincend. Dum. Marquises 233;

244 f.); ferner macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marquesas et de la langue Polynesienne) darauf aufmerksam, daß in Tahiti eine Art Banane, welche Hauptnahrung ist, fei heißt; sie fehlt auf den Markesas, allein hier heißt eine Art Teig aus anderen Früchten fei-kai — eine Einzelnheit freilich, aber von nicht geringerer Beweiskraft. Die ersten Einwanderer kamen der Sage nach in ein nach Süden sich öffnendes Thal (Porter 30); und die ältesten Sprachformen sind in den gleichfalls nach Süden geöffneten Thälern der Taipis und Taiis erhalten (Hale 126). Es ist freilich zu beachten, daß die Nukahivagruppe, ja Nukahiva selbst eine große Menge verschiedener Mundarten besitzt, weit zahlreichere und schärfer geschiedene als Neuseeland, während Tahiti und Hawaii fast nur eine Sprache zeigen. Zunächst erklärt sich diese Erscheinung daraus, daß im Markesasarchipel keine Insel so entschieden die Hauptinsel ist wie Tahiti und Hawaii in ihrem Gebiet; wichtiger aber ist die geologische Bildung der Markesasinseln, durch welche die Bevölkerung jeder einzelnen Insel frühzeitig und streng von einander geschieden ist, und zwar schroffer als irgendwo sonst in Polynesien. Es ist daher kein Wunder, daß die Sprachformen dieser Stämme einmal ziemlich weit von einander abweichen, daß sie andererseits manches Alterthümliche erhalten haben, was an tonganisch-samoanische Sprache und Sitte erinnern könnte. Hierauf und auf jenen Mythus bei Porter gestützt, nach welchem die Markesaner von Vavau abstammen wollen, glaubt denn Hale, daß auch eine directe Einwirkung von Tonga aus auf diese Inseln stattgefunden habe. Möglich mag dies immerhin sein, allein nachweislich ist es nicht: denn jenes Vavau war, wie wir schon sahen, keineswegs sicher überliefert und Sprache und Sitte können eben Alterthümliches bewahrt haben, was sich in Tahiti verlor. Daß z. B. in früherer Zeit auch das Tahitische die Consonanten k, ng besessen hat, die ihm jetzt ganz fehlen, sagt Hale (144) selbst: finden wir nun auch diese Laute wie im Tonganisch-samoanischen auch im Markesanischen, so kann sie doch letzteres sehr gut aus dem Alt-tahitischen bewahrt haben. Auch was Hale von Sitten, die in Tonga von Fidschi stammten und sich dennoch in Nukahiva wieder fänden, zu beweisen denkt, ist nicht stichhaltig, da wie wir später sehen werden die Fidschiinsulaner schon weit eher mit den Tonganern verbunden waren, ehe die Auswanderer, welche Tahiti bevölkerten,

nach Osten wanderten. Diese Sitten (falls sie den Polynesiern überhaupt ursprünglich nicht zukamen) konnten also schon mitgebracht und nur in dem abgeschiedenen Nukahiva bewahrt sein. Fand aber eine directe Einwanderung nach den Markesasinseln statt, so muß diese in sehr frühe Zeit fallen: denn die Markesaner waren so wilde Krieger, daß sie jede Einwanderung von sich würden abgewehrt haben. Vorsichtiger nnd wahrscheinlicher ist der Schluß, daß Nukahiva nur von Tahiti aus bevölkert ist.

Alle Sagen auf Hawaii weisen gleichfalls nach Tahiti hin: von dort her sollen die ältesten Bewohner gekommen sein und in früherer Zeit war reger Verkehr zwischen beiden Gruppen (Jarves 24; Ellis 4, 94; 428; Hill 39; Michelewa y Rojas 81; Hopkins Hawaii London 1862, S. 74 nach Quarterly review Juli 1862). Die Einwohner von Bolabola (Gesellschaftsarch.) gelten (wie auch in Tahiti selbst) auf den Sandwichinseln für die tapfersten aller Menschen und es ist ein Sprichwort in Hawaii „alles ist gut, was von Bolabola kommt" (Turnbull 158). Noch zu Turnbulls (eb.) Zeiten kamen viele Hawaier, um in Tahiti Kriegsdienste zu thun. Ferner weisen Hawaiische Mythen direct nach Tahiti (Hale 132). Wichtig ist namentlich, daß wie in Neuseeland das Feuer des Tongariro von Havaiki geholt wird, so die vulkanischen Götter Hawaiis, Pele und ihr Anhang von Tahiti kamen (Ellis 4, 248), obwohl in Tahiti keine Spur vulkanischer Thätigkeit der letzten Jahrtausende ist. Alles dies beweist die Abstammung der Hawaier von Tahiti schlagend. Freilich gab es (Ellis 4, 418) andere Sagen auf Hawaii, welche die ersten Menschen auf Hawaii selbst und zwar geformt durch die Göttin Haumea entstehen ließen. Allein dies ist nur Lokalisation einer allgemein polynesischen Sage, welche wir auf allen Inseln finden: sie beweist also nichts gegen die Einwanderung. Wie aber fand diese statt? Hale meint, die Sandwichinseln seien bevölkert durch Tahitier, welche wegen Ueberfüllung ihrer Insel nach der alten Heimat, nach Hawaii (Samoa) zurücksegeln wollten, aber verschlagen nach einer Gruppe kamen, auf welche sie nun die Namen der samoanischen Inseln übertrugen — man sieht, diese Annahme ist nur den Namen Hawaii Upolu zu Gunsten gemacht. Man kann aber viel einfacher und viel wahrscheinlicher annehmen, daß wie eine Kolonie von Tahiti ausgehend Nukahiva bevölkerte, so eine andere spätere, welche Nuka-

hiva schon bevölkert fand, weiter segelte und so die Hawaiigruppe fand. Die Polynesier, welche von Samoa nach Tahiti fahren konnten gegen den Südostpassat oder vielmehr zur Zeit der veränderlichen Westwinde: diese ebenso kühnen als geschickten Seefahrer konnten auch über diesen Passat und die Region der Aequatorialstille hinaus gegen den Nordwestpassat bis Hawaii gelangen. Da nun die obigen Sagen von Nukahiva nichts erwähnen; da das Hawaiische keineswegs dem Markesanischen näher als dem Tahitischen steht: so müssen wir eine unmittelbare Einwanderung von Tahiti nach Hawaii annehmen, während man doch denken könnte (und Hale hat es gedacht), daß erst von Nukahiva aus die Sandwichinseln ihre Bevölkerung erhalten hätten.

Auch Paumotu, welches schwach und östlich von Hau kaum bewohnt ist (Hale 155), hat gleichfalls von Tahiti den größten Theil seiner Bevölkerung erhalten, welche von den umwohnenden Völkern als Nation **parata** genannt wird (Mörenhout 1, 157). Zwar sind die Paumotuaner dunkler, kleiner und roher als die Tahitier, aber beides ist die nothwendige Folge ihrer Lebensart. Auf allen Inseln ist die Nahrung dürftig und schlecht und der Sonnenbrand viel ärger als auf Tahiti; daher wurden Paumotuaner, nach Tahiti gebracht, bei längerem Aufenthalt auf dieser schattigen und fruchtbaren Insel heller und umgekehrt Tahitier auf Paumotu dunkler (Mörenhout 1, 166). Die Weiber, welche ein außerordentlich elendes Leben führen müssen, sind noch kleiner, noch häßlicher, noch schwärzer als die Männer (eb.). Spricht ihre Leibesbeschaffenheit also nicht gegen, so spricht die geographische Lage für eine Einwanderung nach Tahiti und ebenso die Sprache, die zwar ein ganz fremdartiges Element enthalten soll (Hale 143—4), aber in der ganzen Form grammatisch wie syntaktisch (Mörenh. 1, 157—8) polynesisch und zwar tahitisch ist. Sie selbst erzählten, daß sie von Südosten, andere, daß sie von den westlichen Inseln, also Tahiti, gekommen seien (King and Fitzroy Append. 193) und noch andere, daß sie von den Markesas stammten. Hiermit steht vielleicht die Nachricht, welche Quiros auf den Markesasinseln von südlich wohnenden Negern erhielt, die Bogen und Pfeile hatten und mit denen man viel Krieg führen mußte, in Zusammenhang. Auch Waihu gehört seiner Sprache und Bevölkerung nach zu Tahiti.

Dagegen hat Mangarewa und die sämmtlichen Paumotuinseln

bis zu dieser Gruppe ganz rein die rarotonganische Sprache (Williams 526; Parkins 381; Hale 141; Mörenhout 1, 95). Rarotonga selbst wurde der Sage nach (wenn wir von jenen oben erwähnten Riesen absehen) von Karika, einem tonganischen Helden aus Manuka, bevölkert (Williams 194). Als er einst wieder in See gegangen war, begegnete ihm der Tahitier Tangiia, der vor seinem Feind und Bruder Tutabu aru roa „dem unermüdlichen Verfolger Tutabu" geflohen war. Beide vereinigten sich und bewohnten dann gemeinschaftlich Rarotonga, Tangiia im Osten, Karika im Norden (der Richtung der Einwanderung entsprechend) und tödteten gemeinschaftlich den Tutabu, den auch sowie den Tangiia selbst einheimisch tahitische Ueberlieferungen kennen (Williams 198). Man wird also in diesen Erzählungen einen historischen Kern nicht verkennen, trotzdem der Kahn des Tangiia Tarai-po „in der unsichtbaren Welt gebaut" hieß und von Vögeln auf einer Bergspitze gebaut sein soll, die ihn dann hinuntertrugen. Denn Schiffervölker behandeln Kähne mit derselben personificirenden Wichtigkeit wie andere Völker Roß und Schwert; und nicht minder natürlich ist es, daß die Rarotonganer in ihrem Ahnherrn statt eines Vertriebenen lieber einen von den Göttern unterstützten Auswanderer sahen. Noch bis zu Williams Zeiten theilen sich die Rarotonganer in Ngati Karika und Ngati Tangiia, d. h. in Abkömmlinge von Karika, welche noch jetzt im Norden und Abkömmlinge von Tangiia, welche im Süden wohnen und bei weitem die mächtigeren sind. Trotzdem aber wurde der andere Stamm höher geehrt und aus ihm der König gewählt, weil ihm ursprünglich die Insel gehört hatte. Die Sprache nennt Williams (198) ein reines Tahitisch mit härterem Consonantismus und Hale (138) nennt ihre Form älter als die des jetzigen Tahitisch und Samoanisch, was für das Alter der Rarotonganischen Bevölkerung wichtig ist. Andere Sagen erzählten, daß einst Rarotonga mit Raiatea zusammenhing, aber in Folge eines Frevels der Raiateaner von dieser Insel, welche die Götter in die Ferne rückten, getrennt wurde (Williams 104; 56 f.). Von Rarotonga aus wurde also Mangarewa bevölkert und wenn Hale (140) meint von den Ngati-Tangiia, so schließt er dies mit Recht zunächst aus der östlichen Lage jenes Stammes, sowie ferner aus der Sprache Mangarewas, welche dem Tahitischen nahe steht. Auch Rapa (eb. 141) ist von Hervey aus bevölkert, wie die Sprache be-

weist. Daß dagegen die Bewohner der Australinseln von Tahiti stammen, kann uns nicht wundern bei der Lage dieser Inseln, deren Sprache denn auch der tahitischen so nahe steht, daß die Eingeborenen in dieser letzteren im Christenthum unterrichtet wurden, was auf Hervey nicht möglich war (Williams 525; 122). Auch Religion und Sitten stimmen ganz mit Tahiti überein (Mörenh. 1, 138).

Die Annahme mancher Gelehrten, daß in sehr früher Zeit der ganze Ozean eine Negritobevölkerung gehabt habe und diese erst durch die einwandernden Polynesier verdrängt sei, haben wir schon oben widerlegt. Man findet nun aber auf sehr vielen Inseln unseres Gebietes uralte Bauten, welche die jetzigen Bewohner meist den Göttern zuschreiben, weil sie viel gewaltiger sind als sie jetzt zu bauen pflegen. Da man als ihre Erbauer an eine stammfremde Nation, wenn auch zweifelnd gedacht hat (Beechey 1, 41 f. Melville 2, 50 f.), so müssen wir hier einen kurzen Blick auf diese Alterthümer werfen. Die Steinpyramide und anderes, was Green auf der unbewohnten Insel Swallow fand (Petermann 1863, 486) sowie die 3' hohen Steinflächen von Korallenkalk auf Malden (eb. 1859, 187), sind schon erwähnt. Aehnliche Reste finden sich, jetzt gänzlich unbenutzt, auf Hawaii und Tahiti (Cheever 54; 61; Ellis 1, 105). Auf den Markesasinseln fand Melville (2, 50—55) in den oberen unbesuchteren Gegenden des Taipithales eine ungeheure Terrasse, 300' lang, 60' breit aus enormen Steinblöcken gebaut, deren einzelne 10—15' lang und hoch sind. Ihre Seitenflächen sind ganz glatt, aber ohne Meisselspuren; ohne Kalk sind sie auf einander gelegt und mit Gestrüpp und sehr alten Bäumen durchwachsen. Ringsher finden sich (wie auch sonst im Thal zur beliebigen Nutzung für Jedermann) eine Menge Steinflächen, auf welchen man Wohnungen aufzubauen pflegt, und welche so schön sind, wie man sie jetzt nicht mehr errichtet. Sie sollen „vor vielen Monden" an einem Tag erbaut sein, die Terrasse aber von den Göttern beim Weltbau mit aufgeführt sein. Ebenso fand Mörenhout (1, 124) auf dem jetzt unbewohnten Marutea (Lord Hood) parallel gestellte Mauern aus Korallenkalk, welche auf frühere Bewohner schließen lassen. Auf Mangarewa sollen gleichfalls (Caret bei Michelis 46) sehr alte Baudenkmale sich finden, Mauerwerk aus ungeheuren Blöcken „einer weichen (?) Steinart, die auf dem Meeressande wächst." Das Ganze lag im Sande vergraben; uralte Bäume wurzelten in

den Steinfugen. Nach Lesson (Mang. 110) waren die Mauern mit Mörtel aufgeführt. Eine uralte aus großen Steinen gebildete Steinfläche, welche jetzt zerfallen ist, befindet sich auf dem Pik von Pitkairn; eine alte große Bildsäule von guten Verhältnissen, deren Büste allein 3' hoch ist, liegt umgestürzt daneben und früher sollen auch mehrere solcher Bildsäulen dagewesen sein (Mörenh. 1, 53). Steinäxte, den tahitischen ähnlich, so wie einen Schleifstein fanden die Meuterer der Bourty auf der Insel vor (Beechey 83), so wie rohe Zeichnungen an den Felsen, deren eine ein Menschenbild und einen Kreis darstellte, ähnlich den Darstellungen, welche man auf den neuen Hebriden und Salomosinseln gefunden hat; sie sind in einer Felsenschlucht ausgeführt und existiren noch (Ausland 1855, 163 aus den nouv. ann. d. voy.). Auch alte Gräber hat man daselbst gefunden, zwei Menschenskelette nebeneinander, deren Köpfe auf je einer Perlmuttermuschel lagen (Bennetts, 1, 57; Petermann 1856, 386). Pitkairn muß also schon sehr lange vor Adams und seinen Genossen Bewohner gehabt haben. Aehnliche Reste fanden sich auf Maitea (Mörenh. 1, 211). Auch die berühmten Bildsäulen Waihus gehören hierher, deren älteste Beschreibung wir Roggeween und seinen Gefährten verdanken (1721—2). Behrens (82) spricht (88) von vielen Götzenbildern am Strande, welche Menschen mit langen Ohren und einer Krone auf dem Haupt darstellten. Die holländische Beschreibung derselben Reise (tweejarige reyze u. s. w. 52) schildert und bildet die Statuen auf dem Titelkupfer ab als große hermenartige Felsblöcke mit einem Menschenkopf, der einen Kranz von mosaikähnlicher Arbeit trägt. Sie waren 30—40' hoch bei einer Schulterbreite von 8—10'. Chamisso (140) glaubte einige dieser Bildsäulen auf der Südostküste durch sein Fernrohr zu erkennen, während Kotzebue an der Südküste nichts, an der Nordküste nur die Piedestale noch vorfand (a. 1, 115). Lisiansky, der 1804 mit Langsdorff reiste, sah die Statuen noch auf der Westseite (56), wo sie jetzt gleichfalls verschwunden sind, Beechey (1, 41) sah nichts mehr davon, doch hält er kaum für möglich, daß die Eingeborenen mit ihren elenden Werkzeugen die Steine herbeigeschafft, bearbeitet und aufgerichtet hätten: sie umgeben die ganze Insel. Noch mehr fällt es ihm auf, daß man sie später wieder zerstört habe, und so kommt er zu der Ansicht, sie seien von einem früheren später verschwundenen Volksstamm aufgeführt. Da er schon nichts mehr

vorfand, so ist es auffallend, daß Du Petit-thouars 2, 225 von dunkelfarbigen pyramidalischen Steinen mit weißen Kapitälen und von 4 rothen Statuen mit weißen Steinen auf den Köpfen spricht. Auch Prichard 5, 147 erwähnt außer jenen Bildsäulen noch große cylindrisch aufgethürmte Steinhaufen daselbst. In ganz neuer Zeit aber will man (Palmer Schiffsarzt auf dem Topaze in the illustrated London News 1869, 20 März) in dem erloschenen Krater des Otu-iti auf Waihu viele solcher Bildsäulen gefunden haben, welche theils fertig dastanden, theils unfertig noch am Felsen fest oder abgetrennt aber noch nicht aufgerichtet waren; die Steinmeißel, womit die Figuren gemacht waren, lagen noch daneben. Die Statuen waren sehr groß, die Gesichter bis 20′ lang und Palmer, so heißt es, habe einige fürs britische Museum mitgenommen. Die Abbildungen zeigen lange schmale Gesichter mit edler etwas ägyptischer Physiognomie. Erregt nun die Abbildung so wie manches dieser Beschreibung große Bedenken, so wäre die Entdeckung, wenn auch nur Etwas daran wie die Angabe des Fundortes z. B. wahr ist, doch von großem Interesse. Palmer will auch ebendaselbst Steinbauten ähnlich den Dolmen gefunden haben, welche er für jünger als die Ankunft der Europäer hält: ein schmaler Gang führte in eine Halle, die 15 Schritt lang, 5′ breit und 6—7′ hoch war. Die Steine, mit welchen sie gedeckt war, waren mit Erde bedeckt, die Wände z. Th. mit bildlichen Darstellungen, unter denen auch Rosse genannt werden, geschmückt. Palmer weiß auch, daß sie unter dem König Tu-ku-yu gebaut sind. Diese Bauten könnten Grabkammern sein.

Mögen nun die letzteren Nachrichten wahr oder falsch sein: ganz gewiß ist die Annahme irrig, daß jene Bauten und Statuen von einem anderen älteren Volke errichtet seien. Solche Bildsäulen sind ächt polynesisch und waren ganz ähnlich nur kleiner und in Holz geschnitzt z. B. auf Neuseeland (Dieffenbach 2, 92), auf Hawaii (Kotzebue a 2, 13 Abbildung), auf Nukuhiva (Melville 1, 176 f.) und sonst häufig; ganz gewöhnlich war ihre Bildung hermenartig. Sie stellten Schutzgottheiten vor und standen stets am Rande des Heiligthums, der Insel, kurz des zu schützenden; man pflegte sie nach unglücklichen Ereignissen (Mörenh. 1, 358—61) besonders groß aufzustellen, allein man achtete sie nicht sehr, man zerbrach sie, wenn sie nicht den Willen thaten (Melville a. a. O., Meinicke 6, 36) — und so ist kein Grund sich zu wundern, wenn die Eingeborenen selbst sie wieder

vernichtet haben: war doch gerade auf Waihu schon Roggeveens Aufenthalt und später fast jeder andere Besuch der Europäer für die Eingeborenen so unheilvoll! Auch die Größe der Steine kann nicht auffallen, wenn wir bei Cook (3. Reise 1, 297) lesen, daß auf Lefuka in einen künstlichen 40' hohen sehr alten Hügel oben ein Stein eingelassen war, der 4' breit $3\frac{1}{2}$' dick 14' aufragte, während er zugleich ebensotief in der Erde steckte: er war, wie die Eingeborenen erzählten, von ihren Vorfahren als Erinnerungszeichen für einen verstorbenen König eingesenkt. Aehnliche Steine fanden sich auf einer unbewohnten Insel des Herveyarchipels (eb. 1, 232); und während Cook (eb. 2, 6) in neueren Bauten auf Tongatabu Blöcke von 12' Länge, 2' Breite und einem Fuß Dicke verwendet sah, fand Wilson (395) daselbst in älteren Bauwerken, die wie jene zu Nukuhiwa terrassirt waren, Felsstücke von 24' Länge 12' Breite und 4' Dicke, welche gut behauen aber gewiß lange vor Tasman mit Steinwerkzeugen verfertigt waren: die Eingeborenen gaben an, sie seien in Doppelkähnen von Lefuka hergeschafft. Auch in den heiligen Bauten zu Tahiti fanden sich riesige Baustücke: und haben wir es nicht schon ähnlich in Mikronesien gesehen? Dazu kommt, daß die Form aller jener uralten Bauten eine durchaus polynesische ist: denn solche Terrassen, solche umwallten Steinflächen, die oft sehr groß waren, fanden sich überall, wie wir noch sehen werden. Es ist also kein Grund anzunehmen, jene alten Denkmäler seien von einem anderen Volk: wohl aber zeigen sie, daß früher die Polynesier eine kräftigere und unternehmendere Nation waren als später, wie wir dieselbe Erscheinung schon in ihrer Sprache fanden und bei der Specialbetrachtung ihres Lebens auch sonst noch finden werden. Dazu stimmt sehr genau, daß wir im Westen des Ozeans, wo die Bevölkerung kräftiger geblieben ist, solche mächtige Werke aus viel späterer, ja aus ganz neuer Zeit finden.

Auch sprachliche Alterthümer müssen wir berühren. Es gibt nämlich auf Neuseeland (Thomson 1, 80) eine dem Volk unverständliche heilige Sprache, die aber auch die Priester, welche sie anwenden nicht mehr recht verstehen; ebenso auf Tahiti und Hawaii (Chamisso 46; Mörenh. 1, 484), auf Mangarewa (Jaquinot bei d'Urville b Zoologie 261) und da jene alten Lieder auf Tahiti hauptsächlich im Besitz des Areois waren, einer religiösen Gesellschaft, die wir zu Nukuhiwa und Rarotonga gleichfalls finden, so kam man auch hier

Spuren einer solchen Sprache erwarten. Auch auf Tonga und Samoa finden wir sie: Mariner gibt 2, 217 einen Satz in derselben, der ihm und den meisten Tonganern unverständlich vorkam. Allein alle jene Sprachen sind nichts als ältere Niedersetzungen der Mundart, welche auf der betreffenden Insel sich später weiter entwickelt hat. Sie stehen daher dem Gemeinpolynesischen einer früheren Epoche nahe, wie man an dem aus Mörenhaut oben mitgetheilten Texte schon deutlich sehen kann; für Tonga hat dies Schirren 50—51 (Note) an jenem Satz Mariners sehr gut nachgewiesen und Dieffenbach (2, 306) sagt dasselbe von den Maoriliedern, was auch durch Greys Sammlung ganz bestätigt wird.

Etwas anders verhält es sich mit der doppelten Sprache, die zumeist in Westpolynesien (Tonga, Somoa und ebenso Fidschi) vorkam, indem hier neben der gewöhnlichen Umgangssprache noch eine Sprache der Höflichkeit herrscht, welche man gegen Vornehmere anwendet (W. v. Humboldt 3, 452; 2, 295; Erskine 107 gibt Proben). Man könnte hier an den Rest einer Sprache der Besiegten denken, ähnlich wie ja die Weibersprache der Cariben (vergl. den vierten Band dieses Werkes 355 f.) manches aus der Sprache der (den Cariben nahverwandten) Völker erhalten hat, welchen jene die Weiber raubten. Allein dann müßte die vornehme Sprache die geläufigere und reichlichere, die Volkssprache eine trümmerhaft gemischte sein, was keineswegs der Fall ist: vielmehr weicht jene Höflichkeitssprache nur in einzelnen Ausdrücken von der Volkssprache ab und was Wilh. v. Humboldt (1, 53 f.) von der vornehmen und gewöhnlichen Sprache einzelner Völker Malaisiens (Javaner, Malaien, Batta, Bali vergl. das 1. Heft dieses Bandes 12—13) sagt, gilt auch von Polynesien. Die abweichenden Ausdrücke, welche man gegen Vornehmere gebraucht, sind nur gewählter und dadurch höflicher. Ulu heißt Kopf im Malaiopolynesischen; spricht man aber in Tonga mit einem Vornehmen, so nennt man den Kopf langi, „Himmel," oder fofonga, von fonga Gipfel, Scheitel; samoan. heißt ati sterben, vom Häuptling aber sagt man ma-liu abscheiden, gehen. Die Fürsten werden abgöttisch verehrt: was sie berühren, ist heilig und dem gemeinen Brauch entzogen. Deshalb wählte man auch in der Anrede an sie besonders feierliche Worte — ein Gebrauch der von der byzantinischen Gesuchtheit unserer Hofsprache wenig verschieden ist. Daher stammt auch der merkwürdige Gebrauch, die Worte, welche den Namen des

Herrschers bildeten oder zu bilden schienen aus der Sprache so lange ganz ausfallen zu lassen, als jener Herrscher lebte. Ja Tamehameha soll (Cham. 46.) bei der Geburt eines Sohnes bestimmt haben, daß die ganze Sprache geändert würde, daher denn die Fürsten, weil die Sache nicht durchzuführen war, jenen Sohn und damit die Neuerung aus der Welt schafften. Allein auch diese Sitte, so auffallend sie auch ist, hat durchaus nicht bemerklich in Wesen und Wortschatz der Sprachen eingegriffen. Man hob das Tabu, das auf diesem Namen lag, auf oder es erlosch von selbst und auch bei den neu eintretenden Worten ist nicht an einen fremden Sprachstoff zu denken — wo sollte er hergekommen, wie verstanden sein? — man nahm vielmehr seltenere Synonyme der eignen Sprache, die jedem verständlich, wenn auch nicht gerade geläufig waren. (Vergl. Wilh. v. Humboldt 1, III). Wenn die Fürsten auf Hawaii eine Sprache für sich hatten, welche sie abänderten, sobald die Ausdrücke dem Volke bekannt wurden (Jarves 34): so kann diese Sprache in keinem anderen Verhältniß gestanden haben als etwa die Studentensprache bei uns, deren Ausdrücke gleichfalls leicht veränderlich sind. Und so haben wir in dieser letzteren Nachricht, welche Jarves, wie es scheint, aus einheimischen Quellen entnommen hat, wohl den Schlüssel zu jener ganz unglaublichen Nachricht von Tamehamehas Sprachumänderung: nicht die Volkssprache wollte er umändern, denn dieser Gedanke konnte doch auch einem Könige von Hawaii trotz seiner polynesischen Allmacht nicht kommen; wohl aber konnte es ihm einfallen, jenes Jargon des Adels umzugestalten und der Adel tödtete das Kind, weil er ein so gewaltiges und gewaltsames Eingreifen eines Einzelnen, und wenn es auch der König war, vereiteln wollte. Auch die sprachlichen Alterthümer geben also nicht den mindesten Beweis für eine frühere Urbevölkerung des polynesischen Gebietes an die Hand: im Gegentheile zeigen sie nur, daß schon in frühester Zeit die Sprache aller dieser Inseln eine rein polynesische war, ohne fremde Einmischung. Fanden aber die ältesten Einwanderer Urbewohner mit einer fremden Zunge vor, so müßten die ältesten Sprachreste nothwendigerweise fremde Bestandtheile aufweisen, denn jedenfalls hätten die später Unterdrückten doch nicht so auf einmal vernichtet und vertilgt werden können, daß sie nicht noch eine Zeit lang mit den Siegern wenn auch als Sklaven gelebt und irgend welchen Einfluß auch auf diese gehabt hätten. Die Eigennamen der Inseln, der Berge, der Flüsse — nicht der

Naturprodukte, da diese alle sich im Westen heimisch finden — würden dann doch wenigstens zum Theil aus der Sprache der ersten Bewohner übrig geblieben sein. Aber auch davon zeigt sich nicht die leiseste Spur. Auch sage man nicht, daß jene altpolynesischen Sprachreste, jene Lieder auf Tonga und Tahiti aus so junger Zeit stammten, daß als man sie abfaßte schon alle fremden Elemente, welche in früheren Epochen sich vorgefunden hätten, verschwunden gewesen seien. Denn erstens, wie will man dann jene fremden Elemente überhaupt nachweisen? Und zweitens, bei der beispiellos conservativen Beharrlichkeit der polynesischen Sprachen ist eine solche Annahme vollkommen unmöglich. Diese Beharrlichkeit aber ist ethnologisch eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf die man nicht genug hinweisen kann, wenn sie sich auch durch die Naturbeschaffenheit des Gebietes vollständig erklärt; gerade dadurch jedoch, daß sie in dieser Naturbeschaffenheit ihre volle Erklärung findet, wird sie außerordentlich belehrend ebensowohl anthropologisch für die Geschichte und das Wesen der Menschheit, als auch linguistisch für die Geschichte und das Wesen der Sprache. Wir sahen uns gezwungen (S. 215), die Einwanderung der Neuseeländer in ihre jetzige Heimat noch vor das Jahr 1000 vor Christi Geburt zu setzen; und dennoch stimmt das Neuseeländische mit dem Tahitischen und Hawaiischen, mit den fernsten Endpunkten Polynesiens aufs genaueste überein, sowohl was Wortschatz und Lautgestalt, als was Form und Syntax der Sprache betrifft; wobei die konsonantischen Abschwächungen des Hawaiischen zwar nicht zu vergessen, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen sind. 3000 Jahre erhielten sich also die Sprachen auf derselben Entwickelungsstufe fast ohne Aenderung und doch in fortwährendem Leben! Damit vergleiche man die Entwickelungsgeschichte der Indogermanen und erwäge was aus diesen geworden wäre, wenn sie in polynesischer Natur hätten leben müssen — wohlverstanden, wenn sie dort hätten leben müssen vor jeglicher höherer Entwickelung, zu welcher sie im Laufe der Zeiten durch ihre wechselvollen Schicksale erzogen sind; denn jetzt freilich, auf der Stufe der Cultur, die sie heut zu Tage inne haben, bietet ihnen auch die dortige Natur natürlich kein Hindern mehr.

Wir können nicht alle die Folgerungen, die sich an diese Betrachtungen knüpfen, hier zu Ende führen, begnügen uns vielmehr einstweilen damit, darauf hingedeutet zu haben, um sie vielleicht später aufzunehmen und auszuführen. Aber zweierlei müssen wir hier noch er-

wähnen, indem wir uns zu den Polyneſiern zurückwenden. Einmal alſo zeigt ſich aus dem Vorſtehenden uns wieder daſſelbe Ergebniß, zu welchem wir oben (Seite 33) ſchon gelangten, daß die polyneſiſche Sprache durchaus keine Miſchung mit irgend welchen fremden Elementen zeigt, daß wir alſo auch hier bei der Betrachtung der ſprachlichen Alterthümer nothwendig zu dem Schluß gelangen müſſen: Die Polyneſier ſind die erſten Bewohner ihres Gebietes, welches bis dahin unbewohnt oder wenigſtens zur Zeit ihrer Einwanderung völlig menſchenleer war. Zweitens aber können wir wenn irgendwo dann bei dieſer Betrachtung erkennen, von welch' ungemeiner Lebenskraft der Stamm der Polyneſier und wenn wir vom ſpeciellen Falle einen weiteren Schluß machen dürfen, die Menſchheit im Allgemeinen iſt. Denn in einer ſo ungünſtigen Naturumgebung, in ſo völliger Iſolirtheit haben es die Polyneſier vermocht, ſich zu der Stufe der Bildung und des Lebens zu erheben, welche wir im folgenden Band betrachten wollen. Und nicht blos ſich zu erheben vermochten ſie: ſie haben ſich auch, was viel bedeutſamer iſt, im großen Ganzen auf dem errungenen Standpunkt gehalten. Denn wenn wir auch, wie ſich ſpäter genauer zeigen wird, ſchon einen mehr oder minder deutlichen Verfall in einzelnen Zweigen ihres Lebens ſehen werden, ſo iſt einerſeits dieſer Verfall doch ſicher erſt in den letzten Jahrhunderten eingetreten und keineswegs ſehr weit vorgeſchritten, andererſeits ſehen wir auch mannigfaltige Keime einer neuen Entwickelung bei ihnen, welche aus den alten Zuſtänden Neues, Beßeres anſtrebten. So war der Stand der Dinge bei ihnen, als ſie mit den Europäern bekannt wurden: und erwägt man alles wohl, ſo muß man ſagen, dies Bekanntwerden konnte in keinem fruchtbareren, in keinem zweckmäßigeren Momente ſtatt finden. Ob es gute oder böſe Früchte trug, das lag nicht am Moment: es lag an der Tüchtigkeit nnd moraliſchen Kraft ſowohl der Polyneſier als auch namentlich der Europäer. Wir werden auch hierüber das Genauere im folgenden Bande ſehen.

Druck von Hüthel und Legler in Leipzig.

Druckfehler.

1. Abtheilung.

Seite 2 Zeile 18 v. o. statt p. III, 217 lies: p. III; II, 217.
„ 13 „ 13 u. 24 v. o. statt v. d. Funk lies: v. d. Tuuk.
„ 25 „ 14 v. u., S. 35, Z. 4 v. u. ist derselbe Fehler.
„ 172—3 Kolumnentitel statt Poesie des Panton lies: Poesie; das Panton.

2. Abtheilung.

Seite 90 Zeile 3 v. u. statt Kalge lies: Klage.
„ 110 „ 4 v. u. „ östlichen lies: westlichen.
„ 159 „ 11 v. u. „ Aquarin lies: Aguarin.
„ 173 „ 1 v. u. ist am Anfang der Zeile das Wort Kopf ausgefallen.
„ 207 „ 10 v. o. statt Haaviki lies: Havaiki.
„ 216 „ 5 v. u. „ öffentlichen lies: östlichen.
„ 224 Kolumnentitel „ Eigenthümer lies: Alterthümer.

Außerdem ist vielfach z. B. S. 203 Z. 18 v. o., 213 Z. 11 v. u., 218 Z. 4 v. u., 219 Z. 10 v. o., 4 v. u., 220 Z. 8 v. o., 221 Z. 7 v. o. u. s. w. fälschlich Nukahiva für Nukuhiva gedruckt.

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

10M-4-47

572
.45

Waitz., Theodor.

Anthropologie der naturvolker

702285

E	DATE	NAME	DATE

572
W14s
cop.3